3 1761 08097993 3

NR. 293 ERSCHIENEN AM 4. JÄNNER 1910 XI. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

Prozeß Friedjung. — Druck und Nachdruck. — Aphorismen. — Glossen.

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus.

391767
25491

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER EINZELNEN NUMMER 30 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL' WIEN—BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 18?

KARL KRAVS SPRVECHE VND WIDER-SPRVECHE

AP 30 F32 Nr. 293-314

Verlag ALBERT LANGEN München

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT VOM VERLAG ZU BEZIEHEN.
BROSCHIERT M 3.50, IN LEINEN GEB. M 4.50, IN HALBFRANZ GEB. M 7.50.

In zweiter Auflage erschien:

Sittlichkeit und Kriminalität

Erster Band der ausgewählten Schriften von **Karl Kraus**

Broschiert . . M 6.– Ganzleinen . . M 7.25

(L. Rosner, Wien und Leipzig)

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, der Verlag der ‚Fackel', Wien II/2, Hintere Zollamtsstraße 3 und das Berliner Bureau der ‚Fackel', Berlin-Halensee, Katharinenstraße 5, entgegen.

Im Verlage **Jahoda & Siegel,** Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3 erschien:

KARL KRAUS

Von **ROBERT SCHEU**

(Mit einem Bildnis)

40 SEITEN 8°, broschiert

Preis 80 Heller (80 Pf)

Die Fackel

Nr. 293 ENDE DEZEMBER 1909 XI. JAHR

Prozeß Friedjung

Von Karl Kraus

Austria in orbe ultima: in einer Welt, die betrogen wird, glaubt Österreich am längsten. Es ist das willigste Opfer der Publizität, indem es nicht nur glaubt, was es gedruckt sieht, sondern auch das Gegenteil davon glaubt, wenn es auch dieses gedruckt sieht. Seine Bevölkerung ist ereignisläufig. Aber sie erlebt das Ereignis nur als Meldung, und darum kann ihr die Journalistik die Ereignisse entwinden, die sie ihr eben erst verschafft hat. Die Welt rings liegt in der Agonie der Dummheit, aber sie weiß immer noch, was sie in der Hand hält. Österreich weiß es nicht. Heute ein Maulaufreißen, daß man glaubt, es tropfe von der Milchstraße herunter, morgen »Ah wos!« mit Achselzucken, übermorgen eine neue Sensation. In keinem Staat der Erde wäre diese Tragfähigkeit der Blamagen denkbar. Wohl, die Menschheit wagt es, sich nach der Nordpolgeschichte noch vor der Tierwelt zu zeigen, als ob nichts gewesen wäre. Aber es gibt eine Empfindlichkeit für die nationale Schande, und jeder Preuße wurde noch Jahre nach Köpenick schamrot. Österreich hat kein Gedächtnis. Nichts kann es aus dem Gleichgewicht bringen, weil es in fortwährender Erschütterung ist. Nichts tötet, die Lächerlichkeit macht populär, ein Zeitungsblatt deckt jede Schmach zu. Prozesse um die Privatehre dienen hier dem Beweis der Gefährlichkeit, in einen Krater eine brennende Zigarette zu werfen. Es ist alles Wurst: der

Grundsatz einer ordinären Genußphilosophie, die den Falstaff übertrumpft, indem sie der Ehre die Ehre erweist, sie zu den Viktualien zu zählen. Dieses öffentliche Leben, das auf der Grundlage der allgemeinen, gleichen und direkten Ehrlosigkeit beruht, empfindet manchmal das Bedürfnis, sich zu überzeugen, ob diese Grundlage auch sicher genug ist. Es expektoriert sich zuerst in moralischem Auswurf und wenn es dann den Schleim vom Boden wieder aufgeleckt hat, ist die Probe gelungen. Aber ihr habt doch gestern noch —? Mit solchem Vorhalt verschone man die stolze österreichische Bewußtlosigkeit, die weiß, was sie tut, wenn sie vergißt, was sie getan hat! Oder man versuche ihr vorzuhalten, wie oft sie in vierzehn Tagen eines politischen Prozesses die Farbe gewechselt hat: sie wird nicht rot werden! Man stelle die Leitartikel zusammen, die am Anfang und die am Ende waren, und man frage sich, ob irgendeine Bevölkerung der Welt den Geduldfaden aufbrächte, der die Extreme verbindet. Ob irgendwo anders binnen vierzehn Tagen die Konsequenz der Lüge so durchbrochen werden dürfte. Ob es nicht zu Straßenaufständen, Fenstereinwürfen, Verprügelung der Schriftgelehrten käme. Hier riefen sie: Österreich ist in Gefahr!, und die Menge sagte: Nein, so was! Dann riefen sie: Aber es war ja gar nicht in Gefahr!, und die Menge sagte: Nein, so was!

Aber sie respektiert nicht nur die Unverletzlichkeit jener Mauschelmajestät, die täglich zweimal als »Wir« zu ihr spricht. Sie jagt auch nicht jene Sitzredakteure des österreichischen Gewissens davon, die ihr erreichbar sind und deren Namen sie kennt. Wäre in irgendeinem Erdenwinkel, wo ein Volk zum Glauben an den politischen Hokuspokus erzogen wurde, eine Enttäuschung, wie die hier erlebte, ungestraft geblieben? Minister fallen, wenn's einem Lakaien beliebt, auf die Hintertreppe eine

Orangenschale zu legen. Hier hat man im Gerichtssaal die Worte gehört: »Durch diese Dokumente sollte vor Europa der Beweis erbracht werden, daß Österreich-Ungarn durch illoyale Verbindung Serbiens mit unlauteren Elementen unserer Monarchie genötigt gewesen war, zu den Waffen zu greifen.« Ein mißbrauchter Historiker sprach es, die Dokumente, die den Schartblick von Mittelschülern täuschen konnten, werden als Fälschung erwiesen, und der Mann, der den guten Glauben eines Historikers, einer Bevölkerung, Europas mißbraucht hat, ohne zu seiner Entschuldigung anführen zu können, daß er selbst nicht mißbraucht wurde, der Staatsmann, der das Opfer eines Operettenfälschers ist, Graf Aehrenthal, der für die Vorbereitungen eines Krieges und für die Beweise von dessen Notwendigkeit unser Geld nicht geschont hat, der unsern Glauben verbraucht hat, um unser Blut zu opfern, er verläßt uns nicht in den Stunden des Zweifels, er geht nicht zu den Eskimos, er, der Verurteilte dieses Prozesses, gibt uns keine Ehrenerklärung, und wir werden die Kosten bezahlen. Denn der Historiker Friedjung, der nur Dokumente von der Regierung nimmt, wird sich die Kosten nicht vom Ministerium zahlen lassen, sondern von der Neuen Freien Presse, die sie vom Ministerium erpressen wird.

Nicht daß die österreichischen Ereignisse keinen Grund haben, aber daß sie keine Konsequenz haben, ist trostlos. Es geschieht so viel, und es geschieht nichts: das ist die österreichische Geschichte, die Herr Friedjung nie zu schreiben imstande wäre, auch wenn ihm echte Dokumente zur Verfügung ständen. Das ist die österreichische Geschichte: daß im Konflikt des Zufalls mit der Dummheit Ereignisse entstehen. Daß Politik nicht gemacht, sondern kompromittiert und geduldet wird. Daß der Schwindel seine Hülle hinwirft und kein Österreicher den Glauben verliert.

Die internationale Diplomatie — ein Terrain, auf dem das Fallen eines Blattes ein Erdbeben zur Folge hat: hier kracht die Erde und kein Blatt fällt vom Baum. Die Sache ist interessant, man spricht davon, aber man zieht keine Konsequenz. Man würde sich mit dem Weltuntergang befassen, solange er aktuell wäre, aber man würde keine Konsequenz aus ihm ziehen. Hinausgeworfene tausend Millionen: wir haben Platz im Sack, um die Faust darin zu ballen.

Nicht die fünfzig kroatischen Kläger, deren jeder an Kopf, Ehre und Gesittung dem Durchschnitt dessen, was sich in Deutsch-Österreich auftut, überlegen ist, ein ganzes, nicht völlig kulturverlassenes Volk, das durch Jahrzehnte gequält wird und seiner Regierung dennoch den Gefallen nicht tun will, Hochverrat zu begehen, stand vor den Wiener Geschwornen. Wie schwächlich doch die Markierungen sind, deren sich die Justiz bedient, wenn sie einen weltgeschichtlichen Prozeß zu erledigen hat! Auf der Anklagebank sitzt nicht der ministerielle Verführer einer gelehrten Unschuld, dem es wahrlich noch immer besser anstände, den dolus für sich anzusprechen, als einem Mann der Wissenschaft die Entschuldigung des guten Glaubens. Auf der Anklagebank sitzen nicht die Verantwortlichen, die einen kostspieligen Kriegsplan auf teuren Fälschungen aufgebaut haben, sondern der verantwortliche Redaktionsdiener einer Zeitung, der die pflichtgemäße Obsorge vernachlässigt hat. Wenn nicht neben ihm Herr Friedjung das weltgeschichtliche Moment und die Wiener Geschwornen das Weltgericht repräsentierten, es gäbe einen zu grimmigen Kontrast der Verantwortlichkeiten. Auch der Vorsitzende ist bemüht, ihn nach bestem Wissen und Gewissen auszugleichen. Herr Wach hat eine heikle Aufgabe. Denn diesmal handelt es sich nicht darum, einen Raubmörder schuldig zu sprechen, sondern die Serben als Raubmörder zu entlarven. Alle Delikte sollen ihnen nachgewiesen werden, nur nicht, daß sie

Dokumentenfälscher sind. Es ist eine schwierige Situation. Wie soll man serbische Zeugen behandeln, die bedroht und eingeschüchtert wurden, ehe sie nach Wien kamen, und die dennoch gekommen sind und nicht einmal einen Meineid leisten? Wenn sie sich dazu hinreißen ließen, die Wahrheit lauter zu sagen, als notwendig ist, so herrscht man sie an: Mäßigen Sie sich!.. Stehen Sie ruhig!.. Wir sind hier in Wien!.. Und im Ton eines Unterlehrers ermahnt man einen Belgrader Zeugen, dessen Lebhaftigkeit der schlechten Sache gefährlich zu werden droht, nicht zu vergessen, daß er Gymnasialprofessor sei. Es ist ein schwierige Situation. Man hilft sich, indem man den Verdacht eines kroatischen Hochverrats unermüdlich durch den Beweis zu erhärten sucht, daß Serbien in Kriegsbereitschaft war. Echte Bomben waren mit falschen Dokumenten gefüllt, immer qualvoller wird die Gewißheit: so sucht man von den falschen Dokumenten auf die echten Bomben abzulenken. Der serbische Sektionschef, dessen schmucklose Aussage dem schönrednerischen Patriotismus österreichischer Historiker im Nu alle Vorwände erdrosselt, wird, nachdem er gesagt hat, was er sagen mußte, durch die Fragestellung behutsam an den Rand des Amtsgeheimnisses gebracht, damit die Herren Rauchfangkehrer auf der Geschwornenbank »aha!« sagen und den Eindruck haben, einer wolle nicht sagen, was er nicht sagen muß. Daß Serbien gegen Österreich war, will man wenigstens von ihm noch hören, wenn er schon unseliger Weise beeiden mußte, daß die Dokumente gefälscht waren. Und Aussagen, die im telegraphischen Wege bekunden, daß nie Gelder aus Serbien nach Österreich für Hochverräter, wohl aber aus Österreich nach Serbien für Dokumentenfälscher gekommen seien und daß diese sich für die ausgeworfene Summe die Sache zu leicht gemacht hätten, werden vom Vorsitzenden tonlos abgehaspelt; denn für Geschworne, die die Angeklagten ohnehin wegen offenbaren Patriotismus

freisprechen werden, sind derlei Indizien für die Unschuld der Kläger überflüssig. Was sie hören mußten, haben die Volksrichter gehört. Die Posaunentöne des jüngsten Gerichts klingen ihnen noch in den Ohren, mit denen dieser Vorsitzende den Kläger Supilo des Ehrenwortbruchs beschuldigte, als räudiges Schaf aus den Reihen der Kameraden stieß und die Korruption im Dienste des Vaterlands zu einem Beweis für Hochverrat herausarbeitete. Preßbestien, deren Fütterung teurer ist als die Handvoll Kronen, die dem kroatischen Journalisten ein Wichtigmacher nachgesagt hat, durften damals aufbrüllen: »Heute wurde im Gerichtssaale das Rückgrat des Abgeordneten Supilo zerbrochen«; und das Neue Wiener Journal, dessen Schere rein ist und das noch nie für Geld einen Artikel gestohlen hat, durfte versichern, daß »der Ekel vor einer solchen Korruption uns eine weitere Beschäftigung mit Herrn Supilo verbietet«. Viele sind in der Wiener Publizistik, denen im Gerichtssaal noch nicht das Rückgrat zerbrochen wurde oder die dieser Gefahr nur dadurch entgehen, daß sie nie eines gehabt haben. Der Vorsitzende kennt sie, nicht von amtswegen: als literarischer Dilettant gewährt er ihnen manchmal seine Mitarbeit. Er ist vielleicht mit der schlechten Journalistik auf zu gutem Fuß, um über die Verhältnisse, in denen Herr Supilo wirkte, ein unbefangenes Urteil abzugeben. Und der Verlauf des Prozesses hat bewiesen, daß Herr Supilo es noch immer nicht nötig hat, sich in die »Concordia« aufnehmen zu lassen. Aber selbst wenn es ihm ad personam gebührte, wenn es damals jenem österreichischen Gschaftlhuber glücklich gelungen wäre, ihn zu korrumpieren, an jüdisch-deutsch-österreichischen Maßen gemessen, scheint die südslawische Preßschande noch immer aller Achtung wert. Und solcher Korruption wäre sie unfähig, daß sie einer Justiz nach solchen Exzessen der Befangenheit Leitartikelehren erwiese, das Walten der öster-

reichischen Gerechtigkeit als die Lichtseite dieser welthistorischen Blamage besänge.

Aber was hat in einer Schlußstimmung zwischen Gloria in excelsis deo und Gut is gangen, nix is gschehn an Feilheit, Feigheit und Gefühlsschlamperei nicht alles Platz, wenn man noch dazu bedenkt, daß Weihnachten vor der Tür steht und neue Ereignisse auch dran kommen wollen? In einer Stimmung, in der die Instanzen und Autoritäten einander vor dem Publikum rekommandieren wie die Kaffeesieder bei einer Geschäftsübernahme; in einer allgemeinen Loyalitätswäsche, bei der selbst die Waschfrau des Landesgerichts schon auf das Sechserl wartet und angenehme Feiertäg wünscht. Männer, wie sie unter den Klägern und unter den Zeugen dastanden, wortknappe Anwälte einer verleumdeten Wahrhaftigkeit wie dieser Doktor Popovic, die »Serben in Wien«, die mühelos über den Wiener Intellekt gesiegt haben, — sie dürften froh gewesen sein, als sie diesem Charakterbrei den Rücken kehrten, aus dem keine Tat und kein Gedanke wächst. Keine materielle und keine geistige Konsequenz. Der Politik schadet's nicht, und die Wissenschaft wird von der Presse immer noch als Mitarbeiterin zugelassen werden. Der Sturz der Autoritäten wird im Gedränge nicht bemerkt. Aktuell sein ist alles. Und dennoch war's ein Krach, den man erst nach hundert Jahren hören wird. Jetzt werden sie weiter miteinander plaudern, wie auf dem Concordiaball, auf dem man die Wissenschaft im Zwiegespräch mit der Politik bemerkt, und nicht wissen, daß sie gestorben sind. Dieser ganze Schnickschnack aus den Achtzigerjahren, dieses Schönbartspiel des Gelehrtentums, diese Inzucht von Staatsgeschäftigkeit und Wissenschaftlhuberei, diese Bereitschaft, wenn's sein muß, für das Vaterland mit Phrasen zu kämpfen und »wenn's zu einem Waffengange mit dem Feind kommen sollte«, in der Neuen Freien Presse die Save zu überschreiten und »dem Serben eine

Schlacht zu liefern«, aus wissenschaftlicher Gutgläubigkeit gegenüber einem Blatt, das mit sich reden ließe, wenn der Serbe statt einer Schlacht rechtzeitig etwas anderes geliefert hätte —: das alles gibts ja gar nicht mehr. Dies Bündnis gehört in eben jene Zeit, in der Herr Friedjung noch die Neue Freie Presse bekämpfte und von ihr ein »feierlicher Tropf« genannt wurde. Heute, wo sie viel vaterlandsfeindlicher und der deutschen Kultur gefährlicher ist als Serbien, heute nennt er es im Gerichtssaal »nur eine Ehre«, ihr Mitarbeiter zu sein, oder was noch schlimmer ist, er muß es sich gefallen lassen, wenn sie den Satz in ihren Gerichtssaalbericht hineingefälscht hat. Wenn's überhaupt noch eine Empfänglichkeit für Enttäuschungen gäbe, wenn unsere Haut noch eine druckempfindliche Stelle hätte, dann wäre in diesem hochpolitischen Prozeß der schleißige Dreibund von Politik, Presse und Wissenschaft und jede der drei Ohnmächte für sich kaput gegangen. Wir werden doch nicht von einer Verschwörungsoperette das Gruseln lernen? Wir werden doch endlich von der kulturellen Nichtigkeit einer wissenschaftlichen Bedeutung überzeugt sein, die eine Dienstmannsleistung, die Übernahme von Protokollen, als wissenschaftliche Tat ausruft? Wir werden uns doch nicht länger von einer Gelehrtheit imponieren lassen, weil sie einen Umhängebart und eine Brille trägt, sich einen Nordpol so gut wie einen Hochverrat aufbinden läßt und zwischen Kopenhagen und Belgrad von jedem Kommis beschissen werden kann? Oder geht ein Riß durch die Persönlichkeit des Herrn Friedjung, weil er sich zufällig in eine so kitschige Katastrophe einließ? Sollte sie uns nicht vielmehr auch über die echten Werte eines Historikers aufklären? Daß hier zum Sitzfleisch der Wissenschaft noch die Übung des Berichterstatters kam, das brachte den Namen Friedjung in aller Mund. Historie ist zumeist die Wissenschaft jener Leute, die nicht imstande sind,

einen Leitartikel abzufassen. Herrn Friedjung eignet diese Fähigkeit in hohem Grade, und in der Art der vorigen Generation, die noch die Syntax beherrschte, aber dem Sprachgeist darum nicht näher war als die heutige, die mit Psychologie und Stimmung über ihr Unvermögen täuscht. In Prag dürfte diese Richtung eines rednerischen Geistes entsprungen sein, der in der korrekten Phrase sich befriedigt, dem Deutschtum zuliebe kein Komma verschluckt, Sprichwörter wie eine Prise Schnupftabak sich gönnt, »siehe da« sagt und selbst die Schlichtheit als Ornament trägt. Diese Sorte, die genau so schreibt wie sie spricht, weil sie so spricht wie sie schreibt, fern vom Schuß des Gedankens und von der Gefahr der erlebten Worte, bezog justament ihre Blutleere aus der Sphäre kriegerischer oder ritterlicher Vorstellungen. Es waren lauter »Kämpen«, die hier — anonym oder »mit offenem Visier« — in die Federschlacht zogen. Noch heute ist der Ton der Neuen Freien Presse auf diese temperamentlose Freude am Waffenhandwerk gestimmt, und darin erreicht ihre Berichterstattung über den Prozeß Friedjung geradezu eine künstlerische Höhe, daß sich hier wirklich das Phrasentum der Beschreibung mit dem Phrasengeist der Handlung deckt. Nicht nur daß das Auditorium jedesmal »mit lebhafter Spannung den fesselnden Ausführungen des Angeklagten folgte« oder daß dieser jedesmal »ein Netz von Fragen über den Zeugen warf« — solche Mittel sind im Kriege nicht verpönt —, typisch ist das folgende Stimmungsbild: »Zwischen den Parteienvertretern fanden heute schon bei den Verlesungen der Dokumente mitunter kleine Kämpfe statt, in die auch der Angeklagte Dr. Friedjung verwickelt wurde. Die Klingen wurden halb gezogen, es gab kritische Momente, und empfindliche Punkte des Beweisverfahrens wurden berührt. Aber bei aller Schärfe der Intention war doch eine gewisse Zurückhaltung im Ton wahrzunehmen, und auch über die Gereiztheit siegte noch

eine Beherrschung, ja eine chevalereske Form.« Das ist Sprache und Lebensstimmung des Dr. Friedjung. Fortiter in re, suaviter in modo; denn allzu scharf würde schartig machen. Warmblütig, jedoch maßvoll. Wenn er stolz erzählt, daß er noch mehr Dokumente habe und daß er mit dem Plan umging, sie ausgerechnet »während des Vormarsches unserer Truppen« in der Freien Presse zu veröffentlichen, um Europa zu überzeugen, daß »wir« nur infolge von Herausforderungen »zum Schwerte gegriffen hätten«, so kann man überzeugt sein, daß ihm das Anschauen kriegerischer Bilder zwar Vergnügen macht, daß er aber genug Geistesgegenwart besitzt, rechtzeitig zur Feder zu greifen und das Erlebnis den »Tausenden und Abertausenden unserer Brüder und Söhne« zu überlassen. Die daran hätten glauben müssen, weil Herr Friedjung an die Dokumente glaubte, und denen es nur deshalb erspart blieb, weil im letzten Augenblick »der Thronfolger Prinz Georg infolge der Tötung eines Dieners, den er mit den Stiefelabsätzen zertreten hatte, zur Niederlegung seines Rechtes auf die Erbfolge genötigt war«. Immerhin ein humanerer Vorwand, um einen Krieg zu unterlassen, als die Fälschung von Protokollen, um ihn zu führen.

Aber daß die Papiere, um die sich die Geister einer papiernen Welt geschart, durch einen Druckfehler beinahe Paniere geworden wären, bezeichnet die Gefährlichkeit dieses Handwerks. In den Redaktionen und Ämtern, in denen kein Gedanke zur Tat drängt, entspringen die bedenklichsten Anregungen aus der Phrase. Der Schmock wagt sich nicht vor die Tür, aber das Schmocktum erzeugt jene Räusche, denen der Jammer auf dem Fuß folgt. Wenn Herr Dr. Friedjung dieses Milieu meidet und die Gaben, die ihn in dessen Nähe führten, nur bei der Beschäftigung mit vergangenen Ereignissen verwendet, so wird ihm die Unkontrollierbarkeit der Tatsachen sowohl wie die Flüssigkeit der Darstellung den Ruf eines großen Historikers

erhalten. Es wäre eine Unehrlichkeit, wollte ich nicht offen zugeben, daß der »Kampf um die Vorherrschaft« zu jenen berühmten Büchern gehört, die ich nicht gelesen habe. Aber ich lasse mich köpfen, wenn ich nach der Lektüre anders über den Autor urteile; und wenn ein Mann der Wissenschaft darauf besteht, daß man ihm den guten Glauben attestiere, so ziemlich die einzige Qualität, die ihn in seinem Fach entwurzelt, so kann ich verlangen, daß man mir den guten Zweifel an einer Persönlichkeit einräume, von der ich nur ein einziges Dokument kennen muß, um auf die Unechtheit aller übrigen zu schließen. Und der grundsätzliche Zweifel an der Urteilsfähigkeit der heutigen intellektuellen Welt überhebt mich der Mühe, mich zu jedem einzelnen ihrer Ideale herabzulassen. Ich bin davon überzeugt, daß die journalistische Geläufigkeit in der Behandlung entlegener Dinge, die sonst der Schwerfälligkeit einer Fachwissenschaft ausgeliefert sind, hier die meisten täuscht und auch viele, die solche Qualität in der Behandlung aktueller Politik unerträglich finden. Und ich glaube, daß anderseits die zeitliche Entfernung als stoffliches Moment wieder dem Journalisten zugute kommt und aus ihm genau so einen Mann der Wissenschaft macht, wie sie aus ihm einen Novellisten machen könnte. Man glaubt gar nicht, wie stark die Hilfe stofflicher Distanz, sei es nun die des Ortes oder der Zeit, wirkt, um dem Schreibenden das Interesse des Lesers anzunähern. Wer über Bukarest schreibt, ist schon ein Dichter; das Talent beginnt in der Leopoldstadt. Warum sollte nicht, wer über Königgrätz schreibt, ein Historiker sein? Herr Dr. Friedjung hat nur die Unvorsichtigkeit begangen, die ruhige Wirksamkeit des Stoffes, der so viel für ihn getan hat, den Gefahren des Zweifels preiszugeben, indem er sichs einfallen ließ, in der stofflichen Welt des Tages, die so leicht überprüfbar ist, literarische Ehren zu suchen. Oder um mich in seiner Sprache auszudrücken, es war verfehlt, vom Piedestal der Wissenschaft in die

Arena der politischen Kämpfe hinabzusteigen. Man könnte leicht den guten Glauben an seine historischen Quellen verlieren, wenn man erfährt, wie die der Gegenwart beschaffen sind. Man mag befürchten, daß auch von jenen am Ende nichts übrig bleibt als der gute Glaube des Historikers. Zumal wenn man ihn im Gerichtssaal als einen Beweis seiner Gewissenhaftigkeit anführen hört, daß er die Telegramme zwischen Benedek und dem Kaiser vom früheren Generalstabschef Grafen Beck erhalten habe. Die Dokumente des serbischen Hochverrats nämlich habe er von Männern erhalten, »die dasselbe Vertrauen verdienen« wie der Graf Beck. Das ist am Ende wahr. Es ist wahr, daß der jetzige Generalstabschef (jener Conrad v. Hötzendorf, dessen Name unbedingt nach einer Schlacht an der Drina zum Gebrauch für Mittelschulen rief) die Dokumente geprüft hat; es ist wahr, daß sie sich als gefälscht herausgestellt haben; und es ist also zum mindesten gefährlich, die Quelle älterer Dokumente, die schon ihre Schuldigkeit getan haben, noch zu nennen. Freilich behauptet Herr Dr. Friedjung, ein gewisses Vertrauen müsse ein Historiker für sich in Anspruch nehmen können. Denn sonst würde niemand glauben, daß Alexander der Große gelebt habe. Wir wüßten es nur, weil es uns die alten Geschichtsschreiber erzählt haben. »Aber wir glauben und vertrauen ihnen.« Nun, ich würde nach den Ergebnissen des Prozesses Friedjung auch in diesem Punkte zur Vorsicht raten. Und es war um so bedenklicher, die Glaubwürdigkeit der Quelle, der Herr Dr. Friedjung den Depeschenwechsel 1866 verdankt, mit der Verläßlichkeit jener andern, welcher er die serbischen Protokolle verdankt, zu vergleichen, als zum Beispiel ein Gespräch, das der Graf Beck im Jahre 1904 mit dem General Kuropatkin in Österreich gehabt und das der Graf Beck dem Herrn Dr. Friedjung in einer Gesellscheft erzählt hat und das Herr Dr. Friedjung in einer vaterländischen

Revue veröffentlicht hat, vom General Kuropatkin mit der Behauptung dementiert wurde, er sei im Jahre 1904 gar nicht in Österreich gewesen. Nun ist es ja ebensogut möglich, daß der General Kuropatkin die Unwahrheit sagt, wie es sicher ist, daß der Graf Beck ein steinalter Herr ist. Aber wir haben aus dem Prozeß erfahren, wie von einem schlichten Alibi eines Belgrader Professors die ganze Herrlichkeit hochverräterischer Dokumente abhängt, die uns vor Europa genötigt hätten, »zum Schwerte zu greifen«. Herr Dr. Friedjung hat sich freilich auch in dieser Angelegenheit als Historiker, der der Wahrheit die Ehre gibt, bewährt. Er war, wie die Zeitungen versicherten, »gewissenhaft« genug, zuzugeben, daß der Professor Markovitsch an jenem 22. Oktober, da er in Belgrad zum Krieg trommelte, in Charlottenburg, Grohlmannstraße 30 sich aufhielt, nachdem dies vom dortigen Polizeipräsidium bestätigt worden war und der Historiker der Beweiskraft eines Meldzettels nicht widerstehen konnte. Er ist — auf dieser Feststellung bestand er beim Ausgleich — »kein Klopffechter«. Niemand darf ihm jene Eigenschaft bestreiten, die er »Rechtschaffenheit« nennen würde. Und daß ein Belgrader Strafrechtsprofessor anstatt Bomben zu werfen gerade am entscheidenden Tag einem Vortrag des Doktor Lilienthal in Berlin beigewohnt hat, das zu wissen oder an eine solche Möglichkeit auch nur zu denken, ist wirklich nicht Sache eines Historikers. Nein, an dieses Datum mußten sich keine Zweifel heften. Und auf jene sentimentalen Phrasen der Dokumente, von denen Professor Masaryk sagt, sie seien nicht einmal die Sprache eines Gymnasiasten, konnte gerade er hineinfallen, denn er selbst würde sich erforderlichen Falles nicht scheuen, in einem Geheimprotokoll vom »goldenen Prag« zu sprechen. Was er aber als Historiker zur Grundlage seiner Forschung machen konnte, das waren die zwei Daten: der kroa-

tischen Wahlen und der serbischen Anleihe. Hier war Wink und Möglichkeit einer Prüfung. Hier war es dem Historiker erspart, zum Dienstmann zu werden, der einen Auftrag des Herrn v. Aehrenthal in einer Redaktion abgibt, wenn nicht gar zum Polizeimann, der ihn an die zuständige Behörde leitet. Denn daß man die Wissenschaft mit Protokollen so hineinlegen kann wie die Neue Freie Presse mit einem Erdbebenbericht, den sie für echt hält, weil darin von kosmischen und tellurischen Erscheinungen die Rede ist, das hat der Spaßvogel in Belgrad gewiß nicht geahnt. Er hat für Geld sein Pensum geliefert, aber nicht geglaubt, daß sich sogar die Wissenschaft dafür interessieren werde. Das Versprechen des Herrn Dr. Friedjung, dem man die Fehlerhaftigkeit jener beiden Daten vorhielt: er werde sich informieren, ist die prägnanteste Zusammenfassung der Pflichten eines Historikers. Ich habe keinen Respekt vor dem Handwerk. Nicht vor seiner Wichtigkeit, nicht vor seinem Ernst und nicht vor seiner intellektuellen Höhe. Ich war dabei, als die Wissenschaft vor dem logischen Einmaleins versagte, und der Überlegenheit nichts anders übrig blieb, als sich mit dem stereotypen »Es ist doch merkwürdig—« den Bart zu streichen. Da der Sektionschef Spalajkowitsch, auf dessen Entlarvung durch Herrn Dr. Friedjung alle Welt gespannt war, ja, ja und nein, nein sagte, was drüber ist, aber für übel hielt, holte die Wissenschaft zu einer merkwürdigen Frage aus. Der Abgeordnete Masaryk hatte in einer Rede gesagt, daß die Mitglieder der Koalition kein Geld von der serbischen Regierung bekommen haben; wenn der serbische Sektionschef jenen Bericht an seinen Minister, der von der Bestechung handelt, verfaßt haben soll, dann müßte Herr Spalajkowitsch die 12.000 Franken eingesteckt haben. Es ist klar, daß der Redner aus der Unmöglichkeit der Unterschlagung auf die Unmöglichkeit des Berichtes schließen wollte. Aus einem logischen Argument

wird nun unter den Händen eines Historikers ein ethisches Gravamen, und Herr Friedjung glaubt, Masaryk habe aus der Tatsache des Berichts auf die Möglichkeit der Unterschlagung schließen wollen. Der slawische Abgeordnete hat also bloß die Kroaten — sie nahmen kein Geld, weil sie keins bekamen — heraushauen, aber die Serben als Werber des Hochverrats und zugleich Diebe — sie gaben kein Geld, weil sie es nahmen — hinstellen wollen. Masaryk habe »eine Vermutung« ausgesprochen: »darf ich den Herrn Sektionschef bitten, sich über diese Vermutung zu äußern?« Herr Friedjung erklärt, er wolle, wenn der Zeuge ihm den Gefallen erweist, »die Möglichkeit dieser hypothetisch ausgesprochenen Vermutung«, also die Defraudation zuzugeben, den Herren Klägern eine Ehrenerklärung ausstellen. Allgemeines Gelächter und Zwischenrufe, die aber der Vorsitzende nicht mehr mit der Mahnung »Meine Herren, wir sind hier in Wien«, zurückweist, weil diese Formel zu oft schon dem Chor der Kläger als Retourkutsche gedient und weil sie zu offensichtlich sich als eine Bitte um Entschuldigung für Schwachsinn und schlechte Manieren herausgestellt hat. Aber man wartet mit Ungeduld, bis sich die Antwort des Zeugen durch das Sprachrohr des Dolmetsch an unser Ohr ringt. Sie läßt keinen Zweifel darüber, daß er die Frage nicht als eine Kriegslist des Gegners, sondern als geistiges Armutszeugnis auffaßt. Herr Dr. Friedjung ist zu rechtschaffen, um einen Zeugen mit solchen Manövern bei den Geschwornen herabsetzen zu wollen. Er hat im guten Glauben gehandelt. Es war wirklich eine Enthüllung, jene, die er nicht schuldig bleiben konnte, nachdem er vor dem Eintreffen des Sektionschefs Spalajkowitsch das Versprechen abgegeben hatte: »Während ich meinen Rechtsstreit mit den Klägern, die meine Mitbürger sind, mit Schonung durchführen möchte, werde ich gegen diesen Spalajkowitsch als den Feind meines Vaterlandes schonungslos vorgehen und ihm für seine diplomatische

Laufbahn einen Geleitbrief mitgeben, der ihm in Zukunft noch sehr unbequem sein wird!« Und siehe da: er brachte zunächst vor, daß der serbische Sektionschef in Bosnien einen Schwiegervater habe, der kein so großer österreichischer Patriot ist wie der Dr. Friedjung und daß der Schwiegersohn wahrscheinlich nichts dazu tut, den alten Mann von dieser Verirrung abzubringen. Und da dies nicht wirkte, holte Herr Dr. Friedjung die Vermutung des Professors Masaryk »aus dem Köcher«. Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt, und nicht mit der kroatischen Koalition! Herr Friedjung spricht gutes Burgtheaterdeutsch. Sein Organ ist sonor, erinnert an Herrn Schreiner, und die verwaiste Rolle des Ottokar v. Horneck (»Dies Österreich, es ist ein gutes Land«) schreit nach ihm. (»Ottokar von Steiermark, irrtümlich auch O. von Horneck genannt, Geschichtschreiber aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Dienstmann eines Herrn von Liechtenstein. Schrieb eine Reimchronik, die reich ist an ausführlicher Erzählung merkwürdiger Ereignisse, an Schilderung von Tournieren und Schlachten, wofür er reichhaltige Quellen benutzt, auch von Augenzeugen manche Mitteilungen erhalten hat. O. zeigt sich als ein in kirchlichen und politischen Dingen sehr freisinnig denkender Mann, weiß aber Gerücht und Fabel von wirklicher Geschichte nicht zu unterscheiden.«) Es ist doch merkwürdig —: daß ihm an keiner Stelle seiner Verteidigungsrede das Zitat eingefallen ist »Der Österreicher hat ein Vaterland u. s. w.« Nie hätte er den Gegner durch Tücken und Ränke bei den Geschwornen schlecht gemacht; aber daß ein echtes patriotisches Gefühl, wenn's nun einmal da ist, die naheliegende Wirkung zu Gunsten seines Besitzers »verschmähen« sollte (mit offenem mäh auszusprechen, Schule Strakosch), das sehe ich wirklich nicht ein. »Ich stehe hier in einem Kampfe«, rief er, »in dem ich alles zu beweisen habe, was in dem heißumkämpften Artikel der Neuen Freien Presse stand«: gegenüber

solchem Unrecht, daß man von gesetzeswegen genötigt ist, den Hochverrat, den man einem vorgeworfen hat, auch zu beweisen, darf man schon seine eigene Vaterlandstreue — wie sagt man doch — ins Treffen führen. Und wenn man noch dazu von den treuesten Dokumenten im Stich gelassen wird und zum Schluß sich gar die Berliner Polizei dreinmischt, dann beginnt man die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder nebst Bosnien und der Herzegowina ans Herz zu drücken, und wenn man bisher Patriot aus Notwehr war, so wird man jetzt Patriot aus Überzeugung, und ist »berechtigt, zu erklären«, daß die Dokumente schon deshalb von der Wissenschaft anerkannt werden mußten, weil sie auch höchststehenden Persönlichkeiten vorgelegen waren. Wahrscheinlich hätten die Geschwornen auf diese Eröffnung hin mit dem Freispruch gegen Herrn Dr. Friedjung vorgehen müssen. Wegen lückenlos bewiesener Vaterlandsliebe (sprich Patratismus). Da aber die Wissenschaft diese Ehrenrettung nicht überlebt hätte, zog sie es vor, sich mit den Feinden des Vaterlands auszugleichen. Sie hatten kein leichtes Spiel mit diesem Historiker. So wohlfeilen Kaufes ließ er sie nicht ziehen: sie mußten sich zum Zugeständnis bequemen, daß er ein Patriot sei und ein Mann des guten Glaubens.

»‚Noch nicht!‘ ‚Vielleicht doch!‘ ‚Es spießt sich!‘ ‚Es wird nichts draus!‘ ‚Gemacht!‘« Es waren bange Stunden, ehe es dazu kam, und die Zeitungen haben uns mit dem ganzen Aufwand der für solche Zwecke vorrätigen Plastik das Kommen und Gehen der Parteien, das Summen und Surren des Auditoriums, das Munkeln und Mogeln der um den Ausgleich bemühten Autoritäten geschildert. Als endlich Herr v. Bärnreither, ein Fachmann für Loyalität, Unverbindlichkeit und Entgegenkommen, den der Präsident ins Beratungszimmer gebeten hatte, mit den Worten herauskam: »Geduld bringt Rosen, aber auch zerrissene Hosen!«, da war der Bann gebrochen, und man wußte, daß nun bald alle Weihnachtsglocken

läuten würden. »Eine Bemerkung, die viel Heiterkeit erregte«, hieß es in den deutschen Blättern. Im andern Lager wurden nachher Bemerkungen laut, die weniger nach der Gemütlichkeit einer politischen Kinderstube rochen, in der die Blamagen an den Christbaum gehängt werden. Der serbische Minister des Äußern zum Beispiel meinte, es habe »immer und überall freiwillige und übereifrige Vaterlandsretter gegeben, die den Gänsen des Kapitols den Rang abzulaufen suchten«. Fragt sich nur, wo die besseren Federn zu finden sind. Und der Präsident des kroatischen Landtags wollte wissen, ob das Vaterland denn nicht zufrieden sei, daß die Südslawen ihm ihr Blut geopfert haben, und ob es wirklich auch den moralischen Tod seiner Söhne fordere. Die Neue Freie Presse aber, der es seitdem die Rede verschlagen hat, hielt das »Vertrauen zur österreichischen Justiz« hoch, in welchem sich jene »nicht getäuscht« hätten, denen man zuerst den Hochverrat bewiesen und dann gnädig erlaubt hat, sich gegen den Verdacht zu wehren.

Die Kroaten und Serben in Österreich haben es vorgezogen, dieses Vertrauen nicht der Belastungsprobe eines Geschwornenurteils auszusetzen. Im Umgang mit jenen »Vertrauten«, die die Regierungen dort unten auf das politische Leben loslassen, haben sie es gelernt, der Verläßlichkeit eines solchen österreichischen Gefühls zu mißtrauen. Eine Staatsweisheit, die »Umtriebe« erzeugt, um sich vor ihnen zu fürchten, und die nur an Bomben glaubt, welche sie mit Akten belegt sieht, hat dafür gesorgt, daß in Kroatien auf jeden Bürger zwei Konfidenten kommen. Man versäuft Staatsgelder, um die weißen Mäuse zu sehen, von denen man so viel schon gehört hat. Von der Vorstellung, daß es Umtriebe gibt, lebt dann die Geschichtsschreibung, und dem Herrn Dr. Friedjung »gebührt das Verdienst, am Vorabend eines Krieges auf sie aufmerksam gemacht zu haben«. Dem Tritt eines serbischen Prinzen verdanken wir, daß es beim Vorabend geblieben ist. Aber vielleicht wäre es nicht einmal

dazu gekommen, vielleicht hätte uns der Graf Aehrenthal rund eine Milliarde ersparen können, wenn er sich rechtzeitig die Lust verkniffen hätte, Umtriebe zu sehen oder auf sie aufmerksam machen zu lassen. Hätte der Kammerdiener des Prinzen Georg nicht gezeigt, wie man fürs Vaterland stirbt, die Österreicher hättens lernen müssen, und die Dokumente des Herrn Dr. Friedjung hätten dann jene Männer auf den Richtplatz geführt, die heute aus einem Beleidigungsprozeß ihre Ehre gerettet haben. Sie hätten das Schicksal der »Agramer Hochverräter« geteilt, deren Opferung jetzt den Schlaf der vaterländischen Dokumentenjustiz zu stören beginnt. Denn der Betrieb der vaterländischen Dokumentenfabrik, den Männer wie der Sektionschef Nikolić enthüllt haben, ist gestört. »Man soll uns vorhalten, was gegen uns spricht, man soll uns untersuchen vom Scheitel bis zur Zehe, wir werden uns ausziehen vor den Wiener Geschwornen.« Schande genug, daß diese typische Prozedur vor den Augen der Rauchfangkehrermeister und Gemischtwarenverschleißer auch in solchem Falle notwendig war. Diese unerwünschten Zuschauer riefen, soweit sie der Verhandlung folgen konnten, den Klägern zu: »Geben Sie uns Beweise!« Und jene gaben Beweise, wiewohl sie dazu nicht verpflichtet waren. Es war ein fürchterliches Reinemachen vor den Feiertagen. Vor dem österreichischen Justizskandal eines Freispruches blieben wir bewahrt. Der Skandal, der über den politischen, wissenschaftlichen und journalistischen Autoritäten zusammenschlug, wird erst aufstinken. Die Frage, was die Vertreter dieses Staates im Balkan machen, ist aufgebrochen. Man gibt zu, daß das Huren eine schöne Beschäftigung ist, möchte aber einmal wissen, was in den Zwischenpausen geschieht. Die österreichisch-ungarische Diplomatie ist einem grobschlächtigen Gauner aufgesessen und hat mit dem niedrigsten Betrug den höchsten Stellen im Reich die Notwendigkeit der Annexion, die Dringlichkeit eines Krieges begreiflich gemacht. Die Welt wird

betrogen, aber sie weiß, von wem und wofür. Österreich wird noch gläubig sein, wenn es keinen Betrüger mehr geben wird; es wird sich selbst betrügen. Herr Cook geht durch die Welt, er hat immerhin entdeckt, daß es einen Nordpol gibt. Wir haben uns einen Hochverrat entdecken lassen, den es überhaupt nicht gibt.

Dabei aber haben wir erfahren, in welche entlegenen Winkel dieses Vaterlandes die Kultur sich zitternd verkrochen hat. Sie lebt dort, wo sie in Furcht vor den Konfidenten lebt. Nicht hier, wo die Konfidenten in Furcht vor der Kultur leben. Wir haben erfahren, wo der Balkan ist. Österreich ist das Land, in dem man keine Konsequenzen zieht: es achte darauf, daß sie nicht gegen Österreich gezogen werden. Heurigenmusik, zu der ein Vaterländler getanzt wird, wird die Welt über den wahren Ausgang dieses Prozesses nicht täuschen. »Durch diese Dokumente sollte vor Europa der Beweis erbracht werden . . .«: Europa wird zur Kenntnis nehmen, daß es ein Gegenbeweis war. Und die Geschichtsschreibung, soweit sie nicht guten Glaubens ist, wird von diesem Datum Notiz nehmen.

Zur endgiltigen Abfertigung des täglich frecheren Schwachsinns, der mir die Beschäftigung mit mir meiner Stellung, meinen Büchern, meinen Feinden verübelt und mahnend oder höhnend nachweist, daß sie die Hälfte meiner literarischen Tätigkeit ausfülle, während sie doch in Wahrheit meine ganze literarische Tätigkeit ausfüllt; und weil man sich vor diesem Pöbel, dem man als Lebender nie zur Autorität wird, nur durch Berufung auf Autoritäten Ruhe verschaffen kann; zur endgiltigen Abfuhr aller anonymen Ratgeber, und um die Bildung jener weltweisen Nobodys die gern in Büchern nachschlagen, zu vervollständigen, sei dieses Zitat mir willkommen:

»Die Absicht nun aber, in welcher der Dichter unsere Phantasie in Bewegung setzt, ist, uns die Ideen zu offenbaren, das heißt an einem Beispiele zu zeigen, was das Leben, was die Welt sei. Dazu ist die erste Bedingung, daß er es selbst erkannt habe: je nachdem dies tief oder flach geschehen ist, wird seine Dichtung ausfallen. Demgemäß gibt es unzählige Abstufungen, wie der Tiefe und Klarheit in der Auffassung der Natur der Dinge, so der Dichter. Jeder von diesen muß inzwischen sich für vortrefflich halten, sofern er richtig dargestellt hat, was er erkannte, und sein Bild seinem Original entspricht: er muß sich dem Besten gleichstellen, weil er in dessen Bilde auch nicht mehr erkennt, als in seinem eigenen, nämlich so viel, wie in der Natur selbst: da sein Blick nun einmal nicht tiefer eindringt. Der Beste selbst aber erkennt sich als solchen daran, daß er sieht, wie flach der Blick der Andern war, wie vieles noch dahinter lag, das sie nicht wiedergeben konnten, weil sie es nicht sahen, und wie viel weiter sein Blick und sein Bild reicht. Verstände er die Flachen so wenig, wie sie ihn, da müßte er verzweifeln: denn gerade weil schon ein außerordentlicher Mann dazu gehört, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die schlechten Poeten ihn aber so wenig hochschätzen können, wie er sie, so hat auch er lange an seinem eigenen Beifalle zu zehren, ehe eine Welt nachkommt. — Inzwischen wird ihm auch jener verkümmert, indem man ihm zumutet, er solle fein bescheiden sein. Es ist aber so unmöglich, daß, wer Verdienste hat und weiß, was sie kosten, selbst blind dagegen sei, wie daß ein Mann von sechs Fuß Höhe nicht merke, daß er die Andern überragt... Horaz, Lucrez, Ovid und fast alle Alten haben stolz von sich geredet, desgleichen Dante, Shakespeare, Bako von Verulam und viele mehr. Daß einer ein großer Geist sein könne, ohne etwas davon zu merken, ist eine Absurdität, welche nur die trostlose Unfähigkeit

sich einreden kann, damit sie das Gefühl der eigenen Nichtigkeit auch für Bescheidenheit halten könne. Ein Engländer hat witzig und richtig bemerkt, daß merit und modesty nichts Gemeinsames hätten, als den Anfangsbuchstaben. Die bescheidenen Zelebritäten habe ich stets im Verdacht, daß sie wohl recht haben könnten; und Corneille sagt geradezu:

La fausse humilité ne met plus en crédit:
Je sçais ce que je vaux, et crois ce qu'on m'en dit.

Endlich hat Goethe es unumwunden gesagt: »Nur die Lumpe sind bescheiden«. Aber noch unfehlbarer wäre die Behauptung gewesen, daß die, welche so eifrig von Andern Bescheidenheit fordern, auf Bescheidenheit dringen, unablässig rufen: »Nur bescheiden! um Gotteswillen, nur bescheiden!« zuverlässig Lumpe sind, das heißt: völlig verdienstlose Wichte, Fabriksware der Natur, ordentliche Mitglieder des Packs der Menschheit. Denn wer selbst Verdienste hat, läßt auch Verdienste gelten — versteht sich echte und wirkliche. Aber der, dem selbst alle Verdienste und Vorzüge mangeln, wünscht, daß es gar keine gäbe: ihr Anblick an Andern spannt ihn auf die Folter; der blasse, grüne, gelbe Neid verzehrt sein Inneres: er möchte alle persönlich Bevorzugten vernichten und ausrotten: muß er sie aber leider leben lassen, so soll es nur unter der Bedingung sein, daß sie ihre Vorzüge verstecken, völlig verleugnen, ja abschwören. Dies also ist die Wurzel der so häufigen Lobreden auf die Bescheidenheit. Und wenn solche Präkonen derselben Gelegenheit haben, das Verdienst im Entstehen zu ersticken, oder wenigstens zu verhindern, daß es sich zeige, daß es bekannt werde — wer wird zweifeln, daß sie es tun? Denn dies ist die Praxis zu ihrer Theorie.«

Schopenhauer, »Welt als Wille und Vorstellung«,
2. Band, 3. Buch 37. Kap.

* * *

Druck und Nachdruck

Von **Karl Kraus**

Im Vertrauen darauf, daß die zeitgenössische Publizistik ohnehin nicht mehr den Mut zur Zitierung der ‚Fackel' und nur noch die Lust zum Stehlen aufbringen werde, habe ich kürzlich bei der Neugestaltung des Titelblattes auf das Nachdrucksverbot verzichtet. Auf dem Umschlag der vorliegenden Nummer ist es wieder zu lesen. Denn jetzt erst sehe ich, wie notwendig es war. Ein Ausschnittbureau sendet mir nämlich einige Nachdrucke, die mir viel mehr Verdruß als Freude bereiten und die mir beweisen, daß man es endgiltig aufgeben muß, Respekt vor dem Gedanken zu verlangen, und daß mehr als der Beifall für die Meinung auf dem heutigen Leserniveau nicht zu erreichen ist. Nun weiß man ja, daß ich gerade darauf und auf nichts lieber verzichte in einer durch und durch verjournalisierten Zeit, der der Geist zur Information dient und die taube Ohren hat für den Einklang von Inhalt und Form. Sie unterscheidet »schreiben können« von »Recht haben«, versichert, »zwar nicht mit allem einverstanden zu sein, aber . . .«, und hat keine Ahnung von der geheimnisvollen Unmöglichkeit, das, worin ich »Recht habe«, anders als eben so zu sagen, wie ich es sage, und darin, wie ich es sage, etwas anderes haben zu können, als Recht. Sie glaubt, es handle sich vorweg um den Stoff und hinterher komme eine Forderung ästhetischer Sauberkeit. Wenn ich ihr sagte, daß ich an zehn Seiten zwei Stunden und an einer Zeile zehn Stunden arbeite, diese sprachverlassene Zeit würde es unverständlich finden. Und wenn ich verriete, daß ich um einer Konjunktion willen, die mir während des Druckes zu mißfallen beginnt, die halbe Auflage vernichten lasse, so würde sie sagen, dies sei närrisch, denn sie, auf die es doch ankomme, bemerke den Unterschied nicht, und ich sollte Zeit und Geld an populärere Bestrebungen wenden.

Nun kann man freilich über religiöse Angelegenheiten nicht streiten, und die Zeit muß sich damit abfinden, daß einer, der sich als einen Todfeind des Ästhetentums gibt, das Geheimnis eines Doppelpunkts für wichtiger hält als die Probleme der Sozialpolitik. Wir können darüber nicht streiten, ob der Schöpfer oder der Nützer dem Geist näher ist; ob es auf den Umfang des Schöpferischen ankommt und ob nicht

in der Wonne sprachlicher Zeugung aus dem Chaos eine Welt wird. Unverständlich ist es wie dieses: die leiseste Belichtung oder Beschattung, Tönung und Färbung eines Gedankens — nur solche Arbeit ist wahrhaft unverloren, so pedantisch, lächerlich und sinnlos sie für die unmittelbare Wirkung auch sein mag, kommt irgend wann der Allgemeinheit zugute und bringt ihr zuletzt jene Meinungen als wohlverdiente Ernte ein, die sie sich heute mit frevler Gier auf dem Halm kauft. Alles Geschaffene bleibt, wie es präformiert war, ehe es geschaffen wurde. Der Künstler holt es als ein Fertiges vom Himmel herunter. Die Ewigkeit ist ohne Anfang. Lyrik oder ein Witz: die Arbeit liegt zwischen dem Selbstverständlichen und dem Endgiltigen. Es werde immer wieder Licht. Es war schon da und sammle sich wieder aus der Farbenreihe. Wissenschaft ist Spektralanalyse, Kunst ist Lichtsynthese. Der Gedanke ist in der Welt, aber man hat ihn nicht. Er ist durch das Prisma stofflichen Erlebens in Sprachelemente zerstreut, der Künstler sammelt sie zum Gedanken. Der Gedanke ist ein Gefundenes, ein Wiedergefundenes. Und wer ihn nur selbst sucht, ist ein ehrlicher Finder, ihm gehört er, auch wenn ihn vor ihm schon ein anderer gefunden hätte . . .

Doch was hat dies mit einem Nachdruckverbot zu schaffen? Der Leser hat vielleicht keine Lust, sich selbst noch mit der Erklärung von Narrheiten zum Narren halten zu lassen. Von allen Autoren, die ihn bedienen, bin ich der weitaus größte Schwindler: das Publikum dankt mir für Brot und ich sage hinterdrein, daß es Steine waren. Wenn ich jemand an meinen Schreibtisch ließe und ihm die Zumutungen zeigte, die mir die Post eines Tages bringt, er würde über die Zähigkeit staunen, die hier an einen Bäckerladen pocht und sich jahraus jahrein mit einer altbackenen Illusion zufrieden gibt. Kein Hund nähme mehr einen Bissen von mir, wenn er wüßte, wie unverdaulich er ist. Eine der groteskesten Erscheinungen: dieser unbeirrbare Glaube an den Inhalt. Weil drauf »Cyankali« steht, fressen sie's und holen es noch aus der Tabaktrafik. Ich lechze nach dem Zeitpunkt, wo man mir auf die Inkongruenz zwischen mir und meinen Stoffen, meinen Aktualitäten, meiner Verbreitung kommen und mich der Ehre überheben wird, zwischen Trabukkos, Staatslotterielosen, Revolverblättern und Ansichtskarten Aphorismen zu verschleißen. Bis dahin wird's noch

manchmal heißen: Wo er recht hat, hat er recht. Ich falle der Entwicklung nicht in den Arm. Die Kenner, die solches Zögern von einer geschäftlichen Raison ableiten — aber wenn ich ihnen sage, daß ich halbe Auflagen um eines Wortes willen vernichten lasse, mit der Fabel kommen, daß ich mir's eben leisten könne —, sie sollen auch leben. Inzwischen, bis einmal die Geschichte der ‚Fackel' von reinerer Hand geschrieben wird, will ich wenigstens dafür sorgen, daß ihr geistiges Bild nicht entstellt werde.

Es geschieht durch ein niederträchtiges System des Nachdrucks, dem ich hiermit ein für allemal den Riegel vorschiebe. Ich habe nichts dagegen, daß man Publikationen von mir, die ich heute unpubliziert wünschte, mit dem richtigen Datum zitiert. Auch was ich verwerfe, gehört zu mir, und ich bin nicht imstande, irgend etwas zu bereuen, was mir heute als Sünde erscheint. Was aus den ersten Jahren der ‚Fackel' aufhebenswert ist, kommt in die Bücher; trotzdem räume ich jedem das Recht ein, mir Irrtümer, Fehler, Widersprüche, so sehr er Lust hat, vorzuhalten. Aber ich gestatte keinem, eine Äußerung aus den letzten drei Jahren in wohlwollender Absicht zu zitieren, wenn er sich nicht verpflichtet, an die Kontrolle des Nachdrucks wenigstens den hundertsten Teil der Sorgfalt zu wenden, die ich an die Kontrolle des Drucks gewendet habe. Diese Mahnung geht eo ipso nur solche Redakteure an, die mir eine ihnen bequeme Meinung abknöpfen wollen und den Nachdruck mit jenen Worten einleiten, die mich sofort zur entgegengesetzten Meinung entflammen könnten: »Mit Recht bemerkt der bekannte Herausgeber der ‚Fackel'«. Wenn also der Unfug schon geduldet werden soll, so müßte wenigstens der Text, der nach solcher Einleitung noch immer seinen künstlerischen Ursprung behaupten könnte, unverändert dastehen. Die Redakteure nehmen aber, was ihnen paßt, und markieren die Auslassungen nicht einmal durch Punktreihen. Welchem organischen Ganzen der Teil genommen war, ist dann nicht mehr zu erkennen. Daß man durch Streichung eine Plattheit in einen Gedanken, aber auch einen Gedanken in eine Plattheit verwandeln kann, verstehen diese sprachverlassenen Meinungssucher nicht. Und sie tun ein Übriges: sie sehen auch nicht nach, wie der Setzer ihr Flickwerk zugerichtet hat. In einer deutschen Monatsschrift, die von einer Dame redigiert wird, ist jeder Satz, mit dem ich angeblich »Recht«

habe, verstümmelt oder in sein Gegenteil verkehrt. Daß durch Weglassung der Anführungszeichen in einem Satz, der noch ein zweitesmal vorkommt, statt einer Kontrastwirkung eine Wiederholung bewirkt wurde, dafür muß ein Setzer kein Verständnis haben. Aber ein Redakteur, der's auch nicht hat, kennt nicht einmal die Verpflichtung, dort eine mechanische Kontrolle zu üben, wo ein Anderer gedacht hat. Die Dreistigkeit der Absicht, mich zu redigieren, würde ich noch verzeihlicher finden als die grundsätzliche Nichtachtung vor geistiger Arbeit, die in der sorglosen Preisgabe an die Gefahren des Druckes gelegen ist. Ich halte die Maschine auf und zwinge sie, meinen Launen zu dienen, und nach Tagen und Nächten solchen in den Schlaf fortgesetzten Kampfes, solcher auch am fertigen Werk noch wirkender, nie beruhigter Zweifel, kommt ein anderer, der meine Meinung teilt, und opfert mich seiner Maschine auf. Ich habe der Zeitschrift, die mir solches angetan hat, eine Berichtigung geschickt. Aber ich habe nicht Lust, in den Druckereien Deutschlands und Österreichs die Arbeit zu verrichten, die mich in einer einzigen kaput macht. Ein Wiener Tagesblatt, das seine christlichsozialen Hausmeisterinnen mit Zitaten aus der ‚Fackel' erfreuen zu müssen glaubt, sei auf diesem Wege ausdrücklich verwarnt. Es hat kürzlich ein paar Seiten aus dem Artikel über den Fall Hofrichter glatt ins Hausmeisterische übersetzt. Hier handelts sich nicht um Verstöße gegen Stil und satirische Absicht, die ein sorgloser Nachdruck bedeutet, sondern um Verstöße gegen die Grammatik, die ich an und für sich nicht so schmerzlich empfinde, die aber hier eigens für das Fassungsvermögen des Publikums berechnet zu sein scheinen. Wollte ich den Nachdruck nachdrucken, man würde es nicht für möglich halten, daß ein so lesbares Manuskript, wie es die Seiten einer Zeitschrift vorstellen, in einer Druckerei solchen Verheerungen ausgesetzt sein kann. Auch die Volltrunkenheit des Setzers könnte sie nicht erklären. Bleibt nur die Annahme, daß in christlichsozialen Druckereien ein Korrektor angestellt ist, der darüber zu wachen hat, daß nichts Deutsches durchrutscht. Aus der »Behörde, die jetzt den Fall übernommen hat und die durch Tradition und ein veraltetes Gesetz vor den Verlockungen der Reklame geschützt ist« werden »Behörden, die jetzt den Fall übernommen haben und die durch

die Tradition und einem veralteten Gesetz vor den Verfolgungen der Reklame geschützt ist«. Eine Person, die »unweit dem Verdachtskreis« wirkt, ist jetzt eine, die »unweit des Verdachtskreises« wirkt. Sie hat »dem Hauptmann Mader ein zweites Opfer gesellt und in der entfachten Sensation die eigene Spur verwischt«? Nein, sie hat ihm »ein zweites Opfer gestellt, deren entfachte Sensation die eigene Spur verwischt hat«. »Es ist doch wahrscheinlicher, daß .... als daß ....« gilt nicht; jetzt heißt es: »Es ist jedoch wahrscheinlich, daß .... als daß ....« Ein »zurechtgelegtes Alibi«? Nein, ein »zusammengelegtes«. Gegen die Schuld Hofrichters sollte »die unwahrscheinliche Dummheit« sprechen, »mit seinem notorischen Handwerkszeug einen Giftmord zu verüben und zu hoffen, daß er dem Verdacht durch Harmlosigkeit begegnen könne«. Jetzt heißt es: »Gegen die Schuld H.'s spricht die unwahrscheinliche Dummheit, mit einem notorischen Handwerkszeug ist nicht Giftmord zu verüben und zu hoffen, daß er den Verdacht ... begegnen könne«. Und an der Spitze heißt es trotzdem: »Die ‚Fackel' schreibt«.

Aber sie hat für dieses Pack zu schreiben aufgehört. Von jetzt an ist nur mehr das Stehlen erlaubt. Da wird vielleicht auch etwas mehr Sorgfalt auf den Druck verwendet werden, und im Übrigen fällts nicht auf mich zurück. Ein Berliner Sudelblatt, das erst kürzlich wegen Erpressung sich verantworten mußte, kompromittiert sich ganz unnötigerweise durch Zitierung der ‚Fackel'. Hin und wieder nimmt es sich einen Anlauf und druckt eine Notiz ab, ohne die ‚Fackel' zu nennen. Es müßte konsequenter sein. Einigen wir uns darauf: Nachdruck nur ohne Quellenangabe gestattet!

* * *

»Keines der jetzigen Kulturvölker hat eine so schlechte Prosa wie das deutsche. Sieht man nach den Gründen, so kommt man zuletzt zu dem seltsamen Ergebnis, daß der Deutsche nur die improvisierte Prosa kennt und von einer anderen gar keinen Begriff hat. Es klingt ihm schier unbegreiflich, wenn ein Italiener sagt, daß Prosa gerade um soviel schwerer sei als Poesie, um wieviel die Darstellung der nackten Schönheit für den Bildhauer schwerer sei als die der bekleideten Schönheit. Um Vers. Bild,

Rhythmus und Reim hat man sich redlich zu bemühen — das begreift auch der Deutsche —, aber an einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten? — es ist ihm, als ob man ihm etwas aus dem Fabelland vorerzählte.« Nietzsche.

* * *

Aphorismen*)

Von **Karl Kraus**

Es gibt Heuchler, die mit einer unehrlichen Gesinnung prahlen, um unter solchem Schein sie zu besitzen.

*

Die Weiber sind nie bei sich und wollen darum, daß auch die Männer nicht bei sich seien, sondern bei ihnen.

*

Eine Individualität kann den Zwang leichter übertauchen, als ein Individuum die Freiheit.

*

Aufgeweckte Jungen — unausgeschlafene Männer.

*

Gute Ansichten sind wertlos. Es kommt darauf an, wer sie hat.

*

Auch ein Kind und ein Weib können die Wahrheit sagen. Erst wenn ihre Aussage von andern Kindern und Weibern bestätigt wird, soll man an ihrer Glaubwürdigkeit zu zweifeln beginnen.

*

Der Kopf des Weibes ist bloß der Polster, auf dem ein Kopf ausruht.

---

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

Glossen

Von **Karl Kraus**

Über den zum Präsidenten des Straflandesgerichts Wien ernannten Hofrat Feigl schreibt das Neue Wiener Tagblatt:

. . . Präsident Dr. Feigl erfreut sich nicht nur in der Richterschaft, sondern auch im Anwaltstande durch sein humanes Empfinden und durch sein konziliantes und liebenswürdiges Wesen allgemeiner Sympathien. . . .

Die ‚Neue Freie Presse' glaubt an eine Entwicklung und schreibt:

. . . Er vermag kaustisch und ätzend zu sein wie nicht leicht ein Zweiter, aber, wie wir mit Vergnügen hinzufügen, auch menschlich schön zu fühlen und zu urteilen. Und gerade diese letztere Eigenschaft hat sich bei Hofrat Feigl immer mehr entwickelt, immer stärkere Sympathien für ihn hervorgerufen. Dem großen Zuge der modernen Kriminalistik, in die Tiefe des Menschenherzens zu blicken, den Verbrecher in seiner Eigenart aufzufassen, ihn, solange es möglich ist, vor völliger Verderbnis zu schützen, hat er sich in erster Reihe angeschlossen. Er ist gewissermaßen vor den Augen des Publikums zu immer größerer Höhe der Persönlichkeit gelangt durch seinen scharfen Blick, durch seine seltene Begabung und nicht zuletzt durch eine echte, unter Ernst und Ruhe verborgene Innerlichkeit. Mit unbefangener Erkenntnis lernte Hofrat Dr. Feigl aus den Irrtümern um sich herum und auch — welcher Richter wäre davor gefeit — aus eigenen Irrtümern, und es ist überraschend, wie er aus vielen Gegnern Freunde und Verehrer, ja auch Bewunderer geschaffen . . .

Eine Entwicklung pflegt zwischen dem zwanzigsten und vierzigsten Lebensjahre platzzugreifen; bei Herrn Hofrat Feigl, der ein Mann in den Sechzigern ist, trat sie knapp vor seiner Ernennung zum Präsidenten des Landesgerichts ein. In seinem schönsten Mannesalter blieb seine Innerlichkeit so tief unter Ernst und Ruhe verborgen, daß sich vor den Augen eines erwartungsvollen Publikums Jahrzehnte hiedurch nicht das Geringste zeigte. Deshalb war es auch in all der Zeit nicht möglich zu bemerken, wie sehr es ihm darum zu tun war, den Verbrecher – solange es möglich ist – vor völliger Verderbnis zu schützen. Wenn man nicht etwa die Strafen, die Herr Hofrat Feigl diktierte, als lebenslänglichen Schutz vor den Gefahren der Freiheit auffassen wollte. Das wurde aber mit einem Male ganz anders, und im Gegensatz zu den Preß-

stimmen, die mehr der Evolutionstheorie zuneigen, glaubt die ‚Arbeiter-Zeitung', daß ein Wunder geschehen sei. Sie schreibt:

. . . Der neue Präsident ist ein Mann, der sich fast plötzlich völlig umgewandelt hat. In den letzten fünf Jahren war er der zum Richteramt tauglichste Mann im Landesgericht, war er der mildeste Richter, der gesittetste Vorsitzende. Früher und viele, viele Jahre hindurch war es anders. Da fällte Herr Dr. Feigl die allerstrengsten Urteile; da war er bissig, wie man es ärger nicht sein kann; da hatte er insbesondere in den Schwurgerichtsverhandlungen unerträgliche Gewohnheiten. Unvergessen ist es, daß unter seinem Vorsitz ein Mensch, der auf der Ringstraße einer Frau ein Handtäschchen entriß, zu lebenslangem Kerker verurteilt wurde. Das Urteil erregte das Entsetzen der ganzen Öffentlichkeit und wurde vom Oberlandesgericht dahin abgeändert, daß die Strafe für den Täschchenraub auf »nur« zwölf Jahre herabgesetzt wurde. Kurz darauf ging in Dr. Feigl die große Wandlung vor sich und die Art, wie er in den letzten Jahren die Verhandlungen leitete, die Straftaten beurteilte und die Strafen ausmaß, könnte allen Richtern, die jetzt im Strafgericht fungieren, als Beispiel dienen . . .

Welches Verdienst die ‚Fackel' um die Entwicklung des Hofrats Feigl hat, die man also auch eine wunderbare Verwandlung nennen könnte, ist gerichtsbekannt. Im März 1904 erschien der Artikel »Ein Unhold«, der heute in dem Buch »Sittlichkeit und Kriminalität« wie eine Reliquie des Grausens wirkt und nicht anders als ein Dokument jener Justiz, von der man sich beruhigt sagt, daß sie fünf Jahrhunderte hinter uns liegt. Im Fall Krafft berief der Staatsanwalt zu Gunsten des Verurteilten. Im Jahre 1907 fand ein Wiedersehen zwischen dem Hofrat Feigl und dem Sträfling statt, der ihm in einem andern Prozeß als Zeuge vorgeführt wurde. Er war inzwischen tuberkulös geworden, und so konnte ihn Herr Hofrat Feigl beim besten Willen nicht mehr vor völliger Verderbnis schützen. Nachdem dieses Wiedersehen zwischen einem Blassen und einem Blässern geschildert worden war, veröffentlichte die ‚Fackel' das Bekenntnis eines der Geschwornen, die den Krafft verurteilt hatten: »Denn wenn wir geahnt hätten — nun, Sie erinnern sich gewiß, wie wir einige Tage später angesichts des abermaligen Feigl uns durch einen Freispruch Luft gemacht haben. Allein vorher kannten wir unsern Feigl noch nicht ganz; und da die Ergebnisse der Verhandlung sich mit den Schuldfragen glatt deckten, konnten wir nichts anderes tun, als diese bejahen. Wie dann aber das Wort ‚lebenslänglich' gefallen ist, sind wir dagestanden, wie

vom Donner gerührt und haben einer den andern angestarrt — völlig entgeistert. Ich bin aus dem Saale getaumelt, buchstäblich betäubt und: ‚Barmherziger Himmel, das haben wir nicht gewollt, nein, das haben wir nicht gewollt', mußte ich fort und fort murmeln. Als nachträglich die Änderung des Urteils bekannt wurde, haben wir die Strafmilderung wie eine Befreiung von eigener Schuld empfunden . . . Aber ich erbitte mir von einem gütigen Schicksal, daß es mich vor neuerlicher Auslosung zum Geschwornen bewahre. Für dieses Amt tauge ich seither nicht, wenigstens so lange, als noch der Feigl im Landesgericht haust . . .« Nun, er hat sich gebessert und ist ein guter Richter geworden. Aber tausend Jahre Zuchthaus, mit denen seine rüstige Männlichkeit übers Ziel schoß, sind durch ein reuiges Greisenalter nicht mehr einzubringen. Die Entwicklung eines Strafrichters hat keine rückwirkende Kraft. Was hat jener Bursche davon, der zu einer Zeit das Täschchen raubte, als Hofrat Feigl noch nicht abgeklärt war? Er wird im Jahre 1916 das Zuchthaus verlassen, wenn nicht etwa die Schwindsucht die Absichten der Justiz konterkarieren sollte. Die Schwindsucht war ja lange Zeit die einzige Macht, die hierzulande gegen die Justizgewalt noch etwas ausgerichtet hat. Aber selbst dieser Instanz wäre manches Opfer entzogen worden, wenn es schon in den Anfängen des Dr. Feigl eine ‚Fackel' gegeben hätte. Weil der vielversprechende Abschluß dieser Karriere, den auch ich anerkenne, die Tagespresse zu so herzlicher Zuversicht bewegt, war es notwendig, auch von dem Mittelstück zu sprechen.

* * *

»Auch ein Kind und ein Weib können die Wahrheit sagen. Erst wenn ihre Aussage von andern Kindern und Weibern bestätigt wird, soll man an ihrer Glaubwürdigkeit zu zweifeln beginnen.« Zu diesem Aphorismus von mir beeilt sich eine Gerichtsverhandlung vor einem Wiener Bezirksgericht den Beleg zu liefern. Welche Aussage kann nicht erst zustande kommen, wenn die Kinder Weiber sind! Drei kleine Mädchen beschuldigen einen Herrn, während der Fahrt auf der Straßenbahn »starke Sittlichkeitsverletzungen begangen zu haben«. Unter großem Aufsehen wird er beim Verlassen des Wagens »angehalten«. Vor Gericht sagt er, es sei heller Tag gewesen, der Wagen mit Passagieren

gefüllt. Die drei Mädchen, die in voller Übereinstimmung aussagen, geben über Befragen des Richters an, »während der Dauer der Prozedur des Angeklagten seien sie ruhig auf ihren Sitzen geblieben und hätten nicht daran gedacht, sich bei anderen Passagieren oder beim Kondukteur zu beschweren«. Zahlreiche Insassen des Wagens erklären als Zeugen, »von dem, was die Mädchen behaupteten, absolut nichts gesehen zu haben«. Der Richter fällt einen Freispruch: die Aussage der jungen Mädchen könne nur »als Halluzination aufgefaßt werden«. Gewiß, hier liegt die einzige Halluzination vor, die mehrere Mädchen gemeinsam haben können. Sie halluzinieren gern. Man sollte auf diese Neigung im ganzen sozialen Leben ein Augenmerk richten und alle die Sittlichkeitsprozesse revidieren, die zu Verurteilungen geführt haben, weil der Wunsch des Gedankens Vater war und die Hysterie als Zeugin zugelassen wurde.

* * *

Reaktionär, wie ich in der Frauenfrage bin, finde ich es durchaus berechtigt, daß Zeitungsberichten zufolge das Kreisgericht Böhmisch-Leipa eine Frau »wegen Auflaufs« zu drei Tagen Arrest verurteilt hat. Die Geschichte muß schön verpatzt auf den Tisch gekommen sein. Nur bin ich enttäuscht, bei näherer Lektüre zu bemerken, daß die Frau »gelegentlich einer deutschnationalen Demonstration vor der Beseda dem Befehl des Gendarmen, der die Menge zum Auseinandergehen aufforderte, nicht Folge geleistet hat«, daß es sich also um ein politisches Delikt handelt. Nachdem aber das Mißverständnis beseitigt ist, würde ich das Urteil trotzdem bestätigen und nur die Gründe abändern. Selbst wenn sie nämlich dem Befehl des Gendarmen Folge geleistet hätte, würde ich sie verurteilen, weil sie sich für den Auflauf nicht interessiert hat. Reaktionär, wie ich in der Frauenfrage bin.

* * *

Dagegen finde ich die judizielle Anerkennung des Marktwertes der Jungfräulichkeit, die kürzlich der bekannte Wiener Appellsenat besorgt hat, gräulich. Darin denke ich liberal. Ein Pferdehändler war wegen Verführung und Entehrung eines Fräuleins unter Zusage der Ehe vom Bezirksgericht zu drei Wochen

Arrest verurteilt worden, obgleich die Anzeigerin selbst zugab, daß sie schon vorher mit einem verheirateten Mann ein Verhältnis gehabt hatte. Nach einer offiziellen Moral, die die Entjungferte für eine Entehrte hält und einen wiederholten Verlust der Ehre auf diesem Gebiet nicht anerkennt, hatte die Klägerin kein Recht zur Klage, und das Urteil der ersten Instanz war ein Fehlurteil. Es ist aber immerhin bemerkenswert, mit welchem Eifer der Appellsenat dem Pferdehändler zuhilfe kam und wie klar er aussprach, daß ein Pferdehändler nicht verpflichtet ist, ein Eheversprechen zu halten, wenn er es einer Frau gab, die einen Fehler hatte. Er sagte:

Mit Rücksicht darauf, daß die Klägerin vor dem Beginn der Beziehungen mit dem Angeklagten ein intimes Verhältnis mit einem Ehemann hatte, ohne daß dieser ihr die Ehe versprochen hat, noch versprechen konnte, die Anzeigerin also keine Geschlechtsehre mehr hatte, konnte sie auch von dem Angeklagten nicht entehrt worden sein.

Daß der Vorgänger ein Ehemann war, ist gleichgültig, die Hervorhebung dieses Moments unsinnig: der Appellsenat war berechtigt, in jedem Fall die Aberkennung der Geschlechtsehre auszusprechen. Lieblich ist nur, daß die Moral des Pferdehandels zwischen den Geschlechtern eine so vollkommene Sanktion findet und daß die Frauenbewegung es noch immer für wichtiger hält, nach dem allgemeinen Wahlrecht statt nach der allgemeinen Geschlechtsehre zu trachten.

* * *

Alles andere kann man dem Kosmos der Neuen Freien Presse nachsagen, als daß er farblos und in nüchterne Rubriken eingeteilt sei. Wer das bunte, oft phantastische Leben eines Benediktschen Leitartikels kennt, wer da weiß, daß selbst seine volkswirtschaftlichen Betrachtungen in eine Komptoirwelt führen, deren Betrieb sich etwa unter den Klängen der »Meistersinger« abwickelt, wer das alles weiß und genießend erlebt hat, der wird sich auch über die Vielgestalt der Motive, die die »Kleine Chronik« beleben, nicht mehr wundern können. Hat man eben erst mit Interesse von der Ernennung des Feintuchengrossisten Schwitzer zum Kommerzialrat gelesen, so kann es leicht geschehen, daß man dicht daneben die Spitzmarke findet: »Hofrat Gomperz

über die Kyrenaiker«. Man steht verwirrt. Da wird alles Mögliche erzählt, wovon die Leser der Neuen Freien Presse trotz aller Bemühung nichts weiter als das Wort Gomperz verstehen. Der Sendbote der Kyrenaiker sei Aristippos gewesen, aber wenn er »dieser Sohn Kyrenes« genannt wird, so ist zu wetten, daß nicht ein Leser der Neuen Freien Presse zweifelt, Kyrene sei eine Frauensperson, und da sie für jeden Brocken Bildung dankbar sind, so hätte es sich geziemt, sie wenigstens in diesem Punkt keiner Täuschung zu überlassen. Ein anderesmal aber hat man kaum gelesen, daß sich die Rosa Schlesinger in Hullein mit Herrn S. Aldor in Temesvar verlobt habe, bums, heißt es schon: »Hofrat Gomperz über Xenophon«. Der Gelehrte habe ein durchaus objektives Bild von Xenophon entworfen, »in welchem neben den Fehlern auch die Vorzüge dieses schönen Mannes zur Geltung kamen«. Schon ruft man »Thalatta!«, denn man glaubt, es handle sich um die Vorstellung eines Heiratskandidaten. Gefehlt. Xenophon, heißt es, »war übrigens hervorragend in der Kunst des Verschweigens«. Aber auch Redakteur scheint er nicht gewesen zu sein. Da erfährt man, daß Hofrat Gomperz diesmal nicht mehr über die Kyrenaiker, sondern über die Kyrenoniker gesprochen habe. Aber auch damit kann man nichts anfangen. Nun hofft man, endlich werde die Rettungsgesellschaft mit Herrn Dr. Charas an der Spitze erscheinen, freut sich auf die Meldung, daß ein reizender Damenflor mit Frau Bondy an der Tête Würstel verkauft habe, ist zufrieden, daß auch der Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Zecke gegen das Rauchen, für das Recht auf Stille, gegen den Meldzettel und für die Abwechslung des Burgtheaterrepertoirs im Interesse der Logenabonnenten ist, daß ein Tapezierer den Tod eines Bankdirektors zum Ausverkauf in zwar grünen, aber ganz ungefährlichen Tapeten benützt, daß die Gedichte der Tochter des Oberrabbiners von Groß-Meseritsch in die Fideikommißbibliothek aufgenommen wurden —: bums, fährt die Neue Freie Presse mit der Neuigkeit dazwischen: »Hofrat Gomperz über den Neuplatonismus«. Sie wird's bereuen, denken alle, die ihr den Hang zu Seitensprüngen übelnehmen. Und richtig erscheint schon das nächste — und wie wir zu melden in der Lage sind — letzte Mal die ganz verständliche Spitzmarke: »Die Vorträge des Hofrates Gomperz«. Darunter die summarische Mitteilung, daß sich in die Berichte »einige

Irrtümer eingeschlichen haben‹. Der letzte der Vorträge sei ›dem Leben und der Lehre des Aristoteles gewidmet‹ gewesen. Endlich ein Name, den man versteht, wenngleich er an solche erinnert, die man heute nicht mehr trägt, und vor allem das wertvolle Zugeständnis, daß die Neue Freie Presse alles zurückzieht. Kyrenaiker, Kyrenoniker — von all dem bleibt ein dumpfer Druck im Hirn zurück und das schmerzliche Bedauern, daß ein Gomperz, Mitglied einer geachteten Bankiersfamilie, sich mit so ausgefallenen Sachen beschäftigt und die Freie Press' aus einer übel angebrachten Rücksicht das noch unterstützt... Aber ist es gerecht, einem Blatte zu zürnen, das sich trotz allen Extravaganzen einer temperamentvollen Leitung immer noch rechtzeitig auf seine Aufgabe besonnen hat, ein Familienblatt zu sein und zwischen Hullein und Temesvar Einheiraten zu vermitteln? Neulich hat es sogar durch eine Nachricht überrascht, die nicht verfehlt hat, auch über die Kreise der beteiligten Familien hinaus Aufsehen zu erregen. Unter der Spitzmarke ›Vermählung eines indischen Prinzen mit einer englischen Schauspielerin‹ — bunt ist der Kosmos der Neuen Freien Presse — wußte sie sogar Genaueres über die Verhältnisse des Bräutigams, eines gewissen Nassir Ali Khan zu melden. ›Der junge Prinz studiert an der Oxforder Universität, er lebt seit sechzehn Jahren in England und hat sich den Rechtsstudien gewidmet.‹ Eine glänzende Partie. Und wenn man erst erfährt, aus welcher Familie! Er leitet ›seine Abkunft von Ali ab, der Schwiegersohn und Cousin des Propheten Mohammed war.‹ Ihnen gesagt!

* * *

›Mit welchem Wunsche treten Sie ins neue Jahr?‹ Mit dem Wunsche, von Rundfragen dieser Art verschont zu werden. Von der Pein, Persönlichkeiten wie die Herren Lindau, Lubliner, Kadelburg, Philippi auch außerhalb der Notdurft deutscher Theaterrepertoirs am Geistesleben sich betätigen zu sehen. Von der Qual, auf diese Gratulanten, Repräsentanten, Jubilare und Kridatare in jeder Spalte jedes Lokalanzeigers zu stoßen. Von der Vorstellung, daß das Christkindl die Züge des Herrn Holzbock trägt, der Osterhase so flink wie Herr Rudolf Lothar läuft und das neue Jahr, eine Debutantin, der Talent und Vorzüge

der Erscheinung nachgerühmt werden, bei Herrn Leo Leipziger ihre Aufwartung machen muß. Der ‚Roland von Berlin', ein Hindernis in dem sonst so glatt funktionierendem Berliner Straßenleben, hat sich durch jene Enquete dennoch ein Verdienst erworben. Denn sie umfaßt die Pole der neudeutschen Möglichkeiten. Mit welchem Wunsch also tritt Herr Maximilian Harden ins neue Jahr? Wörtlich:

Mit dem Wunsch, daß Deutschland für die Leitung seines Staatsgeschäftes endlich wieder Männer finde, die den Mut haben, an die Macht des Reiches, an die jedes Fährnisgestrüppes spottende Kraft der deutschen Menschheit zu glauben, und den zaghaften Kleinmut, der zwischen dem Drang, durch Nachgiebigkeit Freundschaft zu werben, und der Schwächlingsfurcht, sich »etwas zu vergeben«, tatlos einhertaumelt, als Nationalschmach empfinden, — als die unsühnbare Todsünde wider den heiligen Geist deutscher Volkheit.

Das klirrt! Dieser Siegfried hat zweifellos mit dem Blut des Bandwurms seine Haut gehörnt. Wie anders der gemütvolle »Professor« Heinrich Grünfeld:

»Nur gesund! Dafür aber ein bißchen mehr Geld und warme Füße!«

Das sind wahre Celloklänge neben der kriegerischen Musik Harden'scher Rede. Und dennoch besteht kein Zweifel, daß auch diesem der Grünfeld'sche Gedanke nahe liegt und daß er ihn, ein Meister des Stils, in seiner Art hätte bewältigen können, wenn er es für passend gehalten hätte, an so feierlicher Wende einen so natürlichen Wunsch zu äußern. Dann hätte er gesagt: »Mit dem Wunsch, daß die neu sich jährende Zeit dem im Wahrheitfrohn gemüdeten Körper Quickung, die lang und schmerzlich nur gemißte, bringe. Und daß dem Geburttag der Kraft auch die Freude an Besitzmehrung gepaart, das Bangen um eine ‚Zukunft', die mit fleischlosem Finger mahnende Sorge um das Grüppchen der mählich schwindenden Abnehmer erspart sei. Und daß dem trotz aller Hatz gefesteten und der Freiheit frohen Fuß, wenn er wieder in Wintersnot den Weg zu einem deutschen Richtstühlchen treten müßte, auch das Warmsein nicht mehr geneidet werde, das so oft im Sinne der Kinädenschmach gedeutet ward und wieder, wie in Philis schlimmen Tagen, nur Behaglichkeit und die wohlige Empfindung des vor Frost Geschützten bedeuten soll.«

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Krondorfer natürlicher alkalischer SAUERBRUNN
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest V. Wien IX. Krondorf (Serbien)

Unternehmen für Zeitungsausschnitte .
OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Autoren verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigensten Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags sub C. M. 410 bei Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig H. (200) D.

Wie werde ich moralisch? oder Die Kunst sich sittlich zu entrüsten
Von KARL HAUER
(Nebst einem Anhang über Pornographie)
Verlagsgesellschaft „München", Berthold Sutter Verlag

Der Herausgeber der ‚Fackel' ersucht, die Einsendung von Manuskripten oder Zeitungsausschnitten, Lieferung von ›Material‹, Übermittlung von Billets, Einladungen, Rezensionsexemplaren, Talentproben, Mitteilungen irgend welcher Art zu unterlassen.

Manuskripte, die ohne Aufforderung an die ‚Fackel' gelangen, werden vernichtet, wenn ihnen nicht ein frankiertes und adressiertes Kuvert für die Rücksendung beiliegt.

Die Verleger der Provinzblätter werden ersucht, von der Zusendung jener Nummern, die nicht Belege für die Inhaltsangabe der ‚Fackel' sind, abzustehen.

Mitteilungen administrativer Natur, Abonnementsaufträge u. dgl., die statt an den Verlag an die Redaktion oder an die Privatadresse des Herausgebers gelangen, werden nicht berücksichtigt.

Abonnenten wird anheimgestellt, vor Ablauf der Bezugsfrist den betreffenden Teilbetrag zurück zu verlangen, wenn ihnen der Bezug der Zeitschrift aus irgend einem Grunde nicht mehr erwünscht ist. Das gleiche Recht der Sistierung eines Abonnements behält sich der Verlag vor.

Redaktion und Verlag der ‚Fackel'.

Korffs Cacao
Korffs Chocolade

Bureau für Österreich:

Wien, VI. Mariahilferstrasse 117

DIE FACKEL

HERAUSGEBER: **KARL KRAUS**

Die ‚Fackel' erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	. . . . .	K 4.50
	36	„ „	. . . . .	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	. . . . .	Mk. 4.—
	27	„ „	. . . . .	„ 6.—
	36	„ „	. . . . .	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelnummer in Deutschland 30 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Inhalt der vorigen Nummer 292, 17. Dezember 1909: Cyankali — Asa foetida — Rhabarber. Sämtliche Beiträge von Karl Kraus.

Nr. 294—295 ERSCHIENEN AM 4. FEBRUAR 1910 XI. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

Die Mütter. Von Karl Kraus. — **Lebensform und Dichtungsform.** Von Otto Stoessl. — **Das Schicksal der Maschine.** Von Ludwig Rubiner. — **Briefe von Ferdinand Kürnberger.** — **Aphorismen.** Von Karl Kraus. — **Gedichte.** Von Else Lasker-Schüler. — **Berliner Leseabende.** — **›Rhabarber‹.** Von Karl Bleibtreu. — **Erklärung und Aufklärung.** — **Glossen.** Von Karl Kraus.

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL' WIEN—BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE 5

KARL KRAVS SPRVECHE VND WIDER-SPRVECHE

Verlag ALBERT LANGEN München

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT VOM VERLAG ZU BEZIEHEN.
BROSCHIERT M 3.50, IN LEINEN GEB. M 4.50, IN HALBFRANZ GEB. M 7.50.

In zweiter Auflage erschien:

Sittlichkeit und Kriminalität

Erster Band der ausgewählten Schriften von **Karl Kraus**

Broschiert . . M 6.– Ganzleinen . . M 7.25

(L. Rosner, Wien und Leipzig)

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, der Verlag der ‚Fackel', Wien II/2, Hintere Zollamtsstraße 3 und das Berliner Bureau der ‚Fackel', Berlin-Halensee, Katharinenstraße 5, entgegen.

Im Verlage **Jahoda & Siegel,** Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3 erschien:

KARL KRAUS

Von **ROBERT SCHEU**

(Mit einem Bildnis)

40 SEITEN 8°, broschiert

Preis 80 Heller (80 Pf)

Durch alle Buchhandlungen, durch das Berliner Bureau der ‚Fackel' oder direkt

Die Fackel

Nr. 294—295 31. JANUAR 1910 XI. JAHR

Die Mütter

Von **Karl Kraus**

(Nach einer juridischen und einer medizinischen Zeitschrift)

»Als Angeklagte erschien vor dem Schwurgericht in Glatz die 27jährige Dienstmagd Anna Werner aus Steinwitz. Sie ist beschuldigt, ihr 11 Monate altes uneheliches Kind Hedwig am 5. April 1908 ermordet zu haben. Die angeklagte Mutter ist selbst unehelicher Geburt und mußte bereits als Schulkind in Dienst treten. Sie hatte schon vor der Geburt der Hedwig zwei Kinder. Für diese hat sie liebevoll gesorgt; beide Kinder sind aber eines natürlichen Todes gestorben. Das kleine Mädchen wurde von der Mutter zunächst bei einer Frau in Glatz untergebracht. Diese behielt es aber nicht. Die Angeklagte brachte es zur Großmutter. Auch da blieb es nur einige Wochen und wurde ihr dann auf dem Felde

»Um das Kind im Mutterleibe zu taufen, hatte man früher zwei Methoden. Es wurde per vias naturales das Taufwasser entweder mit dem Finger oder mit einer Spritze auf den Fötus übertragen. Bei der ersten Methode wird das Wasser, ehe es den Kindsteil erreicht, abgestreift. Bei der zweiten Methode müßten die Eihäute erst perforiert werden, was unter Umständen für die Geburt schädlich wäre. Dann müßte durch Fingerkontrolle die Uterinspritze auf den Kindsteil dirigiert werden. Dies wäre bei engem Muttermund unmöglich, namentlich zu schwierig für eine ungeschickte Hebamme. In früheren Monaten der Schwangerschaft ist selbstverständlich diese Methode der Taufe unmöglich. Deshalb schlägt

wieder überbracht. Die Mutter fuhr dann überall herum, um eine Unterkunft für das Kind zu finden, wurde aber überall abgewiesen. Insbesondere wurde sie auch von den Gemeinden abgewiesen. Ja, die Gemeinden wehrten sich sogar dann, als eine Pflegestelle sich fand, dagegen, daß das Kind dort bliebe, damit nicht etwa für das Kind die Gemeinde vorläufig sorgen müsse. Die Mutter suchte den Vater des Kindes und die Mutter des Vaters in Ullersdorf auf, aber diese nahm es auch nicht. Um das Kind selbst pflegen zu können, ging die Mutter einige Wochen hindurch jeden Abend von Oberhansdorf nach Niederhansdorf und übernachtete da und kehrte nach Oberhansdorf am andern Morgen zurück. Der Vorsteher in Oberhansdorf gab es nicht zu, daß das Kind dort untergebracht werde. Auch aus Niederhansdorf, wohin es in Pflege getan war, mußte es fortgenommen werden, weil der Gemeindevorsteher widersprach. Schließlich brachte die Mutter das Kind bei

A. Treitner, Arzt in Innsbruck, eine neue Methode vor. Es wird eine Heilserumspritze mit 10 g Taufwasser gefüllt. Alle antiseptischen Kautelen, Desinfektion der Haut usw. werden gewahrt. Nur darf die Spritze nicht mit Desinfizientien desinfiziert werden, denn es könnte ein Rest der Desinfizientien in der Hohlnadel bleiben und in das Taufwasser gelangen, wodurch namentlich wenn das Desinfizienz riecht, die Gültigkeit der Taufe in Frage gestellt würde. Das Taufwasser muß reines Wasser sein. Die Hohlnadel hat eine Länge von 10 cm. Bei Kopflage, also in 96% aller Fälle, wird die Nadel zwei Querfinger oberhalb der Symphyse senkrecht eingestochen. Vorher soll die Mutter urinieren. Die Hohlnadel wird eingestochen, bis man ‚auf eine resistente Stelle gelangt, welche auch durch mäßiges Andrücken der Nadel nicht überwunden werden kann'. Diese Resistenz bieten die Kopfknochen dar. Findet man nicht diese Resistenz, so wird die Spritze bis an die

einer Frau in Glatz unter. Sie zahlte zehn Mark monatliches Pflegegeld, während ihr Lohn nur elf Mark fünfzig Pfennig betrug. Von dem Vater des Kindes, der wegen Körperverletzung ins Gefängnis gekommen war, erhielt sie keine Unterstützung. Der Angeklagten wurde dann mitgeteilt, das Kind könne auch nicht in Glatz bleiben, die Polizei fordere die Fortschaffung des Kindes binnen vierundzwanzig Stunden. Die Mutter bat den Vormund, mit ihr den Bürgermeister zu ersuchen, das Kind in Glatz zu lassen. Der Vormund lehnte das ab. Er meinte, der Bürgermeister würde die beiden doch nur rausschmeißen. Sie ging dann selbst zum Bürgermeister und bat ihn flehentlich, das Kind in Glatz in der Pflege zu belassen. Der Bürgermeister wies aber die Bitte der Mutter ab. Nun wußte die Mutter nicht, wo sie das aus Oberhansdorf, Niederhansdorf, Ullersdorf, Glatz herausgejagte Kind unterbringen könne. In ihrer Verzweiflung beschloß sie, das Kind zu töten. Sie

Bauchhaut zurückgezogen, sie wird in anderer Richtung nach rechts, nach links, nach oben und unten eingestochen, bis man den Kopf findet. Gelingt es auch dann nicht, den Kopf zu finden, so zieht man die Hohlnadel völlig heraus, sticht sie 1—2 cm von der ersten Einstichöffnung ein, ‚um sämtliche Kombinationen zu wiederholen'. ‚Mehr als 3—4 erneute Einstiche brauchen kaum gemacht zu werden.' ‚Falls etwa einer sterbenden Mutter eine Entkleidung zu beschwerlich fallen würde, so kann auch der Einstich der Nadel ganz leicht über dem Hemde vorgenommen werden.' Ja selbst aufs Geratewohl kann man an einer beliebigen Stelle des vorgewölbten Bauches durch die Kleidungsstücke hindurch den Einstich machen. Dann besitzt allerdings die Taufe nur wahrscheinliche Gültigkeit. Hat man den Knochen mit der Nadelspitze gefunden, ‚so wird die Nadelspitze mit ziemlicher Kraftanwendung so weit als möglich in den Knochen eingespießt'. Es

legte es in eine Lehmgrube und bedeckte die Leiche mit Lehm und Erde. Erst ein Jahr später wurde durch Zufall die Leiche des Kindes aufgefunden und durch die Kleider die Herkunft des Kindes ermittelt. Der Waisenrat, an den sich der Vormund Rat suchend gewendet hatte, hatte diesem erklärt: ‚Man muß es den ledigen Personen nicht so leicht machen, sonst kommen sie fortwährend mit Kindern.‘ Nach dieser Antwort glaubte der Vormund der Pflicht enthoben zu sein, dem Vormundschaftsgericht selbst mitzuteilen, daß für das Kind keine Pflegestelle aufzutreiben war. Ein Gemeindevorsteher wurde als Zeuge befragt, warum denn das Kind fortgeschoben sei, zumal doch keinerlei Kosten der Gemeinde erwachsen, da die Gemeinde ein Recht auf Wiedererstattung seitens der Unterstützungsgemeinde habe. Er erklärte, das verursache viel Scherereien; um den Scherereien aus dem Wege zu gehen, schiebe man Personen, von denen man befürchtet, sie soll nämlich das Taufwasser auch das Unterhautzellgewebe des Kindskopfes bespülen, weil ja der Kopf mit Vernix caseosa bedeckt sein kann, dann flösse das Wasser von dem Fette ‚wirkungslos‘ ab, was die ‚Gültigkeit der Taufe in Frage stellen würde‘. ‚Die Anwendung eines hohen Druckes ist ein notwendiges Erfordernis‘, damit durch den gewaltsam eingepreßten Wasserstrahl das die Taufstelle umgebende Fruchtwasser möglichst weit beiseite gedrückt werde. Beim Ausspritzen des Wassers werden dann die Taufworte gesprochen. Diese Art der Taufe soll nicht vor Mitte der Schwangerschaft angewendet werden, da die Schwangerschaft vorher von Nichtärzten nicht mit Sicherheit zu diagnostizieren ist. Es könnte ja ein Tumor vorliegen. Bei plötzlichen Todesfällen der Mutter soll man die bedingungsweise Taufe noch 5—6 Stunden nach dem Tode, ja man kann sie noch 10—12 Stunden nach dem Tode spenden. Der Verfasser hält seine Methode für den Fötus nicht

könnten unterstützungsbedürftig werden, dem Gesetz entsprechend ab. — Die Geschwornen bejahten die Frage, ob vorsätzliche und mit Überlegung ausgeführte Tötung vorliege. Das Urteil erging dahin, daß die Angeklagte zum Tode und zum Verluste der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt wurde. Der Vorsitzende leitete die Verkündung des Urteils mit den Worten ein: ‚Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden'.«

für schmerzhaft, ‚weil die Gehirnsubstanz empfindungslos ist', auch nicht für gefährlich, denn ‚die Erfahrungen der Gehirnchirurgie haben ergeben, daß ein Stich in die Gehirnhemisphäre, selbst mit einem Messer, nicht nur nicht tödlich, sondern nicht einmal gesundheitsschädlich ist'. Die Pfarrämter sollen ihre Taufutensilien mit dieser Taufspritze komplettieren, ‚um diese dann im Bedarfsfalle der Hebamme des Ortes zu überlassen'.«

Lebensform und Dichtungsform

Von **Otto Stoessl**

Die Dichtung, in welcher sich das äußere und innere Leben der Menschen als in einer geistigen Zusammenfassung wiederfindet, entspricht in ihren Grundformen den Organisationen des Daseins selbst. Sie ist gleichsam ein Reflex der menschlichen Gebilde, durch deren bedeutende Erscheinung hervorgerufen, von einem erregbaren Geiste aus einem unwillkürlichen Empfängnisvorgang zu einem bewußten Schöpfungsakt umgewertet. Es handelt sich immer um eine individuelle Antwort auf ringsumwirkende Anreize. Die Welt als gemeinsame Erscheinung geht durch ein persönliches, einziges Wesen — den Dich-

ter — sinnlich, doch vergeistigt hindurch und wird als Antwort sich selbst, erneut und geordnet rückerstattet. Wie aber das Auge nur einen begrenzten Teil der Außenwelt als Bild erfaßt, so empfängt auch der schöpferische Geist immer nur mit einem begrenzten Teil der unermeßlichen äußeren Welt ihren bestimmenden Gesamteindruck. Ein Einzelwille schaltet das Ungemäße schon bei der Aufnahme aus, zieht das Ansprechende heran. Die schließliche Antwort: das dichterische Werk enthält alle nach persönlicher Notwendigkeit und Willkür geordneten Eindrücke in einer persönlichen Aussage, deren Form selbst wieder den objektiven Inhalt subjektiv herausstellt. So wird der Stoff erst bei der unmittelbaren Aufnahme, dann bei der Wiedergabe, gleichsam zweifach geläutert.

Die Notwendigkeit der Aufnahme wird durch die notwendige Begrenzung des Aufnehmenden, das Schicksal der Aussage durch deren geheimnisvolle Willkür begründet. Diese zwiefachen Bindungen bedeuten ebensoviele Freiheiten, wie denn der wahrhafte Geist jede Notwendigkeit zur Freiheit steigert. Das Erhabene der ineinanderwirkenden Bedingtheiten liegt darin, daß durch solche Ausschaltung und Einschränkung das schließliche Bild nicht verkleinert, sondern erweitert wird. In der engsten Form und dem scheinbar geringsten Gegenstande bleibt doch immer das Ganze der Welt beschlossen, erkannt, wiedergeboren. Ja dieses Ganze besteht ohne schöpferische Wiedergabe überhaupt nur als unfaßbares Chaos und wird erst durch die eingrenzende Formung zum Ganzen, ein Nebelschleier verdichtet sich — der Name des »Dichters« bezeichnet sein Tun — zum Sterne, schwebende Schatten werden Gestalten, die vorübergleitende Menge wird zur Menschheit, Ereignisse werden Schicksale, Begebenheiten und Gefühle entwachsen Gesetzen. Dichtung gibt Einheit aus Fülle.

Man erkennt, daß in gewissem Sinne stets Form auf Form antwortet und daß dem Gegebenen

immer der verwandte Geist bereit ist, den es erfüllt und der es, als wunderbare Kelter, empfängt und zurückgibt.

Den drei Urformen der Poesie: Lyrik, Drama, Epos entsprechen drei wesentliche menschliche Zustände und Eindrucksgebiete. Das Ich, der Einzelne in seiner Sonderung, Standfestigkeit und kosmischen Selbstsicherheit, die Familie, als erste Verbindung, sowohl gegensätzlicher, als verwandter Elemente zu einer Frucht, die platzend, neue Samen zu neuen Gesellungen ausschüttet, schließlich die Gemeinde, der Stamm, die Nation, der Staat, oder wie immer man die höhere Zusammenfassung von Menschengruppen zu schicksalhaften Gebilden abgrenzen will. Diesen drei Urprinzipien der erdbewohnenden Menschheit geben die zugehörigen schaffenden Geister als Antwort ihr Bild und Gleichnis zurück.

In der Dichtung wird aus der Lebensform die poetische ausgereift und jede enthält auf ihre Weise, in ihrer Sprache und mit ihren Darstellungsmitteln das Ganze der Welt, so wie diese im einzelnen Menschen, in der Familie und im Staate durchaus enthalten ist.

Zuerst und zuletzt steht immer der Einzelne, der schicksalhafte Mensch, als gebundener Teil, als wirkende Einheit, bestimmt und bestimmend. Gefühl und Vernunft antworten aus ihm dem brausenden Ungefähr ringsum. Das ist das Lied: ein Echo der Stimmen, ein Wiederschein des Lichtes, die Sprache wird das einzige Maß der Dinge, sie behält die Instinktnatur einer unwillkürlich dem Eindruck entgegengestreckten, wehrenden, flehenden oder preisenden Geberde. Aber die unentrinnbare Gemeinschaft des menschlichen Lebens gewinnt in dieser Aussage eine einzige Veredelung zur Besonderheit. Die lyrische Form wehrt alle Gemeinschaft ab, indem sie ihr unterliegt, sie gibt sich ihr so mächtig hin, daß das Gemeinsame gleichsam in der Umarmung erdrückt wird. Das lyrische Gedicht als gewaltiges Laut-

werden von menschlichen Urinstinkten behält in dem stöhnenden Zwang seiner Fassung, deren Rhythmus die Notwendigkeit des gehenden Pulses hat, die erste und letzte, tiefste Vereinzelung des Menschen. Seine äußerste Einsamkeit redet sozusagen von den Grenzen der Welt her zu dem Meere von Einsamkeit ringsum. Es ist die unbedingteste, zügelloseste Freiheit im Zwang dieser Aussage, bis auf den Klang und Rhythmus wird alles äußere, materielle, durchaus verinnerlicht. Nur daß das Gedicht auf dem Weg über Gefühl und Leidenschaft seinen Inhalt völlig vergeistigt, macht es zu einer Weisheit, deren Organ, um mich des Ausdrucks eines vornehmen Autors*) zu bedienen, im Herzen wohnt. Gelegentlich nähert sich diese bis auf Rufweite der Erkenntnis des Denkers selbst. An jener Quelle der Unterwelt, wo die Schatten vom Blute trinkend, Leben gewinnen, trifft diese Dichtung mit der Philosophie zusammen, welche, vom Blute trinkend, wiederum der Poesie ähnlich wird. Überhaupt enthält die Lyrik, wie ihr Leoensvorbild, das Individuum, alle Schicksale der Menschheit, alle Möglichkeiten und Schicksale der Dichtung als in einem Keime. Denn aus dem Gedichte, aus dem Wortgesange des bewegten, einsamen Gemütes haben sich alle anderen Formen entwickelt, wie aus den Einzelnen alle Gesellschaften.

Die zweite Organisationsform: die Familie findet im Drama ihr Gleichnis.

Das Drama vereinigt, wie die Familie, eigentümliche und notwendig verschwisterte Gegensätze. Sein Inhalt: die endgültige Austragung der einander bedingenden und darum einander mit der Energie chemischer Wahlverwandtschaften suchenden, naturgegebenen Konflikte wird mit der Unmittelbarkeit direkter Aussage und Gegenrede der verstrickten Charaktere herausgestellt. Dieses leibhaftige Gegenübertreten der Einzelnen, deren jeder sein Ich in

*) »Prinz Hamlets Briefe«, Reichl & Comp., Verlag Berlin MCMIX.

Worten durchführt, welche den feindlichen Individuen das Ihrige entlocken und aus dem wirkenden Zwiegespräch Tat, Schicksal, neue Vereinzelung und neue Verbrüderung erzeugen, vergegenwärtigt den poetischen Ursprung aus der lyrischen Äußerung des Individuums. So trägt ja die Familie auch ihre höchstpersönliche Entstehung aus gegensätzlichen und verwandten Einzelnen an der Stirne geschrieben. Sie wird erschaffen, um in kämpfender Fruchtbarkeit neue Menschen hervorzubringen. Diese Vereinigung wird nur um der Loslösungen willen bewirkt. Das ist der vornehmliche Gegenstand des Dramas. Wenn man seine typischen und in ewiger literarischer Wiederkehr abgewandelten, sozusagen exegetisch durchgebildeten Stoffe beobachtet, wird man unschwer ihren familienhaften Grundcharakter erkennen. Historische und politische Probleme spielen nur begleitend mit und treten in den engeren Kreis einer familienhaften Gesellschaft, wie denn die Geschichte selbst menschheitliche Geschicke und Bewegungen in einem begrenzten Felde sinnfällig macht, als ob sie Taten und Erlebnisse einer einzigen schöpferischen Person oder kleiner Organisationen wären. Eigentümlich ist dem Drama wie der Familie auch vor allem die Restlosigkeit der völlig ausgetragenen Gegensätze. In dieser Organisationsform macht die Natur sozusagen immer für die Zukunft reinen Tisch.

Nun ist aber auf der weiten Erde bei dem endlosen Krieg aller gegen alle nicht bloß die tragische Vernichtung, vielmehr ein schließlich duldsames und notwendiges Nebeneinander zu Hause. Über der Vereinigung, Ablösung und Erneuerung der Einzelnen in der Familie mit ihrer dramatischen Folgerichtigkeit steht die fruchtbare epische Läßlichkeit der Gesamtheit. Die Natur produziert in Fülle und überantwortet ihre Geschöpfe dem Ungefähr. Das Gerettete und Lebensfähige schließt sich zusammen ohne genaue Prüfung der Lebenswürdigkeit. So entstehen übergeordnete Verbände und Gemeinschaften, erst als

Notdach, welches dem Menschen gegen den Menschen Schutz verleiht, dann als schöpferisch ausgestalteter Bau, der Zusammengehörigen eine gewisse Würde und sinnvolle Eintracht der Existenz gewährt. Was einer großen Anzahl von Menschen an wesentlichen Instinkten, Anlagen, Kräften gemeinsam ist, überwindet ihr Widersprechendes, sie lernen einer höheren Ordnung dienen, um der eigenen Natur schöner, sicherer leben zu können. Ein geheimes Zusammengehörigkeitsgefühl siegt über die Vereinzelung. Das Bewußtsein der Menschheit erwacht im Menschen. Der Staat ist seine Schöpfung, das Epos sein dichterischer Ausdruck.

Hier spricht der Einzelne nicht mehr direkt, sondern das Ganze redet aus dem Einzelnen, auch wenn er von ihm redet. Mag der epische Stoff ein besonderes Schicksal, Entwicklung einer Persönlichkeit, Ereignisse einer Familie oder eines begrenzten Personenkreises behandeln, das allgemeine Nebeneinander, die großartige Einwirkung der ganzen Umwelt auf die Zustände der beobachteten Menschen, eine politische Natur waltet immer vor. Was geschieht und berichtet wird, bleibt auf die zeitliche Form der bestimmenden Gesamtheit bezogen. Der dargestellte Inhalt erscheint als Gleichnis einer gegebenen, umfassenden Organisation. So erzählt jede epische Dichtung Geschichte. Sie ist repräsentativ. Die zunehmende Annäherung der nationalen Kulturen infolge der technischen Vervollkommung hat mit der Ausgleichung und demokratischen Herabminderung der politischen Besonderheiten die Dichtung um ihre unmittelbare Wirkung gebracht. Sie steht ihren Menschen nicht mehr Aug' in Aug' gegenüber. Diesem Schaden der verlorenen Unmittelbarkeit der epischen Kunst steht ein Gewinn an Verinnerlichung und Erhöhung des schöpferischen Selbstgefühles gegenüber. Das politische Gewissen des epischen Dichters empfindet den Staat nicht mehr als erhabene und erhöhende Einheit, sondern

als mechanisiertes Chaos, als sinnlos stampfende Maschine, welche das bißchen Erdenraum wie eine Walze ebnet. Aber selbst diese Verneinung wird durch die politische Artung des epischen Geistes ausgewertet, indem Kritizismus zum Pathos, Satire zur Gestaltung, Skepsis und Humor zu einem neuen Lebensinhalte anwachsen. Das Vorwiegen individueller Probleme, die Verinnerlichung der epischen Handlung die Entdeckung eines vorherrschenden geistigen Lebens, welches an Stelle sinnlich leuchtender physischer Existenz getreten ist, bezeichnen die eigentümliche politische Natur des Epischen, sie widersprechen ihr nicht.

Unsere Zeit erlebt eine mähliche Umgestaltung des Staates. Die individuellen politischen Einzelgebilde, welche vordem, familienhaft eng abgegrenzt, dramatisch sinnfällige Schicksale tragisch kurzlebig austrugen, weichen mehr und mehr ungeheuren Verbänden, deren äußere Vorgänge typisch und endlos, langweilig und mechanisch scheinen. Dabei tritt aber die willentliche Verinnerlichung des Einzelwesens und der Teilorganisationen in strenger Vergeistigung hervor. Die Geschichte wird zu einer wachsenden Gestaltung des inneren Lebens. Der Vergeistigung der Geschichte antwortet die Verinnerlichung der epischen Kunst. Was die Politik als Instinkt erlebt und zeigt, vergegenwärtigt das Wesen des Erzählers als schöpferische Macht. Geschichte machen und Geschichte schreiben, die höchste Lust und Gabe des menschlichen Geistes, bleibt Sache des seltenen Einzelnen, für den die ganze Welt Mittel und Gegenstand seines persönlichen Willens ist, unerschöpflich an Abenteuern und Aufgaben, ein immer erneutes Nichts und Chaos, aus dem immer wieder ein strahlendes Etwas und Ganzes zu bilden ist. So führt die Natur in verschleierter Vereinfachung auf tausend Umwegen alles Geschaffene auf den Schöpfer, alle Gemeinschaft auf den Einzelnen zurück, als ob sie ihm allein dienen wollte, der herrschen darf.

* * *

Das Schicksal der Maschine

Von **Ludwig Rubiner**

Es gibt Dinge, mit denen niemand etwas zu tun hat, und auf die jeder stolz sein will. Zum Beispiel auf Erfindungen, die andere machen. Früher war man Zeitgenosse, was längst veraltet ist. Heute ist man Stimmungselement der Entwicklung. Geistesströmer.

Es ist doch so: Menschen, die eine Erfindung machen, stehen vor dem ekstatisch Momentanen und der verzückten Spontanität ihrer Idee immer wieder als vor einem unbegreiflichen Wunder. Dabei sind sie stets von neuem erstaunt, daß nicht andere Leute auch auf die grundlegende und typische Einfachheit ihrer Gedankengänge gekommen sind. Hier regt sich die Unverschämtheit des Geistesströmers und Hintergrundmoleküls. Wie — die Sache ist so einfach, daß sie ein anderer auch hätte machen können? Gut, dann wäre ja am Ende sogar der Geistesströmer darauf verfallen? — was soviel bedeutet als: Der Nebenmann und Routinier macht sein Anrecht auf die Leistung geltend! Es lebe die Entwicklung! Selbstverständlich ist die Hoffnung auf unentwegte, treue und stramme Entwicklung der neue kindliche Glaube von den Weltanschauung-Salons des Proletariates bis zu den ästhetisch-humanitären Comptoirs der modernen Bourgeoisie; eine kindliche Hoffnung, auch einmal Teil an etwas zu haben, für das man nicht kann. Also geniert man sich immer noch, sozusagen aus Sicherheitsgründen, in verschämter Öffentlichkeit, wo doch jeder den Lohn für sein massenhaftes Auftreten haben will, zuzugeben, daß die wunderbaren Versprechungen der Fachmänner von der Entwicklung der Technik einfach noch nie gehalten werden konnten. Es wäre naiv, zu glauben, daß einmal alle Leute, die nicht Techniker sind, ungeduldig werden müssen, wenn jene so durchdringend und hochtrabend wiederholten Versicherungen nicht aufhören wollen: die technische Evolution

gipfele nächstens einmal in einer pompösen Zukunft.

Immerhin vermag keiner von allen den glückseligkeitsstrotzenden Fachmännern auch nur zu sagen, welchem Ziele die Änderungen in der Konstruktion einer Maschine zustreben. Noch fraglicher erscheint es sogar, ob überhaupt ein solches Ziel da ist. Als der Phonograph erfunden wurde, erwartete man natürlich von den folgenden Jahren eine ungeheure Veränderung im Charakter des Apparates, genau wie zwanzig Jahre später vom Kinetoskopen. Aber diese Instrumente sind auch in ihren subtilsten Vollendungen noch, des Grammophons und des Kinematographen, unter die Äußerungsfähigkeiten gebannt geblieben, die sie in der Stunde ihres ersten Erscheinens hatten. Es sind Vergnügungsautomaten geblieben, und die geringen und gezwungenen Anwendungen solcher Maschinen in den Wissenschaften bedeuten nur langwierige Umwege gegenüber der zugleich analytischen und synthetischen Auffassungsfähigkeit des Menschen. Ähnlich wie die Anwendung der Mathematik in der Psychologie auch nur rein tautologische Bestätigungen ergibt.

Natürlich zweifelte vor fünfzig Jahren kein gebildeter Mensch daran, daß wir heute auf »Flügeln des Dampfes fliegen« würden! Aber man darf feststellen, daß seit James Watt die Arbeitsgebiete der Dampfmaschine sich gar nicht verändert haben, sondern daß nur die Leistungen potenziert wurden; schon vor Fulton trieb doch Dionys Papin ein Dampfschiff — übrigens Daten einer billigen Gelehrsamkeit, die sich jeder aus dem Konversationslexikon holen kann. — Ebenso natürlich zweifelte zu Daguerres Zeiten kein Mensch daran, daß die Photographie selbstverständlich einst die Malerei ablösen werde. Nun, darüber hat man sich in den letzten Jahren genügend ausgesprochen. Dagegen ist der ursprüngliche Charakter der Photographie, nämlich die mechanische Reproduktion, zur Massenhaftigkeit gesteigert worden.

Die Dynamomaschine und das Telephon, die Bogenlampe und die Schreibmaschine sind nur immer detaillierter und komplizierter durchkonstruiert worden, und das Grundmoment ihrer Verwendung ist immer gleichartiger durch die Massenverbreitung erhalten geblieben.

Aber die Aeronautik — — Entwicklung des Ballons zur Flugmaschine! — Gerade bei der Aeronautik können Unbefangene und Unaufgeregte am deutlichsten erkennen, daß es in der Technik keine Entwicklung gibt. Der Ballon hat sich seit den hundert Jahren seiner ersten Konstruktion nicht verändert. Schon an den allerersten Ballons hat man ja versucht, Flügelruder und Steuer anzubringen; das »Reichsluftschiff«, der »Parseval«, Engländer, Franzosen sind wie vor hundert Jahren jedem Zufall schutzlos ausgesetzt. Diese »Lenkbaren«, ganz gleich ob »starr« oder »unstarr«, können bei Sturm nicht fahren, und mit ihren Größenmassen stehen sie in einem lächerlich ungleichen Verhältnis zu dem Raum, den sie transportieren können. Glück, Tod und Ziel sind heute gerade so unbestimmbar wie vor hundert Jahren. Aber der Ballon hat sich nun nicht auch zur Aeroplan-Flugmaschine »entwickelt«, sondern die Flugmaschine »Schwerer als die Luft« (Lexikon!) beruht auf einer vollständig anderen und relativ neuen Idee, die mehr als unabhängig von den Prinzipien des Ballons ist. Nun ist aber der Charakter des Aeroplans als eines Versuchsapparates und Sport- oder Schauobjektes bereits erwiesen, und es ist unzweifelhaft, daß eine Flugmaschine der Zukunft, die große Gepäcklasten und viele Personen befördern kann, aus einem wiederum vom gewohnten völlig verschiedenen, neuen, noch ungeahnten Gebiet der Idee und der Prinzipien konstruiert werden wird.

Die Elektrisiermaschine kann seit den dreihundert Jahren ihrer Grundkonstruktion durch Otto von Guericke auch nichts anderes, als Papierbüschel in Bewegung setzen und den Blitz imitieren.

Element, Akkumulator und Dynamo sind nicht Entwickelungsstadien der alten Elektrisiermaschine, sondern Erfindungen aus überraschend verschiedenen Ideengebieten, die das Prinzip der Elektrizität nur etwa gerade so gemeinsam haben, wie die Dramen Shakespeares und die Dramen Racines den Untergrund menschlicher Gefühle.

Es ist manchmal wunderbar gut, Laie zu sein. Man steht außerhalb der Grenzen eines Faches und überschaut diese jenseitigen Dinge nach dem bloßen Vergnügen oder dem bloßen Nutzen. Unverwirrt durch Begeisterung für Spezialkenntnisse sieht man: Es gibt keine Entwicklung der Maschine. Der Maschine kann es gar nicht widerfahren, daß sie sich, gleichsam durch allmähliches Ankristallisieren, erweitert, Form und Bau verändert und eines Tages unmerklich etwas ganz anderes geworden ist. Nein, die Maschine wird in die Welt hineingesetzt, gleich fertig in ihrem ganzen Umriß und Charakter. Da kann nur noch verfeinert und gesteigert werden, aber die qualitativen Attribute sind schon von Anfang an entschieden.

Die Maschine ändert ihren Charakter nicht. Das Automobil hat sich nicht aus dem Fahrrad entwickelt, sondern es repräsentiert eine völlig neue Ideenreihe.

An der Maschine erkennt man unerhört klar, was Prädestination ist. Das ganze Leben der Maschine und der Maschinengeschlechter ist nur darauf gerichtet, den Grundtypus jeder einmal gefundenen Struktur für alle Ewigkeit aufs leistungsfähigste zum Ausdruck gelangen zu lassen. Sobald der Grundtypus einer Maschine sich verändert, zeigt es sich, daß die neue Struktur nicht eine Entwicklung der alten ist, sondern ein neues Maschinenwesen mit ganz anderen und neuen Aufgaben, und aus einer ganz neuen Ideen-Ebene und einer anderen Kategorie.

Das Schicksal der Maschine ist, nur einmal zu sein. Und dieses Einmal kann sehr lang oder sehr kurz dauern. Aber das ist auch das Schicksal ihrer Ideen.

Hier enthüllt sich endgültig die ganze Fragwürdigkeit einer Entwicklung der Technik. Denn es gibt keine Entwicklung der Idee. Die Idee steht auch ganz außerhalb einer Wertbemessung. Jede Idee ist wie jede andere ein vollkommenes Individuum, ein Abgegrenztes. Das Schicksal der Idee liegt in ihrem vollkommenen Ausdruck.

Entwicklung der Technik anzunehmen ist eine hypothetische Behauptung, die sofort von der bloßen Beobachtung entlarvt wird.

Nun scheint es aber, als sei bei dieser Behauptung auf die Wirklichkeit und Erweislichkeit der Tatsachen gar kein besonderer Wert gelegt, und als solle eine »Entwicklung der Maschine« gar kein Dogma sein, sondern nur der halb zufällig und unklar erfaßte Ausdruck für eine Stimmung. Beim Überblicken jenes schwer und nur unscharf zu erfassenden Komplexes sich kreuzender und scheinbar mischender alter und neuer Ideen tritt die ungewisse Stimmung des Fließenden auf, und sie wird der ganzen Gruppenreihe der Ideen als wahrhaftig historisches Geschehen unterschoben. Man deutet diese sehr subjektive Stimmung eines unscharf vorüberlaufenden Momentes in eine unscharfe Geschichte des Objektes um, und man konstruiert aus der augenblicklichen Gemütswirkung der Ideen eine Entwicklung ihrer Objekte.

Zweifeln wir nicht — die Hypothese der Entwicklung verwirrt uns. Sie scheint jedesmal ein neues Ziel zu suchen, wenn wir bei den neuen Wirkungen neuer Ideen stehen.

Aber die Ideen fallen auf uns wie die Meteorsteine. Und innerhalb der Ideen, deren jede wie ein eigener Weltkörper ist, erscheinen die Maschinen. Es ist das vorbestimmte Schicksal der Maschine, knarrend, ächzend oder lautlos, nur in ihrer bloßen Tätigkeit zu zeigen, daß sie die höchste Leistung und der stärkste Ausdruck ihrer Idee ist, bis man sie nicht mehr braucht.

* * *

Briefe von Ferdinand Kürnberger *)

Klobenstein, den 10. September 1875.

Verehrter Freund!

In solchen Stunden lebe ich wie ein abgeschiedener seliger Geist. Ich komme buchstäblich in die Illusion, daß ich in Wien gestorben bin und in Klobenstein auferstanden. Gestorben ist die Börse, das Kaffeehaus, das Pflastertreten, der Straßenlärm, das Werkeln, der Zeitungstratsch. Wie sehe ich hier eine Wiener Zeitung an! Wohl, die Hauptstadt muß für das ganze Reich denken, aber sie denkt schlecht! So oft die Zeitung auf den Tisch aufgelegt wird, kommt mir der Tisch befleckt vor, — der Tisch, an dem die alte Frau Pascoli präsidiert, die ehrwürdigste Patriarchin die ich je kennen gelernt.

Ich finde diese Frau weit über meiner Erwartung. Daß ich es nur gestehe, Ihr Haus hat mir nicht das richtige Bild beigebracht. Sie betonten mir immer in erster Linie ihren Humor, über die Pfaffen zu schimpfen, — »und doch ist sie fromm«, setzten Sie dann hinzu. Ich möchte es jetzt umgekehrt formulieren. Zuerst ist sie fromm; die Religiosität der stärkste Zug ihres Charakters, das Urchristentum ihr lebendigstes Herzensbedürfnis. Und erst weil sie als Urchristin von den Nachchristen sich betrogen sieht, schimpft sie über die Pfaffen. Es ist ganz das nämliche Verhältnis, wie wenn wir den Hamlet in einer Schmiere und den Don Juan von Bänkelsängern aufgeführt sehen. Es ist der Schmerz über ein

---

*) Mitgeteilt von Luise Hackl — anläßlich des Erscheinens des ersten Bandes der Gesammelten Werke von Ferdinand Kürnberger (Verlag Georg Müller, München und Leipzig), der »Siegelringe«, einer Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons. Diese bisher unveröffentlichten Briefe sind an den Politiker Dr. Josef Kopp und dessen Gattin gerichtet. Im September 1875 weilte Kürnberger zu Besuch in Klobenstein auf dem Berge Ritten nächst Bozen, bei der Mutter (Frau Pascoli) und der Schwester (Frau v. Atzwang) der Frau Kopp. »Wer mir begegnet und mich fragt: Was arbeiten Sie jetzt? Dem antworte ich: Briefe«, schrieb Kürnberger einmal an eine Dame. Und er fährt fort: »Ich habe es immer gesagt und sage es bei jeder Gelegenheit: Ein Schriftsteller, auch wenn er noch so viele Bände hinterläßt, repräsentiert damit nur den kleineren Teil seiner Tätigkeit; das Meiste, was er geschrieben hat, sind Briefe«. Diese Auffassung Kürnbergers rechtfertigt die Publikation seiner Briefe. Nicht jeder Autor vertrüge so gut die Herausgabe seiner Korrespondenz, die vor Kurzsichtigen leicht eine Entstellung des geistigen Bildes bewirkt.

profaniertes Heiligtum. Es ist nicht Schimpf-Lust, sondern Schimpf-Schmerz!

Als Frau faßt sie die Sache moralisch und nicht historisch. Es entgeht ihr der kühle Trost der objektiven historischen Schule, womit sie die Kirche betrachten könnte — wie die benachbarten Erdpyramiden, nämlich als einen Verwitterungsprozeß. Daß die Zeit, indem sie neues Gutes erzeugt, das alte Gute verschlechtert und dann »Der Zahn der Zeit« wird, diese Reflexion ist nicht weiblich. Die historische Schlechtigkeit ist ihr die Schuld der einzelnen schlechten Personen.. Aber wenn uns der Historiker die natur-gewordene Notwendigkeit des Übels so gut einsehen lehrt, daß wir vor lauter Einsicht das Übel kaum mehr empfinden, so reagieren Frauen wie die Pascoli aufs erquickendste gegen diese philosophische Erschlaffung, indem sie vor lauter Empfindung die Einsicht ausschließen. Sie sind dann just so naturnotwendig wie Ranke selbst, dem sie das Gleichgewicht halten und ebenbürtig zur Seite stehen. In diesem Sinne ist mir die alte Frau selbst eine historische Erscheinung und ich habe das volle Gefühl, daß ich etwas sehe, was man nicht alle Tage sieht. Solche Menschenbilder gehören nicht der Sterblichkeit an, sondern der Geschichte. Wollte Gott, ich könnte sie in einem Roman verewigen, um einen etwas geckenhaften Ausdruck zu gebrauchen. Aber die Blume müßte mir verdorren ohne die Wurzel und die Erde an der Wurzel. Ich dürfte sie nur bringen in der ganzen bündigen Kraft ihrer naiven Volkstümlichkeit, ihrer tyrolischen Landesrede. Und die beherrsche ich als Wiener nicht.

Heute morgens beim Frühstück erzählte sie, wie sie einem Klobensteiner Bauer »das allerheiligste Gut« klar machte. Das sei Gott im Himmel, aber nicht ein Blätterteig in einem Metallreif. Mir standen die Haare zu Berge. Eine Gänsehaut überlief mich. Wir gebildeten Hasenfüße glauben Wunders zu tun, wenn wir systematisch um den Brei herumgehen und mit den Heiligen, mit der Ohrenbeichte oder dem Cölibat »anfangen«. Dieses Weib fängt gleich mit dem Ende an! Einem Bauer das Altarssakrament auszureden, genügt ihr just für den ersten Anlauf! Sie packt den Stier bei den Hörnern und bohrt das Brett an, wo es am dicksten ist! Wahrlich, wahrlich, ich sage Ihnen, der nächste Reformator ist vielleicht nicht, wie Luther, ein Mann, sondern wie die Pascoli, ein Weib! —

Und so wie sie, übertrifft eigentlich alles meine Erwartung. Kaum erhole ich mich von meinem Erstaunen, daß es Leute gibt welche dem Ritten eine üble Nachrede machen. Kein Wasser, keine Schatten, keine Wälder, den ganzen Tag heiß angeglühte Steine, — das habe ich ab und zu klagen gehört. Ich komme herauf, und was finde ich? Kein Wasser, heißt — laufende Brunnen; keine Schatten, heißt — Schatten wie Casemattengewölbe; keine Wälder, heißt — die schönsten Baumschläge von Buchen, Eichen, Birken, Tannen, Fichten, Föhren und Seidenlärchen; den ganzen Tag heiß angeglühte Steine, heißt — auf Schritt und Tritt Gras unter den Füßen, grünsten, duftigsten Sammtteppich! So kritiklos verhalten sich die Menschen zu den unmittelbarsten Sinneswahrnehmungen! Aber büßen sie es nicht selbst? Wie viele Frischler haben den Ritten schon verlassen, jetzt wo er am frischesten ist! Inzwischen kann ich mir nicht denken, daß er es weniger ist, auch in den heißesten Tagen. Statt heißer Tage haben wir doch heiße Stunden, aber ich empfinde sie nicht. Hier ist die Hitze nicht heiß und die Kälte nicht kalt. Wie Champagner schlürft sich diese feine moussierende Luft, wie Geriesel auf zartem Eis und zarter Glut, nervenprickelnd, ohne Last des Rausches. Der Schatten schauert und die Sonne drückt nicht; ich suche Eines so gern wie das Andere. Hier ist die Luft wirklich Aether. Auf dem Rasen liegen die Baumschatten so flüssig, daß man grüne Seen zu schauen glaubt. Daß die Materie Seele hat, sagt man, vom Hörensagen, aber hier empfindet man's. Man geht allenthalben in einem Ueberschuß von Geist und Seele; die ganze Erde geistert.

Auf dem Wege nach Lovis, den wir heute machten, sind die Wälder oft förmliche Forste und stehen urwaldartig auf allen Berghäuptern. Näher aber umgibt uns der Baumschlag in lockeren, aufgelösteren Gruppen und läßt überall dem Kräutericht der zartesten Farren, Alpenrosen, Preiselbeeren — Luft und Licht. Es kommt zu Stellen, die wie ein Wunder aussehen. Der Ausdrnck des Sinnigen und Lieblichen geht bis zum Heiligen, man begreift den »heiligen Hain« der Naturvölker und schämt sich des Wortes Park.

Zufälle haben es gefügt, daß ich erst seit drei Tagen hier bin. Acht Tage verweilte ich in Gratz, um die letzten Bogen eines Buches zu korrigieren und zwei Tage widmete ich mich dem Dr. Fischhof in Emmersdorf bei Klagenfurt. Erst am Dienstag

passierte ich nachmittags um halb vier die Bahnstation Azwang.

Ich mußte ungewiß sein, ob die Frauen noch auf dem Ritten oder schon in Bozen seien; nach Ihren Mitteilungen über die Traubenkur, schien mir das Letztere wahrscheinlicher. Da fragte ich die Offizianten der Station, die ja alle Rittener kommen und gehen sehen, was sie über den Aufenthalt der Frauen wüßten aber — more patria — wußten sie nichts. So fuhr ich nach Bozen weiter. Erst bei Kräutner wurde ich informiert. Ich übernachtete also in Bozen und fuhr nächsten Morgen früh mit dem 5.50-Zug nach Azwang wieder zurück. Mit meiner schweren Reisetasche auf dem Rücken schlich ich sodann gemächlich den hohen Berg hinauf. »Der Esel an sich«, den Sie mir schon vorlängst versprochen, war demnach Esel genug, die Ehre meiner edlen Last sich entgehen zu lassen, — was freilich mehr die Schuld der Umstände als seine eigene.

Die Rittener Colonie fand ich noch vermehrt um das Frl. L aus Innsbruck mit Leidwesen, aber vermindert um den kleinen Schwarmgeist v. V., der es vorgezogen, im Waffenglanze unserer ruhmreichen Armee sich zu sonnen. Mögen die Herren Oesterreichs bei dieser Gelegenheit, wie bei jeder andern, besiegt werden. Möge der Sieger den Degen annehmen, den ein edler Gefangener abschnallt und ihm zu Füßen legt! —

Maria Geburt war demnach mein erster Tag auf dem Ritten und ich kam just zu dem kirchlichen Volksfeste des Ferkele-Tragens zurecht. Als Nachmittagsspaziergang zeigte mir die Frau sogleich die Erdpyramiden, wohin wir zu Vieren (mit der Schwägerin und mit L.) promenierten. Abends beim Souper hätte ich am liebsten Stenograph sein mögen. Jeder Charakter exponierte sich in seiner Weise; die Stammutter des Hauses erklärte mit Sinn und Kraft ihr Urchristentum; den Löwenanteil trug aber doch Ihre Frau davon.

Die Schwägerin in ihrer gutmütig realistischen Weise hatte das Wort hingeworfen, sie hätte ihrem Manne das Politisieren abgewöhnen sollen. Sie würden dann viel freier und genußvoller leben. Ein Wort gab das andere, — natürlich immer gut gemeint, wie unter Menschen, die eines Herzens sind, aber zweierlei Köpfe. Kurz, die alte Antithese von Realismus und Idealismus.

Da war Ihre Frau nun ein herrlicher Ritter des letzteren!

Die Lage Österreichs, das Bedürfnis nach Männern, der Mangel derselben, das naturgemäße Cumulieren von Lasten, wenn mit der ersten der Anfang gemacht worden, die öffentliche Geschichte und Ihre 15jährige Privatgeschichte, die Wechselwirkungen und das Bedingtsein Beider unter einander, das Alles gab in kurzen, raschen Strichen augenblicklich ein Bild von unwiderstehlicher Ueberzeugungsfähigkeit. Man sah den Mann in seinen Boden hineinwachsen, auf die natürlichste Weise von der Welt, weil Boden und Keim einander entgegenkamen. Notwendigkeit des Schicksals, Wahl und freie Neigung des Individuums wurden ein Geflecht von festester Textur, unzertrennbar und ununterscheidbar. Es war ein Genuß, diese Tischrede anzuhören. Es war ein Meisterstück von Exposition.

Was mich aber am meisten entzückte, das war der Geist der anspruchlosesten Naivetät, der über dem Ganzen schwebte. In Spree-Sphären und Panke-Radien wäre das Alles mit Ostentation, mit Emphase, mit einem verschwenderischen Aufwand von Selbstbewußtsein geschehen. Wie aber hier eine Frau die Ehre ihres Mannes empfand, ohne eine Spur von Ehrgeiz, das war wohl ein einziges Schauspiel. Tausend Frauen hätten ihren Mann vielleicht ebenso vertreten, aber nur mit dem Verstande; die Eine sprach das Verständigste mit den Inspirationen des Herzens und als ob es gar nicht Verstand wäre. Was könnte reizender sein? Intelligenz ohne Philosophie ist eins von den Geheimnissen des weiblichen Zaubers. Die Frau mag jetzt freilich mehr als ihre »gute Stunde«, nämlich ihre guten Tage und Monate haben. Sie ist seit dem Winter nicht mehr zu kennen. Sie ist ganz Leben, Gesundheit, Heiterkeit und Spannkraft.

Nehmen Sie diesen Brief hin — als einen Aphorismus, denn wollte ich den Anspruch einer Beschreibung machen, so käme ich nicht zu Ende. Leben Sie recht wohl und genießen Sie, nach mancher Wolke, dieses goldenen Sonnenscheins!

Ihr treu ergebener

Ferdinand Kürnberger.

Der folgende Brief ist aus dem Hause Dr. Fischhofs an Frau Kopp gerichtet und lautet:

Emmersdorf bei Klagenfurt,
Mittwoch den 13. Oktober 1875.

Theure, Verehrte!

Kaum finde ich diesmal einen Anfang meines Briefes. Ich gebe Nachricht von mir — weiß, daß ich zu den menschenfreund-

lichsten Herzen spreche, welche mir die innigste Theilnahme schenken, — und kann doch keine gute Nachricht geben. Schweigen aber darf ich auch nicht mehr. Ohnedies verschob ich meinen Brief an Sie so lang als möglich und schrieb jeden andern früher; an Sie wollte ich meine beste Meldung machen. Aber der Stoff dazu bleibt aus. Er bleibt noch immer in der Ferne. Ich hätte Sie gerne erfreut, aber muß nur froh sein, zwischen Freude und Trübseligkeit einen Nullpunkt zu verzeichnen.

Am Sonntag vor acht Tagen verließ ich Bozen und hielt meine erste Nachtstation, nicht, wie ich projektierte, in Niederndorf, sondern auf den Rath der Frau v. Atzwang in Welsberg, wo eine gute und billige Einkehr. Der Rath war gut und ich wußte ihm Dank. Ich kam, mit einer der üblichen Zugsverspätungen in Franzensfeste, nach halb 6 in Welsberg an und erhielt zu meinem Abendessen just das, was mir am liebsten war — Forellen. Zwischen der Hungerkur der bloßen Suppen und dem Diätfehler der derberen Fleischspeisen, hielt das edle Fischlein den goldenen Mittelweg und war das Beste, was ich brauchen konnte. Dieser Glücksfall stimmte mich weich und ich verweilte auch noch den nächsten Tag in meinem kleinen Capua. In der Wahl, morgens um 7, oder abends um halb 6 mit dem Zug, womit ich gekommen war, fortzufahren, zog ich das Letztere vor, um noch einen Welsberger Mittag, d. h. noch ein Gericht Forellen zu gewinnen. Und es war gut und war ebenso billig als gut. Der Frau von Atzwang meinen besten Dank für ihren guten Rath.

Abends um halb 6 fährt man nicht mehr weit; ich fuhr bloß bis Lienz, wo es um 8 Uhr schon längst tiefe Nacht war. Ich machte meine Nachtstation in der Post. Das ist ein großes, frequentirtes, in Küche und Keller reich assortiertes Gasthaus und doch mußte ich mit einem traurigen Löffel Suppe hungrig zu Bette gehen und ging es mir in dem großen Lienz bei weitem nicht so gut, als in dem kleinen stillen Welsberg. Auch in meiner Krankengeschichte war die Nacht in Lienz böse. Das Jucken an den Füßen trieb es mit einer Art Wuth, die Speicheldrüsen überströmten von Galle und das Aufstoßen oder, eleganter gesagt, Repetieren war schon mehr Mordbrennen als Sodbrennen. Es war eine jämmerliche Nacht, eine echte Krankennacht.

Diese Nacht in Lienz stimmte mich um. Ich sagte mir, in einem Zustande wie meiner, ist man noch kein Reisender. Noch

liegt der größte Theil der Reise vor mir, die Verpflegung in den Gasthäusern kommt auf das gute oder auch böse Ungefähr an und auf all meinen Schritten lauern Diätfehler. Mehr und mehr gewann der Gedanke Herrschaft über mich, daß auf meiner Weghälfte Klagenfurt und Dr. Fischhof, mein alter hochgeschätzter Freund, recht à propos daliegen, als die beste Gelegenheit, eine Zwischenstation zu halten und wie in einem maison de santé wenigstens das Aergste abzuwarten.

So sistierte ich denn meine Reise und kehrte bei Dr. Fischhof ein, dem ein civilisirter Gast eben so willkommen ist, als diesmal auch er mir zu Statten kommt. Unsere Interessen vereinigten sich.

Ich liege nun am 9. Tage unter Dr. Fischhofs Dach. Mein nächster Vortheil ist, daß ich den Nachtheilen entgehe und eine geregelte Krankendiät führen kann, wie es im Gasthaus unmöglich. Jeden Mittag mein eingemachtes Hühnchen mit Reis und abends eine vortreffliche Fleischbrühe, gelegentlich ein blaugesottenes Hechtlein oder ein Stück sauer gedünsteten Esterhazy-Rostbraten und zwar Alles mit Takt und Sorgfalt schmackhaft und fein zubereitet, das gibt wenigstens die Beruhigung einer zweckmäßigen Ernährung ohne Diätfehler.

Freilich ist es auch Alles. Daß die innerliche Besserung vorschreitet, glaube ich nicht. Wohl sieht Dr. Fischhof täglich meinen Augenstern an und möchte sich einreden, daß das Weiße schon um eine Nuance weniger gelb, aber — ich glaube es nicht. Kann denn die Galle einseitig zurücktreten? Es müßte sich die Gesammtfarbe bessern, aber eine gewisse andere Farbe ist noch so schauderhaft wie auf dem Krankenlager in Kaltern. Nicht im Mindesten bricht sie sich, wie für die Ewigkeit gegossen steht sie da. Ich habe mir angewöhnt, die Augen zu schließen und sie gar nicht mehr anzusehen; ich halte den Anblick faktisch nicht aus. Der Ekel an dieser Farbe würde mich allein schon zum Kranken machen.

Damit ist aber auch gesagt, daß ich diese Besserung unmöglich abwarten kann. Das wird noch lange dauern. Und so ist der Beschluß, nächsten Freitag die Reise denn doch wieder fortzusetzen. Ach, ich komme noch früh genug zum Wiener Gasthausleben, vor dem ich mich jetzt schon fürchte. Ich nehme mir freilich vor, den »E. C.« zu frequentiren, aber — Gasthaus ist Gasthaus. In Einem wird man schneller und wohlfeiler, im Andern

langsamer und theurer vergiftet. Das ist vielleicht der ganze Unterschied zwischen dem »E. C.« und dem Sabellkeller.

Da ich keinen Brief schreibe, sondern nur ein miserables Krankenbulletin, so schließe ich, nachdem ich von jedem andern Organe mehr gesprochen, als von meinem Herzen, das Ihre Freundschaft so warm und dankbar erwidert.

Ich grüße Sie und Ihr ganzes Haus mit meinen besten Grüßen und empfehle mich Ihrem theilnehmenden Angedenken.

Ich bitte Stie auch, wenn Sie Freund Reschauer sehen, ihm meine herzlichsten Grüße zu melden und wieder könnte Reschauer in der Lage sein, Freund T. zu sehen, an den ich ihn gleichfalls bitte, meine Grüße zu bestellen. Das gethan, dürfte von meinen Wiener Freunden dann keiner mehr übrig sein, den ich ohne Nachricht gelassen und ich kann vielleicht mit einem briefschuldenfreien Gewissen nach Wien zurückkehren. Zum erstenmale als Ausflügler thue ich es gerne.

Mit wiederholtem Ausdruck meiner treuesten Ergebenheit

Der Ihrige

Ferdinand Kürnberger.

P. S. In Gratz verweile ich wohl wieder ein paar Tage. Auch zwischen Gratz und Wien gedenke ich in Mürzzuschlag Station zu halten. Wer mir gesagt hätte, daß ich Reschauer nicht mehr treffen würde! Um 3 bis 4 Wochen hat sich Alles verspätet!

*

Aus Radkersburg, wo Kürnberger wahrscheinlich bei O. Falke zu Gast war, sandte er an Dr. Kopp den nachstehenden Brief:

Schloß Steinhof bei Radkersburg,

Freitag den 20. Oktober 1876.

Verehrter Freund!

In diesen Tagen werden Frau und Kind zurückgekehrt sein und die heilige Familie ist wieder komplet: Die Mutter Anna, die allerseligste Jungfrau Maria und der Nährvater Josef. Als frommer Mann will ich nicht ermangeln, die heilige Familie anzubeten, mit meinem frommen Gruße zu verehren und in Gedanken und Worten meine Andacht zu ihr zu verrichten. Ich hoffe, die heilige Familie erfreut sich des irdischen Gutes der Gesundheit und ist im besten profanen Wohlsein beisammen. Gerne würde ich den heiligen Josef — wenn der Reichsrath schon einberufen wäre — seinen Lilienstengel als Lilienbambus schwingen sehen; aber dieses gottgefällige Schauspiel ist meinen frommen Augen einstweilen

noch versagt. Bis dahin vergnüge ich mich denn auf Gut Steinhof mit — der Weinlese und Weinpresse. was frommen Augen bekanntlich auch ein gottgefälliges Schauspiel zu sein pflegt.

Auf diesem Gut Steinhof befinde ich mich — beiläufig gesagt — mindestens so gut wie auf dem Ritten, das Höchste, was ich sagen kann! Das Gütchen hat den Vortheil, daß man vom Gipfel des Wohlbefindens zur Weinlese nicht herabzusteigen braucht, denn hier ist Alles beisammen: Gipfel, Weinlese und Wohlbefinden. Freilich bleibt der Gipfel der Windischen Büheln tief unter dem Gipfel des Rittens; aber — was ich immer sage: es schadet gar nichts, um einen Kopf kürzer zu sein! Ich verkürze sehr gerne Köpfe, zumal wenn es andere sind.

Engelzungen können es nicht aussprechen, wie schön, wie ununterbrochen schön der Herbst hier war. Erst gestern hat sich das Wetter geändert und es lagert sich seit gestern und heute, zwar kein Landregen, aber ein Landnebel ein. In den ersten Tagen der nächsten Woche beende ich meinen hiesigen Aufenthalt, halte eine kleine Station in Gratz und bin in den letzten Tagen in Wien — d. h. liege der heiligen Familie zu Füßen.

Bis dahin — meinen Gruß zuvor.

Mit Freundschaft und Hochachtung

Ferdinand Kürnberger.

P. S. Verzeihen Sie uns armen windischen Kaffern. Am 20. schreibe ich »wenn der Reichsrath schon einberufen wäre« im Conditionell; aber die so eben ankommende Zeitung belehrt mich, daß er bereits am 19. zusammentritt, — ein Positiv! Ich möchte ihm diesen Positiv um so weniger rauben, da es wohl das einzige Positive dieser erlauchten Körperschaft ist.

* * *

Aphorismen*)

Von **Karl Kraus**

Die Intelligenz eines Weibes mobilisiert alle Laster, die zu weiblicher Anmut versammelt sind.

•

Interessante Frauen haben vor den Frauen voraus, daß sie denken können, was uninteressante Männer vor ihnen gedacht haben.

•

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

Zu den schlechten Beispielen, die gute Sitten verderben, gehören die guten Beispiele. Glaubt man, daß ein Feigling hundert Mutige verführen könnte? Aber noch ehe einer dazu kommt, seinen Mut zu beweisen, haben sich an ihm schon hundert als Feiglinge bewährt.

*

Die Finnen sagen: Ohne uns gäb's keinen Schinken!

Die Journalisten sagen: Ohne uns gäb's keine Kultur!

Die Maden sagen: Ohne uns gäb's keinen Leichnam!

* * *

Gedichte

Von **Else Lasker-Schüler**

Die Königin

Für Kete Parsenow

Du bist das Wunder im Land,
Rosenöl fließt unter deiner Haut.

Vom Gegold deiner Haare
Nippen Träume;
Ihre Deutungen verkünden Dichter.

Du bist dunkel vor Gold —
Auf deinem Antlitz erwachen
Die Nächte der Liebenden.

Ein Lied bist du
Gestickt auf Blondgrund,
Du stehst im Mond . . . .

Immer wiegen dich
Die Bambusweiden.

Heimweh

Ich kann die Sprache
Dieses kühlen Landes nicht
Und seinen Schritt nicht gehn.

Auch die Wolken, die vorbeiziehn,
Weiß ich nicht zu deuten.

Die Nacht ist eine Stiefkönigin.

Immer muß ich an die Pharaonenwälder denken
Und küsse die Bilder meiner Sterne.

Meine Lippen leuchten schon
Und sprechen Fernes,

Und bin ein buntes Bilderbuch
Auf deinem Schoß;

Aber dein Antlitz spinnt
Einen Schleier aus Weinen —

Meinen schillernden Vögeln
Sind die Korallen ausgestochen,

An den Hecken der Gärten
Versteinern sich ihre weichen Nester.

Wer salbt meine toten Paläste —
Sie trugen die Kronen meiner Väter,
Ihre Gebete versanken im heiligen Fluß.

Berliner Leseabende

Am 13. Januar habe ich im »Verein für Kunst« zum erstenmal aus meinen Schriften gelesen, und zwar aus dem Buch »Sprüche und Widersprüche« und die »Chinesische Mauer«. Über diesen Abend schrieben:

Das ‚Berliner Tageblatt':

Karl Kraus, der Herausgeber der Wiener ‚Fackel' stellte sich uns gestern abend auf Einladung des Vereins für Kunst im Salon Cassirer zum ersten Male als Redner vor. Dieser Mann, der mit der Flamme in Wahrheit auf du und du steht, erschien am Vortragspult als ein kleinerer, glattrasierter Herr, der durch seine goldene Brille sehr gutmütig und harmlos ins Publikum blickte. Freilich, mit dem ersten Wort ändert sich der Eindruck. Karl Kraus ist ein ungeheuer nervöser, energischer Sprecher, ein Autor, der seine Gedanken im Vortrage noch einmal erzeugt, ein Pointeur ersten Ranges.

Eine solche Beherrschung des Ausdrucks ist zweifellos gerade bei ihm aus seinem innersten Wesen, so wie es sich heute darstellt, zu erklären. Denn er ist vom Tageskritiker, der ursprünglich ganz allein nur auf das Inhaltliche ausging, längst zum künstlerischen Betrachter der Lebensprobleme emporgewachsen, zu einem Betrachter, dem die Form zum Leitstern geworden ist. Seine Aphorismen »Sprüche und Widersprüche«, aus denen er zunächst einige Proben gab, beweisen in ihrer geschliffenen, funkelnden Kette diesen Triumph des Wortes über ihn. Er brauchte es nicht noch selbst zu sagen, daß er sich mit Stolz zu denen rechnet, die aus der königlichen Hand der Sprache ihre Gedanken empfangen.

So entspricht das Bild, wie es der Hörer von einer so ungewöhnlich reichen und glänzenden Individualität empfängt, jener nicht mehr völlig beherrschten Art des geistigen Produzierens. Man war hingerissen von einer Schilderungskunst, die ein Kindheitsbild mit suggestiver, dämonischer Kraft hervorzauberte. Man folgte geradezu mit ästhetischem Entzücken den kritischen Florettstichen gegen das Wienertum; man hatte fast eine grausame Freude über die Sicherheit, mit der ein Meister des literarischen Hiebes allem Philiströsen, der herrschenden Moral, der Religion, der sexuellen Lüge und den nicht genehmen künstlerischen Richtungen Wunden über Wunden versetzt.

Aber dann plötzlich hatte man die Empfindung: an dieser Stelle hat das Wort den Inhalt mitgerissen, hier spricht der Künstler, der Visionär, dem eingestandenermaßen das schwere, nüchterne Gedankenfundament nicht mehr alles bedeutet.

Dieser Eindruck wurde im zweiten Teil seines Programms durch den Vortrag der »Chinesischen Mauer«, einer Meditation über den Fall der in Chinatown ermordeten Else Siegl, nur befestigt. Man bewundert zunächst die Gedankentiefe, mit der hier die einfache Mordtat zum weltumspannenden Kulturproblem erhoben wird. Aber wenn dann die

Sätze, die Bilder immer leidenschaftlicher daherjagen, wenn das Schreckgespenst eines Riesenchinesen leibhaftig ausgemalt wird, der das ganze moralinkranke Abendland mit würgender Hand hinmordet und in den ›Koffer der Verwesung‹ zerrt, so versagen wir die geistige Gefolgschaft und bestaunen nur noch den Phantasiemenschen und außerordentlicher Gestalter.

Ein kleines, gewähltes Publikum lauschte dem Redner mit wachsendem Interesse und spendete ihm lebhaften Beifall.

Die ‚Vossische Zeitung':

Vorlesung Karl Kraus. Ein Wiener ›Raunzer‹ hat gestern im Verein für Kunst gelesen — einer von denen, deren Raunzerei Kraft genug hat, um allgemach die lokalen Schlagbäume zu überschreiten und sich zur Weltraunzerei auszuweiten. Der Ausdruck ist rein wienerisch gleichwie der Typus. Wir haben sie auf norddeutschem Boden nicht, diese schmälenden, scheltenden, angriffslustigen und doch so scheuen Naturen. Wienertum, Junggesellentum und Raunzerei vereinigt sich in ihnen zu einem Dreiklang, in dem die einen eine unholde Schärfe, die anderen eine über den Alltag hinaustragende Harmonie vernehmen. Karl Kraus, der ‚Fackel'-Kraus, ist auf demselben Boden gewachsen, wie Grillparzer, Bauernfeld, Kürnberger und viele, viele andere, die ihren Unmut entweder (mit weniger Begabung als er) im Schrifttum oder, wenn sie das nicht können, an den Stammtischen der Wiener ›Beiseln‹ (wie man dort die kleinen Gasthäuser nennt) austoben. Einsame Spatzen, die der Welt vorpfeifen, daß sie auf sie pfeifen. Antagonisten der Wiener sorglosen Weltfreudigkeit. Leute, denen die Fee an der Wiege aufgetragen hat, gegen den Strom zu schwimmen, bis sie an die Quellen kommen, die auch nur Wasser sind. Karl Kraus ist ein tüchtiger Schwimmer. Rechts und links teilt er kräftig die Wogen, daß es nur so schäumt und glitzert. Ein Künstler, dessen Prosa wie geschliffener Stahl funkelt. Blitzartig jagen einander überraschende Einfälle, Thesen und Antithesen, aufgereiht auf dem Grunde einer kunstvoll ungekünstelten Sprache. Er las gestern etwa eine halbe Stunde lang Aphorismen, dann ebenso lang eine Betrachtung über die Ermordung der Else Siegl in New-York. Ein Schock Aphorismen oder mehr auf einmal ist schwer zu vertragen. Selbst dem Leser, der sich Zeit lassen kann, sein Gehirn auf stets neue Pointen einzustellen, kann solche Überfülle leicht zum Überdruß werden. Dem Hörer schwirren sie wie eine Schwalbenschar ums Haupt. Ein einzelner Aphorismus, wenn er gut ist, wärmt den Kopf, ein Aporismenregen wirkt wie ein Sturzbad. Ein Genuß war das also nicht. Die Else Siegl-Phantasien dürfen als das hingenommen werden, was sie sind: als Phantasiestücke. Kraus greift zur Palette, mischt das Weiß der kaukasischen Rasse mit dem Gelb der mongolischen, tut die Blutröte hinzu und das düstere Grau des Grauens und macht daraus ein Bild der brünstigen Umschlingung der gesamten weißen Frauenwelt durch die gelben Schlingels. Eine gelbe Gefahr Krausscher Prägung. Weltuntergang im gelben Sumpfe, worin Religion, Moral, Kultur und wie die schönen Dinge sonst noch heißen, rettungslos versinken. Über dem Schreckenssumpfe aber schwebt Karl Kraus und lacht uns alle aus.

Kraussche Götterdämmerung, ein grandioses Gemälde, in dem die Glut des Dichters steckt und die Wollust des — Raunzers. Wer so schreiben kann, wie Karl Kraus, darf auch so etwas schreiben . . . .

Der ‚Berliner Lokal-Anzeiger' und der ‚Tag':

Im Verein für Kunst las gestern abend Karl Kraus, der bekannte Wiener Publizist, eine Reihe von Aphorismen vor, die zwei jüngst erschienenen Bänden (?) entnommen waren. Es ist nicht so ganz leicht, eine große Anzahl Aphorismen hintereinander zu hören, selbst wenn sie zum größten Teile frappant und geistreich sind, gut vorgelesen werden und die Sinnesart eines ungewöhnlichen Mannes in sprunghaften Reflexen zu enthüllen scheinen. Wie Bälle, die man nicht zurückwerfen kann, füllen sie uns die Arme; aber wenn man später zusieht, sind die meisten auf rätselhafte Weise wieder fortgeflogen. Indessen kommt es gerade hier nicht auf die Menge an, und einzelnes — wie die Vergleichung des Künstlers, der Konzessionen macht, mit einem Menschen, der seine Sprache in der Fremde gebrochen redet — hakt sich trotz allem in der Erinnerung fest. Natürlich war man neugierig, zu vernehmen, was der Vorleser über die Frauen sagte; und wenn er feststellte, daß alle Berliner gehen und alle Wiener stehen, und diese Beobachtung satirisch abwandelt, so war er heiterer Aufmerksamkeit sicher. Eine Wendung zum Elegischen, zum Lyrischen fast, war in dem kleinen Prosagedicht vom Aussterben der Schmetterlinge nicht zu verkennen. Jedenfalls hatte man eine interessante Bekanntschaft zu verzeichnen.

Daß aber in Berlin auch unter dem Niveau des Publikums geschrieben werden kann, beweist die folgende Kritik, deren Verfasser ich so wenig kenne wie die der vorhergehenden und aller andern.

Der ‚Berliner Börsen-Courier':

Vor dem Verein für Kunst erschien gestern abend im Salon Cassirer eine interessante Wiener Persönlichkeit, der Herausgeber der ‚Fackel', Karl Kraus. Er las zuerst eine Reihe von Aphorismen vor. Sie frappierten durch ihre Eigenart, ihre originelle Bizarrerie, vielfach durch ein Wetterleuchten des Tiefsinns, dem man nur in der Eile nicht gleich nachgehen konnte. So war es anfangs. Dann beging aber Kraus einen seltsamen, einen unbegreiflichen Fehler: er gab das Geheimnis seiner Kunst preis, er enthüllte seine »Mache« wie ein Taschenspieler, der das Wie seiner Tricks dem Publikum aufdeckt. Es geschah das durch eins seiner Aphorismen selbst. Er sagte darin: »Ich beherrsche die Sprache nicht, die Sprache beherrscht mich. Ich hauche ihr nicht meine Gedanken ein, sie füllt mich mit ihnen!« Mit diesem Geständnis entlarvte sich Kraus, wenigstens mit Bezug auf seine aphoristische Kunst. Man hatte nunmehr nur nötig, bei jedem nachfolgenden Aperçu die Probe auf das Exempel zu machen, um zu finden,

daß die Sache ziemlich leicht ist, daß Jeder auf diese Art ganze Bände mit geistvollen Gedankenblitzen füllen könne. Man nehme nur irgend einen Satz und schüttle die Worte durcheinander. Das wird irgend ein groteskes Etwas ergeben, das verblüfft, das Sinn hat oder Sinn zu haben scheint. Zum Beispiel: Anstatt des Spruches, »Am Grabe pflanzt der Mensch die Hoffnung auf«, sagte man: Hinter jeder Hoffnung gähnt das Grab auf. Nicht mit dem Tode beginnt erst das Leben, sondern mit dem Leben beginnt der Tod — oder: Mit jedem Beginnen töten wir das Leben, oder auch: Mit jedem wahrhaften Leben töten wir den Tod. Der Weg zu guten Vorsätzen führt durch die Hölle. Wer den Taler nicht achtet, ist keinen Groschen wert. Doch nehmen wir einmal eins dieser Krausschen Aphorismen selbst! Er sagt: Der Mann schaut in den Spiegel aus Eitelkeit, die Frau, um sich ihrer Persönlichkeit zu vergewissern. Gut, sehr gut! Aber hat es nicht umgekehrt dieselbe Berechtigung? Oder wenn man behauptet: Wenn eine eitle Frau sich eines Mannes vergewissern will, so beschaut sie ihre Persönlichkeit im Spiegel, oder auch wieder umgekehrt. Oder noch schöner, die Eitelkeit der Frau spiegelt ihre Persönlichkeit am liebsten in den Versicherungen des Mannes! — Doch genug davon! Jedenfalls mußte einem damit der Geschmack an allen weiteren Krausschen Aphorismen einigermaßen verdorben sein. — Den zweiten Teil des Abends füllte die Vorlesung der »Chinesischen Mauer«, einer Kette aneinandergereihter Aphorismen, in denen der Verfasser auf dem Wege vom Himmel durch die Welt zur Hölle so ziemlich Alles, was da kreucht und fleucht, abhandelt und abkanzelt; ein Mephisto, der Alles verneint, und das in einem Ton, in einer Form, gegen die des Junker Satans »unanständige Geberde« noch hoffähig erscheint.

So etwas von einer parodistischen Begabung, so schlagfertig und unerschöpflich, haben wir nicht einmal in Wien. Ich hätte natürlich nicht die Unvorsichtigkeit begangen, mein Geheimnis preiszugeben, wenn man mir rechtzeitig gesagt hätte, daß solch ein Durchschauer im Saale sitzt. Denn schließlich hatte ich doch immer noch die Hoffnung, daß man mich nicht verstehen werde. Und dabei muß ich zugeben, daß die Aphorismen, die der Mann vorschlägt, sprachlich nicht schlechter sind als die, die er aus meinem Munde gehört haben will.

Einer, vor dem ich zwar nicht einen Schwindel verraten habe, aber der mir immerhin das Geständnis einer Schwäche abgenommen hat, schreibt in den ‚Deutschen Nachrichten‘:

Vortrag Karl Kraus.

Karl Kraus, der Herausgeber der Wiener ‚Fackel‘, las als Gast des »Vereins für Kunst« im Salon Cassirer vor und wurde so persönlich

auch dem Berliner Publikum bekannt. Fast wohlwollend freundlich wirkt das scharf geschnittene, intelligente Gesicht des geistreichen Satirikers, der auch als Vortragender ein feiner Pointeur ist, bei dessen Worten den Zuhörer das Gefühl beherrscht, daß ein ehrlicher Kämpfer, ein Mann mit seiner ganz von unerschütterlichem ethischen Ernst erfüllten Persönlichkeit hinter seinem Werke steht. Klar formuliert und scharf herausgearbeitet sind die Antithesen und Aperçus, die Kraus in seinem Buche »Sprüche und Widersprüche« zusammengestellt hat und wenn sein Leser trotz der aufrichtigen Freude an der schön gepflegten Form und der gedanklichen Tiefe des Gesagten nur selten mit dem wunderlichen Menschen, der sich den Kampf gegen ungezählte nichtige Unzulänglichkeiten zur Lebensaufgabe gemacht hat, eins ist, so bleibt doch von der ersten Begegnung die Erkenntnis zurück, daß Kraus im Gegensatz zu vielen anderen mit Recht bemerkt, daß es sehr leicht ist, im Wortspiel banale Weisheiten in ihr Gegenteil zu kehren, daß man aber einen Dulderweg hinter sich haben muß, um landläufige Sätze in ihr Gegenteil umkehren zu dürfen.

Die Sexualmoral, die Politik, die Rassenfrage, die zwischen weiß und gelb spielt, die Gerichtsbarkeit und natürlich der Journalismus sind die latenten Fragen, die ihn am meisten erregen und zu denen sein aufflammendes Temperament die schlagendsten Randglossen zu machen versteht. — Es ist gut, daß uns Kraus selbst das Geständnis macht, daß er sich als Sklave der Sprache fühlt und sich von ihren Formen neue Wahrheiten zutragen läßt. Zu offenkundig klafft hier die Lücke in seinem Denken, als daß sie der kritische Zuhörer übersehen könnte. Es ist vielleicht die feinste Pointe in Kraus' Lebenswerk, daß er, den sein autokratischer Instinkt zum einsiedelnden Herrscher befähigen könnte, im Grunde nur ein Diener am Worte ist und daß er der Sprache mit fiebernden Händen nimmt, wenn er sie mit vollen Armen zu beschenken glaubt. So wird unter seinen Händen die Grammatik zur Logik und diese in der Sprache, nicht in seinem Hirn geborene Logik zur Unterlage einer Expedition, die er unternommen hat und während derer er als Seelenforscher zwar verblüffende, aber nur scheinbare Wahrheiten entdeckt.

Aus einem Angriff, den ein Wiener in der ‚Schaubühne' veröffentlicht hat, der ich kurz vorher wegen zimmerunreinen Verhaltens das Tauschexemplar entziehen mußte, zitiere ich den folgenden Passus:

. . . Die ‚Fackel' aber ist an jenem Punkt angelangt, wo (wie Herr Kraus vom ‚Simplicissimus' sagte, bevor er dort Mitarbeiter wurde) jede Revolution in eine zielbewußte Administration mündet. . .

Es handelt sich, wie man sieht, um einen pathologischen Fall. Die administrative Bewußtlosigkeit der ‚Fackel', die in der Abstoßung der Käufer und Annoncenwerber, in der Vernichtung der

legitimsten Gewinnmöglichkeiten, in der geistigen Willkür auf Kosten jeder technischen Rücksicht, Beispielloses leistet, ist zu notorisch, um einer gerichtlichen Bestätigung zu bedürfen, und die Verurteilung eines Unverantwortlichen oder die peinliche Feststellung seiner Unverantwortlichkeit kann mich nicht reizen. Und gewiß nicht die Grausamkeit einer polemischen Antwort. Hätte der Fall nicht seinen besondern Hintergrund, so könnte ich sagen, es sei eine Wiener Sache, und das Urteil eines der zahllosen Schwachköpfe, die in Wien seit elf Jahren ihre Fassungskraft an mir messen, oder die Gesinnung eines der vielen Hämlinge, die hier ihre Nichtpersönlichkeit an mir beweisen, und die schließlich alle zu meiner Vorlesung hätten reisen können, bilde kein Element der kritischen Stimmung Berlins. Oder der heiße Wunsch, sich an mir emporzublödeln, sei zu offenbar, und wenngleich ich mich der Pflicht nicht entziehe, mit den günstigen auch die ungünstigen Kritiken abzudrucken, so dürfe ich mich brüsk auf den Standpunkt stellen, das totzuschweigen, was nur durch mich lebt und von mir leben möchte. Niemand aber kann mir zumuten, daß ich der Pathologie jenen Raum zur Verfügung stelle, den ich für die typischen Lebensäußerungen der Dummheit bereit halte. Daß junge Burschen aus einer unverständigen Verehrung für meine Geste durch irgendwelchen Rückschlag zu einer unverständigen Kritik meines Inhalts gelangen, bin ich gewohnt; und ich brenne weiter, wenngleich die Motten dagegen sind. Daß talentierte Jünglinge ihre ersten journalistischen Gehversuche machen, indem sie mich stampfen, ist mir bekannt; und ich bleibe stehen. Sie bedenken nie, daß zum Angreifen eines Angreifers zwei gehören. Ich bin ja da, aber wo ist der andere, nachdem er mich bezwungen hat? Die Überhitzungen solcher Epheben, die mit der Stimme ihre Ansicht über mich mutieren, muß ich aushalten. Und niemand, der meine Bereitschaft kennt, dem nichtig-

sten Anlaß zu viel Ehre zu erweisen, sobald mir dazu etwas einfällt, wird von mir verlangen, daß ich hysterische Exzesse protegiere. Ich würde sie selbst dann nur bedauern, wenn die gefährliche Drohung, »die Geschichte der ‚Fackel' zu schreiben« — so etwas tut man, aber man sagt es nicht — ausgeführt werden sollte. Bis dahin hat's lange Weile. An der freilich meine Lektüre der ‚Schaubühne' nicht mehr beteiligt sein wird, weil ich, wie gesagt, diesem Organ des psychologisch vertieften Kulissentratsches das Tauschverhältnis gekündigt habe. Der Herausgeber, ein entzückter Leser der ‚Fackel', der nur den Fehler hat, in seiner Zeitschrift das qualligste Wiener Literatentum zu beherbergen, hat sich leider entschlossen, aus dessen unverantwortlichster Partie die Revanche für mein liebloses Vorgehen zu beziehen. Der Mann hat — das ist bekannt — ein vorzügliches Gedächtnis. Aber die ‚Schaubühne', die längst den Anspruch verloren hat, als moralische Anstalt betrachtet zu werden, will wenigstens den Ehrgeiz bewahren, im Revolverton mit der schlimmsten Wiener Pikanterienpresse zu konkurrieren. Sie hält es mit den Komödianten, die die Ehre der Schriftsteller niederbrüllen, sie läßt einen Mann von Wert wie S. Lublinski von einem Witzbold belästigen, und sie hat sich jetzt dazu hergegeben, mir durch einen Kindskopf Spekulation nachsagen zu lassen. Nur damit nicht erwachsene Unmündigkeit mir auch Vertuschung vorwerfe, zitiere ich aus dem hysterischen Anfall die heftigsten Einzelheiten: daß ich der »Wiener Erfinder des Geschlechtsverkehrs« sei, ein Poseur, ein »kleiner, emporgekommener Literat«, der vom Berliner Publikum nicht den Dank empfing, den er erwartet hatte, daß mein Blick »stechend und tückisch«, mein Haar »in die Stirn gekämmt«, daß ich »ein Schmock sei, dem Sentimentalität durch Mißgunst ersetzt ist«, dem Schreiber »zuwider«, daß die Chinesische Mauer zwar »aus künstlerischer

Inspiration geboren«, daß ich aber »der Oscar Blumenthal von heute und vielleicht sogar von morgen auch« sei, und was dergleichen logische und witzige Definitionen mehr sind, die so ein nicht mehr verliebter Tor verpufft. Wer auf den Rest neugierig ist, möge sich die ‚Schaubühne' kaufen. Denn obschon ich, der ja die ‚Fackel' nach den Wünschen der Abonnenten und Inserenten schreibt, administrativer Zielbewußtheit hinreichend verdächtig bin, so lasse ich doch auch einem andern Herausgeber gern etwas zukommen. Und wie viel ließe sich erst mit einer ganzen Geschichte der ‚Fackel' verdienen! Den jungen Leuten gehts allen gut, die mit mir anfangen; nur schade, daß sie auch mit mir aufhören. Es wird nichts draus. Man verdient sich seine Sporen, aber nachher liegt man im Sand. Ohne mein Hinzutun, auf Ehre. Denn es ist kein publizistisches, sondern ein pädagogisches Problem, das bedauernswerte Väter beschäftigen sollte. Und vielleicht ein psychiatrisches. Denn wenn wir durch all die Jahre hören, daß ein junger Mensch in Wien herumgeht, der alles, was ich schreibe, auf sich bezieht, so fassen wir berechtigte Zweifel, ob ein gekränkter Herausgeber einen guten Griff getan hat, als er just solchen Kenner auf mich losließ. Ich warte immerzu auf den Feind, der außer dem Vergnügen, mich zu hassen, noch eine individuelle Existenzberechtigung hätte. Dann würden die Hiebe, die ich austeile, auch mir ein Vergnügen sein! Auf ein polemisches Frühlingserwachen einzugehen, wäre peinlich. Das »Männern der Knaben«, wie Herr Harden (den ich nicht aus Liebe hasse) es nennt, interessiert mich auf dem Theater, nicht in der ‚Schaubühne'. Auch nicht in einer Broschüre. Es könnte sich — ich prügle schließlich auch aus Erbarmen — zur Kindertragödie auswachsen!

Nach diesem Zwischenfall fahre ich in der Zitierung der Berliner Kritik fort. Die ‚Zeit am Montag' schrieb:

Ein Kulturkämpfer. In Wien kämpft seit über zehn Jahren mit fast übermenschlicher Kraft und Ausdauer ein Mann gegen alles das, was der Durchschnittsmensch der Gegenwart »Kultur« nennt. Er gibt eine Zeitschrift, ‚Die Fackel', heraus, ein Organ, das — fast ausschließlich vom Herausgeber selbst geschrieben — an Kühnheit und Selbständigkeit seinesgleichen sucht. Mit dieser Fackel leuchtet Karl Kraus der »Journaille«, der Moral, der Sittlichkeit und mit besonderer Vorliebe auch dem Generalpächter dieser und aller anderen Kulturmomente, Herrn Maximilian Harden, mit einer Dialektik heim, deren funkelnde Schärfe nicht einmal von der kristallenen Klarheit seines Stils übertroffen wird. Im besonderen liegt Karl Kraus seit Anbeginn seines Kulturkampfes in heftiger Fehde mit der »Kriminalität«, die sich der »Sittlichkeit« als Büttel bedient, um gemeinschaftlich mit ihr das Recht abzumurksen. Auf diesem Gebiete hat er Unvergängliches vollbracht; erst späteren Generationen wird es ins Allgemeinbewußtsein dringen, was dieser Mutige für Recht und Menschentum geleistet hat. Sein Werk »Sittlichkeit und Kriminalität« ist das Dokument eines wahrhaft überlegenen Geistes, der von der hohen Warte einer in sich starken und glühenden Persönlichkeit die Vorgänge auf dem Theater unserer Kultur an sich vorübergleiten läßt. Man schlage einmal den Band »Sittlichkeit und Kriminalität« auf und lese das Kapitel »Ein Unhold«. Hier hat Kraus gelegentlich eines kriminellen Falles mit Meisterschaft die empörende Gemeingefährlichkeit der Strafgesetze und deren Anwendung durch »gelehrte« Richter aufgezeigt — eine Rechtspflege, gegenüber welcher zuweilen die Lynchjustiz ein Ziel aufs innigste zu wünschen wäre, da sie ihr Opfer wenigstens auf der Stelle vernichtet, anstatt es jahrelanger, ja selbst lebenslanger Grausamkeit auszuliefern. — Die Gerichtspsychiatrie nennt Kraus einmal das unterhaltendste Gesellschaftsspiel und zum Thema der berüchtigten Unzuchtsparagraphen äußert er sich wie folgt: »Der Gesetzgeber, der heute so ahnungslos am Geschlechtsleben herumstümpert, könnte sich wohl nützlich machen, wenn er ins freie Feld der Lust die Vogelscheuche des Paragraphen stellte, aber um nur drei Rechtsgüter zu schützen: die Gesundheit, die Willensfreiheit und die Unmündigkeit.« Daß ein Mann von dieser Artung vom Gros der Reporter mit Elan totgeschwiegen wird, versteht sich von selbst und ist neben ihrer Befürchtung, gelegentlich selbst einen Hieb abzubekommen, zum nicht geringen Teil wohl auch in der bitteren Erkenntnis der eigenen Unfähigkeit begründet. So ist es denn auch erklärlich, daß die Mehrzahl der Blätter, die mit Wonne halbe Spalten über Gesangvereinsfestlichkeiten berichten, von Kraus keine Notiz nahmen, als er am Donnerstag bei Cassirer aus seinen Schriften vorlas. Lediglich das ‚Berliner Tageblatt' brachte es über sich, in bescheidenen Grenzen dem Geist zu geben, was des Geistes ist . . .

Der zweite Vortrag hat am 17. Januar über Einladung des Vereins »Freie Studentenschaft der Universität Berlin« — gleichfalls im Salon Cassirer — stattgefunden. Ich las, vor einem ungewöhnlich empfänglichen Auditorium, Aphorismen, »Die

Entdeckung des Nordpols«, die »Molybdänomantie« (aus der ersten Harden-Schrift) und zum Schluß aus dem Harden-Lexikon.

Am dritten Abend — im »Verein für Kunst« — am 20. Januar, las ich einige Aphorismen, den »Fortschritt«, die »Welt der Plakate« und die »Chinesische Mauer«. Über diesen Vortrag erschien noch ein Bericht in der ‚Deutschen Tageszeitung':

Karl Kraus aus Wien, der Fackel-Kraus, von dessen eigenartigem Schaffen und Wesen wir unsere Leser nicht ungern wiederholt unterrichtet haben, las am Donnerstag im Kunstsalon Cassirer Aphorismen und Satiren vor. Die sehr elegant in Stahl gearbeiteten Gedanken des Wiener Gastes, lauter mit Dynamit gefüllte Kunstwerke, wirken vom Katheder aus nicht mit der dämonischen Gewalt, die sie auf den Leser ausüben. Nur die gröberen, die handgreiflichen Pointen zünden, und das ist in unserem Fall schade, weil sie kein klares Bild des Verfassers geben. Dieser kluge Kopf muß, zumal für die Zwecke seiner Vorlesungen, die Gesetze der Bühnenoptik noch genauer studieren. Im Lampen- und Rampenlicht, vor einem Parkett, wirkt nur der sinnfällige, bunt aufgeputzte, nie der innere Witz. — Lebhafteren Anklang fanden denn auch zwei leicht verständliche Satiren: eine reichlich boshafte, wenn auch vielleicht nicht hinreichend wuchtige Verhöhnung der Fortschrittsmeierei und eine lustige Attacke auf die großstädtische Plakatwut. Völlig in seinen Bann riß Kraus die Hörer dann mit seinem gefährlichen, starken und glitzernden Pamphlet von der chinesischen Mauer! Man kann die Prämissen und Folgerungen des Verfassers durch die Bank ablehnen; kann seine heinische Meinung, daß das Christentum an der Unterdrückung und Verdunkelung des gesunden Liebesinstinkts schuld sei, als unwissenschaftliches Paradox ablehnen (schuld ist die Entartung der Rasse durch die Stadtkultur und die Entwöhnung der Menschen von adeligem Menschen- und Männerwerk) — man kann, wie gesagt, ein grundsätzlicher Antipode des Vortragenden sein, und muß seiner wahrhaft bezwingenden Stilgewalt doch herzliche Bewunderung zollen. Kraus ist ein ebenso kluger wie inniger Vorleser; er beherrscht den Gedanken wie die Technik, ihn durchs gesprochene Wort zu gestalten. (Was man bei guten Schreibern bekanntlich sehr, sehr selten findet.) Die Stunde, die uns der Wiener geschenkt hat, ist eine der inhaltreichsten und kunstschönsten des Winters gewesen.

Vielleicht findet sich eine Gelegenheit, diese Vorlesungen in Wien zu wiederholen.

•

Eine Entschuldigung:*)

Literatur ist, wenn ein Gedachtes zugleich ein Gesehenes und ein Gehörtes ist. Sie wird mit Aug'

*) Als Einleitung des ersten und des zweiten Leseabends gesprochen.

und Ohr geschrieben. Aber Literatur muß gelesen sein, wenn ihre Elemente sich binden sollen. Nur dem Leser (und nur dem, der ein Leser ist) bleibt sie in der Hand. Er denkt, sieht und hört, und empfängt das Erlebnis in derselben Dreieinigkeit, in der der Künstler das Werk gegeben hat. Man muß lesen, nicht hören, was geschrieben steht. Zum Nachdenken des Gedachten hat der Hörer nicht Zeit, auch nicht, dem Gesehenen nachzusehen. Wohl aber könnte er das Gehörte überhören. Gewiß, der Leser hört auch besser als der Hörer. Diesem bleibt ein Schall. Möge der stark genug sein, ihn als Leser zu werben, damit er nachhole, was er als Hörer versäumt hat.

* * *

„Rhabarber"

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Das wohltuende Abführmittel murmelnden Gemunkels sollten Komödianten allein verabreichen dürfen? Wir Literaten sind doch auch da! Und wenn man an Lebenden nur mit Vorsicht rhabarbert, so schmeckt es bei Toten noch besser. Solch literarisches Leichengift spendete kürzlich der bekannte Freigeist aus der bajuvarischen Walhalla, Herr Michael Georg Conrad. Er kramte in alten Briefmappen und suchte schriftliche Übungen des seligen Hartleben hervor, den er höchst zärtlich schildert als ein »weiches Gemüt« von »vornehmer Denkungsart«, die sich leider an »allerlei Plebejismen im literarischen Leben stieß«. Aber Conrad stößt sich nicht daran, alle Schimpfereien des zartbesaiteten Otto Erich gegen Andere als Wahrheitsevangelium der Öffentlichkeit mitzuteilen. Den auf rein persönlichen Ursachen beruhenden Schwatz bietet er als klassischen Beitrag zur literarhistorischen Wahrheit an, obschon jeder Vernünftige derlei einseitiges Gemunkel eben nur als »Rhabarber« genießen sollte. Und einen saftigen setzt Conrad vor, indem er feierlich den »Invektivenhagel« berichtet, den H. in zwei Briefen gegen mich gerichtet habe. Er schmatzt vor Behagen: »Der Brief eignet sich noch nicht zur Veröffentlichung wegen überdeutlicher Hinweise auf noch lebende Personen«. Wer Beleidigungen eines Toten gegen einen Lebenden ausspielt, macht sich dafür verantwortlich. Aber C. scheut sich auch nicht, einen Gifterguß des Toten gegen den toten Hermann Conradi

wörtlich zu rhabarbern: er sei eine »geistig, gemütlich, leiblich mißgeborene Persönlichkeit« gewesen, außerdem »feige und niederträchtig«. Nun, auch der Schimpfheilige schloß ja lange den hurtigen Mund uud wir achten die Ruhe der Toten. Weswegen H. den unglücklichen Conradi »feige und niederträchtig« nannte, darüber wollen wir schweigen. Wie würde es H.'s Freunden gefallen, wenn ich einen Stoß Briefe Conradis über ihn veröffentlichen wollte, worin die schlimmsten Injurien unseres geliebten Deutsch als abschließende Urteile stehen? Wenn aber ein Toter verunglimpft wird durch einseitigen Klatsch eines Toten, der nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden kann, so verspreche ich dafür Herrn M. G. Conrad, der ja noch jüngst laut Briefs eines Bekannten sich mit so viel Liebe und Treue unserer einstigen Bruderschaft erinnerte, daß noch vor meinem Tode dokumentäre Aufklärung über alle »jüngstdeutsche« Literaturentwicklung erscheinen soll, vielleicht etwas anders, als dem Grundsatz Mundus vult decipi beliebt. Nie aber werde ich mich herbeilassen, Verleumdungen aus Privatbriefen der Neugier preiszugeben. Ein Conradi stand denn doch zu hoch über einem literarischen Vertreter des Bierulks, als daß man solche Verschiebung des »Pathos der Distanz« dulden dürfte! Die damalige Sturm- und Drangperiode forderte freilich von jedem ethische Opfer. Aber den auf der literarischen Tafel eingeführten Rhabarber weisen wir zurück!

Zürich. Karl Bleibtreu.

* * *

Erklärung

Zu Herrn Herwarth Walden, den wir durch unsere Mitarbeiterschaft zu wiederholten Malen in den Augen der Halbkultivierten kompromittiert haben, kommen zwei Kaufleute und fordern ihn auf, die Chefredaktion einer dem französischen ‚Le Théâtre' nachgebildeten Zeitschrift zu übernehmen. Herr Walden setzt den Herren auseinander, daß er sich zu einer derartigen illustrierten Zeitschrift nur dann verstehen könne, wenn sie in einer streng künstlerischen und durchaus vornehmen Form gehalten sei, legt ihnen zahlreiche Nummern der früher von ihm geleiteten Zeitschriften vor, deren Ton und Inhalt die Herren als für die neue Zeitschrift maßgebend anerkennen. Zum Überfluß macht Herr Walden die Herren mit dem skandalösen Benehmen bekannt, das die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger seiner streng künstlerischen Haltung wegen ihm gegenüber an den Tag gelegt hat. So auf das Genaueste informiert, engagieren die beiden Kaufleute Herrn Herwarth Walden auf mehrere Jahre unkündbar als Chefredakteur. Darauf versieht er die Herren, die zunächst nicht viel

mehr wußten, als daß sie eine Theaterzeitschrift haben wollten, mit Ideen und Anregungen. Die neue Zeitschrift, die auf Herrn Waldens Vorschlag den Titel ‚Das Theater' erhält, erscheint vom 1. September 1909 ab als Halbmonatsschrift, findet im In- und Ausland eine große Verbreitung und genießt den Beifall der maßgebenden künstlerischen Kreise.

Aber schon am ersten Tage stellt sich heraus, daß die Herren Kaufleute Neigung haben, sich nach bekanntem Muster, jedoch mit vermehrtem Eifer, in die redaktionellen Angelegenheiten einzumischen. Sie erlauben sich Kritiken über unsere Mitarbeiterschaft und geben immer deutlicher zu verstehen, daß sie die Zeitschrift im Geschmack eines Familienblattes gehalten wünschen. Sie gebärden sich ganz so wie Leute, die es nicht länger erwarten können, daß die Redaktion Bilder gegen Bezahlung veröffentlicht und die Nennung von Konfektionsfirmen gegen pekuniäre Leistung einführt, was ja schließlich vom Standpunkt der Kaufleute einen reellen Handel und keine Korruption bedeutet. Schließlich gehen die Herren soweit, daß sie ihren Redakteur anweisen, er möge seine Mitarbeiter zu einem dem Fassungsvermögen der Verleger angepaßten Stil anhalten. Als sich Herr Walden auch in diesem Falle gänzlich abgeneigt zeigt, entschließen sich die Kaufleute, die inzwischen in Berlin — die Herren waren fremd am Platze — Fühlung mit den verständnisvollen und gefügigen Literaten bekommen haben, eben jenen Kontraktbruch zu begehen, den die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger ihnen so schön vorgemacht hat, und entlassen den unbequemen Redakteur. Sie entlassen ihn, nicht ohne ihm vorher einen Artikel zensuriert und dafür seinen Herausgebernamen mit einer Schneiderreklame und ähnlichen Beiträgen in Verbindung gebracht zu haben. Der Fall ist eine autorrechtliche Novität; aber sie wußten bereits, daß sie dabei des Beifalls und des »Ahas« aller jener gewiß sein würden, denen wir Mitarbeiter von jeher fatal waren. Wir stellen in diesem Ereignis die Logik der Zeitläufte fest. Es kann garnicht anders sein, als daß Konfektionäre sich in die Angelegenheiten der Kunst und Literatur einmischen. Und wenn diese Herren, die einen Redakteur mit einem Kommis verwechseln, weil sie geistige Stoffe nicht mit der Elle messen können, von uns verlangen, wir möchten so schreiben, daß wir sogar ihnen verständlich sind, so wollen wir uns wenigstens einmal so ausdrücken, daß sie nicht im Zweifel über das sind, was wir meinen. Wir sagen also: Auf diesen Abschluß brauchen sich die Herren Kaufleute nichts einzubilden. Er ist unlauterer Wettbewerb mit Herrn Nissen. Aber auch auf die Zufriedenheit der Kundschaft, die wir bekämpft haben und weiter bekämpfen werden, brauchen sie sich nichts zu gute zu tun. Solche Spässe werden wir noch öfter erleben, und dabei die notwendige, wenn auch lästige Bekanntschaft einer Sorte von Menschen machen, die glauben, sie könnten uns dazu benutzen, für den schlechtesten Teil des Publikums Pofelware zu liefern. Auf den Kontraktbruch dieser Prinzipale, die vor jedem Schmock und Rekordlibrettisten zittern, waren wir von der ersten Nummer an gefaßt. Ein Dutzend

in Freiheit redigierter Nummern — wenn das der biedere Nissen erlebt hätte, — der nur bis drei zählen konnte!
Dr. Rudolf Blümner, Dr. Alfred Döblin, Dr. S. Friedlaender, Ferdinand Hardekopf, Dr. Siegmund Kalischer, Rudolf Kurtz, Else Lasker-Schüler, Ludwig Rubiner, René Schickele, Mario Spiro, Felix Stössinger.

Dieser Erklärung habe ich bloß eine Aufklärung beizufügen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist jetzt in Deutschland die Überwachungswut ausgebrochen. Dem Redakteur der Bühnengenossenschaftszeitung war und ist ein Mime als »Überwacher« zur Seite gestellt, und da und dort erklären sich auch die Vertreter der anderen intelligenten Berufe bereit, die Überwachung der unbotmäßigen Schriftsteller zu übernehmen. Es gibt — bei dem gleichzeitigen Anwachsen der Zeitschriftenindustrie — kaum einen Zigarrenhändler mehr, der nicht daheim seinen Redakteur im Kotter hätte, und namentlich haben sie es auf die Lyrik abgesehen, soweit sie nicht sachlichen Beweggründen entspringt, nicht den Zwecken der Gemeinverständlichkeit zustrebt und überhaupt über das erweislich Wahre hinausgeht. Mit einem Wort, ihr Verständnis für Kunst reicht so weit, daß ihnen das »ich weiß nicht, was soll es bedeuten« eben noch als lyrischer Gedanke einleuchtet, aber sonst nur die Lage bezeichnet, in der sie sich gegenüber der Lyrik befinden. Nun habe ich nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich die Weltanschauung des Kofmich, wenn sie uns Automobile baut, für akzeptabel halte, weil wir ihr dann umso prompter entfliehen können. Aber wenn es ihren Einbruch in das Geistesleben, wie er sich im neuen Deutschland donnerwetter - tadellos vollzieht, abzuwehren gilt, so tue ich mit. Ich habe mich jetzt während eines längeren Aufenthaltes in Berlin davon überzeugt, daß die Zustände düster sind, daß sogar die Plakatierungsinstitute sich eine Zensur der Autoren anmaßen und daß allenthalben in der Bürgerschaft das Streben vorwaltet, der Polizei den geistigen Teil ihrer Arbeit abzunehmen. Wurde einst irgendwo in Deutschland ein Redakteur in Ketten über die Straße geführt,

so läßt man jetzt keinen Künstler ohne Überwacher ausgehen. Nun wird die ‚Fackel' bekanntlich von einem Manne redigiert, der keinen Zigarrenfritzen fragen muß, ehe er ein Gedicht von Else Lasker-Schüler zum Druck befördert. Sie ist deshalb wie keine andere Zeitschrift in der Lage, die Überwachung der Überwacher zu übernehmen. In Österreich, wo die Straßen in schlechtem Zustand sind, vernachlässige ich seit langem meine Pflicht, indem ich philosophische Anwandlungen bekomme. Für Deutschland bin ich noch straßenkehrerischer Anwandlungen fähig. Ich kann nicht leugnen, daß ich seit einiger Zeit bedenklich über die Grenze schiele. Solche Irridenta wäre meinen Landsleuten bequem, und ich werde sie eben darum nicht im Stiche lassen. Wenn aber den Berliner Literaturkaufleuten mein Übertritt unbequem sein sollte, dann kann ich sie nur ersuchen, alles zu unterlassen, was mich anregen könnte. Während mich in Wien oft die stärkste Korruption nicht mehr aufpulvern kann, wirkt in Deutschland die kleinste Reklamenotiz, mit der man einem Redakteur in sein geistiges Gebiet gepfuscht hat, auf mich wie ein Lebenselixier. Man muß also in der Dosis vorsichtig sein. Namentlich jene Wiener Herren, die ihren Charaktermangel bereits dem Berliner Betrieb angepaßt und ihre Tantiemenpolitik mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet haben, möchte ich nicht in der Hoffnung lassen, daß mich das Gefühl der Landsmannschaft und die Freude des Wiedersehens völlig übermannen und daran hindern werde, in der neuen Aufmachung den alten Dreck zu erkennen. Und nun, nachdem ich so die einen auf meine Schwächen aufmerksam gemacht, die andern an sie erinnert habe, hoffe ich, daß sich ein gedeihliches Zusammenarbeiten erzielen lassen wird.

Karl Kraus.

Glossen

Von **Karl Kraus**

Während ich von Wien abwesend war, ist Herr Max Kalbeck sechzig Jahre alt geworden. Oder habe ich dieses Fest noch mitgemacht? In meinem Material finde ich einen Ausschnitt aus dem Neuen Wiener Tagblatt mit Versen, die Herr Eduard Pötzl nicht umhin konnte an den Gefeierten zu richten. Es ist fatal. Wenn man durch dieses Gedicht nicht wieder an all das erinnert würde, was Herr Kalbeck in den verflossenen sechzig Jahren geleistet hat, man würde sich fast bewogen fühlen, ihm die notwendige Ehrfurcht zu erweisen. Aber wer an der Schwelle des Greisenalters steht, soll sich vor allem selbst die Stiefel abputzen. Mit dem Respekt vor den Jahren ist's eine eigene Sache. Wenn einer ein Greis wird, wollen wir ihn gern schonen, aber nur unter der Bedingung, daß wir ihm seine Jugend verzeihen und sein reiferes Mannesalter verübeln dürfen. Herr Pötzl nun, der auch nicht mehr zu den Jüngsten zählt und den trotzdem manchmal noch eine tolle Lust packt, miserable Verse zu machen, Herr Pötzl apostrophiert seinen Redaktionskollegen wie folgt:

Du Hüne lebst ein vierfach Leben
Als Kritiker, als Librettist,
Und zur Musik ist dir gegeben,
Daß du ein echter Dichter bist.

Darum sei es wünschenswert, daß Herr Kalbeck hundert Jahre alt werde. Gewiß; man bedenke aber, daß Herr Kalbeck in erster Linie Dichter ist. Dann erst Kritiker und infolgedessen Librettist. Da diese beiden Berufe in Wien zusammenfallen, so würden die vierzig Jahre fast ausschließlich der Lyrik gehören. Wenn Herr Kalbeck trotzdem nicht auskommen sollte, so meint Herr Pötzl sinnig:

Dem Dichter winkt Unsterblichkeit!

Herr Pötzl hat die Geste mißverstanden. Die Unsterblichkeit winkt Herrn Kalbeck ab. Seit Jahrzehnten macht er Annäherungsversuche. In den Konversationslexikons, in welche die Cliquen des Nachruhms ihre Nullen einschmuggeln dürfen — dieser besondere Betrug am deutschen Volk lohnte seine Enthüllung —, ist Herr Kalbeck ein größerer Dichter als Jean Paul und nimmt mehr Raum ein als Lawrence Sterne. Würden die Herren, wenn

sie ihren Nachruhm erlebten, ihre Wunder erleben! Vierzig Jahre mögen diese Größen noch wirken, in zehn werden sie tot sein. Dieser Herr Kalbeck, der sich von Herrn Salten höchstens dadurch vorteilhaft unterscheidet, daß er ungeschickter ist, ein paar Bücher wirklich gelesen hat und in der deutschen Grammatik Bescheid weiß, wird in der Biographie Hugo Wolfs unter den Zeichen einer bösen Zeit auf die Nachwelt kommen und seinen Ehrenplatz behalten unter den Hindernissen der Entwicklung und unter den Plagen eines Künstlerlebens. Daß sich die musikalischen Vereine zu Kundgebungen für Herrn Kalbeck herbeiließen, beweist höchstens, daß Vereine die Kraft haben, mit den Resten von Geschmack, Anstand und Gesinnung, über welche Mitglieder verfügen mögen, aufzuräumen. Es ist ein Symptom des sozialen Lebens dieser Stadt, daß einer nur sechzig Jahre alt werden muß, damit zu seiner Ehre die ganze Unehrlichkeit aufgeboten wird, über die das soziale Leben dieser Stadt verfügt. Die Stellung des Publikums zur Persönlichkeit: man haßt und schweigt. Die Stellung des Publikums zur »bekannten Persönlichkeit«: man schimpft und gratuliert. Denn wer gratuliert, kommt in die Zeitung. Die Wände der geistigen Aborte sind immerzu mit Namen vollgeschmiert, Und das Neue Wiener Tagblatt unterscheidet sich von der Neuen Freien Presse nur dadurch, daß es auch zu den Geburtstagen seiner Redakteure die Ehrgeizigen zuläßt, während die Kollegin erst die Todestage ihrer Mitarbeiter zum Vorwand nimmt, ihre Hausmacht zu vergrößern. Seit Jahren tobt ein Wettstreit zwischen den Gratulanten des Herrn Singer und den Kondolenten des Herrn Benedikt. Jener verspricht seinen Redakteuren bei Lebzeiten die Nachwelt, ist aber nicht in der Lage, sein Versprechen zu halten. Dieser schweigt seine Leute aus Vornehmheit tot, und wenn sie es dann sind, wird er den Traditionen einer Zeitung gerecht, die sich seit jeher als ein wahres Nachweltblatt bewährt hat. Ein Feuilletonist der Neuen Freien Presse arbeitet für geringen Lohn und schlechte Behandlung, aber für die sichere Aussicht auf Unsterblichkeit. Dem Mitarbeiter des Neuen Wiener Tagblatts wird sie in trügerischen Reklamenotizen vorgespiegelt, aber der Chef, heißt es, zahlt besser und versteht es, durch urbane Umgangsformen auch die Gegner einer geistigen Bureauarbeit für sich gewinnen. Während Herr Benedikt durch sein eigenwilliges Temperament auch die Juden erbittert, soll es Herrn Singer gegeben sein, auch die Christen zu versöhnen,

indem sich seine Kontrolle des redaktionellen Tuns und Lassens höchstens zu der Frage: Weiß ich? versteigt. Unter seiner schmunzelnden Ägide dürfen sie Gesellschaftsspiele einer gegenseitigen Belobung aufführen, die weit und breit duftet, während sie sich vor dem Eigenlob, auf das der Herausgeber der Fackel angewiesen ist, die Nase zuhalten müssen. Herr Singer ist ein Förderer philanthropischer Ideen und ein Schützer der redaktionellen Eintracht. Darum ist vor allem Herrn Kalbeck ein Adjutant zugeteilt, der so musikalisch ist, daß er ein gutes Gehör selbst für jene Reklamewünsche hat, die nicht ausgesprochen werden. Er besorgt monatlich einmal die Aufgabe, den Ruhm zwischen Brahms und Herrn Kalbeck so zu verteilen, daß diesem der Anteil zufällt, der in der Sprache der Löwys der Löwenanteil heißt. Zwischendurch interviewt er Herrn Richard Strauß, und da von solchem Gespräch nichts für Herrn Kalbeck abfallen kann, wird es so geführt, daß wenigstens Herr Pötzl etwas davon hat und daß der Komponist der Salome unversehens seine Leidenschaft für den Autor des Herrn Nigerl einbekennt. Herr Pötzl, der die Feuilletonrubrik wahrscheinlich gerade an dem Tage nicht redigiert, an dem die wertvolle Arbeit in Druck geht, ist natürlich beim Morgenkaffee hoch überrascht und beschließt aus Bescheidenheit, stets pünktlich ins Bureau zu kommen, damit nicht wieder ein belegtes Schmalzbrot durchrutschen kann. In anderen Rubriken vermag er natürlich nichts zu verhindern, und wie peinlich es ihm war, daß einmal der Vortrag eines Vereinsmeiers zitiert wurde, der ihn den bedeutendsten österreichischen Humoristen und ein »gottbegnadetes Talent« genannt hatte, das läßt sich nicht beschreiben. Herr Kalbeck ist »selbstredend« (wie sein Adjutant sagen würde) erst recht wehrlos. Er bespuckt ruhig in seinem Ressort den toten Hugo Wolf: kann er ahnen, daß der Nachbar inzwischen den lebenden Kalbeck bekränzt? Hier winkt dem Dichter Unsterblichkeit, daneben winkt er ihr, dort winken ihm die Gratulanten, und wo alles winkt, kann Herr Singer allein nicht wanken und breitet die Hände, die so gern zwischen Jacke und Weste geblieben wären, zum Segen: Kinder, lobts euch, ich bin der Präsident der internationalen Preßvereinigung, der euch herausgeführt hat aus dem Lande der Knechtschaft, nehmts euch die Druckerschwärze, schmierts das Publikum an, seids einig — nach zehn Jahren kräht ohnedies kein Hahn mehr nach euch!

* * *

»Um ein Beispiel zu haben, was die Wiener Urania zur Darstellung bringt«, sagte Herr Pötzl, »braucht man nur einen Blick auf ihr Repertoire vom 2. bis 9. Jänner dieses Jahres zu werfen. Man findet da: Das Meer und sein Leben. — Schillings: Tierleben der ostafrikanischen Wildnis. — London, Glanz und Schmutz der Millionenstadt. — Ein Ausflug in außerirdische Welten. — Richard Wagner. — Das alte Athen. — Eine Stunde in Pompeji. — Der Halleysche Komet. — Japan, das Land der aufgehenden Sonne. — Aus Grados Fischer- und Badeleben. — Die Ungeheuer der Vorwelt. — Lebensbilder aus dem Aquarium und Terrarium. — Durch die nubische Wüste. — Momentbilder aus Sizilien. — Wien und die Wiener.« Ja, das Programm der Urania ist bunt; aber was zusammengehört, sollte auch beisammen stehen, damit man einen leichteren Überblick bekomme. Mir scheint der Teil, der den prähistorischen Anschauungsunterricht bietet, am dankenswertesten. Wie ich Herrn Pötzl kenne, ist auch er besonders für die Ungeheuer der Vorwelt eingenommen. Er ist ja ein enragierter Lokalpatriot. Daneben freilich hält er es mit den Kleinigkeiten der Nachwelt. Er wünscht zum Beispiel, daß sich die neue Wiener Urania gleich der Berliner Kollegin mit »Wildenbruchs herrlichem Prolog« eröffnen lasse. Das bringt mich sogar auf die Vermutung, daß er wirklich der Überzeugung ist, seinem Buraunachbarn Kalbeck winke die Unsterblichkeit.

* * *

Das moderne Theater:

»Im Münchener Residenztheater wurde ‚Der Widerspänstigen Zähmung' zum ersten Male nach dem Original mit Vorspiel und Nachspiel gegeben. Die neuen Dekorationen und Kostüme waren von Robert Engels nach den Prinzipien des Münchener Künstlertheaters im Stil der Reliefbühne entworfen. Besonders eine Gartenszene mit Pergola und Springbrunnensilhouette, ein liebliches Bild voll sonniger italienischer Heiterkeit verdiente höchstes Lob. Von den Darstellern leisteten ....«

* * *

Der weiche Hermann Bahr, der sich von allem beeindrucken läßt, sogar von mir, und jedes Ding beim Namen nennt, außer mir, hat eine Vorlesung mit gemischtem Programm gegeben. Er las Tolstoi und Salten. Dazwischen waren Übergänge notwendig, umsomehr, als Tolstoi Urchrist und Salten nicht nur Zionist, sondern sogar Librettist ist. So las er denn Kürnberger. Aber zwischen Kürn-

berger und Salten waren wieder Übergänge notwendig. So las er denn den Bischof Kepler, der ein trostloses Buch über die Freude geschrieben haben soll. Aber selbst zwischen dem Bischof Kepler und Salten waren noch Übergänge notwendig. Und Bahr verzweifelte nicht, sondern las Kahane. Das ist ein Liedersänger. Ihm schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund Apoll. Er wirkt, wie die Neue Freie Presse verrät, als Dramaturg bei Reinhardt; was aber ein rechtes Singvögelchen ist, verstummt auch in der Gefangenschaft nicht. Es war ein bunter Abend. Zum Schlusse sollen die Hörer den Eindruck gehabt haben, daß Herr Bahr eine »reiche Erscheinung« sei. Er lese seine Dichter so, »als entdecke er ihre Schönheiten zu seiner eigenen Verwunderung eben zum erstenmal«. Natürlich, setzt die Neue Freie Presse aufklärend hinzu, »hat er sie längst entdeckt«. Alle. Und wie er die Individualitäten auseinanderhält! Ein echtes weibliches Naturell ist im Verkehr mit einem geistlichen Herrn anders, als mit einem Kommerzienrat, und wieder anders mit einem Dichter. Nur die Zeugen werden ein wenig verwirrt. Später einmal sagt der schlechte Ruf, Herr Bahr habe sich mit dem Urchristen Salten, dem Librettisten Tolstoi und dem Erzbischof Kahane eingelassen.

* * *

»Und wenn Karl Kraus in der nächsten ‚Fackel' die Behörde von oben bis unten mit Salpetersäure begießt, so sind es die Begossenen zuerst, die darüber lachen.« So schreibt der Wiener Korrespondent der ‚Frankfurter Zeitung' zur Affäre des »Feldherrnhügels«. Er ist über meine satirischen Absichten nicht genau informiert. Ich interessiere mich für die prinzipiellen Fragen der Geistesfreiheit erst in zweiter Linie; zunächst sehe ich, daß Herr Roda Roda, der die Militärlieferungen für Humor hat, seit mehreren Wochen im Mittelpunkt der österreichischen Debatte steht. Die schuldtragende Polizei war offenbar von der Absicht ausgegangen, die öffentliche Aufmerksamkeit von jenem seriöseren Oberleutnant abzulenken, der es heute ertragen muß, daß man die Gräber seiner Braut und seines Vaters öffnet. Es ist der Behörde nun zwar nicht gelungen, das gesuchte Cyankali auch nur in Hofrichters Vorleben zu finden, wohl aber hat sie Spuren von Humor in einem Werk des Herrn Roda Roda entdeckt, und durch eine Art geheimen Verfahrens, mit der sie den »Feldherrnhügel«

unterdrückte, erreichte sie es glücklich, daß die allgemeine Teilnahme von dem Opfer der Militärjudikatur abließ, um sich auf das Martyrium eines Schnurrenlieferanten zu werfen. Hätten die Behörden Herrn Roda Roda um seiner selbst willen unterdrückt, so wäre allerdings Salpetersäure zu schwach. Aber nicht, weil sie die Gefahr der Schnurre überschätzt, sondern weil sie die Gefahr der Reklame unterschätzt hätten. Denn der österreichischen Bevölkerung geht der Fall Roda Roda wirklich nahe, dies Schicksal zerrt an den Nervensträngen, und die Vertreter des Schrifttums erheben sich – unter der bekannten Devise: es geht jeden an, auch den, den es garnichts angeht – wie ein Mann, um den gegen die Freiheit des dichterischen Schaffens geführten Schlag abzuwehren. Wollte die Behörde diesen Effekt, wollte sie ein wenig vom Fall Hofrichter ablenken, so hat sie eine ganz sinnvolle Schlechtigkeit verübt. Wollte sie es nicht, so hat sie eine Dummheit erster Güte begangen. Denn nun werden wir den Namen Roda Roda überhaupt nicht mehr los! Mußte man ehedem schon zu den Wölfen fliehen, um keine Anekdoten von der Militärgrenze lesen zu müssen, so ist jetzt Österreich vollends unwirtlich geworden. Kein Tag mehr, ohne daß wir von den Hoffnungen, Entwürfen, Enttäuschungen, Plänen, Protesten, Prozessen der Autoren des »Feldherrnhügels« in Zuschriften, Gutachten und Interviews unterrichtet werden, von ihrer Unbeugsamkeit im Kampf um das gestörte Tantiemenvergnügen, von ihrer Bereitschaft, die heiligsten Güter in Sicherheit zu bringen und lieber durchzufallen als zu weichen. Kein Tag, ohne daß von geballten Fäusten die Garantien eines geregelten Theatergeschäftes gefordert werden, just, als ob es die Reform des Militärstrafprozesses gelte. Vielleicht wollte die Behörde das. Aber dann möchte ich ihr doch raten, bei der Wahl ihrer Opfer künftig vorsichtiger zu sein. Es ist jammervoll, wie schlampig in Österreich bei der Vergebung eines Martyriums vorgegangen wird. Man sieht sich die Leute gar nicht an!

* * *

»Peary ist von dem Herzog der Abruzzen als Nordpolentdecker anerkannt worden.« Cook von dessen Untertanen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, **Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12301)**
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Autoren verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigensten Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags **sub C. M. 410** bei **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig** H. 4200 D.

Wie werde ich moralisch? oder Die Kunst sich sittlich zu entrüsten
Von **KARL HAUER**
(Nebst einem Anhang über Pornographie)
Verlagsgesellschaft „München", Berthold Sutter Verlag

Der Herausgeber der ‚Fackel' ersucht, die Einsendung von Manuskripten oder Zeitungsausschnitten, Lieferung von ›Material‹, Übermittlung von Billets, Einladungen, Rezensionsexemplaren, Talentproben, Mitteilungen irgend welcher Art zu unterlassen.

Manuskripte, die ohne Aufforderung an die ‚Fackel' gelangen, werden vernichtet, wenn ihnen nicht ein frankiertes und adressiertes Couvert für die Rücksendung beiliegt.

Die Verleger der Provinzblätter werden ersucht, von der Zusendung jener Nummern, die nicht Belege für die Inhaltsangabe der ‚Fackel' sind, abzustehen.

Mitteilungen administrativer Natur, Abonnementsaufträge u. dgl., die statt an den Verlag an die Redaktion oder an die Privatadresse des Herausgebers gelangen, werden nicht berücksichtigt.

Abonnenten wird anheimgestellt, vor Ablauf der Bezugsfrist den betreffenden Teilbetrag zurück zu verlangen, wenn ihnen der Bezug der Zeitschrift aus irgend einem Grunde nicht mehr erwünscht ist. Das gleiche Recht der Sistierung eines Abonnements behält sich der Verlag vor.

Redaktion und Verlag der ‚Fackel'.

Korffs Cacao
Korffs Chocolade

Bureau für Österreich:

Wien, VI. Mariahilferstrasse 117

DIE FACKEL

HERAUSGEBER: **KARL KRAUS**

Die ‚Fackel' erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	K 4.50
	36	„ „	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	Mk. 4.—
	27	„ „	„ 6.—
	36	„ „	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelnummer in Deutschland 30 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Inhalt der vorigen Nummer 293, 4. Jänner 1910: Prozeß Friedjung. — Druck und Nachdruck. — Aphorismen. — Glossen. Sämtliche Beiträge von Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Nr. 296—297 ERSCHIENEN AM 18. FEBRUAR 1910 XI. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

Joseph Schöffel. Von Karl Kraus. — **Die ‚Arbeiter-Zeitung' und die Taussig-Cliquen.** — **Baron Frangart und der Bajazzo.** Von Karl Borromäus Heinrich. — **Wanderers Lied.** Von Albert Ehrenstein. — **Bücher.** Von Ludwig Ullmann u. a. — **Glossen.** Von Karl Kraus.

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL' WIEN—BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 187
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE 5

Erinnerungen aus meinem Leben

von

JOSEPH SCHÖFFEL

Inhalt: Meine Jugend. — Beim Militär. — Vom Wienerwald. — Im Reichsrat. — Meine Tätigkeit als Bürgermeister. — Im niederösterreichischen Landesausschuß.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie durch den

Verlag Jahoda & Siegel

Wien, III/2, Hintere Zollamtsstraße 3

Im Verlag **„Die Fackel“**, Wien, III/2, Hintere Zollamtsstraße 3, sind als Broschüren erschienen:

JOSEPH SCHÖFFEL:

Der Parlamentarismus

Die Autonomie

Immunität und Inkompatibilität

Die Fackel

Nr. 296—297 18. FEBRUAR 1910 XI. JAHR

Joseph Schöffel
ist am 7. Februar 1910 im 78. Lebensjahre gestorben.

Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Tore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Götz.

Die Neue Freie Presse hat nicht gesagt, wann er beerdigt werde. Sie hat seinen Lebenslauf mit ruhiger Sachlichkeit beschrieben. Sie hat seinen Sarg nicht gegrüßt, und nur eine Handvoll Worte warf sie ihm nach.

»Anfangs der Siebzigerjahre trat er öffentlich hervor, als der Plan auftauchte, den Wienerwald abzustocken. Damals setzte sich Schöffel mit Erfolg für die Erhaltung des Waldes ein.«

Dieser Satz schöpft eine Tat aus, für die hundertundvier Gemeinden den Mann zum Ehrenbürger machten, für die ihm zu Lebzeiten Denkmäler errichtet wurden. Sie ist wortkarg, die alte Hure. Sie ist bös. Der männlichste Mann in Österreich ist nie bei ihr gewesen. Daß er gelebt hat, verzeiht sie ihm im Tode nicht. Ich aber will nicht, daß sie seine Stimme vergesse. Ich will ihn zu ihr sprechen lassen, was er im Jahre 1901 in meinen Phonographen gesprochen hat:

Hochgeehrter Herr!

Besten Dank für die freundliche Zusendung Ihrer Zeitschrift ‚Fackel', die ich, nebenbei bemerkt, seit ihrem Erscheinen lese. Ihr Kampf gegen das terroristische, schamlose Treiben der modernen Presspiraten ist mir sympathisch, und ich wünsche Ihnen den besten Erfolg! Leider stehen Sie, so wie ich, einsam und verlassen einem übermächtigen, in der Wahl der Mittel gewissen- und ehrlosen Gegner gegenüber. — Ich bin ein alter Mann, dessen letzte Kräfte durch Tätigkeit in einem öffentlichen Amte absorbiert werden, — sonst würde mich nichts abhalten, an Ihre Seite zu treten und Ihnen in Ihrem Kampfe zu sekundieren, wie dies einst mein unvergeßlicher Freund Ferdinand Kürnberger in meinem Kampfe um den Wienerwald getan hat.

Wenn Kürnberger heute hören könnte, daß die ‚Neue Freie Presse', diese Missgeburt August Zang's — welcher im Jahre 1873 mir gegenüber sie als eine von der Regierung konzessionierte Kupplerin jeglicher Korruption, als die unverschämteste Buhlerin aller Staatsbetrüger und Diebe bezeichnete —, sich heute, dreißig Jahre nach Beendigung des Kampfes um den Wienerwald, als Beschützerin desselben, den niemand angreift, aufspielen werde, er würde die Last der Erde, unter der er schläft, sprengen, um dieser schamlosen Dirne ins Gesicht zu schlagen. Die ‚Neue Freie Presse' als Verteidigerin des Wienerwaldes, die den Staatsgüterverschleiß in Szene setzte, die den Holzabstockungsvertrag mit Moriz Hirschl und den Verkauf des Wienerwaldes als eine finanzielle Notwendigkeit patronisierte, die, als der Sturm begann, zuerst meinen Kampf totschwieg, dann mich verhöhnte und als von Größenwahn befallen mich erklärte, weil ich die Kühnheit hatte, meine Artikel mit vollem Namen zu unterzeichnen, — diese ‚Neue Freie Presse' erwartet von einer künftigen liberalen Majorität im niederösterreichischen Landtag ein Gesetz zum Schutze des Wienerwaldes! Risum teneatis amici! Die alte Metze erinnert sich der Erregung der Massen, die durch den Kampf um den Wienerwald einst hervorgerufen wurde, und versucht es nun durch eine Komödie, die Partei, der sie das Gift der Korruption eingeimpft und die sie damit getötet hatte, wieder ins Leben zurückzurufen.

Vergebliche Mühe! Wenn ich noch einige Jahre erlebe, so werde ich die Geschichte des Kampfes um den Wienerwald in allen Einzelheiten, die noch nicht bekannt sind, ebenso veröffentlichen wie den fünfjährigen Kampf um die Verwendung der Waisengelder zur Pflege und Erziehung armer Waisen, der von der Presse wie auf ein Kommando totgeschwiegen wurde. Ja, diese Presse, diese Verfälscherin der öffentlichen Meinung, hat es sorgfältig vermieden, die Sanktionierung eines Gesetzes zu erwähnen, durch welches jährlich nahezu 4 Millionen Kronen dem erhabensten Zwecke, nämlich der Rettung der Kinder des Elends, zugeführt werden.

Heute wie einst! Die Zeiten haben sich geändert, die Niedertracht ist dieselbe geblieben. Kürnberger, der bedeutendste Schriftsteller seiner Zeit, mußte seine Essays im ‚Korrespondent' den der Graf Lamezan ein obskures Winkelblättchen genannt hat, veröffentlichen, weil er in den großen Jonrnalen keine Aufnahme fand, da er sich nicht dazu hergab, nach ihrem Takt zu spielen. Zudem vermied er es, seine Geistesperlen vor die Säue zu werfen. — Sie müssen eine eigene Zeitschrift herausgeben, um Ihre Gedanken zum Ausdruck zu bringen; und ich werde, wenn ich mich aus dem öffentlichen Leben zurückziehe, was innerhalb einer Jahresfrist geschehen wird, ähnliches tun müssen, um das von mir Erlebte zu veröffentlichen.

Für diesmal genug! Charakteristische Tatsachen aus jener Kampfzeit Ihnen mitzuteilen, ist mir derzeit unmöglich, da ich keine Zeit dazu habe und die Erzählung dieser Tatsachen, die den Finanzminister Becke, den berühmten Giskra, den Sektionschef Gobbi, den Ministerialrat Kurz, den Oberfinanzrat Deimel, die Konsorten Löwy, Götz, André, Kirchmayer, Siemundt, Strousberg, Moriz Hirschl und andere betreffen, Bände füllen würde. Im Auszug können Sie die Geschichte des Kampfes um den Wienerwald in Wurzbachs biographischem Lexikon, Band 31—32, Seite 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84 und 85, und außerdem Andeutungen in den Siegelringen Kürnbergers: »Was sich der Kahlschlag erzählt«, »Wie sich verschiedene Leute verschieden verwundern!« und »Dieb-sein währt am längsten« lesen.

Indem ich Ihnen nochmals Ausdauer im Kampfe und einen glücklichen Erfolg wünsche, zeichne ich mich mit Hochachtung als Ihr

ergebener

Schöffel.

Mödling, am 10. Juni 1901.

Das stand in Nr. 81 der ‚Fackel'. Ich hatte in Nr. 78 die Protektion des Wienerwaldes durch die Neue Freie Presse gewürdigt und das Heft Joseph Schöffel zugesandt. Mein Artikel hatte mit den Worten geschlossen:

. . . Sollte man nicht mindestens verlangen dürfen, daß mit Händen, die gewohnt sind, das Geld von Holzgaunern entgegenzunehmen, nicht auf einmal über Naturschönheit geredet werde? Dem Dogma, daß Gott die Wälder für die Holzverwertungs-Aktiengesellschaften erschaffen hat, wollen wir nicht abtrünnig werden. Sie stöhnen unter der Axt, die angesetzt wird, um der bildungshungrigen Menschheit den Segen des Zeitungsblattes zu bringen. Aber es heißt zum Schaden noch den Hohn fügen, wenn auf dem frischgewonnenen Holzpapier statt der Korruption der Natur das Wort geredet wird.

Und in der Einleitung zu Schöffels Brief, der seine herrliche Mitarbeit an der ‚Fackel' einleiten sollte, schrieb ich:

Als ich im 78. Hefte dem öffentlichen Heiterkeitsbedürfnis jenen Artikel der ‚Neuen Freien Presse' empfahl, in welchem sie sich als Beschützerin des Wienerwaldes vorstellte und von einer »liberalen Majorität des Landtags« die Erhaltung von Naturschätzen verlangte, die heute bloß Regengüsse und nicht mehr Holzwucherer bedrohen, da ahnte ich kaum, wie gut ich den Nagel auf den faulsten Kopf dieses Reiches getroffen. Ich bekenne, daß mich weniger historisches Wissen um die Vorgänge, die sich in jener Zeit des wirklichen Kampfes um den Wienerwald abspielten, als ein Instinkt für die durch Jahrzehnte bewährte Gemeinheit der führenden Verderberin unserer Kultur bewogen hatte, der ‚Neuen Freien Presse' auf die schmutzigen Hände zu schlagen, die sie schützend über Wiens Naturschätze zu breiten gewagt hat.

Ich hatte damals bloß das dunkle Gefühl, daß die Neue Freie Presse ehedem in der vordersten Reihe jener Preßorgane gekämpft haben müsse, »denen die Waldbestände in Wiens Umgebung ausschließlich vom Standpunkte des Holzwuchers teuer waren«. Um eine Bestätigung uud genauere Daten zu erhalten, wandte ich mich an Joseph Schöffel, dessen Retterwerk Kürnberger geschildert hat. In den »Siegelringen« hatte ich eine Stelle gefunden, in welcher des lähmenden Widerstandes gedacht wurde, den damals die gedungene Presse geleistet hat. Ich zitierte auch, was Kürnberger über die Eignung des Mannes zu solcher Tat schreibt:

Ein unabhängiger Privatmann, Joseph Schöffel, unternahm den publizistischen Kampf gegen diese Korruption. Nach seinen Berufs-Antezedentien Offizier, nicht Schriftsteller, entdeckte seine Feder alle schriftstellerisch-sieghaften und unwiderstehlichen Reize an jener Urquelle, wo sie die Griechen, wo sie der Pamphletisten-Klassiker und Meister unser aller, P. L. Courier, entdeckt haben, in der Stärke und Reinheit des ethischen Charakters. Mit frischem, praktischem Soldatengriff bewältigte er vollständig das weitläufige und größtenteils trockene Realstudium dieses Gegenstandes und behandelte es dann mit jener Verve, mit jener kecken Energie jungfräulicher Naivetät, möchte ich sagen, welche der Literatur wahrlich schöner zu Gesichte steht als das routinierte Handwerk des Brotdienstes.

Und als Schöffel im Jahre 1905 seine

»Erinnerungen« herausgab, schrieb er zum Schlusse des Kapitels »Vom Wienerwald«:

Die ‚Neue Freie Presse', die einst treue Gefährtin und Schildträgerin des Staatsgüterverschleiß-Konsortiums, welches den Wienerwald devastieren und verschachern wollte, brachte im Mai 1901, also zu einer Zeit, wo niemandem eine Schädigung des Wienerwaldes, geschweige denn eine Devastation oder eine Verschacherung desselben in den Sinn kam, einen Artikel, in welchem sie mit begeisterten Worten den herrlichen Naturpark, den Wienerwald, dessen Erhaltung in seiner grünen Pracht für uns Wiener eine Lebensfrage ist, beschrieb, und mit dem Stoßseufzer beendete: »Vielleicht gibt es einmal in ruhigeren und friedlicheren Zeiten eine so fortschrittliche und wahrhaft volksfreundliche Majorität im niederösterreichischen Landtage, die ein Gesetz zum Schutze und zur Erhaltung des Wienerwaldes gegen Devastierung und sonstige Schädigung beschließt.«

Diesen Artikel benützte der Schriftsteller Karl Kraus, indem er mit seiner ‚Fackel' der ‚Neuen Freien Presse' ordentlich heimleuchtete.

Er hielt ihr unter anderem die unvergeßlichen Worte, die Ferdinand Kürnberger im dem Vorworte seiner »Siegelringe« über den Kampf um den Wienerwald schrieb, vor Augen, die da lauten: *)

»Diesen Kampf um einen Waldbestand, welcher nur allein schon als Voluptuarium einen auch sanitär unschätzbaren Wert für eine so volkreiche Stadt, wie Wien, repräsentierte, ließ die ganze Wiener Journalistik ihren Ritter St. Georg nicht nur isoliert auskämpfen, sondern sie verbarg nicht immer mit Anstand, daß ihr Herz eigentlich der korrumpierten Gegenpartei angehörte.« Ein Einzelner kämpfte, ein Einzelner siegte. »Der Vertrag mit Hirschl wurde gelöst, die Beraubung des Wiener-

*) Schöffel nahm die nun folgenden Sätze als einheitliches Zitat aus Kürnberger in sein Buch auf, indem er nur am Anfang und zum Schluß Anführungszeichen setzte. Es waren aber, wie man sieht, neben wirklich zitierten Sätzen auch solche, in denen nur der Inhalt Kürnberger'scher Ausführungen mitgeteilt ist. Hier wird deshalb der Passus wieder so gebracht, wie er in der ‚Fackel' stand und nicht wie er im Buche Schöffels steht. Der Satz: »Ein Einzelner kämpfte, ein Einzelner siegte« kommt bei Kürnberger überhaupt nicht vor. Jetzt zitieren mich ahnungslos alle in- und ausländischen Zeitungen, die sich auf Kürnbergers Urteil über Schöffel berufen, und Leser, welche die »Siegelringe« zur Hand nehmen, finden die Stelle nicht. Darum mußte der Unterschied hier festgestellt werden. Die großartige Sachlichkeit Schöffels nahm es mit der Wörtlichkeit nicht genau. Er zitierte in einem Aufsatz Bismarck aus dem Gedächtnis, und als ich den Urtext herstellte, versuchte er im Korrekturabzug seiner Fassung wieder zu ihrem Unrecht zu verhelfen. Sein prächtiger Eigenwille befähigte ihn weniger zum Zitieren als zum Zitiertwerden.

waldes unterlassen, die Beamten, deren Schuldbarkeit Schöffel nachgewiesen, versetzt und pensioniert.« »Wahrlich, ein unerhörter und zum erstenmale gefeierter Triumph, daß einer so kompakt-solidarischen Macht, wie dem österreichischen Beamtenstaate, ein einzelner Publizist solche Erfolge abzugewinnen vermochte! ‚Die sechste Großmacht' hätte alles Recht gehabt, mit ihrem Ruhm die Welt zu erfüllen; und doch wird der auswärtige Leser wenig oder nichts davon in der Wiener Presse gefunden haben.« Anderwärts ward dies moralische Ereignis besser gewürdigt. Die Waldgemeinde Purkersdorf hat dem Manne, der von einundzwanzig Wienerwald-Gemeinden die Gefahr der Devastation abgewendet hat, ein Denkmal errichtet, der Markt Mödling erwählte ihn zu seinem Bürgermeister, und ein niederösterreichischer Landwahlbezirk votierte ihm mit großer Stimmenmehrheit das Mandat für den Reichsrat »und zwar gegen den bisherigen Vertreter desselben Bezirkes, welchen überdies ein sich selbst als Weltblatt überschätzendes Wiener Journal mit dem Aufgebot seines ganzen Einflusses durchzusetzen unternommen.« »Es war der schönste Abschluß dieses ganzen Dramas, wie das mündige Volk, zuwider den angeblichen Machern der öffentlichen Meinung, seine Meinung sich selbst, auf eigenen, unabhängigen Wegen und mit ausgesprochenstem Nachdruck zu machen verstand.«

Zweifellos werden nach meinem Tode, wenn mein Mund verstummt und mein Arm erlahmt ist, noch mancherlei Märchen von sensationslüsternen Lügenseelen über den einstigen Kampf um den Wienerwald erfunden und gesponnen werden! Das läßt sich nicht ändern!

Ich wünsche nur, daß, wenn der Wienerwald, was nicht unmöglich ist, wieder einmal von einem Spekulationskonsortium bedroht werden sollte, sich zur rechten Zeit ein Mann finde, der denselben mit Erfolg verteidigt!

Als Rüstkammer mögen ihm diese Zeilen dienen, die ich nur zu diesem Zwecke niedergeschrieben habe!

»Man muß diese Dinge kennen, um zu verstehen, daß in dieser liebenswürdigsten Stadt der Welt eine antijournalistische und antisemitische Bewegung enstehen und siegen konnte.« Eine unverdächtige Zeugin riefs nach dem Tode Schöffels, die ‚Frankfurter Zeitung'. Es war selbst ihr nicht entgangen:

»Aus den knappen Nachrufen der maßgebenden Wiener Presse ist noch zu erkennen, daß sie ihm seinen Sieg nicht verziehen hat, obgleich heute überhaupt niemand mehr begreifen kann, daß je ein Österreicher es wagen konnte, Hand an das Juwel des Landes, den Wiener Wald, zu legen. Schöffel hätte auch darüber nur verächtlich gelächelt. Er hielt es mit Börne: ‚In dieser verpesteten und verbuhlten Welt muß ein ehrlicher Mann sich die Hände in Essig waschen . . .'«

Das Neue Wiener Tagblatt aber hat dem außerordentlichen Manne Leitartikelehren widerfahren lassen. Denn es glaubte, an ihnen selbst Anteil zu haben. Schöffel hat die ersten Axthiebe gegen die Verwüster des Wienerwaldes im Neuen Wiener Tagblatt geführt, das damals von jenem Moriz Szeps geleitet wurde, der seine Eignung zu antikorruptionistischen Taten bekanntlich oft noch bewiesen hat.

›In der Geschichte des ‚Neuen Wiener Tagblatts' füllt diese katilinarische Verschwörung, aufgedeckt durch eine Zeitung und ihren rastlosen, mannhaften Mitarbeiter, ein stolzes Blatt; denn der ganze Feldzug wurde ausschließlich in unserm Blatte durchgeführt und endete mit dem beispiellosen Triumph Schöffels über seine gefährlichen Widersacher.‹

Und das Neue Wiener Tagblatt zitiert aus Schöffels Memoiren:

Ich ließ dem ersten (am 20. April 1870 erschienenen) Artikel jede Woche zweimal einen von mir mit vollem Namen gezeichneten Aufsatz folgen, in welchem ich die Maßregeln der obersten Forstverwaltung rücksichtslos kritisierte und auf die verhängnisvollen Folgen hinwies, welche die allgemeine Entwaldung und speziell die des Wiener Waldes auf das Klima, die Fruchtbarkeit und die Gesundheitsverhältnisse der Stadt und des Landes nach sich ziehen müsse.

Aber die folgenden Stellen zitiert das Neue Wiener Tagblatt nicht:

Um einesteils die Erforschung der Wahrheit zu erleichtern, denn ich war damals wirklich so naiv, zu glauben, daß es der Regierung durch Einleitung der gerichtlichen Untersuchung nur um Konstatierung der Wahrheit und des Tatbestandes zu tun sei, veröffentlichte ich während der Dauer der Untersuchung vierzehn Artikel unter dem Titel: ›Die Verwaltungsgeschichte des Wienerwaldes‹, welche die mir zur Disposition gestellten gravierendsten Aktenstücke und Korrespondenzen enthielten.

Das ‚Tagblatt' brachte aber diese Artikel nicht mehr wie üblich, an zweiter Stelle, sondern in der Beilage! Als ich mich darüber beschwerte, erwiderte man mir, daß das Interesse für die Sache, die sich schon zwei Jahre hinschleppe, erloschen sei.

Ein gewisser Herr H . . . . ., welcher die Rolle eines Vermittlers zwischen drn Journalen und der Regierung spielte, sowie die den Journalen seitens der Banken und Aktiengesellschaften zu zahlenden Abfindungssummen und Schweiggelder vermittelte, trat an mich mit der Aufforderung heran, die Aktion in der

Wienerwaldangelegenheit einzustellen. »Sie haben erreicht, was Sie erreichen wollten,« apostrophierte mich der Herr. »Der Verkauf des Wienerwaldes, sowie die Holzlieferungs- und Holzabstockungsverträge sind sistiert. Jede Gefahr für den Bestand des Wienerwaldes ist beseitigt! Machen Sie nun ein Ende! Ich bin bevollmächtigt, Ihnen gegen Ausfolgung einer von Ihnen unterzeichneten Verpflichtung, daß Sie nichts mehr in dieser Sache unternehmen und nichts mehr in den öffentlichen Blättern über dieselbe schreiben wollen, 50.000 Guldem im baren auszuzahlen!«

Ich erwiderte dem Herrn, daß er sich in der Person, der er den Antrag stellte, geirrt habe, und ich den Antrag nur deshalb nicht als eine Ehrenbeleidigung ansehe, weil er von ihm und seinen Auftraggebern ausgegangen sei, drehte ihm den Rücken und verließ die Redaktion ....

Nach der versuchten Bestechung und des seitens des ‚Tagblattes' in der letzten Zeit bewiesenen Unwillens, meine Artikel in der Wienerwaldfrage im Blatte, wie abgemacht war, an entsprechender Stelle abzudrucken, sah ich mich genötigt, ein anderes Blatt für meine schriftstellerische Tätigkeit zu suchen.

Ich wandte mich nun an das damals zum Zwecke der Bekämpfung des wirtschaftlichen Schwindels und der in allen Gesellschaftsschichten herrschenden Korruption mit schweren Geldopfern neu gegründete Journal ‚Deutsche Zeitung' ...

Aus einem Gespräch mit Schöffel teilte ich in Nr. 113 der ‚Fackel', also schon im Jahre 1902, die Feststellung mit, wie weit Herr Szeps und das Tagblatt an der Rettung des Wienerwaldes beteiligt waren:

... Wir unterhielten uns über jene Zeit, und Schöffel erzählte, daß seine Aufsätze lange Zeit hindurch an der sichtbarsten Stelle des Neuen Wiener Tagblatts erschienen waren, bis eines Tages ein Unterhändler aus dem Korruptionslager bei ihm anklopfte und ihm 50.000 Guiden für die Unterlassung weiterer Angriffe bot, deren wesentlicher Zweck, die Annullierung des Gesetzes über den Staatsgüterverschleiß, ja ohnedies schon erreicht sei. Vor dem Hinauswurf hatte dieser Mensch, ein gewisser Herzka, noch Zeit, von dem bereits eingeholten Einverständnis des Herausgebers Mitteilung zu machen ... Seinen nächsten Aufsatz fand Schöffel in einer kaum beachteten Beilage des Neuen Wiener Tagblatts abgedruckt, das Nichterscheinen der folgenden wollte er nicht abwarten und wählte seinen Enthüllungen ein anderes Organ ...

Die ‚Deutsche Zeitung' aber hat sich noch nach Jahrzehnten für die Mitarbeit Kürnbergers durch Verleumdungen dankbar erwiesen.

Die ‚Arbeiterzeitung' bemüht sich, den Respekt vor der Persönlichkeit mit den sozialdemokratischen Geboten in Einklang zu bringen. Der Einzelne könne es nicht »zu einer Tätigkeit ins Große und Ganze bringen, wenn sein praktisches Handeln nicht auf der gesicherten theoretischen Einsicht über den Verlauf der Weltdinge aufgebaut ist«. Die Einsicht über den Verlauf der Weltdinge kommt mit dem Eintritt in die sozialdemokratische Partei. Diese Einsicht, die in die Breite der Dinge geht, verkündet, der Einzelne könne zwar Erfolge erzielen: »aber er stirbt, ohne daß die nachhaltige Wirkung seiner Persönlichkeit bleibt«. Daß Persönlichkeit nachhaltige Wirkung bedeutet und Partei nur den Einzelerfolg, das hat im Sozialgehirn nicht Platz. Schöffel habe, meint es im Übrigen, sich voll Verbitterung vom öffentlichen Leben abgewendet:

»Wie er sich zu der weiteren Entwicklung der Dinge in Österreich gestellt hat, ist bisher nicht bekannt geworden. Es ist zu vermuten, daß er völlig auf den Standpunkt eines haltlosen Zweifels gekommen ist, wenngleich Äußerungen von ihm kolportiert worden sind, nach denen er die Erfolge der sozialdemokratischen Partei lebhaft begrüßt habe. Aber wenn dies wahr ist, so hat er in ihr eben nur die Kämpferin gegen die Korruption gesehen . . . «

Ich möchte die ‚Arbeiterzeitung' darüber beruhigen. Die Kämpferin gegen die Korruption hat er in der sozialdemokratischen Partei nicht sehen können, wiewohl er sich bis ins höchste Alter ein gutes Auge bewahrt hat. Oder eben deshalb. Äußerungen, nach denen er die Erfolge dieser Partei lebhaft begrüßt hätte, habe ich nie aus seinem Munde gehört. Der haltlose Zweifel scheint auch hierin sein fester Standpunkt gewesen zu sein. Und »wie er sich zu der weiteren Entwicklung der Dinge in Österreich gestellt hat«, ist bloß deshalb nicht bekannt geworden, weil es noch immer Journalisten und Politiker gibt, die nicht zugeben wollen, daß sie die ‚Fackel' lesen. Er hat es in der ‚Fackel' ausgesprochen, daß ihm eine weitere Entwicklung der Dinge in

Österreich — vom Verlauf der Weltdinge verstand er nichts — nur gegen den Parlamentarismus denkbar sei. Undeutlich klangs ja gerade nicht:

Nach einer dreißigjährigen Tätigkeit im parlamentarischen Leben, nach einem ebenso langen Wirken in der autonomen Verwaltung habe ich mich entschlossen, in den Lügennebel, in dem wir leben, hineinzuleuchten, um dem Volke die Gemeingefährlichkeit des parlamentarischen Regimes, das in einem Abgrund der Entartung versunken ist, vor Augen zu führen und zugleich zu beweisen, daß die so sehr gepriesene autonome Verwaltung nichts ist, als eine Fiktion.

Die Mitarbeit Joseph Schöffels an der ‚Fackel' fällt in die Jahre 1901 bis 1905. In diesem Jahr erfolgte die Herausgabe seiner Memoiren. Seit damals hat Schöffel — außer einer Abfertigung, die ein halbes Jahr später in der ‚Fackel' erschien — nichts mehr geschrieben. Die in der ‚Fackel' veröffentlichten Beiträge sind die folgenden:

Brief über den Wiener Wald und die Neue Freie Presse (Nr. 81), Brief gegen die ‚Deutsche Zeitung' (Nr. 112), Der Parlamentarismus (Nr. 116 und 117), Die Autonomie (Nr. 120), Immunität und Inkompatibilität (Nr. 125), Orakelsprüche (Nr. 126), Offener Brief an Herrn Landtagsabgeordneten Pater Bauchinger (Nr. 170), Eine Schmutzerei (Nr. 179), Meine Tätigkeit im Landesausschuß (Nr. 180/81), Mödlings älteste Urkunde? (Nr. 183/84), Meine Antwort (Nr. 189).

Der Aufsatz in Nr. 179, in dem er sich der pensionierten Offiziere annahm, bewog das Reichskriegsministerium zu einem Erlaß, durch den Schöffels Forderung erfüllt wurde. (Siehe Nr. 182). Der andere Erlaß war annulliert. Schöffel hatte einfach gesagt:

. . . und ich bin vollkommen überzeugt, daß Se. Majestät, unser alter ritterlicher Kaiser, die an seinen alten Offizieren versuchte Schmutzerei nicht dulden wird!

In so gerader Linie, die in der Schauspielkunst etwa Baumeister zeichnet, fuhr seine Sprachkraft jenen Geistlichen an, der ihn im Landtag insultiert hatte:

Entweder hat also der Teufel, der von Ihrem Herzen Besitz genommen hat, Ihnen derartige Schandmärchen zugeflüstert, oder Sie haben

Ihre Informationen von dem Gezücht eingeholt, das ich soeben beschrieben. Es muß selbst Ihren Parteigenossen im Landtag vor Ihren Expektorationen gegraust haben . . . .

Ich wollte Sie anfangs, in meiner Eigenschaft als Kurator des Waisenhauses, wegen der frivolen Beschimpfung der Anstalt und der mir anvertrauten Waisen gerichtlich belangen. Ich unterlasse es; denn Sie sind immun, daher wie jedes Kind, wie jeder Idiot für das, was Sie sprechen, nicht verantwortlich!

Der Frost des Alters hat mein Temperament nicht abgekühlt, meinen Geist nicht getrübt, ich bin nicht immun und deshalb für das, was ich schreibe und spreche, verantwortlich!

Seinen Aufsatz: »Meine Tätigkeit im Landesausschuß« schließt er mit den Worten:

Ich hatte es satt, diesen Produktionen politischer Akrobaten auf dem Galgentrapez, welche ich dreißig Jahre lang mit ansehen mußte, länger zuzusehen.

Mich ekelte!

Ich nahm kein Mandat mehr an, legte alle Ehrenämter nieder und zog mich ins Privatleben zurück! Ich lebe nun ruhig und zufrieden in der Hoffnung, daß eine neue Sündflut die zum Himmel stinkende Kloake der Korruption auf allen Gebieten der menschlichen Gesellschaft hinwegschwemmen wird, was nicht ausbleiben kann!

Von dem Interesse, das er der ‚Fackel' bis in die letzte Zeit bewahrte, habe ich die liebenswürdigsten Beweise, und was ich aus der Welt der moralischen und kriminalistischen Infamie griff, beschäftigte ihn so stark wie meine Preßkämpfe. In der Zeit, da er mit den Memoiren beschäftigt war, schickte er mir mit dem Offenen Brief in Nr. 170 die folgenden Worte:

Das, was Sie wünschen, kann ich Ihnen leider nicht senden. Ich arbeite oft Tage und Wochen lang, wenn ich von übler Laune und Ekel über die herrschenden Verhältnisse befallen werde, nichts. Ob und wann die Arbeit fertig wird, weiß Gott! Vielleicht fliegt sie früher in den Ofen. Dafür hat mir der Zufall gleichzeitig mit Ihrem Schreiben ein stenographisches Protokoll der Landtagssitzung vom 3. November ins Haus geweht, in welcher sich P. Bauchinger über Armenpflege und über das Hyrtl'sche Waisenhaus ausgelassen hat. Ich benütze nun die Gelegenheit, um Ihnen diese Epistel zu senden . . . In der moralisch pestgeschwängerten Sumpfluft, in der wir leben, wirken Ihre Publikationen in der ‚Fackel' wahrhaft erfrischend. Sie erinnern mich lebhaft an Kürnberger! Machen Sie sich einmal über die politischen Räuberbanden und ihre Häuptlinge her. Wenn jemand heute imstande ist, diese Filbustier zu geißeln, sind Sie es!

Ein halbes Jahr vor seinem Tode schrieb seinem Werk Robert Scheu in der ‚Fackel' den Nachruf, der mit den Worten schloß:

Er steht in der Geschichte als Einer, der stark und beherzt war und sich in den Strudel gestürzt hat, wo er am wildesten brauste; dessen Werke heute noch grünen, und der zurückgekommen ist als ein Unbefleckter. Wohl dem, der ihn nennen darf, ohne zu erröten!

Weh den vielen, die ihn zu nennen wagen, weil sie nicht mehr erröten können!

»Wehe der Nachkommenschaft, die ihn verkennt!«

Karl Kraus.

Die ‚Arbeiter-Zeitung' und die Taussig-Cliquen*)

Wir sind keine Moralphilister. Wir finden wenig daran auszusetzen, wenn vor Weihnachten verschiedene große Modewarenhäuser, Möbelhändler und Ratengeschäfte ganze oder halbe Seiten lange Inserate der ‚Arbeiter-Zeitung' zukommen lassen. Es braucht ja dadurch nicht gleich das Schweigen über die niedrige Besoldung des bei den inserierenden Handels-

*) Der Abdruck dieses Artikels wird mir in der folgenden Zuschrift empfohlen:

Die Rolle dessen, der den Massen mißtraut, hat die Sozialdemokratie dem Staat abgenommen. Wer findet heute die giftigsten Worte gegen die Arbeiter-Syndikate, die modernste Form der Arbeiterbewegung, wie sie von Paris aus über kurz oder lang durch Europa ziehen wird? Die sozialdemokratische Presse. Es ist grotesk, zu beobachten, wie etwa der Pariser Korrespondent der ‚Arbeiter-Zeitung' von einer Woche zur andern die syndikalistische Bewegung bald als einen integrierenden Bestandteil der Sozialdemokratie reklamiert, bald als die abgeschmackteste Farce kindsköpfiger Narren, die im Schlepptau der Bourgeoisie gehen, verhöhnt. Es ist bis ins kleinste Detail hinein der nämliche Jargon, der vor zwanzig Jahren gegen die Sozial-

häusern beschäftigten Personales erkauft worden zu sein. Nein, die Sache liegt da viel einfacher: Irgend ein Modewarenhaus will seine kompletten, »wundervollen« und »durchaus soliden« Saccoanzüge aus »echt englischem« Stoffe zum Preise von 22 Kronen loswerden. Ein Möbelhändler hingegen unausgetrocknete Möbel und zwar besonders rasch die für die Arbeiterwohnungen so dringend notwendigen Salonausstattungen im altdeutschen oder im Rokkokostile; ein Teppichhändler hiezu passende Laufteppich- und Staubfängerreste, »5 m lang, zirka 55 cm breit, der ganze Rest zu 2.20 Kronen«. Ein Juwelenhändler wiederum beabsichtigt, für mehr als 250.000 Kronen Weihnachtsgeschenke an den Mann zu bringen, ein Strickmaschinenverkäufer seinen Plunder »zur Schaffung einer Lebensexistenz«, die Nahrungsmittelhändler aber die gesunden Suppenwürfel, welche bloß 6 Heller kosten und »jedwede Fleischnahrung überflüssig machen.«

---

demokratie von ihren Gegnern selbst angewendet wurde. Will man heute ein wirkliches Arbeiterblatt lesen, dann darf man nicht die ‚Arbeiter-Zeitung' zur Hand nehmen, sondern nur eines der gewerkschaftlichen Fachblätter, welche gegen die Politikerclique frondieren, wie etwa die ‚Verkehrs-Zeitung', das offizielle Organ des Reichsvereins der österreichischen Eisenbahner, dessen Artikel fallweise die Hintergründe der sozialdemokratischen Taktik enthüllen und wirkliche Einsichten in bisher nur geahnte Zusammenhänge eröffnen. Diese Artikel sind gewiß symptomatisch für die Stimmung großer Schichten des Proletariats. In eine journalistische Polemik mit diesen unbequemen Gruppen läßt sich die Sozialdemokratie grundsätzlich nicht ein. Sie kämpft viel lieber mit ihren Vordergrundsgegnern, die ihr lange nicht so wehe tun, wie der innere Feind, den sie viel echter haßt und gegebenenfalls viel grausamer niederschlägt, ganz so wie der Staat es macht, der mit seinen Diversionen nach außen gern vom innern Zerwürfnis ablenkt. Weil dies Schauspiel als ein Beitrag zur Psychologie der Parteien immerhin von einigem Interesse ist, möchte ich Ihnen den Artikel über den Fall Taussig aus der ‚Verkehrs-Zeitung' zur Reproduktion empfehlen.«

Ich besorge sie mit einigen Strichen. Es wäre schade, wenn der Artikel für die bürgerlichen Kreise, welche die ‚Arbeiter-Zeitung' lesen, verloren gegangen wäre. Hier ist er ihnen näher gebracht.

Anm. des Herausgebers.

An wen andern sollten sich alle diese Leute wenden, als an den Arbeiter? Und durch wen sollten sie in ähnlicher reklamehafter Sprache wie der hier angedeuteten zum Volke reden, wenn nicht in Böhmen durch den offiziellen Kreuzerfrosch ‚Prager Abendblatt' und in Wien durch die Raubmörderpresse und die ‚Arbeiter-Zeitung'.

Wenn nun die Bourgeoisfeuilletonisten der ‚Arbeiter-Zeitung' weniger geistreich über alle sensationelle Eintagskunst befreundeter Künstler- und Literatencliquen schwefeln, dafür aber wie z. B. der Dresdner ‚Kunstwart' und das Wiener ‚Wissen für Alle' mehr Erziehungsarbeit leisten wollten, dann müßten sie den Arbeiter eindringlich und systematisch belehren, wie man sich das ärmliche Heim ohne Warenschund einigermaßen behaglich machen kann. Dann würde der Arbeiter bald erkennen, wie schlecht und gegen gute Ware vergleichsweise sogar teuer all das in den Annoncen der ‚Arbeiter-Zeitung' angepriesene Zeug ist. Dann wäre auch an der Inseratenwirtschaft der ‚Arbeiter-Zeitung' nichts auszusetzen.

Denn die Geleimten wären eben die Leute, welche jene teuren Insrate zahlen und so — in der Hoffnung, arme Teufel dranzukriegen — ein Arbeiterblatt unterstützen.

Wir sind keine Moralphilister. Wir regen uns über die gewöhnlichen Annoncen der ‚Arbeiter-Zeitung' nicht auf. Der größte Teil der Arbeiterschaft hat — beinahe hätten wir »gottseidank« gesagt — kein Geld, um auf jedes Schwindelinserat hineinzufliegen, und sehr viele Proletarier haben sich vom Katechismus der unfehlbaren sozialdemokratischen Kirche schon insoweit emanzipiert, daß sie wenigstens den stets genau 3 Spalten langen und genau 150 Zeilen (à 15 Silben) Gesinnung umfassenden Leitartikel auf der ersten Seiten der ‚Neuen Freien Presse für die Arbeiter' nicht glauben und außerdem nicht deren Anoncenteil. Die paar armen Tröpfe, die noch

übrig bleiben und die auf ein Schwindelinserat ebenso leicht hineinfallen wie auf einen Schwindelleitartikel mag ein geschäftstüchtiger Herausgeber immerhin opfern, wenn er glaubt, den Ertrag der Inserate für den Betrieb und die Ausgestaltung einer sonst anständigen Zeitung unbedingt zu benötigen.

In der letzten Zeit erschienen jedoch in der ‚Arbeiter-Zeitung' wiederholt Inserate, gegen welche wir scharf protestieren müssen.

Stirbt einer der großen Männer Österreichs, einer von den Leuten, die deshalb groß sind, weil sie sehr viel Geld und Einfluß besitzen, so äußert sich der Schmerz jener Streber, welche dem Familienkreise des Toten fernstehen und denen gewöhnlich durch den Abgang des Toten eine Karriere frei wird, in sehr marktschreierischer Weise. Die Annoncenteile aller bürgerlichen Blätter füllen sich plötzlich mit Todesanzeigen, deren Wortinhalt ganz gut um 80 Heller im Kleinen Anzeiger eingeschaltet werden könnte, deren Buchstaben aber so groß sind wie die Freude lachender Erben. Über ganze Seiten breiten sich so kurze Notizen aus und je korrupter die betreffende Zeitung ist, desto mehr Seiten werden auf diese höchst einfältige und einer wahren Pietät geradezu hohnsprechende Art seitens der verschiedenen Verwaltungsrats- und Speichelleckercliquen durch ein und dieselbe Todesnachricht gefüllt. Niemand wird solche Anzeigen in einem Blatte finden, das auf seine Unabhängigkeit hält. Sagen wir zum Beispiel in der Wiener ‚Fackel', welche in den Kreisen gebildeter Bourgeois nicht bloß gelesen, sondern auch aufbewahrt wird und so den Ruhm eines Taussig, eines Freiherrn von Ringhoffer oder irgend eines anderen Geldmannes doch länger in Erinnerung bringen könnte als ein Arbeiterblatt! Man bedenke ferner: Eine Reklameannonce muß in die Augen fallen und groß gedruckt sein. Wenn einer immer und immer wieder auf ganzen

Seiten liest »Eleganter Anzug bloß 22 Kronen«, dann geht er eines Tages doch hin und kauft sich den kompletten Plunder. Eine große Reklameannonce hat daher Zweck; ein großes Trauerinserat jedoch ist taktlos. Durch eine klein gedruckte Anzeige können solche Leute, die schon ihre Trauer öffentlich und in Zeitungen zeigen wollen, beweisen, daß sie des Toten gedenken. Ein großes Trauerinserat ist auch nicht majestätisch und stimmungsvoll wie etwa ein großer Leichenkondukt. Ein großmächtiges Trauerinserat zeigt nichts anderes an, als die großmächtige Abhängigkeit der Presse von den großen Cliquen.

In letzter Zeit nimmt die ‚Arbeiter-Zeitung' fleißig solche großmächtige Traueranzeigen an und der Text im redaktionellen Teil wird dann zufällig auch sehr traurig. Wer von den alten »kampferprobten« Genossen aus den schönen Zeiten des Reichenberger Prozesses hätte das geahnt? Vor ungefähr einem halben Jahre gab das Ableben des Freiherrn von Ringhoffer Anlaß, daß die ‚Arbeiter-Zeitung' um einige Annoncenseiten verstärkt wurde, und bald darauf werden sich die Eisenbahner gewundert haben, auf zwei und einer halben Seite des Annoncenteiles und in beinahe ein und einer halben Spalte des redaktionellen Teiles das Lob jenes Mannes zu lesen, dessen großzügiges Wirtschafts- und Sparsystem einige Wochen später durch das Faktum »Uhersko« illustriert wurde und dessen Wirken man anläßlich seines Ablebens am wohlwollendsten dadurch kritisiert hätte, daß man darüber geschwiegen hätte. Wir hätten dies auch getan, wenn nicht ein Blatt der Arbeiter den Herrn v. Taussig als den genialen Kaufmann hingestellt hätte, dessen Verhalten gegen seine Untergebenen keinen anderen Tadel verdient als den durch den einschränkenden Satz: »Als eigentlicher Unternehmer im Verhältnisse zur Arbeiterschaft hat Taussig immer nur das gerade Notwendige, nicht mehr Aufzuschiebende geleistet; das Dasein der

Arbeiter war ihm ein Element der Bilanz, mehr nie«. Herr v. Taussig verdient nicht ein ziemlich uneingeschränktes Lob und einen Tadel, der in unseren rohen Zeiten jedem Kaufmanne als Lob gilt. Herr v. Taussig hat zum Schaden des Ansehens und der Finanzen der österreichischen Bahnen selbst das nicht mehr Aufschiebbare nicht tun wollen. Das war sogar vom kaufmännischen Standpunkt aus unklug. Am toten und lebenden »Material« hat er so lange gespart, bis die Vorbedingungen zu einer stattlichen Anzahl von »Uhersko-Fällen« gegeben waren. Ausschließlich seinem fabelhaften Glücke verdankte es Herr v. Taussig, daß sich nur ein »Uherskofall» ereignete und auch dieser zufällig einige Monate nach der Verstaatlichung der von ihm verwalteten Eisenbahnen. Der Fall »Uhersko« ist auch die Ursache, weshalb wir, scheinbar etwas spät, vielleicht aber — durch Aufdeckung des Zusammenhanges von Mißwirtschaft und deren Resultat — gerade im richtigen Augenblicke auf die Verdienste des Herrn v. Taussig zurückkommen.

Dieser allmächtige Geldmann war einer der Verwaltungskünstler, welche bei den österreichischen Eisenbahnen jenes Verwaltungssystem inauguriert haben, das die ‚Frankfurter Zeitung' — gewiß kein revolutionäres Blatt — so treffend in einem Berichte über das Unglück von Uhersko schildert:

Das entsetzliche Eisenbahnunglück auf der Strecke Wien—Brünn—Prag, weitaus die größte Katastrophe dieser Art in Österreich seit einem Menschenalter, darf keineswegs nur mit einer Verkettung unglücklicher Zufälle entschuldigt werden. Seine eigentliche Ursache beruht auf Mängeln, die für den größten Teil des österreichischen Eisenbahnverkehrs typisch geworden sind: Mangel an Personal, ungenügende Geleiseanlagen in den Bahnhöfen, schlechtes Wagenmaterial in den Schnellzügen und ungewöhnlich große Zugs-

verspätungen sind in den letzten Jahren auf den österreichischen Bahnen so allgemein üblich geworden, daß es nur einer Verkettung von glücklichen Zufällen zu verdanken ist, wenn man ähnliche Katastrophen nicht schon früher erlebt hat . . . Vielleicht wäre das Unglück verhütet worden, wenn der Stationsbeamte nicht vergessen hätte, das Distanzsignal auf »Halt« zu stellen, vielleicht, denn das Überfahren des Distanzsignales gehört leider nicht zu den Seltenheiten. Das Hauptmoment der Gefahr liegt in der Benützung der Hauptgeleise zu Verschubzwecken. Wie es scheint, war der verunglückte Schnellzug in der landesüblichen Weise kunterbunt aus allen möglichen Wagentypen zusammengestoppelt, so daß die schweren Vierachser die zwei- und dreiachsigen Wagen förmlich zermalmten. Es gibt in Österreich nicht einen einzigen Schnellzug, der aus einheitlichen oder mindestens gleichartigen Wagentypen zusammengesetzt wäre, ja, es kommt oft genug vor, daß Wagen im Gewichte von 13 bis 15 Tonnen zwischen den modernen Kolossen, die bis zu 40 Tonnen und mehr wiegen, laufen. Diesen Menschenfallen sollte die Aufsichtsbehörde ihre besondere Aufmerksamkeit schenken, nicht nur, weil bei Zusammenstößen die Insassen der leichten Wagen stets die Zeche zahlen müssen, sondern weil die Entgleisungsgefahr der gemischten Garnituren viel größer ist als in einheitlichen Zügen. —

Das Hauptverdienst des Herrn v. Taussig bestand also im Sparen bis zur Uhersko-Möglichkeit. Sein zweites Verdienst bestand in dem wirklich genialen Trick, alle Männer von Einfluß, die geschäftlich mit seinen Gesellschaften zu tun hatten, in Abhängigkeit von Aktiengesellschaften zu bringen. Die Anstellung früherer Referenten in Ministerien bei den von diesen Ministerien kontrollierten Banken, Privatbahnen und Aktiengesellschaften wurde normal. Jeder ehrgeizige Ministerialsekretär sah bei der Behandlung der ihm

zugewiesenen Akten die hohen Konnexionen und in hinterster Ferne die Verwaltungsratsstelle schweben. Die Versumpftheit wurde so in die österreichischen Ministerien hineingetragen; die Versumpftheit, die später durch die Korruption des Volkshauses geradezu zur Versumpfung der österreichischen Völker führen sollte. Keiner von denen, die in österreichischen Ministerien streben, denkt daran, sich in seine Agenden zu vertiefen und als versierter Fachmann ohne fremde Hilfe auf einen leitenden Posten zu kommen. Das Arbeiten besteht nur im Liebäugeln mit dankbaren Parteiführern und Abgeordneten, welche auf die Besetzung der hohen Stellen im Staate Einfluß nehmen, und in der liebenswürdigen Kulanz gegen die großen Geldmänner, welche die entthronten und pensionierten Staatsgewaltigen versorgen können. Vor der drohenden Verstaatlichung der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn im Jahre 1885 war der spätere Hofrat Jeitteles Referent über diese Verstaatlichungsangelegenheit und dabei ein großer Scharfmacher. Selbstverständlich wurde dieser Herr Generaldirektor dieser Privatbahn; selbstverständlich wurde diese Bahn, deren Konzession erst im Jahre 1886 abgelaufen war, erst zwei Jahrzehnte später und auch dann noch unvorteilhaft für das Reich verstaatlicht. Andere Staatsmänner versorgten die Südbahn, die StEG., die Nordwestbahn, die österreichischen Schiffahrtsgesellschaften, die Bankhäuser, und selbst jüngere Beamte in den Ministerien wurden zur Leitung von Privatbahnen berufen. Die Politiker und die großen Geldmänner hingegen protegierten wieder ihre Anverwandten, Günstlinge und Werkzeuge in die Ministerien hinein..... Daß auf diese Weise der Staatsbahnbetrieb allmählich krepieren muß, liegt klar zutage. Eine österreichische Privatbahn ist schließlich nur von einer Verwaltungsratsclique abhängig, noch dazu von einer, die wenigstens an den Einnahmen interessiert ist; das Eisenbahn-

ministerium ist aber von allen an der Übervorteilung des Staates interessierten Geldmännercliquen abhängig und außerdem noch von den noch hungrigeren politischen Führern.

Einmal nur wehte in der österreichischen Eisenbahnverwaltung eine reinere Luft. Das war im Jahre 1907, als die Privatbahnbediensteten selbst zu regieren anfingen, die Öffentlichkeit auf die Sünden der Taussigclique aufmerksam machten und dadurch auch einigen ehrlichen Herren der Generalinspektion Mut einflößten, gegen die mächtigsten Nebenregenten in Österreich mutig zu sein. Freilich hätten diese Herren noch mutiger sein sollen und — unbekümmert um die Kundgebungen einiger Handelskammern und der Vertretung eines einzigen nordböhmischen Bezirkes — die Courage zum Äußersten finden sollen. Dann hätten sie vielleicht jetzt dem Staate ein Uhersko und Millionen erspart.....

Das große Lob der ‚Arbeiter-Zeitung' verdient Herr von Taussig wirklich nicht und den schönen Tadel, daß er die Gefühle seiner Untergebenen quasi richtig bei der Bilanz berücksichtigte, erst recht nicht. Das von ihm schlecht in den Kalkül gezogene Verhalten der Angestellten der StEG. und der Nordwestbahn hat ihm einen dicken Strich durch seine Bilanzen gemacht und das Vertrauen in Taussigs Klugheit zum ersten Male erschüttert. Richtig taxierte Herr von Taussig nur das Verhalten der sozialdemokratischen Gewerkschaftsführer; diese hätten beinahe die passive Resistenz des Jahres 1907 unmöglich gemacht, wenn nicht das durch das provozierende Hinausschieben der Verwaltungsratssitzungen gereizte Personal der genannten zwei Bahnen alle Bilanzberechnungen des Herrn v. Taussig und der sozialdemokratischen Gewerkschaftsführer ad absurdum geführt hätte.

Die ‚Arbeiter-Zeitung' sieht nur Größe an Herrn Taussig. Begeistert schildert sie: »Von Jugend an und ununterbrochen setzt sich der Aufstieg Taussigs fort«.

So schwärmerisch schreiben ehrliche Ästheten nur von Goethe; Schiller ist ihnen bereits eines so uneingeschränkten Lobes nicht würdig. Doch die verzückte Poesie sinkt in die Daten zurück: »Mit vierundzwanzig Jahren war er Bankdirektor und daß er das Zeug zu diesem Geschäft hatte, beweist die Tatsache, daß er ein Jahr später berufen wurde, um in die Verhältnisse der am Rande des Abgrundes befindlichen Bodenkreditanstalt Ordnung zu bringen«. Wir zweifeln nicht daran, daß Herr v. Taussig das Zeug hatte, sich in der schwülen Luft des kaufmännischen Geistes nach dem Jahre 1873 wohl zu fühlen. Das aber glauben wir doch nicht, daß rein nur der Kopf einen talentierten und selbst talentiertesten Jüngling in Österreich so schnell vorwärts bringen kann, daß er mit 18 Jahren bereits ein hoher Beamter und mit 24 Jahren Direktor eines Bankhauses ist. Da müssen schon andere Faktoren im Spiele gewesen sein. Später freilich zeigte sich Herr v. Taussig seines Geschäftes würdig. Bei allen Eisenbahnverstaatlichungen der Jahre nach 1873 hatte er seine Hand im Spiele und bekanntlich waren diese Verstaatlichungsaktionen für den Staat so günstig, daß sie ganz ebenbürtig der großen »Entstaatlichungsaktion« im Jahre 1854 waren, welche den Anfang des großartigen Defizites der Staatsbahnen bedeutet. Herr v. Taussig sanierte auch die Bodenkreditanstalt und anläßlich der vor einigen Monaten erfolgten Festnagelung des beabsichtigten Krestranekschwindels im Parlament kam man darauf, daß der Staat leider wiederholt Verwässerungen des Aktienkapitales, welche eine Steuerersparnis bezweckten, bewilligt hat und zwar auch der Bodenkreditanstalt. Das ist des Rätsels Lösung. Die Finanzgenies Österreichs unterscheiden sich von denen anderer Länder dadurch, daß sie nicht neue Industrien, neue Bahnen aus dem Boden stampfen, sondern daß sie Finanzoperationen durchzuführen verstehen, dank welchen

mit einigen Federstrichen Betriebs- und Investitionskapital durcheinander geworfen und dadurch nach freiem Belieben die Dividende doppelt so hoch oder dreimal so niedrig gemacht werden kann, wobei natürlich im letzteren Falle Vorsorge getroffen wird, daß in die Taschen der begünstigten Aktionäre nicht weniger Geld fließt . . . . .

Auf die wahren und wirklichen Wertvermehrungen verstand sich Herr v. Taussig ebensowenig, wie zum Beispiel Herr Kestranek, der die Dividende der Böhmischen Montangesellschaft zweimal besteuern ließ, in der Hoffnung, dann, wenn er einige Jahre statt 20 Perzent — 36 Perzent Dividendensteuer gezahlt hätte, durch falsche Fatierung des in der Böhmischen Montangesellschaft investierten Kapitales die Übertragungsgebühren zu sparen. Jener, der da täuschen wollte, fiel derart gründlich hinein, daß man ihn wohl über kurz oder lang in die Pension schicken wird. Auch Herr Taussig fiel sehr oft so hinein und glücklich huschte er an mancher selbstbereiteten Schwierigkeit nur infolge der Schläfrigkeit der Aufsichtsorgane vorüber.

Unter dem Herrn v. Taussig verluderte die StEG. und nicht nur diese, nein, auch die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft kam aus einer Mißwirtschaft in die andere, so daß sie jetzt, wie die Neue Freie Presse sonderbarerweise rühmend hervorhebt, in der angenehmen Lage ist, viel weniger Kapital in den Schiffen investiert zu haben als ehedem und auch viel weniger Kohle als ehedem zu verbrauchen. Der Schiffahrtsverkehr auf der Donau sieht aber auch danach aus.

Die Kunststücke des Herrn v. Taussig muß selbst die ‚Arbeiter-Zeitung' kennzeichnen. »Dabei war Taussig ein Mensch ganz im amerikanischen Stil, also von Skrupeln nie geplagt. Wie weit er sich da wagte, zeigen die famosen Verstaatlichungsanträge unter Wurmbrand und Guttenberg; auch daß er einmal bei einem besonders zweideutigen

Geschäft der Steyrer Waffenfabrik öffentlich verwarnt werden mußte; und nicht wenige Börsenleute werden das Opfer seiner mannigfachen Kurstreibereien geworden sein.«

Wir mußten uns mit dem Nachruhme des Herrn v. Taussig beschäftigen, um wenigstens einige Leser der ‚Arbeiter-Zeitung' davor zu warnen, die Sätze ihres Blattes allzugläubig im Busen zu bewahren: »Taussig war unzweifelhaft ein Mensch von Kraft und Energie, Intelligenz und Schlauheit, eine Persönlichkeit von Wuchs und Eigenart«. . . Wurde Karl Marx je so temperamentvoll in der ‚Arbeiter-Zeitung' gelobt? Soll man da nicht lieber dem Marx abschwören und den verschiedenen Taussigs und Kestraneks nachfolgen? Den Männern, deren »starke Hand« noch in den in Arbeiterblättern erschienenen Traueranzeigen fett gedruckt von der Verwaltungsratsclique der »Österreichischen Bodenkredit-Anstalt« gelobt wird.

Ihr fragt Arbeiter: »Soll man der starken Hand des Kapitals folgen?« Währenddessen hat die sozialdemokratische Parteileitung eure Frage schon mit »Ja!« beantwortet. Nordböhmen wird vom Kompromiß der Sozialdemokraten mit den Verwaltungsratsliberalen beherrscht. »Weil die Kohlenbarone und Kestranekleute als Industrielle naturgemäß volksfreundlicher sind als die reaktionären deutschnationalen Volksschullehrer und Bauernknechte.« So begründet man sehr schlau. . . Die Hauptsorge des Dr. Adler ist, ob der Staat mit seinen Bestellungen die Maschinenindustrie auch genug beschäftige. Zuletzt wird er für diesen Zweck vielleicht noch den Bau einiger Dreadnoughts verlangen. Denn diese reißen wenigstens ins Geld. Ob sich die stets nur an der Börse und nie im Konstruktionsbureau spekulierende faule österreichische Maschinen- und Eisenindustrie durch billige Offert-, beziehungsweise Eisenpreise auch genug beschäftigen will, das fragt er nicht. Nicht durch

Streiks und Gewerkschaftstätigkeit will er für den Metallarbeiter höhere Löhne erzielen, sondern einzig und allein durch Bittgänge für die Industriellen. Uns hingegen will es scheinen, als ob die Höhe der Löhne davon abhängen würde, ob die betreffenden Arbeiter in einer verläßlichen sozialdemokratischen Gewerkschaft kuschen oder endlich selbständig handeln gelernt haben. Sehr sonderbar erscheint es uns z. B., daß die Lohnaufbesserungen der zumeist sozialdemokratisch organisierten Bergarbeiter, dieser sogenannten Kerntruppen der »Roten«, weit hinter der Preissteigerung der Kohle zurückblieben, trotzdem die Geschäfte der Kohlenbarone — selbst mit Berücksichtigung einiger Schwankungen — im Zeitraum von 1897 bis 1907 eine in Österreich ungeahnte Blüte erreicht haben.

Die Logik der Sozialdemokratie wird immer famoser, immer befremdender für gewöhnliche Arbeiter. Die Logik der Sozialdemokratie wird immer mehr und mehr die Logik der Verwaltungsratsliberalen und der Geldmännercliquen.

Die Logik eines gesunden, eines nicht aus revolutionärer Phrase und aus Utopien ins Spießbürgertum sinkenden Sozialismus wird jedoch nicht ad absurdum geführt werden. Sie setzt sich in den breiten Massen durch, neue Ideen klären sich in Hirnen, die noch kurz vordem von den dümmsten Schlagworten bürgerlicher und sozialdemokratischer Politik befangen waren. Selbst die »roten Kerntruppen« sind mit der Haltung der ‚Arbeiter-Zeitung' unzufrieden. Sie ist ihnen — wie dies Äußerungen am letzten Parteitage bewiesen — ziemlichzuw ider, von den nicht objektiven Parlamentsberichten angefangen bis zu den kurzen pikant-lüsternen Feuilletons mit den stets wiederkehrenden dummen Anspielungen auf einen marxistisch gesinnten Herrgott im Himmel und auf die für die Hölle bestimmten Kapitalisten und Pfaffen. Die Arbeiter fühlen heraus, daß die

‚Arbeiter-Zeitung‘ einfach eine bourgeois-liberale Zeitung geworden ist, ein Blatt, das die Schwächen des Klerikalismus mit urdummen Phrasen bekämpft und gegen Individualismus, Kapitalismus und alle wirklich antisozialistischen Ideen mit der konfusen Logik eines alten, von den Barrikaden beim Anblicke des ersten Bajonetts hinweggelaufenen, liberalen Achtundvierzigers ankämpft. Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ bietet keine Schund- und Raubmörderblatt-Lektüre. Dies geben wir gerne zu; sie ist aber längst eine ‚Neue Freie Presse für die Arbeiter‘ geworden, vornehm beschwichtigend, alle radikalen Äußerungen ins Gegenteil verkehrend und vor allem konservativ-reaktionär trotz des Freisinn-Geschwefels. Das fühlen die Arbeiter endlich heraus. Ihr Blatt scheint ihnen über viel zu viele Sachen infam zu schweigen. Es schreibt ihnen zu wenig gegen das Parlament. Nicht gegen die Christlichsozialen, die Deutschradikalen und die übrigen Konkurrenten der gewählten Genossen allein soll es sich wenden, sondern gegen das Parlament überhaupt. Das Blatt ist den Arbeitern auch zu antigewerkschaftlich. Über den Tischlerstreik bringt es nichts Genaues, über die Eisenbahnerbewegung außer Feindseligkeiten gegen die Macher der passiven Resistenz gar nichts, über die Syndikatsbewegung in Frankreich nur Verleumdungen.

Das alles gefällt selbst den Folgsamsten unter den Sozialdemokraten nicht mehr. Mögen diese stutzig gewordenen Leute auf die Stimme im Innern hören lernen. Wir wollen hoffen, daß diese Leute wieder Sozialisten werden, wirklich freie Gewerkschaftler, welche — so wie sie es in den Achtziger Jahren getan haben — bei den Worten »parlamentarische Intervention«, »einflußreiche Tagespresse« und »große politische Partei« einfach ausspucken.

Baron Frangart und der Bajazzo *)

Von **Karl Borromaeus Heinrich**

Die Schüler, ungefähr dreißig an der Zahl, erhoben sich beim Eintritt ihres Lehrers, teils nachlässig, teils aufmerksam, wie es eben in eines Jeden Art lag. Da entfuhr einem Schüler, der allein in der letzten Bank saß, ein hörbares »Ah!« des Erstaunens. Und jetzt richteten auch die weniger Aufmerksamen ihre Blicke nach den Eingetretenen.

Diese waren bereits am Katheder angelangt. Der griechische Lehrer, ein alter Mann, bildete in seiner müden Haltung einen merkwürdigen Gegensatz zu Baron Frangart. Dieser stand gleichmütig neben ihm, in der reizvollen Zierlichkeit seiner etwas kleinen, eleganten Gestalt; seine Gesichtszüge waren während der letzten Jahre herber, schärfer und daher noch stolzer geworden. Die satte Bronze der weichen Haut seiner Wangen hatte sich in Chamfort nicht mehr verloren und bezeugte seine südliche Heimat. Die langen, langen Wimpern beschatteten, wie ehedem, seine dunklen Augen, die Strenge ihres Blickes mildernd. Nur die Haare waren nicht mehr gelockt; im linksseitigen Scheitel auseinandergekämmt, gaben sie eine edle Stirne bloß. Die geschwungenen Linien des Mundes erschienen bestimmter und auch sie erhöhten den Stolz seiner scheuen, verschlossenen Jugend. Natürlich war er glatt rasiert, sorgsam, ohne auch nur eine Spur der Haare zurückzulassen. — So stand er gleichmütig da und sah zuerst zerstreut über seine künftigen Mitschüler hinweg; sein Blick haftete dann verloren auf dem letzten Fenster, vor dem sich hohe Bäume mit kahlen Ästen erhoben, vom Novembernebel bedeckt.

Wo blieb die strahlende Sonne, die zu diesem seltsamen Fremdling gehörte? wo die durchsichtige Luft, die seinem jungen Körper lebendige Plastik verlieh! — Einsam und fremd stand er da. —

»Entzückender Junge!« sagte halblaut der Schüler auf der letzten Bank. Frangart schien es nicht zu hören; eben begann der griechische Lehrer: »Hier stelle ich Ihnen Fritz Freiherrn von Frangart vor, der neu in Ihre Klasse eingetreten ist . .« Der

---

*) Bruchstücke aus einem Roman »Menschen von Gottes Gnaden«, den der Münchener Autor soeben vollendet hat.

Vorgestellte verneigte sich. »Nur keine langen Reden von wegen Freiherrn!« kam es halblaut aus der hintersten Bank. Der Lehrer verzog über dem Gemurmel ärgerlich seine Miene. Die Schüler kicherten leise. »Wollen Sie sich setzen, Baron Frangart!« sagte der Lehrer. Der einzige noch freie Platz war in der letzten Bank neben dem Schüler, der sich die Zwischenrufe geleistet hatte. Dem Lehrer fiel in aller Eile ein, daß er diesen strafen könne: »Sie kommen neben Ludwig Schlagintweit, nicht gerade unseren schlechtesten, aber sicher unsern frechsten Schüler«, bemerkte er zu Frangart. Schlagintweit, den sie in der Klasse Bajazzo nannten, versteckte sein gutmütiges Gesicht mit den herzlichen, spottlustigen Augen hinter dem Rücken seines Vormannes. »Das stimmt, Gott sei Dank!« flüsterte er. Die Schüler verbissen das Lachen.

Baron Frangart nahm gleichmütig seinen Platz ein, nachdem er sich ein wenig vor Ludwig Schlagintweit verneigt hatte. Dieser sah ihm unbekümmert ins Gesicht: »Grüß Gott, guten Tag, habe die Ehre, Herr Baron Frangobald!« flüsterte er, während vorn ein Schüler aufgerufen worden war und »Platons Apologie des Sokrates« zu übersetzen sich bemühte. »Frangart«, korrigierte Fritz ruhig seinen Nachbarn, indem er die übrige Anrede ignorierte. Dieser rückte, da Frangart kein Buch mitgebracht hatte, das seine in die Mitte der Bank. Vorn rief eben ein grober Übersetzungsfehler einen zornigen Ausbruch des Lehrers hervor. Schlagintweit benützte den entstandenen Lärm, um seinen Nachbarn zu fragen: »Kennen Sie die ‚Phraseologie des Sokrates' schon?« Frangart nickte bejahend. »Können Sie überhaupt was im Griechischen?« forschte er weiter. Frangart zuckte die Achseln. »Dürfen schon reden, seien S' ganz unbesorgt! Er hört schlecht!«, flüsterte Schlagintweit, der das frostige Benehmen Frangarts entweder nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte. Aber in diesem Augenblick sah der Professor doch warnend zu ihm her. Er erwiderte seinen Blick treuherzig. Dann aber bückte er sich wieder und murmelte zwischen den Zähnen: »Herr Professor, trauen S' Ihnen nicht, traun S' Ihnen nicht . . . sonst blamiere ich Sie wieder einmal, wann mir griechische Konjekturen machen!« Die in der Nähe Sitzenden grinsten, auch Baron Frangart mußte lächeln; der Lehrer rief gerade einen anderen Schüler auf. »Wissen S' was,

Herr Baron,‹ setzte Schlagintweit die einseitige Unterhaltung fort, ›alles können S' von mir abschreiben, nur in der Mathematik kann ich selber rein gar nichts. ‚Schlagintweit, wieder Note vier, ungenügend, können nichts, werden nie etwas lernen in der Mathematik!'‹ ahmte er den Mathematik-Lehrer nach. Der Vordermann wandte unvorsichtig den Kopf, um Schlagintweit seinen Beifall für die gelungene Imitation auszudrücken. In den hinteren Bänken entstand langsam eine allgemeine Unruhe. Schlagintweit rief dem Vordermann flüsternd zu: ›Liebe dicke Mittelmäßigkeit, schau gefälligst nicht so, ich red' nicht mit Dir . . . so, schön ruhig sitzen mit Deinem breiten Rücken! . . . . .‹ (Fast alle Spitznamen in der Klasse, auch die zurechtgewiesene ›liebe dicke Mittelmäßigkeit‹ waren von Schlagintweit erfunden und verbreitet worden.) Baron Frangart sah seinen lebhaften Nachbarn mit ruhiger Aufmerksamkeit von der Seite an. Dieser fühlte es, blickte ihm offen ins Gesicht, und errötete in leichter Verlegenheit. Einige Minuten schwieg er. Aber dann hatte er es wieder vergessen, oder er wollte doch noch einen Versuch machen, Baron Frangart aus seiner Ruhe zu bringen. ›Oh mei', Drapologie des Sokrates!‹ begann er halblaut. Baron Frangart lächelte. ›Können Sie auch stenographieren?‹ schrieb Schlagintweit jetzt an den Rand des Buches, da ihm der Lehrer eben den zweiten warnenden Blick zugeworfen hatte. ›Nein,‹ nickte sein Nachbar; vorn ging die Übersetzung weiter. ›Ja, Herrschaft, ja, Sie armer Mensch, das müssen S' lernen! . . . .‹ knurrte Schlagintweit zwischen den Zähnen, und machte ein aufrichtig betrübtes Gesicht. Da geschah etwas Merkwürdiges: Baron Frangart, der die vertraulichen Worte seines Nachbarn mit einer Mischung von Indignation, Kopfschütteln und Belustigung schweigend angehört hatte, sah diesen wieder von der Seite an und bemerkte die komische Betrübtheit seines Ausdruckes. Da verlor er seine Fassung, und fing ohne Überlegung zu lachen an. Schlagintweit und die Mitschüler erschraken zuerst. Aber Frangarts Lachen (er hatte es nie geübt und also, wie es ihm angeboren war, erhalten) klang so vollkommen heiter in den still gewordenen Schulraum hinein, daß alle angesteckt wurden, auch der erschrockene Schlagintweit und schließlich der entrüstete Lehrer, und in schallendes Gelächter ausbrachen.

Frangart hörte zuerst auf; das allgemeine Echo gab ihm

seine Fassung wieder, und Schamröte, gleich, als ob Lachen für ihn unrecht wäre, überzog sein Gesicht; überdies fiel ihm jetzt ein, daß er Schlagintweit mit diesem Lachen verraten hatte.

»Entschuldigen Sie gütigst!« sagte er zu ihm. — »Ach Unsinn, was entschuldigen, das tut mir nichts.«

Der Vorfall endigte damit, daß Schlagintweit eine Strafaufgabe zudiktiert wurde, nämlich einige Seiten aus der Apologie des Sokrates schriftlich zu übersetzen.

Dies also war der Anfang der großen Freundschaft, die Ludwig Schlagintweit für Baron Frangart in der Folge empfand, und auch der Anfang der ruhigen, aber immerhin unleugbaren Sympathie, die dieser wenigstens für Schlagintweit bezeugte.

•

Um es vorneweg zu sagen: wenn alle Gefälligkeiten, die Ludwig Schlagintweit, Sohn eines pensionierten Briefträgers, Fritz Freiherrn von Frangart unaufgefordert erwies; wenn alle rührenden Züge freundschaftlicher Besorgtheit, die an diesem herzlichen jungen Menschen während der Zeit ihres Beisammenseins hervortraten; wenn alle Grade der Gefühle, zu denen sich seine Zuneigung verstieg; wenn einem das alles auf einmal gegenwärtig sein könnte, und man vergliche hiemit jene monotone, jederzeit beherrschte Sympathie, mit der Baron Frangart, zuweilen bei sich selbst, seltener schon mit freundlichen Blicken, mit Worten vollends nur dann und wann, stets aber nur sehr kärglich Ludwig Schlagintweit dankte, — so möchte man, wiederum mit einem Vergleich sagen, daß der mit einem goldenen Kelch Beschenkte einen irdenen Krug als Gegengeschenk gegeben habe. Aber so einfach ist die Rechnung nicht. Man muß bedenken, wie ganz von selbst der Eine aus sich herausging, wie er mit seinem allzeit offenen Herzen durch die Welt zog, gleichsam Gott nacheifernd, der die Sonne über Gerechte und Ungerechte ohne Auslese scheinen läßt, wohingegen der Andere, zur Unterscheidung und Distinktion geboren und erzogen, Herzlichkeit im allgemeinen fast als Schmutz empfand, »weil in ihr die Schranken fallen und alles durcheinanderfließt«; den verborgenen Reichtum seines Herzens, gemäß dem Ratschlusse Gottes, bei sich behalten mußte und vielleicht so schwer daran trug, wie ein Baum an überreifen Äpfeln, die nicht abgeschüttelt werden. Und überhaupt ist in Dingen des Gefühls alles Urteilen

ungerecht. Dies war der Gedankengang, auf dem sich Ludwig Schlagintweit während seiner Freundschaft für Baron Frangart, und auch lange nachher noch tröstete . . .

— —

Ein einziges Mal hatte er auch versucht, die Gesellschaft seiner Mitschüler auf der sogenannten Absolventenkneipe zu genießen. Schlagintweit saß an seiner Seite und konnte bezeugen, von welcher Höhe der Verachtung aus sein schweigender Blick dieses Treiben ablehnte. Es war ihm schon ganz unbegreiflich, wozu denn die sogenannten Chargierten immer mit ihren ungeschliffenen Schlägern auf den Tisch schlugen; noch mehr erbitterte ihn der angebliche Gesang der Cantusse; in grenzenlosem Ekel aber erhob er sich, als sie, bei dem traurigen Fiducit der »Exkneipe«, sich Ochsenmaulsalat bringen ließen, diesen ganz sans façon hinunteraßen, gewaltig hineintranken und dann wirr durcheinander zu gröhlen anfingen: »Ein Prosit, ein Prosit, der Gemü . . . . . a . . . . a . . . . t . . lich . . . . kei . . . eit . . . !« Zwei wollten ihn bei seinem Weggehen anpöbeln; da er vor Ekel überhaupt nicht antworten konnte und wollte, belehrte Schlagintwett die zwei Schreihälse eines Besseren.

— —

Die Gesellschaft Schlagintweits ertrug Fritz Frangart wie die eines lustigen treuen Dieners. Seine Ergebenheit hatte in der Tat etwas Rührendes. Eine Woche nach jener Kneipe kam er freudestrahlend zu Frangart: »Die Weltordnung ist umgangen, meine Illoyalität hat gesiegt!« — »Bitte?« — »Ich habe einen mir bekannten, jungen Arzt wiederentdeckt, der Ihnen jederzeit alle nur gewünschten Schulkrankheiten bestätigt!« Frangart benutzte die Liebenswürdigkeit dieses Arztes ausgiebig: Im Januar und Februar saß er wochenlang zu Hause. Schlagintweit, der allein ihn besuchen durfte, kam gegen Abend und nahm mit ihm, in einer knappen Viertelstunde, alles durch, was der ganze Tag zu lernen gebracht hatte. Die schriftlichen Probearbeiten in der Schule schrieb er auf Drängen Schlagintweits von diesem voll und ganz ab; dieser schmierte dann in seine eigene Arbeit eiligst noch einige Fehler, um einen Unterschied herzustellen und den Professoren den Nachweis des Abschreibens zu erschweren.

Schließlich duldete Schlagintweit nicht mehr, daß Frangart

die häuslichen Arbeiten selbst anfertigte. »Herr Baron, das hat doch für Sie keinen Sinn mehr; daran sterben Sie ja vor Langeweile«, konstatierte er und kam von nun ab jeden Tag Punkt sieben Uhr in die Wohnung Frangarts, worauf dieser die Aufgaben abschrieb. Das war natürlich auch in einer Viertelstunde geschehen. Frangart fuhr dann, wie immer, zur Frauenkirche in die Messe, wohin ihn jedoch Schlagintweit nie begleitete. Da aber Frangart sich nicht bemüssigt fühlte, es auch für formlos gehalten hätte, nach der Weltanschauung eines anderen zu fragen, kam es darüber nie zu einer Auseinandersetzung.

Diese vollkommene Schweigsamkeit des Baron Frangart über sein eigenes Wesen, über seine Anschauungen, tat Schlagintweit weh. Wenn er im Bette lag und nachsann, welche Gefälligkeiten er morgen Baron Frangart erweisen könnte, träumte er manchmal davon, daß einmal, ach, nur ein einzigesmal dieser sein Herz öffnen würde. Er dachte es sich so schön, wenn sie sich dann gegenseitig ihre Ideen klarlegen würden, er würde die Hand um Baron Frangart legen ... oh nein, er wußte schon, daß er dies nie wagen dürfte, daß jener sich nie eröffnen, auch nie eine freundschaftliche Vertraulichkeit gestatten würde.

Frangart seinerseits, wenn er über Schlagintweit (was sehr selten geschah) nachsann, formulierte seine Sympathie für diesen so: »Er hat noch den Takt der alten Leute aus dem Volke, er verlangt keine Aufklärungen, keine Gründe von den Menschen, die er verehrt«. Und so erriet er die Sehnsucht des armen Schlagintweit nicht, weil sie ihm selber fehlte. In der Heiterkeit aber, die von diesem Menschen ausging, sonnte er sich mit einer gewissen trägen und selbstverständlichen Ruhe, wie vor Jahren, an die Schloßmauer von Frangart gelehnt, in der lachenden Sonne des Südens ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der junge Baron ging um diese Zeit, halb aus Neugierde, halb aus konventionellem Zwang, etliche Male zu den Tees und anderen gesellschaftlichen Veranstaltungen einiger adeliger Familien, an die man ihn liebenswürdig empfohlen hatte. Aber bald unterließ er es wieder. Bei den einen sah er sich mit Künstlern und Literaten zusammen eingeladen, die, unter dem Beifall der Hauswirte, ihre modernen und billigen Phrasen von neuen Wegen

zur Kultur kommentierten, aber für Fritz Frangart durch ihr ganzes gesellschaftliches Benehmen hinlänglich bewiesen, daß sie die wohlbewährten alten Wege zur Kultur noch nicht gegangen waren. Seiner Ansicht nach wurden sie der hohen Bedeutung, die man, sogar in alten Familien, ihrer Anwesenheit beimaß, nicht im geringsten gerecht, umsomehr aber dem kalten Bufett, oder am meisten dem Abendessen, wenn es ein solches gab: ihr unanständiger Heißhunger paßte durchaus zu dem Bild, das sich Baron Frangart von der neuen Kultur machte. Wenn aber in diesen Gesellschaften Wein getrunken wurde oder gar Sekt, so unterschieden sich die Gäste nur in der Qualität des Getränkes, aber keineswegs in ihren Sitten von seinen kneipenden Mitschülern; höchstens noch darin, daß, was dort »Gemü...a..a..t..lichkei...eit« genannt wurde, hier als »originelle Viecherei« oder gar als »dionysischer Taumel« der Gemüter galt. — In anderen Kreisen hinwiederum, die zwar in den Formen immer noch strenger und genauer lebten, bemerkte er mit Mißvergnügen, daß sich alle Männer ohne Ausnahme und sogar die meisten Frauen offenbar viel mit Politik beschäftigten. Er aber empfand Politik, wie sie heute getrieben wird, als eine Degradierung; so zog er sich also auch aus diesen Kreisen zurück.

Von den stets willig-gelieferten Krankheitsbestätigungen des erwähnten Arztes bezog Fritz Frangart in den Monaten Mai und Juni eine reichliche Anzahl. So konnte er sich unbehindert seiner Ruhe hingeben.

Ein paar Tage vor der Maturitätsprüfung, also in der zweiten Hälfte des Juni, ereignete sich indessen ein Vorfall, der ihn in unangenehmer Weise aufstörte. Er hatte von seinen Mitschülern ja nach jener Kneipe niemals mehr Notiz genommen und war somit allerdings der Mühe enthoben, sich an ihre von Schlagintweit gegebenen Charakteristiken zu erinnern. Aber da die Mitschüler die Bevorzugung Schlagintweits nicht ohne Neid sehen konnten, und dieser auch wegen seiner Spottlust heimliche Feinde genug hatte, bildete sich unliebsames Gerede über ihre Beziehungen. Die große Ergebenheit des einen gegen den anderen war ja allen bekannt. So sagte man, zum Beispiel, daß sich der schöne Baron Frangart den Schlagintweit als Diener, ja »Haustier« halte und ihn dafür, hoffentlich und jedenfalls, anständig bezahle.

Als er nun eines Morgens in das Klassenzimmer eintrat, und mit den Augen den noch abwesenden Schlagintweit suchte, flüsterte die ›dicke Mittelmäßigkeit‹ einem Mitschüler einige Worte zu, die Anspielungen der erwähnten Art enthielten. Baron Frangart hörte es, ohne es zu wollen. Daher ging er, mit der sicheren Ruhe, die ihm eigen war, zu der ›Mittelmäßigkeit‹ hin und ersuchte, verbindlich lächelnd, aber nicht ohne leise Drohung in seinen dunklen Augen, um Aufklärung. Die Mittelmäßigkeit erschrak heftig, und ihr bourgeoises Fett (mit Schlagintweits Worten zu reden) wackelte. ›Herr Baron, das sage nicht ich, das habe ich nur gehört. Man hat mir erzählt, daß Schlagintweit seine Schüler und sein Einkommen vernachlässigt, weil er die freie Zeit jetzt meistens bei Ihnen zubringt.‹ Baron Frangart sah den ängstlichen Stotterer an wie eine Kröte und wandte sich ab. Das Gerede war sehr ekelhaft, aber er nahm sich vor, Schlagintweit kein Wort davon zu sagen, ihn hingegen, wie es gerecht war, auf irgend eine Weise zu entschädigen. Baron Frangart hätte ja mit Leichtigkeit, ohne es zu verspüren, die Familie Schlagintweit über die groben Sorgen des Tages hinausheben können. Es war nicht Geiz, was ihn davon abhielt. Aber es gehörte zu seinen Überzeugungen, daß die Armut von Gott gewollt und zur Erhaltung des überlieferten Standes der menschlichen Dinge nützlich sei, sie beheben zu wollen somit auch einen Akt der Revolution begehen hieße. Es hatten schon genug Verschiebungen in der menschlichen Gesellschaft stattgefunden, im Laufe des letzten Jahrhunderts ...

Mit solchen Ansichten verband Baron Frangart auch einige merkwürdige äußere Gewohnheiten, zum Beispiel, daß er nie ein anderes Licht in seinem Zimmer duldete, als das von Wachskerzen. Niemals in seinem Leben benützte er das Telephon: es war ihm eine ›zu junge Einrichtung‹. Statt eine Zeitung zu lesen, ließ er sich von Schlagintweit allmonatlich die Reihe der nackten Ereignisse der Zeit auf einem kleinen Zettel zusammenschreiben. Dieser, der ›alles war, nur nicht loyal‹, konnte nicht umhin, sich dabei manchen Scherz zu erlauben. Einmal schrieb er: Der Papst hat den Vatikan an einen Amerikaner verkauft und ist nach Berlin verzogen. Ein andermal: Der internationale Delegiertentag der Sozialdemokratie hat die Rethronisierung der Bourbonen auf sein Programm gesetzt. Oder: Gestern haben sich alle Pariser Anarchisten

auf der Place de la Concorde freiwillig verbrannt. (Mit diesen Scherzen wollte er Baron Frangart zu einer Diskussion verleiten, was ihm aber nicht gelang.) Automobil fuhr Baron Frangart nie: »man soll in seinen alten Tagen nicht einen so neuen Sport anfangen«. Die Versuche der Luftschiffer vollends hielt er für ein Verbrechen, und fand es in Ordnung, daß so viele dieser Leute tödlich verunglückten. Übrigens, behauptete Baron Frangart, hätten die Chinesen alle diese Neuerungen schon vor längster Zeit besessen, sie aber durch den Machtspruch des Gesetzes wieder abgeschafft; denn sie hätten ersichtlich nicht zur Hebung des Glückes und der menschlichen Gesellschaft überhaupt beigetragen.

Inzwischen stellte die Neuzeit, ja die allernächste Gegenwart, eine nüchterne, unumstößliche Forderung an Baron Frangart: nämlich, die Maturitätsprüfung zu machen. – Im Lateinischen, Griechischen und Französischen ging alles glatt, in der Religion ausgezeichnet, zur Freude seines Religionslehrers, den er selbst hochschätzte. Zweierlei aber stand ihm noch bevor: das Deutsche und die Mathematik. In der Mathematik rechnete er gelassen mit der allerletzten Note. Das Deutsche mußte ihm erhebliche Schwierigkeiten machen, wenn sich das Thema etwa auf die Geschichte bezog, in deren Studium er konsequent alles, was ihm nicht gefiel, ignoriert hatte.

Nun bestand das deutsche Thema in jenem Satz des antirevolutionären, von Frangart über alles verehrten Goethe: »Was du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.«

Baron Frangart lieferte eine nur leise verhüllte »Begründung der Tradition in jedem Betrachte, der Priviligion und aller von Gott gewollten, historisch bewährten, menschlichen Institutionen.« Sein Aufsatz geriet wirklich sehr gut, und es war schade, daß ihn nur der deutsche Professor, nicht aber Schlagintweit zu Gesicht bekam; er hätte daraus doch Einiges zum Verständnis seines Frangart gelernt.

Schlagintweit selbst gab zwei Bearbeitungen des Themas ein. Auf die eine schrieb er in Klammern: »Wie das Thema von einem Abiturienten behandelt werden muß«. Diese Bearbeitung war in der Form der edlen Chriē abgefaßt und enthielt alles Wünschenswerte. Auf die andere schrieb er: »Wie das Thema von

einem Menschen behandelt wird‹. Hierin setzte er kaltblütig und ironisch auseinander, daß ihm, mangels eines materiellen väterlichen Erbes, für den Satz, soweit er materiell gemeint sei, eigentlich jede Erfahrung fehle; daß er jedoch seinen eventuellen Nachkommen, vorausgesetzt, daß sie wenigstens etwas erbten, die Worte Goethes unermüdlich einbläuen werde. Dazu fügte er eine lächerliche Betrachtung über mögliche Widersprüche, die er zwischen dem Ideal der reinen Humanität (d. i. ›Menschlichkeit‹) und dem der Tradition späterhin möglicherweise ent- und aufdecken werde.

Diese zweite Bearbeitung, von der er mit dem Wunsch, Frangart zu einer Gegenrede zu reizen, diesem erzählte, aber nicht mehr als ein Lächeln zur Antwort bekam, trug Schlagintweit in letzter Stunde eine Karzerstrafe ein.

*

Solchermaßen waren nun doch eine Zeit lang über die alte Mauer der Ruhe, von der umgeben Baron Fritz Frangart dahinlebte, die unruhigen Eidechsen geklettert, die der gute Bajazzo dorthin jagte; und Baron Frangart jagte sie nicht weg. Aber dem Bajazzo öffneten sich die Mauern nicht. In dunklen Nächten stand er manchmal, leise schluchzend, davor. Unerhört verhallte sein Schluchzen und das Salz seiner Tränen konnte der Mauer so wenig anhaben, wie die zartfüßigen Eidechsen seiner Heiterkeit. — Ein solcher Bajazzo wie Schlagintweit hat ein schweres Los auf Erden: freilich darf er seine Späße auch dort aufführen, wo sich Andere keine lustige Miene mehr getrauen, geschweige denn ein Wort. Aber das ist auch alles. Er muß froh sein, wenn er nicht mißverstanden wird; wenn ihn die Anderen nicht mit einem Allerwelts-Hallodri verwechseln und ihm Pfennige hinwerfen. . Das nun brauchte Schlagintweit von Baron Frangart nicht zu befürchten. Aber Liebe gab ihm dieser auch nicht, konnte sie ihm nicht geben . . .

Oh über die süßen Schmerzen der Freundschaft! Oh unbelohnte Liebe! Oh Schrei der Sehnsucht, der ohne Echo verhallt! Oh verlorene, verlorene, verlorene Jugend! . . .

›Ein schweigsamer Mensch ohne Echo zu sein, wie Baron Frangart, ist aber auch keine Kleinigkeit!‹ dachte Schlagintweit, zog sein Herz aus der Brust und wischte sich die Tränen damit ab.

* *
*

Wanderers Lied

Von **Albert Ehrenstein**

Meine Freunde sind schwank wie Rohr,
auf ihren Lippen sitzt ihr Herz,
Keuschheit kennen sie nicht;
tanzen möchte ich auf ihren Häuptern.

Mädchen, das ich liebe,
Seele der Seelen du,
auserwählte, lichtgeschaffene,
nie sahst du mich an,
dein Schoß war nicht bereit,
zu Asche brannte mein Herz.

Ich kenne die Zähne der Hunde,
in der Wind-ins-Gesicht-Gasse wohne ich,
ein Sieb-Dach ist über meinem Haupte,
Schimmel freut sich an den Wänden,
gute Ritzen sind für den Regen da.

»Töte dich!« spricht mein Messer zu mir.
Im Kote liege ich;
hoch über mir, in Karossen befahren
meine Feinde den Mondregenbogen . . .

* * *

Bücher

Die ‚Deutsche Theater-Zeitschrift' (Berlin, Jahr III, Heft 7) schreibt über »Sprüche und Widersprüche«:

Seit zehn Jahren schwingt Karl Kraus seine flammende Fackel über jede bittere Schmach des deutschen Landes, von manchem Guten geliebt, von vielen gehaßt, gleichgiltig nur denen, die nicht Deutsch verstehen. Und seit zwei Jahren ist er am Werke, das, was seine hinreißende Stilmacht in den roten Heften plastisch gestaltet hat, zu Büchern umzugießen. So entstand im Vorjahre der Band »Sittlichkeit und Kriminalität«, so heuer das Buch »Sprüche und Widersprüche«. Ich kenne sie alle von früher her, diese festen und farbigen Steine, die einen hohen Bau gäben, wenn ein Philosoph sie zu einem System zusammenfügte und nicht ein heißer Künstler es vorgezogen hätte, sie zu dem stolzen Mosaik seiner Lebensanschauung aneinanderzuschließen – diese Sprüche, die nicht Worte sind, sondern lebende Wesen. Haben sie ja doch ein tiefgrabendes Hirn, ein verzweifeltes Herz und eine Stimme, die donnern kann gegen die Gemeinheit unserer Welt-

ordnung, wild aufschluchzen ob der Brutalität geistiger Machthaber und singen zum Preise der Schönheit. Manch einer von diesen brennenden schillernden Sätzen sprach einst zu mir wie ein reifer Mensch, der zu tiefinnerst Dinge erlebt hat, die ich kaum ahnte. Voll Bewunderung lauschte ich der Botschaft. Anfangs fehlte noch der Glaube. Bis mir meine Erlebnisse die Naturnähe dieser Erkenntnisse bewiesen. Keiner dieser Sprüche und Widersprüche, die vom Weibe und der Phantasie, der Moral und dem Christentum, vom Nebenmenschen, von der Dummheit, der Demokratie, dem Intellektualismus, dem Künstler und anderen wichtigen Kultuproblemen dichten, sei hier zitiert. Denn ich könnte, wenn ich etwa ein Dutzend hierhersetzte, mich an den vielen Hundert anderen vergreifen. Wer sie kennen lernen will, kennt nun den Weg. Sie zu missen wäre heute kaum denkbar; sie zu wissen ist ein freudiger Schmerz. **Oskar Jellinek.**

*

In der ‚Rhein. Westfälischen Zeitung' (Essen, 14. Oktober) war die folgende Besprechung enthalten:

Simplicissimusluft weht besonders in dem Eingangskapital mit der übermäßigen Betonung des Sexuellen, sich aufbauend auf der schroff durchgeführten Antithese: das Weib ist Sinnlichkeit, der Mann Verstand. Aber wir finden im weiteren auch einen die Masse hassenden Einsamkeitsstolzen und einen bedeutenden Satiriker von Geist und Schärfe, der gerade und kühn, vorschreitend, was er denkt über Kunst und Leben, originell zu formulieren und zu prägen weiß.

Die Auffassung, daß besonders im Kapitel »Weib, Phantasie« Simplicissimusluft wehe, gibt der Kritik ihre ausgesprochene Eigenart. Man spielt dem Simplicissimus jetzt in Deutschland übel genug mit. Nunmehr auch dieses noch!

*

Die ‚Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden' (Berlin V., Nr. 12) schreibt über »Sittlichkeit und Kriminalität«:

Kraus hat zu dem 1. Bande seiner ausgewählten Schriften eine Reihe von Aufsätzen vereinigt, welche in ihrer ursprünglichen Form in der Wiener Zeitschrift ‚Die Fackel' erschienen sind. Sie behandeln zumeist die Wiener Sensationsprozesse der letzten Jahre, so weit sie das Thema »Sittlichkeit« berühren. Kommt die Darstellung von Einzelfällen schon an sich als ein äußerst wichtiges kriminalpolitisches Material in Betracht, welches der Kriminalstatistik an Bedeutung gleich zu achten ist, so sind die Betrachtungen Kraus' zu den einzelnen Prozessen von ganz besonderem Werte. Denn er weiß in glänzender Darstellung aus jedem einzelnen Falle eine schier erstaunliche kriminalpolitische Ausbeute zu gewinnen. Die temperamentvollen kritischen Bemerkungen Kraus', welche sich einesteils auf die Rechtspflege und andererseits auf die Gesetze

selbst beziehen, verdienen in hohem Maße Beachtung, zumal in einer Zeit, in der die Reform der Strafgesetzgebung vorbereitet wird. B. B.

•

‚Der Demokrat', Wochenschrift für freiheitliche Politik, Kunst und Wissenschaft (Berlin II. Nr. 7), bringt einen Essay, in dem es heißt:

Kraus hat jahrelang österreichische Korruptionen mit dem brüskestem Mut aufgedeckt, er hat die Verkommenheit der Wiener Presse auf eine lebensgefährliche Art bekämpft. Man versteht ohne weiteres, daß er, solange die ‚Fackel' erscheint, in Österreich totgeschwiegen wurde. Die Aufsätze von »Sittlichkeit und Kriminalität« lassen sich aber nicht mehr mit diesem System aus der Welt schaffen... Sicherlich ist man zuerst erstaunt über die Summe von unglaublich sachlichen juristischen Auseinandersetzungen, rein logisch gesetzesmäßiger Behandlung von Rechtsfällen... Aber unter den dürren Formen der trockenen Darstellung erhebt sich unterirdisch das wilde Brüllen eines Tieres aus Urzeiten. Es gilt die Hetzjagd auf das Geschlecht.

Das Geschlecht ist umstellt von einer hämischen Meute. Das ganze Bürgertum rückt an, die Scharen Schmunzelnder mit triefenden Mäulern und verfetteten Gehirnen. Diese ganze Menge wird beherrscht von einem Ideal, geschoben von einer Sehnsucht: dem Glück des Kitzels. Unwiderstehlich rücken diese Bataillone des feisten Lächelns an, um Schlachten zu schlagen, deren größter Sieg stets die Niederlage ihrer eigenen Mannen ist. Plötzlich wird aus den eigenen Reihen ein Mensch herausgestoßen, und ein Fragen, Flüstern, Lachen stürzt aus tausend Mäulern auf sein Leben ein, die Begierden aller dieser Tausende werden an ihm enthüllt, geheime Wünsche, deren Befriedigung stets das Phlegma hinderte, werden in ihrer Erfüllung offenbart, und aus der Scham des Umzingelten schlürft die Menge jenes zum Leben so notwendige Gefühl der Natur, das ihr selbst aus purer Verfressenheit in stickiger Stube versagt bleiben mußte... Aber das ist nicht die Brunst, in Geheimnisse hinabzutauchen, nicht jene ewige Gier, die Erotik zu entwirren, sondern der Wunsch, den Einzelnen, der das Treibwild ist, zum Erzähler pikanter Anekdoten zu machen; unter dem Schutze des allgemeinen Interesses sich jene Genüsse zu verschaffen, die man sonst nur in dunklen Ecken aus Revolverblättern zu ziehen sich getraut...

Kraus stellt die Gerichtsverhandlungen des bekannten Sittlichkeitsprozesses gegen den Professor Beer in Wien dar. Alle Begriffe verschieben sich da. Die Empörung des Lesers wird schließlich zur trockenen Kenntnisnahme von Selbstverständlichkeiten, längst bekannte Gerichtsgebräuche erregen wütendes Erstaunen. Die Begierde der satten Öffentlichkeit, teilzuhaben an den geheimen Genüssen des Einzelnen, stürzt sich auf jeden, geschlechtlicher Verfehlung Angeklagten, Mann oder Weib. Sie beeinflußt im Prozeß Beer die Zeugen, den Gerichtshof — die Verteidiger. Sie macht die Sensationen des Falles der Schauspielerin Odilon. Sie läßt die Hauptmannsfrau Hervay von der Enttäuschung einer kleinen

Stadt verurteilen, weil die Dame vor den Zeiten ihrer Ehe Abenteuer hatte. Sie macht die behaglichen Entrüstungen über das Bordell Riehl. Und diese Gier legt dem Vorsitzenden des Gerichts bei verschüchterten Angeklagten unverschämte Fragen in den Mund, die der Lümmel sofort schmatzend selbst beantwortet und die wehrlose Frauen zum Selbstmord treiben. Mit unfehlbarem Instinkt stürzt sich die Presse auf diese Verhandlungen. Das Geschlecht ist wieder einmal erwischt, man hetze! Und nun qualmt die Atmosphäre der Lüsternheit über dem Angeklagten zusammen, um die Hinrichtung durch Ersticken zu vollziehen.

Karl Kraus hat einen ganz unerhörten Mut. Man muß vermutlich Wiener sein, um nicht zu sehen, daß dieser Mann seit Jahren in der gefahrvollsten Stellung gegen die Öffentlichkeit kämpft, ein Einzelner, nirgends gedeckt, geschützt nur durch seine eigene Unerschrockenheit. Dieser Gehaßte, der so unbekümmert die Namen der Richter, Präsidenten, des Polizeirates von Wien, aller öffentlichen Sensationisten des Privatlebens nennt, ist doch nur durch ein wahres Wunder vielen Jahren Kerker entgangen.

Es gilt, einzusehen, daß Kraus Deine Sache agiert. Er kämpft gegen die Öffentlichkeit, um den Prozeß jedes ihrer Glieder zu führen.

Vielleicht erinnert man sich an Dostojewskis Wort: ›Wir leben im Zeitalter der Isolierung‹. In dem Buch von ›Sittlichkeit und Kriminalität‹ geht einer, fest und mutvoll in seiner Welt der Tatsächlichkeiten, in einen fast utopischen Kampf: die Isolierung des privatesten Lebens, diese Mauer des Einzelnen gegen die eigenen Angriffe instinktloser Selbstzerstörung, zu schützen.

L. R.

*

Peter Altenberg, Bilderbogen des kleinen Lebens*)

So klein und unscheinbar auch jedes Ding,
sobald sein klarer Blick in stiller Güte
es einmal nur in Liebe voll umfing,
erneut es sich in niegekannter Blüte.
In dieses reichen Lebens langen Jahren
war nicht ein einz'ger schönheitsleerer Tag —
und was in Leid und Mitleid er erfahren,
den Traum, der schwer auf seiner Seele lag,
goß einsam er, von stumpfem Hohn verlacht,
in solcher milden Worte tiefe Pracht.

Ludwig Ullmann.

*) Berlin-Westend, Erich Reiss, Verlag.

Glossen

Von **Karl Kraus**

Eine Neuerung

Nun ja, nun ja, er war wie immer »ein Stelldichein von amtlicher Würde, künstlerischer Berühmtheit und weiblicher Schönheit«. Nämlich der Concordiaball. Er übertraf wie immer an Glanz alle seine Vorgänger, er tut es seit fünfzig Jahren, warum sollte er es gerade diesmal nicht getan haben? Denn das haben sie alle gemeinsam, die Concordiabälle, daß sie einander an Glanz übertreffen. Und doch scheint diesmal etwas geschehen zu sein, was den diesmaligen von seinen Vorgängern wirklich unterscheiden könnte, und was, wenn sich die Nachricht bewahrheitet, die künftige Berichterstattung über die künftigen Concordiabälle erheblich beeinflussen würde. Es handelt sich, um es mit einem Worte zu sagen, um das »Tanzrecht«, das sich einstmals die Jugend bei den einstigen Concordiabällen bekanntlich nur mit Mühe erobern konnte, nachdem der Dirigent Rabensteiner vergebliche Versuche gemacht hatte, na und so weiter, wozu soll man an die peinlichen Geschichten wieder erinnern. Und heuer, heißt es nun, »haben sie sichs einfach selbst verschafft«. Früher, du mein Gott, da standen wohl die sehenswerten Kommerzialräte, die Konsuln von Paraguay und überhaupt die Champagneragenten, die man als Vertreter des diplomatischen Korps bemerkte, herum, aber was nützte das alles, der Jugend, der lieben Jugend fehlte es gerade deshalb an Raum und Bewegungsfreiheit. Noch auf dem vorjährigen Ball, der, wie sagt man doch, im Zeichen Schillers stand, konnte man vielfach die Klage hören. Aber im Zeichen Schillers besann man sich auch, diesen miserablen Zuständen abzuhelfen. War das ein Gedränge! Nun, »wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden — greift er hinauf getrosten Mutes in den Himmel — und holt herunter seine ew'gen Rechte«. Ganz unbekümmert um die zuströmenden Würdenträger, »beginnt plötzlich ein couragiertes Paar zu tanzen«. Was sagt man! »Der alte Urstand der Natur kehrte wieder — wo Mensch dem Menschen gegenüber steht.« Nur die Estrade, dieses Asyl schwitzender Sehnsucht, bleibt von der Revolution unberührt. In dieser Beziehung hat sich nichts geändert. Während die Komitee-

herren »alle Hände voll zu tun haben« – indem sie nämlich viel besprechen müssen —, vollzieht sich »das Erscheinen der Mächtigen, Angesehenen und Berühmten«. »Charakteristische Gestalten aus der politischen Welt tauchen auf«, um sogleich wieder in der »noch jugendlichen Erscheinung des österreichischen Ministerpräsidenten« zu verschwinden, hier sieht man die Grazie der Tanzkunst mit dem schweren Ernst der Diplomatie trauliche Zwiesprache halten, und während sich das Fräulein Wewerka vom Ballett mit dem japanischen Geschäftsträger über die Lage auseinandersetzt, meldet der kriegerische Schmock bereits, daß »die Estrade heftig belagert und heftig verteidigt wird«. Wann aber, wann endlich einmal, wird sie sich übergeben?

* * *

Der Punkt

Ich habe den Schlußpunkt der Burgtheaterherrlichkeit entdeckt. Den toten Punkt, über den kein Burgtheaterdirektor hinauskommt. Nichts hilft, dieser Punkt trägt an allem Schuld. Man glaubt natürlich, daß ich den »Dunklen Punkt« meine, der jetzt im Burgtheater gespielt wird. Aber die schlechte Literatur hat das Burgtheater nicht heruntergebracht; das behaupten nur jene theaterfremden Kritiker, denen es nicht gelungen ist, ihre eigene schlechte Literatur dem Burgtheater anzuhängen. Was ich nun meine, wird man erst verstehen, wenn man sich vor die Front des Burgtheaters stellt und dort hinaufschaut, wo Apollo, bekanntlich einer der beliebtesten Götter Wiens, seinen Wohnsitz hat. Zu seinen Füßen wird man in mannshohen Lettern die Aufschrift finden:

K. K. HOFBURGTHEATER.

Punkt! Darüber komme ich nicht weg. Diesem Punkt gebe ich die Schuld, daß die künstlerische Entwicklung ins Stocken geraten ist. Aber, seien wir gerecht, er hat dafür auch schon manches Unheil verhütet. Denn wie leicht hätte es geschehen können, daß ein Wiener, der ja so lange auf ein Dach schaut, bis sich andere Wiener ansammeln und auch aufs Dach schauen, wie leicht hätte es also geschehen können, daß dieser Wiener und alle, die in gutem Glauben seinem Beispiele folgen, weiterlesen, nachdem sie mit der Aufschrift:

K. K. HOFBURGTHEATER

fertig geworden sind. Man male sich nur die Folgen aus. Die Wiener lesen weiter nach rechts, immer weiter, bis dorthin, wo der Volksgarten beginnt, und wenn nicht ein zufällig des Weges kommender Wachmann Halt ruft, kann es geschehen, daß sie von einem zufällig des Weges kommenden Einspänner überfahren werden. Da nun der Erbauer des Burgtheaters, der Baron Hasenauer, die Gefahren des Verkehrs erkannte und die Gelegenheiten der Warnung nicht überschätzte, so entschloß er sich, allen Eventualitäten vorzubauen und die Wiener durch einen nicht zu übersehenden Punkt vor den Folgen des unvorsichtigen Weiterlesens zu bewahren. Durch Wochen stemmten ein Dutzend Arbeiter an dem Stein und stanzten einen Punkt, so groß wie der Kopf eines erwachsenen Wieners. Man wäre nun versucht, in dieser Mühe ein Sinnbild des dekorativen Kretinismus zu erblicken, der um eines Schnörkels willen gegen alle Ökonomie wütet. Aber man würde damit den sozialhygienischen Wert dieses besonderen Punktes verkennen. Denn es ist erwiesen, daß sich in den zwanzig Jahren, die das neue

K. K. HOFBURGTHEATER.

steht, kein nennenswerter Unfall ereignet hat. Auf dem Franzensring sammeln sich die Leute, sie lesen die Aufschrift mit Interesse, aber sie wissen, wo sie aufzuhören haben, und gehen wieder ihrer Wege. Neugierige fühlen ein kräftiges »Zaruck!«, und die anderen bescheiden sich. Nur auf manche Passanten übt gerade wieder der Punkt eine besondere Anziehungskraft aus. Zum Beispiel auf die Burgtheaterdirektoren. Sie, die weiterlesen sollten, starren fasziniert auf den Punkt. Sie glauben, er sei eine Fügung des Obersthofmeisteramtes, und kommen nicht weiter. Sie laufen die Buchstabenreihe zwischen dem K. K. und dem dramatischen R auf und ab und finden keinen Ausweg. Ich glaube, es wäre ihr ewig Weh und Ach aus einem Punkte zu kurieren. Und es wird einmal eine Sage sein, daß ein Fluch auf dem Hause gelastet hat, an dem nicht die Akustik, sondern die Interpunktion schuld war. Man befreie die Kunst und sorge für die Sicherheit des Publikums durch Vermehrung der Wache!

* * *

Deutsche Dichter

Eine der dankenswertesten Einrichtungen des deutschen Buchhandels sind die Prospekte, die den Zeitschriften beigelegt werden. Sie enthalten nicht nur eine Fülle jener kritischen Einsicht, die die Verleger an die Beurteilung ihrer Ware wenden, sondern oft auch die Konterfeis der Autoren, deren Züge viel besser für die gediegene Qualität des Buches sprechen als das lauteste Lob des Verlegers. Man hat da mitunter wirklich eine Galerie von Charakterköpfen beisammen. Da ist vor allem der Herr Eduard Engel, Literarhistoriker. Er hat einen Goethe, »der Mann und sein Werk«, herausgegeben, und es sei, meint der Verleger, ein »Beweis für Goethes wahre Menschen- und Dichtergröße, daß er diese rein menschliche, streng kritische Darstellung noch viel herrlicher besteht« als die aller anderen Goethe-Biographen. Dieser Herr Engel, der sich in Deutschland großen Ansehens und vieler Auflagen erfreut, hat mich auf die Idee gebracht, eine eigene Razzia auf Literarhistoriker zu veranstalten. Vielleicht komme ich einmal dazu. An jenen Geist schließt sich ein anderer, der noch viel herrlicher als Goethe die Kritik des Herrn Engel bestünde, der schalkhaft lächelnde Oskar Blumenthal. Er weiß, daß der Verleger recht hat: »Wir sagen nicht zu viel, wenn wir Oskar Blumenthals ‚Buch der Sprüche' als einen Hausschatz an Lebensweisheit bezeichnen, der als Standard Work in den Besitz des deutschen Volkes überzugehen verdient.« Geschieht dem deutschen Volke ganz recht. Herr Paul Lindau dagegen wird wieder allen jenen willkommen sein, »die die Lösung der unendlichen Rätsel im Verkehr von Mann und Weib zu finden wünschen«. Überdies schildert er noch »das in tausend Nuancen schillernde und so prickelnde Leben der modernen Gesellschaft Berlins«. Kann man mehr verlangen? Nicht einmal von Herrn Felix Josky, wiewohl dieser doch »mit Florett und Laute« dichtet. Aber einer ist da, der das Kunststück wirklich fertig bringt. Wer anders als mein Lothar? Ja, das ist der alte Schalk, der alte Rattenfänger, ich erkenne ihn. »Das Leben sagt nein«, lautet der Titel seiner Novellen. Wie? Resignation? Lebt der alte Sprudelgeist nicht mehr? »Aber nein!« sagt wieder der Verleger, »der fröhliche Rudolf Lothar, der Verfasser lachender

Romane und amüsanter Schauspiele, ist sich treu geblieben, und wo in seinen Erzählungen das Leben nein sagt, da ertönt sogleich das helle ‚ja' des Welterstürmenden, des Lebenssiegers«. Ja, ja, und tausendmal ja, er lebt, er ist da, es behielt ihn nicht. Gewiß, er arbeitet für den Lokalanzeiger, aber, sagt der Verleger, »selbst Schicksalsschläge, unter denen Mutlose zusammenbrechen, sind für diesen nur glücksame Weckrufe zum Leben, zu neuen glücklichen Dingen.« Herr Lothar war lange Zeit Interviewer, aber der Verleger sagt, daß er Epikuräer sei. »Man weiß«, setzt der Verleger hinzu, »daß Epikur nicht der reiche Schwelger ist, für den man ihn in manchen Kreisen hält, sondern, daß er ein Mann war, der die unversiegliche, unzerstörbare künstlerische Freude an allem Seienden zum Kern seiner Philosophie gemacht hat.« Mein Gott, was wird nicht alles herumgetratscht in den Literaturkaffeehäusern! So konnte auch das Gerücht entstehen, daß die Herren Epikur und Lothar reiche Schwelger seien. Ist es ein Wunder? Schließlich hat sich ja auch der Glaube festgesetzt, daß der große Pan tot sei. Aber es ist nicht wahr, er lebt und arbeitet für den Lokalanzeiger unter dem Namen Holzbock . . . Ein anderes Bild: Mitten in die Zone der Kultur führt uns Hans Olden. Von ihm heißt es: »Olden braut starke Getränke und bereitet sie zu wie ein Gentleman. Man hat die Vision krachend ins Schloß geworfener Türen . . .« Aber es handelt sich nicht, wie man vermuten könnte, um ein Stilleben aus einer Bar, sondern um einen Novellenband mit einem Geleitwort von Maximilian Harden. Der sich sonst bekanntlich nur für die bessere Lyrik einsetzt. Dann aber kommt Herr Rudolf Presber, bei dessen Lektüre »uns das Herz lacht«, während Herr Robert Saudek wieder durch den »Pulsschlag der einander jagenden Ereignisse« bemerkenswert ist. Folgen einige Reporter und einige Blaustrümpfe. Sie alle wollen nicht nur erhoben, sondern auch gelesen sein. Es ist nicht auszudenken. »Die Rettung von Kulturschätzen aus dem Brande einer deutschen Bibliothek« — solche Vorstellung möchte künftigen Historikern schmecken! Aber wir halten längst schon so weit, daß nur mehr von einer Rettung der Kulturschätze durch den Brand einer deutschen Bibliothek die Rede sein kann.

* * *

Das Buch über Berlin

Für eines der schlechtesten Bücher des Jahres — platt und flott über die Maßen — halte ich »Berlin, Ein Stadtschicksal« von Karl Scheffler. Da ich zum Problem Wien-Berlin mehr als die Entdeckung beizubringen habe, daß Wien die »ältere Kultur« hat, und dieses Mehr vielleicht einmal seine einheitliche literarische Gestalt findet, so geht es nicht an, Herrn Scheffler gesonderte Beachtung zu widmen. Hätte ich bloß das Gegenteil zu sagen, ich täte es sofort. Aber alle Vorstellungsklischees, mit denen er arbeitet, hatte ich längst zertrümmert, ehe ich sie in seinem Buch vorfand. Es gibt kaum eine Banalität zum Preise Wiens, die ich mir in satirischer Absicht nicht frei erfunden hatte, ehe sie mir von Herrn Scheffler gereicht wurde. Das ist lästig; denn ich brauche das Beispiel des Herrn Scheffler nicht, um die Sorte eines Sozialästhetentums zu verpönen, und man könnte glauben, daß ich mir diese Lebensanschauung, die mir seit vielen Jahren im Magen liegt, erst von Herrn Scheffler servieren ließ, um sie zu verschmähen. Man wird eine Notwendigkeit für Polemik halten; ich werde mich erbrechen und man wird bloß glauben, es schmecke mir nicht. Um Herrn Scheffler zu widerlegen, bedürfte es keines Buches. Schließlich habe ich mir das Problem oft genug aphoristisch notiert und etwa mit dem einen Satz: »Wenn man an den Denkmälern einer Stadt in einer Automobildroschke vorüberkommt, dann können sie einem nichts anhaben« Herrn Scheffler über die ganzen Kultursorgen beruhigt, zu deren Darstellung er dreihundert Seiten braucht. Aber hoffentlich finde ich einmal ein paar Wochen, um all das zu binden, was sich mir zu meinem »Wien, Ein Stadtverhängnis« gesammelt hat. Diese Journalisten der Kultur stiften arge Verwirrung, besonders wenn sie sich so fließend ausdrücken können wie Herr Scheffler. Darum sei heute nur das Niveau bezeichnet, auf dem sich die Propaganda für sein Buch bewegt. Im Buchhändlerbörsenblatt wird im Faksimile das folgende Schreiben veröffentlicht:

Maison de S. M. LE ROI Bucarest, den 6. Januar 1910.

An die Verlags-Buchhandlung E . . . . R . . . .,

Berlin-Westend.

Seine Majestät der König, mein Allergnädigster Herr, empfingen

ein Buch, betitelt: »Berlin, Ein Stadtschicksal« von Karl Scheffler mit folgender Widmung: »Das beste Buch des Jahres. Einem einstigen Bewohner der Stadt ehrfurchtsvoll zu Füßen gelegt.« Weihnachten 1909. Da jede weitere Unterschrift fehlt, so kann dem aufmerksamen Übersender der gebührende Dank leider nicht ausgesprochen werden. Ich erlaube mir daher Ihre Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen und Sie zu bitten, sofern Sie zufällig in der Lage sein sollten, den Einsender dieses interessanten Buches zu kennen, diesem Seiner Majestät besten Dank gefl. zu übermitteln.

Mit bestem Dank für Ihre freundliche Bemühung, zeichne ich
hochachtungsvoll etc.

Wer nur der edle Wohltäter des Königs von Rumänien sein mag? Solche Stückchen sollte ein Autor, ders mit der Kultur hält, seinem Verleger nicht hingehen lassen. Gewiß, auch meiner wird das Buch »Wien« einem einstigen Bewohner der Stadt zuschicken dürfen. Aber es wird ein Autorexemplar sein!

* * *

Ein sonderbarer Schwärmer

In einem Brief, den Anton Tschechow über einen Aufenthalt in Wien geschrieben hat, soll der Satz vorkommen: »O, meine Freunde, wenn ihr nur wüßtet, wie schön Wien ist! . . . Die Straßen sind breit, schön gepflastert . . .«

* * *

Die Übersetzung

Ich lese nicht polnisch, aber in einem Zeitungsauschnitt, der mir aus Krakau zugeschickt wurde und in dem offenbar vom Prozeß Borowska die Rede ist, verstehe ich doch manche Worte. Vor allem den Titel. Er lautet: »Wiedeński ‚szmok'«. Ferner kann ich das Wort: »Paul Zifferer« übersetzen. Dann das Wort: »Neue Freie Presse«. Nun also, es geht, und bei einiger Übung in solchen Vokabeln werde ich bald heraushaben, was in dem Artikel steht.

* * *

Wer weiß etwas?

Die Neue Freie Presse schreibt:

»Der liberale Kandidat, der in Darlington den konservativen Einpeitscher Pike Pease schlug, ist ein gebürtiger Ungar und heißt erst seit einiger Zeit Lincoln. Nach vollzogenem Glaubenswechsel studierte er in Budapest katholische, in Kanada protestantische Theologie und war einige Monate anglikanischer Kaplan in England.«

Wie mag er nur geheißen haben?

* * *

Der gordische Knoten

In Berlin kann es mir nicht erspart bleiben, daß ich von den Literaturbuben, die sich durch mich einen Namen machen oder an mir ein Geschäft verrichten wollen, genau so verunreinigt werde, wie es mir vor einem Jahrzehnt in Wien geschah. Das bringt das neue Terrain und das Mißverständnis der stofflichen Wirkung mit sich. Wenn die Jungen erst sehen werden, wo ich hinaus will und daß es mir nicht um die kleinen Beispiele zu tun ist, werden sie meine Fußtritte schon mit Respekt entgegennehmen. Ich kann nun von dem kleinsten Schmierfink aus die prinzipiellsten Dinge erörtern, aber man darf von mir nicht verlangen, daß ich mich polemisch mit ihm einlasse, wenn er mir zürnt, weil er etwas auf sich bezogen hat, was selbst durch ihn ins Allgemeine geht. Solcher Feigheit wird man mich nicht für fähig halten. Wenn ich schnarche, bin ich ja imstande, ein Theatertinterl mit der linken kleinen Zehe zu zerquetschen. Man wird mir nicht zumuten, daß ich wach werde. Wenn ein Anderer, der nicht so wehrhaft ist wie ich, von den Wanzen gebissen wird, rege ich mich gern. Ich selbst muß zu allen Lügen und Fälschungen, zu allem Wahnwitz, der sich in die Zunge beißt, wenn er mich einer Unehrlichkeit beschuldigt, ruhige Miene machen. Wie leicht könnte es geschehen, daß ich mich kratze und der Gegner dies für die Eröffnung der Feindseligkeiten hält. Ich darf die Wanze wegschieben, nicht sie zertreten; und wenn sie wieder kommt, muß ich sie mir gefallen lassen. Sonst würde man nicht sagen, ich sei reinlichkeitsliebend, sondern ich sei kleinlich. Denn wenn ein Feldherr aus der Schlacht zurückkehrt und ein Gassenbub im Spalier behauptet, ein Knopf an der Montur sitze schlecht, so würde zwar die erweis-

liche Wahrheit solcher Behauptung an dem Sieg nichts ändern. Wenn aber der Feldherr beweisen könnte, daß das Gegenteil der Fall ist, so würde solcher Beweis dem Siege schaden, weil das Thema der Debatte das Niveau, auf welches ihn die Leistung gestellt hat, herabdrücken würde. Ein anderes Beispiel: Ein Journalist will mir Unaufrichtigkeit nachsagen und behauptet, daß ich früher eingestandenermaßen seine Zeitschrift aus manchen Gründen und auch deshalb gern gesehen habe, weil mir »mancher Beitrag Freude gemacht hat«. Diese Worte legt er mir in den Mund. Wenn ich nun auch nachweisen kann, daß ich zwar einmal wirklich diese Meinung bekundet, aber ihre Gründe so zusammengefaßt habe: »ich sehe die Zeitschrift gern; nicht nur, weil mir — die Ausschließlichkeit des Theaterinteresses und die Verwissenschaftlichung des Tinterltums zugegeben — mancher Beitrag Freude gemacht hat, sondern auch weil ihr Notizenteil eine gute Handhabe bietet, sich jeweils über den Stand des psychologischen Schmocktums in Deutschland zu informieren« — wenn das jeder einfach nachlesen kann und fünf Seiten über das Schmocktum dazu: so darf ich den Mann, der aus dem zitierten Satz Folgerungen zieht, deren Gegenteil aus den unterschlagenen Sätzen erhellt, trotzdem keinen Fälscher nennen. Ich würde ihn enttäuschen, da er in seinen kühnsten Träumen nicht gehofft hat, daß ich mich je mit ihm polemisch kompromittieren werde, er würde alle Hochachtung vor mir verlieren, und die Leute im Spalier würden nicht glauben, daß ich vor dieser eklen Debatte größere Dinge geleistet habe. Und mag einen die Logik der Lüge noch so sehr zum Einspruch reizen, man muß verzichten, weil man niemand davon überzeugen könnte, daß hier die Wahrheit besser sei als die Lüge. Ist es an sich schon das Unfruchtbarste auf der Welt, Recht zu haben, und ist es so ziemlich das Schäbigste, was man haben kann, so muß man sich wenigstens die Leute ansehen, gegen die man Recht behält. So perspektivisch selbst die Geste sein kann, mit der man ein Schmutzstäubchen abtut, so würde doch nur die Tendenz den Betrachter fesseln und durch ihre Kleinheit verwirren. Man muß resignieren. Vor dem Haß, der den Knopf an der Montur verleumdet, muß man die Waffen strecken. Die großen Gefahren sind so einfach und die kleinen so verwickelt! Was hätte denn

Alexander getan, wenn der gordische Knoten ein Weichselzopf gewesen wäre?

* * *

O. J. Bierbaum

Der Tod kann kein Grund sein, über einen Menschen Böses zu sagen. Aber ein Zwang zum Gegenteil ist er gerade auch nicht. Weil einer gestorben ist, ist es durchaus nicht notwendig, daß die Überlebenden zu lügen anfangen. Otto Julius Bierbaum gehörte zu jenen formalen Talenten, die so lange unter allerlei stofflichen Mißverständnissen für die Kunst reklamiert werden, bis sie sich dem Publikum als Librettisten empfehlen. Es sind unstete Existenzen, die von der Dummheit der zeitgenössischen Kritik zu einer geistigen Lebensführung gezwungen werden, der sie auf die Dauer nicht gewachsen sind, und die ihr Glück machen, wenn endlich der Musikant kommt, der mit ihnen das Geschäft teilt. Wir in Wien haben den Herrn Dörmann, der sich so lange neurotisch gebärdete, bis die Firma Sliwinsky dem Unfug ein Ende machte. Da alle Dämonie heute glücklicherweise durchs Kabarett führt, empfindet es der Künstler nicht mehr allzu schmerzlich, wenn er sich zu den Tantiemen herablassen muß. Und sagen wir es offen heraus: es sind in deutscher Sprache schon größere Werke geschaffen worden als Kling-klang-Gloribusch. Gibt es im letzten Jahrzehnt aber eins, das dem deutschen Volke besser gemundet hat? Nun habe ich allerdings die Schrulle, sogar Dreiviertel des Heineschen Nachruhms jener Lorelei zuzuschreiben und zu behaupten, daß selbst das mit seinem Singen der Herr Silcher getan hat. Nicht viele Lyriker gibt es in Deutschland, die ohne Kling und Klang bestehen können. Bierbaum gehört nicht zu ihnen. Was soll man nun mit einem Feuilletonnachrufer tun, der behauptet, in seiner Lyrik »ströme eine Seele aus, die frei von jeder literarischen Schrulle ihren Dichter in die zeitlose Gesellschaft der Herren Walter von der Vogelweide, Eichendorff, Möricke und Goethe erhob?« Liliencron, schrieb ich einmal, habe sich für die Teilnahmslosigkeit des deutschen Volkes furchtbar gerächt: er zeugte Otto Julius Bierbaum. Die Wein- und Mädelsingerei war dahin, Bier her, Bier her oder ich fall' um, und das gab den Bierbaumbach.

Welch eine platte Revolution! Die Troßbuben, die hinter denen um 1890 liefen, hatten ihre helle Freude. Aber Liliencron war ein Dichter, trotzdem er ein »Prachtkerl« war; Bierbaum war weiß Gott nur ein Prachtkerl. Der Feuilletonnachrufer aber sagt, er habe den Deutschen »wieder zum lyrischen Gedicht zurückgezogen«. Liliencrons Realistik habe, »durch Bierbaums Sinneswärme vorbereitet, Verständnis gefunden«. Das ist der Regen, der auf den Kot folgt. Ein anderer, der von den »Sprungfedern seines überschäumenden Temperaments« spricht, bescheidet sich zu behaupten, daß Bierbaums Lyrikbände »wohl« unsterblich sind. Das ist unverbindlich. Und gäbe keinen Grund, das Werk eines Toten der besonderen Nichtachtung zu empfehlen. Aber das Bestreben der Feuilletonisten, Literaturgeschichte zu machen, schlägt doch gerade bei solchen Anlässen so störend durch, daß man rechtzeitig vorbauen muß. Daß »die Lyrik unserer Zeit in leuchtender Schrift seinen und des ernsteren Liliencron Namen trägt«, ist eine Behauptung, gegen die man aufstehen muß, um einem von zwei Toten Pietät zu erweisen. Unter den Lyrikern unserer Zeit wird der andere nicht fortleben. Schließlich bezeichnet den schöpferischen Wert eines Lebenswerkes noch die Sprache, die seine Nachrufer finden. Von Bierbaum wird gesagt, daß er »mit einem lachenden Kling-klang-Gloribusch der ernsten Muse einen Nasenstüber gab«, daß er »ein Deutscher war, der verdammt viel vom Franzmann gelernt hatte« und daß »neben seinem Sarge trauernd Jungfer Romantik und Demoiselle Rokoko stehen«. Der Nachruf für einen Dichter ist das Echo seiner Sprache.

* * *

Ein Rückfälliger

Der Wiener akademische Wagner-Verein als Rechtsnachfolger des Hugo Wolf-Vereines hat an die Zeitungen eine Zuschrift zugesandt, und nur in einer ist sie erschienen. Sie lautet:

Anläßlich der Erstaufführung von Hugo Wolfs »Penthesilea« durch die Philharmoniker zur Feier des 50. Geburtstages des Meisters hat es Herr Max Kalbeck für gut befunden, dieser Gedenkfeier zu Ehren in seinem Referate vom 3. Februar 1910 Hugo Wolf abermals auf das

unwürdigste anzugreifen. Wieder schiebt er Brahms großem Gegner rein persönlicher Motive, »verletzte Eitelkeit« für seine nur auf künstlerische Empfindung zurückgehenden kritischen Urteile unter; er nennt dieselben »unwürdige Schmähungen«, für welche er seinerzeit eine »Zurechtweisung« Hans Richters als »wohlverdienten Denkzettel« erhalten habe; spricht von der »wenig redlichen Praxis«, mit welcher er »als unschuldig verfolgter Märtyrer« ausgerufen wird, und von »angeblichen Neidern und Widersachern«. Wolfs »problematische Natur ging steil bergab den Weg zum Orkus«. Und so weiter. Zuletzt meint Kalbeck, daß Wolf »außer einigen gefälligen Liedern« auch andere Werke von bleibendem Werte geschaffen haben würde, »wenn er sich über das Verhältnis zwischen Musik und Poesie klar geworden wäre«. Es wird gut sein, Herrn Kalbeck und zu seiner Kennzeichnung dem Publikum jene Erklärung im ‚Neuen Wiener Tagblatt' vom 2. Juli 1904 wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, welche er, als ihn die Erben Hugo Wolfs wegen eines ähnlichen, den Meister herabwürdigenden Artikels zur Rechenschaft zogen, abzugeben sich genötigt sah, und in welcher er alle Stellen des Artikels, die eine Beleidigung Hugo Wolfs darstellten, als »unstatthaft, mit dem Ausdrucke wahrhaften Bedauerns« zurücknahm.

Der Tag, an dem das letzte Heft der ‚Fackel' erschien und zum Jubiläum des Herrn Max Kalbeck seiner opfervollen Bemühungen um die Schändung des Hugo Wolf'schen Namens gedachte, hat gleich jenen Beleg für die Rüstigkeit des Sechzigjährigen gebracht. Als ob ich geahnt hätte, daß Herr Kalbeck gerade am 3. Februar rückfällig würde, habe ich das Erscheinen des Heftes für diesen Tag bestimmt. Oder als ob Herr Kalbeck gewußt hätte, daß ich ihm mit dem Lob seiner Spezialität aufwarten werde, hat er sich beeilt, sich dessen würdig zu erweisen. Schließlich mußte ja einmal der Tag kommen, an dem Herr Kalbeck seine Abbitte für verjährt halten konnte. Je weiter er sich zeitlich von ihr entfernte, desto unstatthafter mußte sie ihm erscheinen, und da Herrn Kalbeck nicht mehr die Verurteilung, sondern — nach der bekannten Prognose des Kollegen Pötzl — nur mehr die Unsterblichkeit winkt, so konnte er die Ehrenerklärung getrost mit dem Ausdruck wahrhaften Bedauerns zurückziehen. Nur daß es ihm nicht gelang, die störende Stimme seines Gewissens zum Schweigen zu bringen, ist verdrießlich. Gerade bei dieser Gelegenheit hätte Herr Kalbeck nicht von »unwürdigen Schmähungen«, nicht von einem »wohlverdienten Denkzettel« und

vor allem nicht von einer »wenig redlichen Praxis« sprechen sollen. Solche Selbstanzeige könnte sogar die Concordia daran erinnern, daß sie ein Ehrengericht hat. Freilich, die kritischen Einwände des Herrn Kalbeck gegen Hugo Wolf könnten dort nicht inkriminiert werden. Daß Herr Kalbeck zu ihnen berechtigt ist, geht schon daraus hervor, daß er zu jenen Kritikern gehört, die es selber besser machen können. Der schwächliche Hugo Wolf, der tot ist, hat nichts Bleibendes geschaffen, weil er sich über das Verhältnis zwischen Musik und Poesie nicht klar geworden ist. Herr Kalbeck aber, der nach Herrn Pötzls Behauptung als Hüne ein vierfach Leben lebt, ist Kritiker und Librettist,

und zur Musik ist ihm gegeben,
daß er ein echter Dichter ist.

* * *

Unter Brrn.***

Seit den Tagen, da »Bruder Bahr einen großen Erfolg wünschte«, hat man von keinem Versuch mehr gehört, die Humanität der Loge zur Förderung geistiger Unternehmungen heranzuziehen. Jetzt wird mir das folgende Zirkular übermittelt:

Sehr geehrter Br.·.!

Mit den besten Wünschen zum Jahreswechsel erlaube ich mir zugleich die Mitteilung zu machen, daß ich die Wochenschrift ‚Wiener Pikante Blätter' in eigenen Verlag übernommen habe und die höfliche Bitte an Sie richte, mich in meinem neuen Unternehmen zu unterstützen.

Die Spalten dieser Zeitung stehen den geehrten Brrn.·. zur freien kostenlosen Benützung, falls sie gesellschaftliche pikante Vorkommnisse zur Veröffentlichung bringen wollen.

Beifolgend eine Probenummer.

Der jährliche Abonnementsbetrag wurde für Brr.·. auf K 10.— herabgesetzt.

Eine Korrespondenzkarte an untenstehende Administration genügt zur Bestellung des Abonnements.

Mit br.·. Gr.·.
u. s. w.

Brrr!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

EINE VORLESUNG VON KARL KRAUS

Aphorismen / Die Welt der Plakate / Die chinesische Mauer

veranstaltet vom **Akademischen Verband für Literatur und Musik in Wien**, dürfte im März oder im April stattfinden.

Das Reinerträgnis würde dem Asylverein für Obdachlose zufließen.

Da die Vorlesung vor einem eingeladenen Publikum stattfindet, mögen Anmeldungen ehestens an den Verband und zwar an die Adresse des Kassiers Em. Jedlinsky, IX. Müllnergasse 3, gerichtet werden. Die gewünschte Karten-Kategorie (K 10, 6, 4, 2, Studentenkarten zu K 1) ist zu bezeichnen.

Die Bezahlung kann erst angenommen werden, nachdem die Einladung ergangen und bekanntgegeben ist, wann und wo die Vorlesung stattfindet.

Korffs Cacao
Korffs Chocolade

Bureau für Österreich:

Wien, VI. Mariahilferstrasse 117

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Autoren verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigensten Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags **sub C. M. 410** bei **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig** H. 4200 D.

DIE FACKEL

Herausgeber **KARL KRAUS**

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	K 4.50
	36	„ „	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	Mk. 4.—
	27	„ „	„ 6.—
	36	„ „	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Inhalt der vorigen Doppelnummer 294—295, 3. Februar 1910: Die Mütter. Von Karl Kraus. — Lebensform und Dichtungsform. Von Otto Stoessl. — Das Schicksal der Maschine. Von Ludwig Rubiner. — Briefe von Ferdinand Kürnberger. — Aphorismen. Von Karl Kraus. — Gedichte. Von Else Lasker-Schüler. — Berliner Leseabende. — ›Rhabarber‹. Von Karl Bleibtreu. — Erklärung und Aufklärung. — Glossen. Von Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Nr. 298—299 ERSCHIENEN AM 21. MÄRZ 1910 XI. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

Lueger. — **Prozess Kolischer.** Von Karl Kraus. — **„Ich“.** Von Ferdinand Kürnberger. — **Auf meiner Arbeitsbank.** Von Ferdinand Kürnberger. — **Briefe** von Joseph Schöffel. — **Schülerselbstmord.** Von einem Überlebenden. — **Den fünfzehnjährigen Selbstmördern.** Von Berthold Viertel. — **Oskar Kokoschka.** Von L. E. Tesar. — **Selbstanzeigen.** — **Aphorismen.** Von Karl Kraus. — **Die Presse.** Von Karl Bleibtreu. — **Glossen.** Von Karl Kraus.

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL‘ WIEN—BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 187

Die nächste Nummer der ‚Fackel', die

300.

wird den XI. Jahrgang abschließen.

Diesem Hefte wird ein Register der Beiträge bezw. der Autoren, die an den 300 Nummern mitgearbeitet haben, beigelegt werden. Das Verzeichnis, das von Ludwig Ullmann verfaßt und mit einem Vorwort versehen ist, wird zirka 24 Seiten stark sein und auch in gesonderter Ausgabe, um 20 Heller, durch den Verlag der ‚Fackel' zu beziehen sein.

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR U. DIE KÜNSTE

HERAUSGEGEBEN von HERWARTH WALDEN

Erscheinungstag: Donnerstag

Einzelbezug: 10 Heller
Jahresbezug: K 5.—
Halbjahrsbezug: K 2.50
Vierteljahrsbezug: K 1.25

Probenummern kostenlos durch den Verlag DER STURM, Halensee-Berlin, Katharinenstraße 5. DER STURM liegt in den Tabak-Trafiken auf.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Autoren verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigensten Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags **sub C. M. 410** bei **Haasenstein**

Die Fackel

Nr. 298–299 21. März 1910 XI. Jahr

Lueger

Nach Otto Weininger:

»Die ‚Männer der Tat', die berühmten Politiker und Feldherren, mögen wohl einzelne Züge haben, die an das Genie erinnern; aber mit dem Genius kann sie nur verwechseln, wer schon durch den äußeren Aspekt von Größe allein völlig zu blenden ist. Das Genie ist in mehr als einem Sinne ausgezeichnet gerade durch den Verzicht auf alle Größe nach außen, durch reine innere Größe. Der wahrhaft bedeutende Mensch hat den stärksten Sinn für die Werte, der Feldherr-Politiker ein fast ausschließliches Fassungsvermögen für die Mächte. Jener sucht allenfalls die Macht an den Wert, dieser höchstens den Wert an die Macht zu knüpfen und zu binden. Der große Feldherr, der große Politiker, sie steigen aus dem Chaos der Verhältnisse empor wie der Vogel Phönix, um zu verschwinden wie dieser. Der große Imperator oder große Demagog ist der einzige Mann, der ganz in der Gegenwart lebt; er träumt nicht von einer schöneren, besseren Zukunft, er sinnt keiner entflossenen Vergangenheit nach; er knüpft sein Dasein an den Moment, und sucht nicht auf eine jener beiden Arten, die dem Menschen möglich sind, die Zeit zu überspringen. Der echte Genius aber macht sich in seinem Schaffen nicht abhängig von den konkret-zeitlichen Bedingungen seines Lebens, die für den Feldherr-Politiker stets das Ding-an-sich bleiben, das, was ihm zuletzt Richtung gibt. So wird

der große Imperator zu einem Phänomen der Natur, der große Denker und Künstler steht außerhalb ihrer, er ist eine Verkörperung des Geistes. Die Werke des Tatmenschen gehen denn auch meist mit seinem Tode, oft schon früher, und nie sehr viel später, spurlos zu Grunde, nur die Chronik der Zeit meldet von dem, was da geformt wurde, nur um wieder zerstört zu werden. Der Imperator schafft keine Werke, an denen die zeitlosen, ewigen Werte in ungeheurer Sichtbarkeit für alle Jahrtausende zum Ausdruck kommen; denn dies sind die Taten des Genius. Dieser, nicht der andere, schafft die Geschichte, weil er nicht in sie gebannt ist, sondern außerhalb ihrer steht. Der bedeutende Mensch hat eine Geschichte, den Imperator hat die Geschichte. Der bedeutende Mensch zeugt die Zeit, der Imperator wird von ihr gezeugt und getötet.

. . . . Jeder solche Mann steht immer in einer gewissen Verwandtschaft zur Prostituierten . . . Wie er ist die Prostituierte, im Gefühle ihrer Macht, vor dem Manne nie im geringsten verlegen, während es jeder Mann gerade ihr und ihm gegenüber immer ist. Wie der große Tribun glaubt sie jeden Menschen, mit dem sie spricht, zu beglücken . . . immer glaubt sie Gaben auszuteilen nach allen Seiten hin. Man wird in jedem geborenen Politiker dieselben Elemente entdecken. Und die Menschen, alle Menschen haben beiden gegenüber — man denke, sogar der selbstbewußte Goethe in seinem Verhalten gegen Napoleon zu Erfurt — tatsächlich und unwiderstehlich das das Gefühl, beschenkt worden zu sein.

. . . . Der höhere, der bedeutende Mensch mag zwar das gemeine Bedürfnis nach Bewunderung oder nach dem Ruhme teilen, aber nicht den Ehrgeiz als das Bestreben, alle Dinge in der Welt mit sich als empirischer Person zu verknüpfen, sie von sich abhängig zu machen, um auf den eigenen Namen alle Dinge der Welt zu einer un-

endlichen Pyramide zu häufen. . . . Der große Mensch hat Grenzen, denn er ist die Monade der Monaden, und — dies ist eben jene letzte Tatsache — gleichzeitig der bewußte Mikrokosmus, pantogen, er hat die ganze Welt in sich, er sieht, im vollständigsten Falle, bei der ersten Erfahrung, die er macht, klar ihre Zusammenhänge im All, und er bedarf darum zwar der Erlebnisse, aber keiner Induktion; der große Tribun und die große Hetäre sind die absolut grenzenlosen Menschen, welche die ganze Welt zur Dekoration und Erhöhung ihres empirischen Ich gebrauchen.

. . . . Der wahre Genius gibt sich selbst seine Ehre, und am allerwenigsten setzt er sich in jenes Wechselverhältnis gegenseitiger Abhängigkeit zum Pöbel, wie dies jeder Tribun tut. Denn im großen Politiker steckt nicht nur ein Spekulant und Milliardär, sondern auch ein Bänkelsänger; er ist nicht nur großer Schachspieler, sondern auch großer Schauspieler; er ist nicht nur ein Despot, sondern auch ein Gunstbuhler; er prostituiert nicht nur, er ist auch eine große Prostituierte. Es gibt keinen Politiker, keinen Feldherrn, der nicht ‚hinabstiege'. Seine Hinabstiege sind ja berühmt, sie sind seine Sexualakte. Auch zum richtigen Tribun gehört die Gasse. Das Ergänzungsverhältnis zum Pöbel ist geradezu konstitutiv für den Politiker. Er kann überhaupt nur Pöbel brauchen; mit den anderen, den Individualitäten, räumt er auf, wenn er unklug ist, oder heuchelt sie zu schätzen, um sie unschädlich zu machen . . . Ein Politiker kann durchaus nicht alles beliebige unternehmen, auch wenn er ein Napoleon ist, und selbst wenn er, was er aber als Napoleon nicht wird, Ideale realisieren wollte: er würde gar bald von dem Pöbel, seinem wahren Herrn, eines Besseren belehrt werden. Alle ‚Willensersparnis' hat nur für den formalen Akt der Initiative Geltung; frei ist das Wollen des Machtgierigen nicht.

Auf diese Gegenseitigkeit, diese Relation zu den Massen fühlt sich jeder Imperator hingewiesen, darum sind alle ausnahmslos ganz instinktiv für die Konstituante, für die Volks- oder Heeresversammlung, für das allgemeinste Wahlrecht. Nicht Marc Aurel und Diokletian, sondern Kleon, Antonius, Themistokles, Mirabeau, das sind die Gestalten, in denen der echte Politiker erscheint. Ambitio heißt eigentlich Herumgehen. Das tut der Tribun wie die Prostituierte.

.... Wie der ‚große Mann der Tat' auf ein Innenleben verzichtet, um sich gänzlich in der Welt, hier paßt das Wort, auszuleben, und zugrundezugehen wie alles Ausgelebte, statt zu bestehen wie alles Eingelebte, wie er seinen ganzen Wert mit kolossaler Wucht hinter sich wirft und sich ihn weghält, so schmeißt die große Prostituierte der Gesellschaft den Wert ins Antlitz, den sie als Mutter von ihr beziehen könnte, nicht freilich um in sich zu gehen und ein beschauliches Leben zu führen, sondern um ihrem sinnlichen Triebe nun erst vollen Lauf zu lassen. Beide, die große Prostituierte und der große Tribun, sind wie Brandfackeln, die entzündet weithin leuchten, und gehen unter wie Meteore, für menschliche Weisheit sinnlos, zwecklos, ohne ein Bleibendes zu hinterlassen, ohne alle Ewigkeit — indessen die Mutter und der Genius in der Stille die Zukunft wirken.«

*

».... Gegen drei Uhr früh fuhr er aus dem Halbschlaf empor und rief nach der Pflegeschwester, die rasch den Arzt herbeiholte. Er saß halbaufgerichtet im Bette, mit allen Zeichen heftiger Unruhe. Er sagte zur Pflegeschwester:

Was ist denn draußen für Unwetter? .. Dieses Hagelwetter .. dieser Sturm .. es muß in Wien keine ganze Fensterscheibe geben ..

Der Arzt und die Pflegeschwester beruhigten den Kranken und sagten, es habe sich in der Nacht kein Lüftchen geregt; man verspüre den kommenden Frühling.

Der Kranke aber blieb dabei und sagte: Ich habe von meiner Mutter geträumt .. Sie war da, um mich aus dem Unwetter zu holen ..‹

Prozeß Kolischer

Von **Karl Kraus**

Die Ehre, die der Prozeß gegen den Generalleutnant Sektionschef Baron Khan Remissier Klemens Kolischer unseren ministeriellen, militärischen und judiziellen Gewalten eingebracht hat, ist mit viertausend Kronen überzahlt. Der Sieg Österreichs über den persischen Feldherrn, der ja gewiß in den Annalen usw., ist beiweitem nicht so rühmlich, als die langjährige Bundesgenossenschaft schimpflich war. Selbst nach der Niederlage Österreichs im Prozeß Friedjung hat man nicht das Gefühl, daß mit dieser Trophäe Aufhebens gemacht werden müßte. Mit Persien hatte der Herr Oberlandesgerichtsrat Wach leichteres Spiel als mit Serbien, aber eben auch billigeres. Alle die garantiert echten Sektionschefs, Barone und Generale, die wir zu sehen bekamen und die gegen den einen dubiosen Khan standen, sollen sich nur nicht zu viel auf diesen Ausgang einbilden. Die Sache verhält sich nämlich so. Es ist kein Zweifel, daß man selbst vom radikalsten Standpunkt die österreichische Staatlichkeit gegen den Einbruch eines Börsenkhans schützen, die geordnete Welt ersessener und erkrochener Würden dem Chaos erstandener Titel vorziehen wird. Aber hier handelt es sich nicht allein um die Ehre, sondern auch um die Dummheit. Daß Herr Kolischer nicht die persische Armee, sondern die österreichische angeführt hat, macht ihn schuldig. Aber den schimpflichen Inhalt des Be-

truges bildet nicht immer die List, sondern manchmal auch der Glaube. Österreich hat an Herrn Kolischer geglaubt. Es ließ ihn schuldig werden und überläßt ihn jetzt der Pein. Diesem Tatarenfürsten wurde der »gute Glaube« aberkannt, als er die Funktionäre so schwer gekränkt hatte. Aber Österreich muß der gute Glaube ganz und gar zugebilligt werden. Wieder einmal und immer wieder. Es hat an der persischen Uniform so wenig gezweifelt wie an den serbischen Dokumenten, und Herr Kolischer hat nur das Pech gehabt, daß er keinem vaterländischen Historiker über den Weg lief: ein solcher hätte unserm Ministerium des Äußern die letzten Bedenken wegen der Siege des Herrn Kolischer über die Kurden ausgeredet. Es ist wahrhaftig keine Großtat, häuserhohes Material über einen persischen General, der es nicht ist, in den Schwurgerichtssaal zu schleppen. Viel rühmlicher wäre es gewesen, ihm die letzte Hoffnung, daß er es am Ende doch sein könnte, rechtzeitig zu benehmen. Die Leistung des Hauptmanns von Köpenick war das Werk einer Minute, aber der Verkehr mit dem General Kolischer hat viele Jahre gedauert. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß jenem Hauptmann nur deshalb so übel mitgespielt wurde, weil er nicht imstande war, preußische Orden zu verschaffen, während sich der Glaube an diesen General mindestens auch auf den Sonnen- und Löwenorden erstreckte. Daß ein Perserkhan österreichische Funktionäre mit Unrecht beleidigt hat, ist viel weniger interessant als seine Beliebtheit in diesen Kreisen, für die der Wahrheitsbeweis in vollem Umfang erbracht erscheint. Er ist in den Ämtern, Ministerien, Gesandtschaften, Militärkasinos nicht nur aussondern auch eingegangen, und die österreichische Diplomatie hat lange Zeit durch den Ernst und die Ausdauer, mit denen sie die Angelegenheiten des Herrn Kolischer besorgte, ihre Existenzberechtigung erwiesen. Auf der Ringstraße und in Kurorten leisteten ihm Offiziere die Ehrenbezeigung, niemand zweifelte, daß er ein General sei, und nur darüber herrschte nicht volle Einigkeit, ob er nicht ein Erzherzog sei. Da man das aber nicht sicher wissen konnte, zog für alle Fälle ein Rudel Menschen hinter ihm her. Herr Kolischer war durchaus berechtigt, das Vertrauen, das man ihm in der Heimat entgegenbrachte, nicht durch Aufklärungen zu enttäuschen. Wie alle Menschenfreunde muß er es jetzt büßen, und wieder einmal zeigt es sich, daß die Dummheit, die sich an

einer bunten Würde freut, eine Gemeinheit begeht, wenn sie die Echtheit der Farbe zu prüfen anfängt. So wenig es angeht, Herrn Cook nachträglich dafür verantwortlich zu machen, daß er den Nordpol nicht entdeckt hat, so ungebührlich ist die Entrüstung dieses offiziellen Österreich über einen persischen Brigadier, der in seinem ganzen Leben nicht einmal eine Eskadron von Wechselreitern befehligt hat. Ich habe einst in einer Abhandlung über Menschenwürde auf einen Mann hingewiesen, der im Kostüm eines exotischen Generals die höchsten Kreise einer Residenzstadt zu seinem eigenen Besten halte. Schon damals schien mir Shakespeare dem Problem Kolischer nahezukommen, nämlich mit der Meinung des greisen Herrschers Lear: »Der Schnitt Eures Habits gefällt mir nicht. Ihr werdet sagen, es sei persische Tracht; aber laßt ihn ändern!«

Jener Advokat nun im Prozeß Kolischer, der eine ganze Schmalzfabrik der Beredsamkeit gegen den armen Angeklagten aufbot, und offenbar im guten Glauben, es handle sich um den Prozeß Friedjung, die Geschwornen an den Ruhm der österreichischen Armee erinnerte, »an die Ereignisse des vorigen Jahres und an den gefahrvollen Augenblick, da unsere Söhne und Familienväter mit Hingebung an die Grenzen des Vaterlandes eilten, um unsere heiligsten Güter zu schützen«, jener Advokat behauptete, die österreichischen Offiziere hätten »unmittelbar« nach der Anbiederung des Herrn Kolischer ihn durchschaut. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich das nicht bestätigen. Ein Satz in der ‚Fackel', in dem einmal gesagt war, daß Herrn Kolischer die persische Generalswürde bei der Akquirierung von Inseraten für seine drei Winkelblätter gute Dienste leiste, hatte eine merkwürdige Konsequenz. Ich empfing den Besuch eines Rittmeisters — eines österreichischen — und eines Oberleutnants — keines persischen —, die »die Ehre hatten, im Auftrage des Generals Kolischer Genugtuung mit der Waffe zu verlangen«. Ehe ich dankend ablehnte, erkundigte ich mich beiläufig, ob die Herren den persischen General Kolischer meinten oder ob sie etwa im Auftrag eines österreichischen Vorgesetzten gleichen Namens kämen. Diese Frage empfanden die Herren als verletzend und wiederholten schlicht und mit Nachdruck: »des Generals Kolischer«, so als ob an diesem Range nicht zu drehn noch zu deuteln wäre. Der General fuhr hierauf bei den Wiener Redaktionen vor und ersuchte um

eine Notiz über das abgelehnte Duell. Da aber auch diesem Verlangen nicht entsprochen wurde, forderte er mich durch seinen Advokaten auf Grund des § 19, durch seinen Advokaten, dem er kurz zuvor nicht etwa den Sonnen- und Löwen-, sondern geradezu den Franz Josefs-Orden verschafft hatte. Man kann die Berichtigung und einiges darüber in Nr. 153 (Januar 1904) nachlesen. Es war dort erzählt, wie ein ahnungsloser Militärlieferant von Schuhoberteilen sich ohneweiters herbeiläßt, einem General ein Inserat zu bewilligen. Und man ersieht, daß ich sogar zu einer Zeit schon über Herrn Kolischer unterrichtet war, in der es die Vertreter Österreichs noch nicht waren, und in der ich nicht mehr verpflichtet war, über Einzelerscheinungen der österreichischen Finanzwelt unterrichtet zu sein. Aber heute hat gerade dieser Fall seine Perspektive ins Österreichische. Und daß die andern Fälle noch herumlaufen, daß der päpstliche Hofmaler dem sterbenden Bürgermeister noch die Wünsche Seiner Heiligkeit überbringen konnte, ohne hinausgewiesen zu werden, zeigt, daß wirklich kein Schade uns davon abbringen kann, Österreicher zu bleiben. Und wenn der Papst selbst schon mißtrauisch würde, wir Gläubigen glauben an den Conte Lippay. Wie wir an den Khan Kolischer geglaubt haben, als selbst der Schah bereits den Kopf schüttelte. Er soll ihn einst den »rühmlichst bekannten und hochangesehenen Herrn Klemens Kolischer« genannt haben, dem er »in diesem glückverheißenden Jahre des Schweines die Charge, die Distinktion und den Kordon eines Generals zweiter Klasse zu verleihen geruhe, auf daß er mit diesem gesegneten Zeichen seine ehrliebende Brust schmücke und, seines Ruhmes sich erfreuend, unter seinesgleichen das Haupt hoch trage zum Erweise erhöhter Anerkennung seiner Tätigkeit (geschrieben im Monat des Zweiten Dschumada im Jahre der Flucht 1317)«. Möglich. Aber sicher ist, daß er später sagte: »Geld hab ich ihm gegeben, gezahlt hab ich für ihn und Titel hab ich ihm gegeben. Ich will nichts mehr hören von ihm!« Woraus hervorgeht, daß dem Schah die Assimilation an die Welt des Herrn Kolischer besser gelungen ist als Herrn Kolischer die an die Welt des Schah. Auch habe dieser in einer Audienz zum österreichischen Botschaftsrat, ders vor Gericht bezeugte, die Worte gebraucht: »Wenn er kommt und erschlagen wird, meine

Hände sind rein. Mit dem Textilmonopol und andern Sachen, die er plante, hätte er die ganze Bevölkerung brotlos gemacht!«

Man sieht, wie unsicher die Zustände in Persien sind, im Vergleiche mit jenen im Wiener Schwurgerichtssaal. Hier kann einer, weil sich die Lynchung streng in den von der Strafprozeßordnung vorgeschriebenen Normen vollzieht, höchstens ein bißchen ohnmächtig werden. Es dürfte aber nicht oft einen Gerichtsfall gegeben haben, wo man sich so lebhaft versucht gefühlt hätte, einen unsympathischen Angeklagten gegen das offenbare Recht seiner Gegner in Schutz zu nehmen. Denn selten noch haben Unrecht und Unfug so organisch in dem System gewurzelt, das sich gegen einen Einzelfall erst wehrt, wenn er ihm zu bunt wird. Wenn wir an den diplomatischen Apparat denken, der gebraucht wurde, als die Ämter in der Untersuchung des Falles Kolischer »ihre Pflicht erfüllten«, und an den judiziellen Apparat, der zum Beweise erfüllter Pflicht gedient hat, dann möchten wir in Gottes Namen selbst einen unerforschten Khan diesem langjährigen Aufgebot von Tadellosigkeit und in Ehren ergrauter Eselei vorziehen. Zuerst läßt man den Herrn Kolischer mit Prinzessinnen tanzen und dann gibt man auch nicht ein Jota von dem süßen Amtsgeheimnis her, wenn es möglich wäre, dadurch dem ganzen Lamento um eine Uniform ein Ende zu machen. Ein langwieriges Achselzucken mit dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung folgt den Jahren, da man Herrn Kolischer ernst nahm. Man hat die Streberei pathologisch geschärft, die Narretei zum Wahnsinn gesteigert, und dreht ihr hinterdrein eine lange Nase. Ich möchte aber den kaiserlichen Rat sehen, der nicht überschnappen würde, wenn dieselben Leute, die ihn bis dahin tief gegrüßt hatten, ihm in weitem Bogen ausweichen, weil sie erfahren haben, daß der Kaiser von ihm keinen Rat annimmt. Und wenn dann auf die sieben mageren Jahre des Herrn Kolischer noch der feierliche Gerichtssaalwitz folgt, wird es vollends schwer zu entscheiden, auf welcher Seite einem mit mehr Recht die Geduld reißt. Wäre die Geschichte nicht der Geschichte selbst zu langweilig geworden, wir hätten noch durch einige Wochen in jedem Abendblatt der Neuen Freien Presse die schönen Geschwornennamen lesen müssen — eine Neuerung, die das Blatt offenbar dem besonders gewichtigen Anlaß zuliebe eingeführt hat. Der

Staatsanwalt fühlte sich schließlich bewogen, an das Problem der Volksjudikatur zu rühren: er reizte die Geschwornen, indem er sie an den Zeitverlust bei diesem Prozesse erinnerte. Gewiß, solch ein Fall beweist, wie sinnlos es in jedem Fall ist, die wertvollen Kräfte unserer Schneidermeister brach liegen zu lassen, denn immer bleiben um einer persischen Generalsuniform willen unsere Hosen ungeflickt. Aber der Advokat, der uns mit Schmalz versorgt, ist anderer Meinung. »Und wenn ich daran zweifeln würde, meine verehrten Herren Geschwornen, ob unter Ihnen, nachdem Sie mit so seltener Hingebung dieser langen Verhandlung gefolgt sind, nicht doch einer ist, der von dem vollen Maße der Schuld des Angeklagten nicht überzeugt ist, dann würde ich mich nicht nur einer Geschmacklosigkeit, sondern einer Sünde schuldig machen. Denn ich müßte ja dann an Ihrer Einsicht zweifeln, und selbstverständlich, wie vermöchte ich das! Wie könnte mir das auch nur in den Sinn kommen!« I wo wird er denn! Und das alles müssen wir zu schlucken kriegen, weil unsere Amtlichkeit einen Börsenmakler nicht der persischen Generalsuniform, aber einer österreichischen Staatsaktion für würdig hielt. Persien macht kürzeren Prozeß. »Wenn er kommt und erschlagen wird« — die Reklameadvokaten von Teheran gehen mit leeren Händen aus und die brotlose Bevölkerung verzichtet dort auch auf die Circenses. Persien rächt seine Enttäuschungen mit Blut, Österreich die seinen mit Langweile. Persien fragte, ob die Reform echt sei, Österreich, ob die Uniform echt sei. Persien hätte einen wirklichen Börsianer, dessen Lebensziel es ist, in den Straßen von Teheran in der Tracht eines österreichischen Feldwebels zu stolzieren, laufen lassen – Österreich hat eine Kolischer-Epoche durchlebt. Es klingt zauberhaft: zuerst liebten sie den Mann, glaubten an die Uniform und hofften auf den Sonnen- und Löwenorden, und nachher hat die Untersuchung eines persischen Märchens tausend und einen Akt gekostet.

Schöffel und Kürnberger

Die folgenden zwei Feuilletons hat Ferdinand Kürnberger nicht in die Sammlung »Siegelringe« aufgenommen, und auch in der Neuausgabe, die kürzlich erschienen ist und eine Ergänzung bringt,*) sind sie nicht enthalten. Es sind schwächere polemische Leistungen, aber indem man dies sagt und die Distanz zu der Höhe Kürnbergers feststellt, darf man sie getrost der heutigen Öffentlichkeit überliefern. Die Gewichtigkeit ihres Inhalts wird gerade jetzt und in der Sphäre der ‚Fackel' deutlich. Der erste Artikel führt so in die Anfangsgründe der Neuen Freien Verachtung ein, wie kein anderer, den Kürnberger je geschrieben hat. Und der zweite, satirisch höher gestimmte, enthält eine Würdigung Joseph Schöffels, wie sie eindringlich liebevoller auch in den »Siegelringen« nicht gegeben ist. Die beiden Feuilletons sind vollständig unbekannt. Das erste — das hier nach einem von Kürnbergers Hand korrigierten Exemplar gedruckt wird — ist im ‚Tagblatt' am 26. August 1873, das andere in der ‚Deutschen Zeitung' am 3. April 1874 erschienen.

„Ich"

Ganz Europa wundert sich nicht wenig!

Die Fichtegasse nimmt es übel, daß Schöffel — ein Fichteaner geworden! Welch eine Neue Freie Logik!

Ist das Konsequenz oder Inkonsequenz von der unphilosophischen Philosophengasse?

Aber doch wohl das Erstere. Verführt von der deutschen Grammatik, sagt Schöffel »ich«, wenn er in der ersten Person spricht; das sieht harmlos und unschuldig aus, ist aber doch eine scharfe Majestätsbeleidigung gegen das Ur-Ich in der Fichtegasse. Außer Gott ist kein Gott, und außer dem Ich der ‚Neuen Freien Presse' gibt es kein Schöffel-Ich mehr, gibt es kein Ich mehr in

*) Gesammelte Werke, herausgegeben von O. E. Deutsch, I. Band, München und Leipzig, Georg Müller.

Mödling, Haus-Numero 22. Das sollt ihr wissen, ihr Völker am Alserbach und am Krottenbach.

Daher die schwunghafte Sure der ‚Neuen Freien Presse' am Sonnabend, worin sie das Dogma der Fichtegasse unter Blitz und Donner ihren Gläubigen eindringlichst um die Ohren schlägt.

Hört ihr Völker, schreit sie mit Ingrimm, die schauderhafte Mordtat im Lande Österreich! Dieser Schöffel ist ja förmlich ein »Fichteaner« geworden. Schon wieder hat er gestern, Freitag den 22. August im ‚Tagblatt' anderthalb Spalten zu seinem Ich verbraucht!

Entsetzlich! Wie könnte die ‚Neue Freie Presse' das dulden, die zu ihrem Ich anderthalb Papiermühlen verbraucht?!

Ich gebe tausend Dukaten für eine Wanze — Pardon, ich wollte sagen für eine Nummer der ‚Neuen Freien Presse', worin die pflichtmäßige Obsorge für ihren Ich-Kultus unterlassen worden wäre. Das heilige Feuer zur immerwährenden Selbstanbetung ihres Ich wird Tag und Nacht brennend unterhalten, und wenn es je unter den Händen eines unglücklichen Mitarbeiters verlöschen sollte, so wird derselbe in einen Sack eingenäht und auf eine wüste Insel transportiert, z. B. ins Feuilleton der ‚N. Fr. Pr.'

Alles Wissen ist Koran, sagte Aali und zündete die alexandrische Bibliothek an; alles Wissen ist mein Ich, sagt die ‚Neue Fr. Presse', und zündet jedes andere Ich an. Um die Völker zu ihrem Heile anzuleiten, braucht die ‚Neue Fr. Pr.' nichts — als die ‚Neue Freie Presse'.

Wenn sich die ‚Neue Freie Presse' ihre Korrespondenzen schreibt, so spielen die Korrespondenten immer mit den Trümpfen der ‚Neuen Freien Presse'. Da wird dem Florentiner Korrespondenten in den Mund gelegt: »Wie der Londoner Korrespondent der ‚Neuen Freien Presse' ganz richtig bemerkt hat« — — worauf der Londoner Korrespondent mit der Response einfällt: »Der Florentiner Korrespondent der ‚Neuen Freien Presse' war gut unterrichtet« — und so fort, mit Grazie um Münchhausens Zopfkreisel herum.

Ala muß schreiben: »Die hiesigen Leser der ‚Neuen Freien Presse' verfolgen mit Interesse« — — und Riva muß antworten: »Die hiesigen Leser der ‚Neuen Freien Presse' haben mit Vergnügen bemerkt« — — In Paris erfüllt sich, was die ‚Neue Freie Presse, am 32. März so scharfsinnig vorausgesagt und Konstantinopel

sieht die Dinge immer deutlicher sich entwickeln, wie es die ‚Neue Freie Presse' am 1. April so richtig prognostiziert.

Wie gesagt, ich gebe tausend Dukaten — doch nein, wer wird so schmutzig sein? ich gebe zweitausend Dukaten für eine Nummer der ‚Neuen Freien Presse', worin außer der ‚Neuen Freien Presse' noch ein Stückchen Welt samt Umgebung existierte.

Und nun will so ein Schöffel-Ich existieren! Und braucht anderthalb Spalten vom ‚Tagblatt' für sein Ich! Da sieht man den ganzen Rebellionsgeist dieser »Jungen«!

Es gibt nur eine bestimmte Anzahl von Ohrfeigen in der Welt, hat ein Tieckscher Held behauptet, und er freute sich immer, daß die seinige aus der Welt sei, wenn ein Anderer eine bekam.

So gibt es nach der ‚Neuen Freien Presse' auch nur eine gewisse Summe von Ichs, aber diese Summe repräsentiert sie selbst schon, die ganze Summe, die Totalsumme! Außer ihr kein Ich! Und wo sich doch eins muckst, ist es direkter Diebstahl an ihr. Die Welt ist ein von der ‚Neuen Freien Presse' ausverkauftes Haus von Ichs. Man kann in die Welt nur hinein mit einer Kontremarke der ‚Neuen Freien Presse'. Wenn nun so ein Fichteaner, so ein Schöffel-Ich kommt und sich selbst setzt (wie Fichte sagt) und noch dazu auf einen so guten Balkonsitz, wie anderthalb Spalten im ‚Tagblatt', so bringt das die ganze Geschichte der Philosophie des 19. Jahrhunderts in Verwirrung. Das kann man nur, wenn man den österreichischen Welthausherrn um Erlaubnis gefragt hat. »Österreich ist der unnützeste Staat« . . . wenn er nicht für die Fichtegasse da ist! Ihr lacht? Die »regierungsfähigen« Alten glauben es im bittersten Ernste. Sie beneiden längst den Bischof von Brixen, daß sie das nicht auch so laut sagen dürfen!

Was machen wir also, mein verehrter Freund Schöffel? Ichs sind wir alle, das ist unsere angeborene Erbsünde! Ja, was das Schlimmste ist: die löblichen Versuche, die wir im richtigen Gefühl unserer Sünde gemacht, dieses verbrecherische »Ich« zu umgehen, sind kläglich gescheitert. Z. B. das »man«. Man hat die Wünsche des Volkes vernommen, man wird sie amtsmäßig beraten lassen, man wird Beschluß darüber fassen, man wird seine Entschließung rechtzeitig kundtun — sagte der Großherzog von Kniphausen in einer Balkonrede der Kniphäuser Märztage. Hier war das »man« der Großherzog und sein Ich.

Man ist ein Esel! schnauzte der Polizeirat seinen Konfidenten an, der aus einem Antiquarladen ein Buch »Über die Revolutionen« konfisziert, — nämlich über die Revolutionen der Erde am Nordpol, was er in seinem Amtseifer übersehen. Dieses »man« war aber jetzt nicht der Polizeirat und sein Ich.

Man ist ein Esel. Wie belehrend! Sie sehen also, verehrter Freund, Sie können dieses zweideutige »man« durchaus nicht brauchen. Die ‚Neue Freie Presse' könnte zuweilen glauben, es sei von ihr die Rede.

Ein anderesmal hat das zerknirschte Ich zu dem »wir« gegriffen. Auch das muß ich Ihnen widerraten. Man hat dieses »wir« nämlich den Pluralis Majestatis genannt, aber majestätisch ist nichts, als die ‚Neue Freie Presse', die »regierungsfähige« Alte in der Fichtegasse! Sie könnten nur Öl ins Feuer gießen.

Endlich hat sich die erste Person gar in die dritte versteckt; Sie dürften also höchstens noch von sich sprechen, wie Cäsar im gallischen Kriege von Cäsar.

Schöffel versammelte seine Legionen — Schöffel hielt auf dem Forum von Purkersdorf eine Rede ans Volk — Schöffel erstürmte das Lager der »Neuen Freien Presse« und führte die Gefangenen im Triumphzuge nach Mödling —

Hm! wäre gar nicht ohne. Aber ach, da fällt mir soeben ein, daß Cäsar dieses Plagiat an der Gurli begangen hat, und Sie können doch nicht wie Gurli reden! Gurli will heiraten — Schöffel will nicht betteln gehn — leider! ist noch einmal nicht zu brauchen!

Wahrlich, eine harte Nuß! Wie schwer seufzt es sich unter'm Joch so einer Alten, — auch wenn sie Neu und Frei ist! Manzoni hat gut scherzen von einem Siemandl, welcher die Briefe seines alten Hausdrachen korrigierte, »weil die Orthographie noch das Einzige war, worüber der Doktor in seinem Hause befehlen durfte.«

In unserem Falle ist das nichts weniger als spaßhaft. Unsere »regierungsfähige« Alte, die das ganze Haus tyrannisiert, will nun auch noch über die Grammatik befehlen! Eine Person, welche fünfzigtausend Personen zu vertreten hätte, soll keine Person sein! soll die Rechtswohltat der Grammatik verwirkt haben! Die Grammatik sagt »ich« in der ersten Person, sie sagt es auch für Josef Schöffel, aber die ‚Neue Freie Presse' leidet es nicht. Der Kandidat muß freilich sehr gut und sie sehr schlecht stehen, wenn

sie ihm weiter nichts nachzusagen weiß, als daß er Ich sagt in der ersten Person; ein polemisches Motiv von erstaunlicher Genügsamkeit! Der äußerste Hungertyphus des Witzes, das für einen Knochen zu halten, an dem sich nagen und beißen läßt!

Nun, die ‚Neue Freie Presse' muß es am besten wissen, wie lang sie an der Witztafel schon nichts Warmes gegessen hat, und Hunger tut weh. Sie nimmt sich einen Dienstmann auf — denn ein Journalist gibt sich nicht her dazu — sie nimmt sich einen Dienstmann auf und läßt emsig nachzählen, wie oft in einer Wählerschafts-Enunziation das Wörtchen »ich« vorkommt. Sie gibt ihm einen Rotstift in die Hand, daß er's unterstreiche, und kommandiert dem Setzer, daß er das Unterstrichene durchschieße. Diese Schande vor der ganzen Welt! Da steht es jetzt das Verbrechen, nackt und bloß, und erliegt nicht einmal unter der Satire der ‚Neuen Freien Presse'. Nein, bloß der Rotstift des Dienstmanns und die Spatien des Setzers waren die Satire. Das Verbrechen richtet sich selbst, daß die deutsche Grammatik »ich« in der ersten Person sagt. Armes deutsches Ich! Der Franzose, der von Kopf zu Fuß ganz Ich ist, braucht zwei »ich«, wie er zwei Hände und zwei Füße braucht und sagt je und moi; der schroffe stolze Insulaner, der königliche Egoist »of old England« findet in seinem Ich die einzige Größe, die es sich verlohnt, groß zu schreiben und schreibt I; nur das schamhafte deutsche »ich« soll sein Veilchenauge zu Boden schlagen und sich's vorwerfen lassen, daß es überhaupt auf der grammatischen Welt ist! Die ‚Neue Freie Presse' schwingt ihre stumpfste Feder — die sie, wie die zerfetztesten Fahnen, für die siegreichste zu halten scheint — und fällt gegen die Tatsachen der deutschen Grammatik aus. Ohne die Rebellenbrut der »Jungen« einer Lehrmeinung zu würdigen, welches die geheimnisvolle mystische Zahl wäre, wie oft man »ich« sagen darf und wie oft nicht, läßt sie uns in Todesangst zappeln, daß Zusammenrottungen von mehr als einem »ich« (nicht bei ihr, sondern beim ‚Tagblatt') der geradeste Weg in Stabstockhaus.

Bei Gott, das kann schön werden, wenn sich die Herrschaft der »Alten« wieder befestigen sollte! Die deutsche Grammatik im permanenten Belagerungszustand! Aber wie denn auch anders? Erst der Mantel, dann der Herzog. Der »regierungsfähige« Parteiminister will keinen Schulrat Bobies, das »regierungsfähige« Parteiblatt will keinen Schuldirektor Dittes, endlich legen sie

die Axt an die Wurzel und wollen keine Grammatik. Keine Grammatik, die »ich« in der ersten Person sagt, keinen Gebrauch dieses »ich«.

Josef, Josef, auf entfernte Meilen — sorg' ich in Wien für meinen armen schattenlosen Schlemihl, der in Mödling ohne persönliches Fürwort herumgeht! Wahrlich, verehrter Freund, Ihre grammatische Evidenzhaltung ist jetzt die brennendste Frage. Wie revidieren wir die revolutionäre Pronominal-Verfassung für den histerischen Rechtsstaat in der Fichtegasse? Denn geschehen muß etwas, das ist klar. Die regierungsfähige Alte muß versöhnt werden; ich hoffe, Sie haben meine versöhnliche Stimmung längst schon bemerkt.

Ha, da hab' ich es! »Auf einmal weiß ich Rat!« Hören Sie mich an.

Im vorigen Jahrhundert trieb man die Spielerei, ganze Romane zu schreiben mit Verzichtleistung auf den Gebrauch irgend eines Buchstabs — z. B. des a, des r u. dgl.

Verzichten Sie ganz auf den verhängnisvollen Pronominal-Luxus »ich.« Stilisieren Sie alles, was Sie als Wahlkandidat zu schreiben haben, so künstlich, daß kein einziges »ich« darin vorkommt. Es ist nun einmal ein roter Lappen für die ärgerliche Alte und der Zorn könnte ihr Ende beschleunigen. Aber ist jetzt eine Zeit zu Nationalfesten?

Und wie sollten Sie auch, wenn Ihnen die ganze übrige Sprache, wie Sie in den Wald- und Straßenfragen bewiesen haben, so exzellent zu Gebote steht, wie sollten Sie auch dieses winzige Wörtchen, dieses kleine einsilbige Ich nicht entbehren können? Sehen Sie die ‚Neue Freie Presse' selbst an, wie sie das umgekehrte, viel schwierigere Kunststück zustande bringt! Sie schreibt mit dem kleinen, winzigen Ich, mit diesem einzigen Wörtchen sämtliche Jahrgänge der ‚Neuen Freien Presse' und kann dafür alle übrigen Wörter, ganz besonders aber die Begriffe der Wörter entbehren.

Nehmen Sie alo meinen Vorschlag an. Ich mache ihn in Österreichs elfter Stunde — man möchte beinahe schon sagen, um dreiviertel auf zwölf. Und ist auch das noch kein Kompromiß zwischen den Aiten und Jungen — dann rolle Verhängnis! Ich bin unschuldig am Blutvergießen. Ich bin unschuldig, wenn die österreichische Revolution die Dämme des Alserbachs überflutet.

Ferdinand Kürnberger.

Die Schöffel-Chlumecky-Debatte auf meiner Arbeitsbank

Vor den Feiertagen haben wir Handwerksleute zu tun. Wer Geld hat, läßt sich neue Kleider machen, und wer keines hat, die alten verschlissenen wenigstens ausbessern. Verschämte Arme z. B. werden ganz besonders heikel sein, mit keiner fadenscheinigen und zerlöcherten Logik an den Osterfeiertagen sich blicken zu lassen. In der Montags-Sitzung hat die Logik der Frau Austria durch unvorsichtige Hände einige Löcher bekommen, die ich schleunigst zustopfen will. Die genannte Frau ist nämlich meine alte Kundschaft und ich habe sie immer gut bedient. Ein rechtschaffener Handwerksmann läßt sich ein paar Stiche nicht reuen, auch wenn sie ihm nicht bestellt, ja nicht einmal gelohnt würden. Auch um Gotteslohn fädelt ein gottesfürchtiger Flickschneider gerne seine Nadel ein. Ich flicke also!

Erstes Loch. Chlumecky: »Der Herr Abgeordnete Schöffel hat die Geschäftsnummern des Ministeriums mit den Agenden anderer Ministerien verglichen. Ich begreife nicht, wie gerade der Herr, welcher der Bureaukratie so zu Leibe gegangen ist, nun den bekanntlich bureaukratischen Schimmel, nämlich die Geschäftsnummern einer Behörde, zum Gegenstande einer Vergleichung machen kann. Ich habe geglaubt, daß ich am besten administriere, wenn ich möglichst wenig Nummern mache.« — (Rufe links und im Zentrum: »Sehr richtig!«)

Fleck darauf. Ruf von meiner Arbeitsbank: Sehr unrichtig! Die Kultur hat nun einmal nach irgend einem unerbittlichen Fatum den Gang des Papiers eingeschlagen. Bei einem Kulturgange, wo kein Fürst mehr eine Schule besuchen kann, ohne daß der Schulmeister früher schriftlich vorlegen muß, was er sagen wird, und der Fürst eine papierne Zettel-Antwort in die Hand bekommt, die er ablesen muß, bei einem Kulturgange, der Alles und Alles zu Papier bringt, wollen wir uns doch nicht weismachen, daß die Vielschreiberei überhaupt einzudämmen ist und im Belieben eines Einzelnen liegt? Belcredi wollte solch' ein Einzelner sein. Ich erinnere mich noch sehr wohl seines Antritts-Zirkulärs. Weniger schreiben, mehr mündlich und persönlich abtun, riet er seinen Beamten. Belletrist! Phantast! Romantiker! Dilletant!

antwortete spöttisch das Papier-Fatum und Schreiber-Imperium, und ließ alles beim Alten. Eines Tages nahm ein Beamter einen Fiaker und erledigte wirklich persönlich, was er sonst schriftlich abgemacht hätte. Das ging durch alle Blätter und war eine Merkwürdigkeit wie ein Maikäfer im April. Das arme Tierlein ist auch bald genug umgekommen; man sah den Schreiberstaat nach wie vor viel weniger auf den Strümpfen als auf seinem sitzenden Sitzfleisch. »Ich habe geglaubt, daß ich am besten . . . .« ja freilich, ich habe auch geglaubt! Aber ich habe geglaubt, daß jeder Glaube unglaublich weit hinter Taten und Werken zurückbleibt. Wir wollen daher keine Glaubenskriege führen. Halten wir uns aber an die Tatsachen, so behält Schöffel Recht, denn im tatsächlichen Vielschreiber-Staate wird die Zahl der Agenden von der Tätigkeit des Amtes immer ein Bild geben. Es ist nnn einmal nicht anders.

Zweites Loch. Chlumecky: »Wenn der Herr Abgeordnete weiter gesagt hat, daß das Unerhörte geschehe, daß auch ein Sektions-Chef in forstlichen Angelegenheiten Agenden hat, so muß ich Sie bitten, die Exekutive dem verantwortlichen Minister zu überlassen, es ihm zu überlassen, die Kräfte, die er braucht, zu wählen, und nach seiner Überzeugung zu organisieren.« — (»Bravo! Bravo!«)

Fleck darauf. Die Exekutive will Geld von mir. Darf ich nun fragen: Was und wie exekutierst du damit, oder darf ich nicht so fragen? Was ist denn das Budgetrecht, wenn nicht eine Kontrolle der Exekutive? Es liegt in der ganzen Natur der geteilten Gewalten, daß sie eben nicht so präzis zu teilen sind, wie Salomo das berühmte Kindlein teilen wollte. In jedem kräftigen Parlamentarismus langt die Legislative gelegentlich in die Exekutive hinüber, und in jedem Kanzleidiener-Parlamente erlaubt sich die Exekutive selbst wieder Beeinflussungen der Legislative.

Drittes Loch. Chlumecky: »Der Abgeordnete von Mödling — der Abgeordnete von Hietzing —«

Fleck darauf. Ein altes Wiener Possen-Couplet singt: »I bin von Penzing und das is mein Stolz!« Diese schönen Zeiten haben sich geändert, denn von Hietzing und Mödling zu sein, sieht nach Chlumecky nahezu wie ein Vorwurf der armen niederösterreichischen Kreatur aus. Gott besser's! Schäme dich, Hietzing und Mödling. Warum bist du nicht Moskau und Petersburg?

Ach, es läßt sich so schön »verantwortlicher« Minister — in russischen Städten sein! Übrigens meint man, es wäre auch bei bei uns nicht gesundheitsschädlich und pensionsnachteilig.

Viertes Loch: Chlumecky: »Es ist sehr leicht, achtbare Beamte zu denunzieren, aber gegen solche Vorwürfe, wie sie heute erhoben worden sind, ohne daß nur einzige Tatsache vorgeführt worden wäre . . .«

Fleck darauf. Schöffel rechnet: Vom gesamten Bamtenstand konsumiert Justiz 1 Perzent, Unterricht 2½, Inneres 5, Handel 5, Finanzen 7, Ackerbau — 16½ Perzent.

Ist das eine Tatsache? Pardon, ich armer, einfältiger Flickschneider halte es dafür.

Schöffel sagt: Als die Staatsforste 4 Millionen Joch hatten, zählte die Verwaltung 7 Beamte, jetzt haben sie 1 Million und die Verwaltung zählt 15 Beamte.

Ist das eine Tatsache von nepotischer Beamtenversorgung und kostspieligem Anstellungs-Luxus?

Schöffel sagt: Das V. Departement ist das der Pferdezucht. Damit ist das Gestütswesen nicht gemeint, denn dieses untersteht einem Generalmajor. Damit man jedoch den Unterschied zwischen Pferdezucht und Gestütswesen erkennt, wurde ein Ministerialsekretär als Markierungspunkt angestellt.

Ist dieser Ministerialsekretär eine Tatsache oder ein Schattenprinz aus Arkadien?

Schöffel sagt: Das VI. Departement ist das des Bergwesens, wohl zu unterscheiden von dem des Montanwesens, unter dem man die Betriebsleitung der ärarischen Bergwerke versteht. Das Departement leitet ein Ministerialrat, dem eine Schar von 3 Berghauptleuten, 6 Ober-Bergräten, 5 Bergräten, 18 Ober-Bergkommissären und 13 Bergkommissären untersteht. Sie werden finden meine Herren, daß es hier mehr Berghauptleute, Ober-Bergräte und Ober-Bergkommissäre gibt als Gruben im ganzen Lande, außer man rechnet die Schottergruben dazu.

Sind das Tatsachen oder fangen die Tatsachen erst bei gestohlenen Silberlöffeln an? —

Ich habe dieses Loch einzig mit der Hand und mit dem Zeuge Schöffel's geflickt, denn das Loch ist groß und vor Ostern, wo die Arbeit so pressant ist, hilft sich ein kleiner Mann mit

Händen, wo er sie findet. Die Hand näht meisterlich und das Zeug ist das beste in Österreich. Ich behaupte, daß die Sätze Nr. 5 und 6 ein echteres Muster von wahrem und wirklichem Witze sind, als vielleicht jener große und achtbare Teil unserer Mitbürger, den wir die jüdische Bevölkerung nennen, nach seinem anders gearteten Kanon mitempfindet, einem Kanon, welcher das Haschen und Kombinieren von Bildern gewöhnlich für Witz hält. Aber Saphir wird längst nicht mehr gelesen, während jene Sätze ihr heutiges Gepräge bewahren werden, so gut wie Sätze von Lessing oder P. L. Courier.

Fünftes Loch. Tinti: »Wenn nun gesagt wurde, daß das Ministerium seine Aufgabe verkannt habe und verschwenderisch gewesen sei, daß es die Subventionen zwecklos und ohne System vergeude, dann begreife ich nicht, warum die Herren Redner (Schöffel und Schönerer) nicht zu der Konklusion gekommen sind, daß dem Ackerbauministerium nichts zu bewilligen, daß dieses Institut aufzulösen sei.« — (»Sehr richtig!«)

Fleck darauf. Weil sie das Ackerbauministerium für besserungsfähig halten. Das ist leicht zu begreifen, wenn man Begriffsvermögen hat. Wer gleich mit Nichtbewilligung und Auflösung käme, der hielte es eben für unverbesserlich. Gott über die Welt, wer wird denn so extrem sein? Der Baron Tinti ist's eigentlich viel mehr als die Herren Schöffel und Schönerer. Sint ut sunt aut non sint, scheint er von den bureaukratischen Ackerbauern zu denken und stellt seine Sache auf diese jesuitische Messerschneide. Entweder verweigert das Budget oder haltet das Maul! Ei, was das Hitzköpfe sind heutzutage! Ein alter Flickschneider verliert sein ganzes Bischen Courage unter so tollen Menschen. Verweigerung! Auflösung!

Vor der Verdammnis steht doch die Besserung! Bessere dich! ruft selbst der steinerne Gast, der doch ein so geharnischter Abgeordneter ist und hinter dem ein verteufeltes Volk steht! Wenn man erstochen wird, darf man mit gutem Grund böse werden und aufgeregt sein, und doch ruft der maßvolle Tote noch immer: »Bessere dich!« ehe er dem Don Juan sein fettes Fasanen- und Hasen-Budget verweigert und ihn anflöst. »Péntiti!« — »Péntiti!« — Nein, Herr Baron Tinti; eine Fristerstreckung zur

Buße und Reue verdient noch der ärgste Bruder Liederlich — »il dissoluto punito!« wie das alte Libretto sagt.

Sechstes Loch. ‚Neue Freie Presse': »Zwei Deputierte, welche die hochgehenden Wogen der letzten Wahlbewegung in das Abgeordnetenhaus geschwemmt hatten, die Herren Schönerer und Schöffel . . .«

Fleck darauf. Sollte man doch glauben, es wäre von deutschen und französischen Wählerschaften die Rede, wo es in viele Tausende geht, statt wie bei den österreichischen nur in wenige Hunderte. Was schwemmt sich denn da mit hochgehenden Wogen? Übrigens ist Schöffel auch in die Delegationen gewählt worden; der Mann muß also doch besser sein, als daß er nur so mitgeschwemmt wird. Wenn 37 Erwählte wieder Drei auserwählen, so ist das die Elite der Elite und keine Aufschwemmung mit hochgehenden Wogen.

Und doch war von der »Neuen Freien Presse«, die mit ihrem ganzen, von ihr selbst so hoch geschätzten und noch höher verwerteten Einfluß durch ihren Kandidaten Lustkandl gegen Schöffel seinerzeit unterlegen ist, nicht nur das, sondern weit Ärgeres zu erwarten; ja sieht man, daß sie sogar schon anfängt, Herrn Kronawetter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so scheint es fast, als ob sie nur noch ehrenhalber und auf dem Rückzuge ein Bischen plänkelte, in ihrem bessern Gewissen aber ernstlich daran dächte, die verlorne Fühlung mit der öffentlichen Meinung wieder zu suchen. Überlassen wir das also der Zeit, die wir abwarten und beobachten wollen.

Abwarten und Beobachten! Man hat in Österreich so lange und leider mit so vielem Grunde geklagt, daß es uns an parlamentarischen Talenten, noch mehr an parlamentarischen Charakteren fehlt. Da betritt nun ein Mann die parlamentarische Laufbahn, ein neuer Mann, der offenbar das Eine und auch das Andere ist. Wird man ihn dafür erkennen? Wie lange und in welchem Grade? Das ist's, warum ich mich mit Schöffel beschäftige! Wie Schöffel's Person mich interessiert, würde kaum vor die Öffentlichkeit gehören; aber in Schöffel interessiert mich Österreich. Ist es euch Ernst mit euerem patriotischen Seufzen nach Talenten und Charakteren? Es wird sich zeigen aus der Art, wie ihr sie auf-

nehmt. Es wird interessant sein, diesen Fall zu beobachten, denn es wird sich viel daraus schließen lassen!

Ich habe nämlich — so wenig die Menschen aus der Geschichte auch lernen — aus Gibbon's »Verfall des römischen Reiches« etwas gelernt. Nicht das Quantum der vorhandenen Männertugend macht die besten und schlechtesten Zeiten — überraschender Weise variiert es nicht einmal stark — sondern das macht sie, wie gut oder wie schlecht es von der Öffentlichkeit assimiliert wird. Den guten Zeiten gedeiht jedes Bröselein Gutes; die schlechten vergeuden es in Scheffeln, verfolgen es förmlich und wüten dagegen. Es wird sich viel dabei denken lassen, wie unser Vaterland mit unserm neuen Manne sich stellt.

»Das Vaterland kann nicht verderben!« nach Heine, und freilich bleibt mein Österreich auf seiner Erdoberfläche liegen und ist mir sicher. Deßungeachtet macht es einen großen, einen Alles entscheidenden Unterschied, ob zum Beispiel das vaterländische Griechenland eines Tages H e l l a s hieß und eines andern Tages — B y z a n z!

Ferdinand Kürnberger

*

Kürnberger hielt die Korrespondenz eines Schriftstellers für einen erheblichen Teil seiner Tätigkeit. Aber so bald vermöchte uns ein Profil nicht lebhafter anzusprechen als aus den Briefen Joseph Schöffels. Hier zwei, die an Kürnberger gerichtet, und etliche, die an mich fast dreißig Jahre später, aber mit der bis aufs letzte Pünktchen gleichen Schrift geschrieben sind. Darunter solche, aus denen meine anonymen Briefsteller ersehen werden, daß ihr Verdacht ungerechtfertigt ist, Schöffel habe sich bloß solange als die ‚Fackel' eine ausschließliche, soziale Reinigungspflicht erfüllte, ihr zugewendet.

An Ferdinand Kürnberger:

Lieber alter Freund!

Ich war in Pernitz, habe bei 11° Kälte gejagt und einen Fuchs gefehlt, dafür aber einen alten Esel getroffen. Der alte

Förster, der sich für einen bedeutenden Künstler hält, verlangt nämlich für einen solchen Rahmen, wie er für mich geschnitzt hat, nicht weniger als 300 fl u. zum mindesten ein Jahr Arbeitszeit, vorausgesetzt, daß er nicht krank wird. Sie können sich vorstellen, daß ich mit dem Narren nicht weiter unterhandelte. Wenn Sie bei der heutigen arbeitslosen Zeit irgend einem tüchtigen Holzschnitzer, sei es in München o. Wien Auftrag geben, so verfertigt er Ihnen Rahmen, Bettstatt, Tisch und Stühle zu dem Preis, den der alte Hirsch für den Rahmen allein verlangt. Was Oskar Falke anbelangt so will ich den Johannes lieben, wie ihn sein Herr und Meister liebte. Otto Falke kann als außerordentlicher Hörer jeden Augenblick eintreten und werde ich seine Aufnahme besorgen. Als ordentlicher Hörer ist es zu spät, da bereits Mitte Januar die Prüfungen für das erste Semester beginnen. Da es sich bei Otto Falke nicht um ein Studienzeugniß, sondern nur um das Studium selbst handeln dürfte, so ist es gleichgiltig, ob er als außerordentlicher o. ordentlicher Hörer den Kurs hört.

Und nun leben Sie wohl und glücklich und gedenken Sie manchmal Ihres vielgeplagten Freundes

Schöffel

Mödling den 20/12 1877

Lieber theuerer Freund!

Ich habe lange gezögert Ihre unsterbliche Epistel zu beantworten, denn wie soll ich armer, von den Juden zu Tod gehetzter Teufel dem Gedankenfluge Kürnbergers folgen? Ich versuche es auch nicht. Ich habe mich bemüht Sie zu begreifen, Sie zu verstehen — Sie zu erreichen wäre Wahnsinn. Genug, ich trage Ihren Brief herum, wie der Affe seine Jungen, ich lasse ihn Jeden lesen und habe ihn hundertmale vorgelesen und Jeder war noch entzückt. —

Sie fragen mich, wie die Sache war? Sehr einfach! Ein hiesiger Schlossermeister, entrüstet darüber, daß ein von der hiesigen Juden-Clique erhaltener Revolverjournalist mich und jeden ehrlichen Menschen Woche für Woche ungestraft mit Koth bewerfen darf, übernahm die Rolle der strafenden Gerechtigkeit, packte den Übelthäter, während er bei seinem Frühstückskafee saß, legte ihn übers Knie und applicierte ihm dann wohlgezählte fünfundzwanzig Hiebe auf den Arsch. Der Revolverbube wehrte sich, obgleich er beide Hände frei hatte, nicht im geringsten, sondern weinte und bat um Gnade, da des Guten schon zu viel sei. Der größte Theil der hiesigen Juden, die immer im Kafeehause herumlungern, sah der Execution zu, aber keiner hatte den Muth sich um den Ihren anzunehmen. Darob selbstverständlich großes Geschrei in Israel, das bis heute noch nicht ausgetobt.

Ihren weisen Rath werde ich beherzigen. Vielleicht lade ich Sie zu einem Rendezvous nach Tragöß bei Bruck a. d. Mur. Werden Sie kommen?

Später wenn ich den Frieden der Gemeinde zurückgegeben,

werde ich die Dornenkrone niederlegen und wieder Mensch werden. Dann will ich bei Ihnen sitzen und mich an Ihren Worten laben.

Bis dahin leben Sie wohl und seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem treu ergebenen Freunde

Schöffel

Mödling 7. July 1878

Von den vielen Briefen, die Schöffel an mich gerichtet hat, sind zwei der schönsten schon in Nr. 296/97 veröffentlicht: der vom 10. Juni 1901 und ein zweiter, den er mit dem Artikel für Nr. 170 sandte und der vom 1. Dezember 1904 datiert ist. Hier andere:

Verehrter Herr Kraus!

Beiliegend übersende Ihnen die in nahezu allen Tagesblättern abgedruckte Todesanzeige Ferchers und bemerke hiezu, daß die »schmerzerschütterten, aber nicht gebrochenen«, von Liebe und Verehrung für Fercher triefenden treuen Freunde,*) ihn während seiner Lebenszeit unerschüttert und ungebrochen aus Liebe hungern ließen und daß Fercher auch verhungert wäre, wenn ihn Professor Dr. Josef Hyrtl nicht unterstützt und ihm eine Jahrespension von 600 Gulden gesichert hätte, welche Pension Fercher bis zu seinem Tode von der Hyrtlstiftung ausbezahlt wurde.

Mit der Leiche Ferchers stunkern unerschüttert oder unverschämt die ihn überlebenden treuen Freunde, die sich um ihn im Leben nie gekümmert haben!

So erging es auch Ferdinand Kürnberger, der in einem Spital hätte sterben müssen, wenn sich Kaulbach nicht um ihn angenommen hätte.

Fercher wird in einem Ehrengrab bestattet, — Kürnberger würde in einem Winkel eines Friedhofs in München eingescharrt worden sein, wenn ich seinen Leichnam nicht reclamirt und in vaterländischer Erde in Mödling hätte begraben lassen.

O du heuchlerische Menschenbrut!

Verwerthen Sie diese Mittheilung, wenn Sie es angezeigt finden, — nennen Sie jedoch meinen Namen nicht, denn ich will auch den Schein einer Reclame vermeiden.

Mit Achtung

9./3 1902 Schöffel

---

*) Die Parte für Johannes Fercher von Steinwand enthielt den Satz: »Dem gottbegnadeten Dichter, dem erhabenen Sänger der Natur, dem strengen Hüter idealer Sinnesart, dem glühenden Verehrer des Vaterlandes, dem sieghaften Bezwinger seines harten Schicksals, dem edelsten der Menschen und liebwertesten der Freunde weihen schmerzerschüttert, aber nicht gebrochenen, sondern erhobenen Herzens den Zoll unauslöschlicher Liebe und Verehrung — seine überlebenden treuen Freunde.« Siehe Nr. 97. Anm. d. Herausg.

Sehr geehrter Herr Kraus!

Meine Artikel haben, wie ich mich überzeugte, in den obersten Regierungskreisen Eindruck gemacht. — Ich darf daher die Sache nicht ruhen lassen und sende Ihnen deshalb einen ganz kurzen Artikel über die von der österr. Volkszeitung an sogenannte Staatsmänner und Parlamentarier gerichtete Rundfrage für die nächste Nummer der Fackel. Bitte denselben zu veröffentlichen.*)

Mit herzlichem Gruß Ihr

Schöffel

Mödling, am 1./I. 1903

Die öst. Volkszeitung ist mir erst gestern von unbekannter Hand sub Couvert zugeschickt worden.

Sehr geehrter Herr Kraus!

Sie sind schlecht informiert — Rosner hat sich brieflich angefragt, ob ich die in der ‚Zeit' über Kürnberger erschienenen Artikel gelesen habe. Da ich die Adresse Rosners nicht kannte, habe ich an die Buchhandlung Rosner die Antwort gerichtet, des Inhalts, daß mich die ‚Zeit' aufgefordert hat, ihr einen Artikel über nationale Erziehung der Jugend und einen über Kürnberger zu liefern, was ich motiviert abgelehnt habe, jetzt aber die Ablehnung bedauere, da die beiden in der ‚Zeit' publicirten Artikel, insbesondere der von dem alten Lecher, Kürnbergers unwürdig seien und sein Andenken besudeln.**) Rosner übersendete mir hierauf seine in der Wochenschrift ‚Zeit' veröffentlichten Briefe Kürnbergers. Von einer Veröffentlichung der an mich gerichteten Briefe Kürnbergers war keine Rede! — Diese Briefe sind theils intimen Inhalts, theils betreffen sie Personen, die längst gestorben und Sachen, die längst vergessen sind! Ich habe daher die Verfügung getroffen, daß alle diese Briefe, sowie die Briefe Lassers, Hyes, Erbs, Fischhofs etc. etc. nach meinem Tode verbrannt werden!

Mit herzlichem Gruß Ihr

Schöffel

24./I. 1903

Geehrter Herr Kraus!

Sie waren so freundlich mir vor einigen Wochen Ihre Photografie zu übersenden. Ich wollte damals Ihnen dagegen meine Photo-

*) Siehe Nr. 126: »Orakelsprüche«.

**) Die ‚Zeit' hatte mit einer dem Andenken des Dichters gewidmeten Festnummer, welche Aufsätze der Herren Z. K. Lecher und O. J. Bierbaum brachte, debutiert. Darauf bezieht sich Nr. 124 der ‚Fackel' (Dezember 1902): »Ferdinand Kürnberger und die Wiener Presse« (mit einem Brief Kürnbergers an Fischhof) und Nr. 129 (Februar 1903): »Literatur«. Anm. d. Herausg.

graphie übersenden, hatte aber keine. Nun habe ich mich zu diesem Zwecke photografieren lassen und übersende Ihnen dieselbe zur Erinnerung an Ihren Mitarbeiter. Gleichzeitig übersende ich Ihnen eine von mir verfaßte Geschichte der Gründung und Entwicklung des Hyrtlschen Waisenhauses, sowie die Geschichte des Kampfes um die Überschüße der cumulativen Waisenkassen. Sie werden aus den in den Zeitungen publicirten Landtagsberichten, so wie aus meiner an alle Blätter versendeten Erklärung ersehen haben, mit welch stupider Wuth man mich, wegen der von mir in der ‚Fackel' publicirten Studien über Autonomie, Immunität etc. verfolgt. Es ist sicher, daß die Leute nicht nur an meiner Person, sondern auch an meinen Schöpfungen sich rächen.

Ich sende Ihnen daher diese Broschüren zu dem Zwecke damit Sie in den Stand gesetzt werden, für den Fall, als ich nicht mehr lebe, oder in Folge Alters oder Krankheit nicht mehr im Stande bin, das von mir Geschaffene selbst zu vertheidigen, diese Vertheidigung zu übernehmen. — An meiner Person selbst ist nichts gelegen.

Diese Brochuren heute zu besprechen, halte ich nicht für opportun.

Mit Gruß Ihr

Schöffel

Mödling 24. April 1903

Sehr geehrter Herr Kraus!

. . . Über die Affaire kann ich derzeit nichts schreiben, da ich die Schritte abwarten muß die gegen meine Erklärung unternommen werden. Die amtliche Wiener Zeitung brachte in der letzten Nummer die Nachricht daß der L. A. beschlossen habe, eine Berichtigung meiner Angaben zu veröffentlichen. Da heißt es abwarten. Meine Berichtigung der Berichtung muß der Berichtigung sogleich folgen. Überhudeln werde ich meine Antwort nicht, wie das letztemal. Meine Erklärung, die ich zwei Schreibern auf der Schreibmaschine dictirte ließ ich durch den Verwalter des Waisenhauses an das Neue Wiener Tagblatt, Österr. Volkszeitung, Arbeiterzeitung, Morgenzeitung, Deutsches Volksblatt, Neue Freie Presse, Zeit und N. W. Journal senden. Die N. F. Presse fragte sich Mittwoch nachts telegraphisch an, ob sie einzelne Stellen streichen und mildern kann. Ich antwortete, es sei zu spät! Das Deutsche Volksblatt ersuchte brieflich einige Stellen mildern zu dürfen, da es einen Preßprozeß fürchtete — auch zu spät! Die Zeit und das N. W. Journal brachten die Erklärung wahrscheinlich aus Liebe zu Ihrer Person nicht.

Die Broschüren sind kein Geheimniß. Sie sind in großer Zahl an alle sogenannten Würdenträger versendet und auch verkauft worden. —

Ich gehe mit der Idee um, meine Erlebniße niederzuschreiben, fürchte aber daß man das als eine Überschätzung ansehen werde. Mir kommt es selbst so vor. Auch möchte ich die heutigen Verhältniße, die Regierungsdummheiten etc. etc. in der Form von Briefen a la Paul Courier beleuchten. Ich bin ja heute ebenso wie P. Courier nichts als ein ehemaliger Offizier und dermaliger Steuerlastträger. Was rathen Sie mir?

In der N. F. Presse vom 19. April erschien ein Feuilleton unter dem Titel ›Liebesbriefe eines Wiener Poeten‹, in welchem Auszüge aus Briefen Kürnbergers, die in einem Heft unter dem Titel ›Angereihte Perlen‹ erschienen sein sollen, besprochen werden. Bitte senden Sie mir das Buch gegen Nachnahme! O unvergeßlicher Freund Kürnberger wie schwer vermiß ich dich. — Als wir einst im Stift Heiligenkreuz einen Tag zubrachten, da rief er mir zu: Hier möchte ich bleiben, um ohne Kampf um das tägliche Brod geistig zu arbeiten. Du wärst mein Jünger aber leider bist du beweibt. Warum gibt es nicht Zufluchtsstätten für geistige Arbeiter, die sich aus dem Schlamm der Gesellschaft retten und ihren Idealen leben wollen!

Trübe Träume!
Leben Sie wohl!

Es grüßt Sie Ihr

25/4 1903 Schöffel

Lieber Freund!

Wie ich Ihnen telegrafisch mitgetheilt, habe ich mich entschlossen auf die Berichtigung des Landesausschusses nicht zu reagieren, da diese Berichtigung nichts anderes ist, als eine klägliche Capitulation, ein Pater peccavi! Auf einen Feind einzuhauen, der die Waffen senkt, ist nicht ritterlich! Also nur nicht zu hitzig lieber Freund! Wir geben uns sonst eine Blöße, die der Feind geschickt benützen kann. Hoffentlich kommt noch die Zeit, wo ich den Pharisäern die Wahrheit geigen kann, daß ihnen Hören und Sehen vergeht!

Mit Gruß Ihr ergebener Schöffel
(Ohne Datum)

Hochverehrter Herr Kraus!

Vor allem anderen besten Dank dafür, daß Sie sich meiner erinnert haben! Ich befinde mich wohl, bin — eine Ausnahme von der Regel — zufrieden, — streiche vagabundierend in den Wäldern herum und — träume! Ihrem Wunsche, Briefe Kürnbergers zu veröffentlichen, kann ich leider nicht entsprechen. Diese Briefe, welche aus einer anderen Zeit stammen, würden heute ohne weitläufige Commentare nicht verstanden werden. Ich wollte schon alle in meiner Aufbewahrung befindlichen Briefe Kürnbergers, Fischhofs, Schlögls, Taaffes und Anderer verbrennen, um sie einer eventuellen Veröffentlichung nach meinem Tode zu entziehen. Wenn ich dies bisher unterlassen habe, so geschah es deßhalb, weil ich mich mit dem Gedanken trug, Reminiszenzen aus meinem Leben niederzuschreiben, in welchen Auszüge aus diesen Briefen erscheinen sollten. Ich kam bisher nicht dazu! Ich bin alt und müde geworden, — vielleicht in Folge des Nichtsthuns faul! Wo finde ich einen Verleger für das was ich schreibe und wo der Verleger die Abnehmer? Man schweigt mich todt und der Liebe Mühe ist umsonst!

Ich wollte Ihnen vor Monaten mehrere Artikel über die ›Armeefrage‹ einsenden, nur um zu zeigen, daß es unter den europaeischen

Chinesen doch noch Leute gibt, die sich nicht dupiren lassen! Ich unterließ es, denn erstens konnte ich nicht wissen, ob Ihnen das Thema convenirt und zweitens wollte ich die Leute, die sich betrügen lassen wollen, des Vergnügens, sich betrügen zu lassen, nicht berauben!

Und nun wünscht Ihnen, nach alter Sitte, recht fröhliche Feiertage Ihr Sie herzlich grüßender

Joseph Schöffel

(Poststempel: Mödling 15. 12. 03)

Sehr geehrter Herr!

Mit der Verfassung meiner »Reminiszenzen« bin ich fertig! Nun heißt es einen Verleger suchen, was mich, da ich ganz zurückgezogen lebe, in Verlegenheit bringt!

Nehmen Sie es mir nicht für übel, wenn ich Sie bitte, mir für meine »Reminiszenzen« einen Verleger aufzustöbern. Das ganze Werk wird bei 700 Seiten Großoctav umfassen. Druckkosten zahle ich nicht! Finde ich in Wien keinen Verleger sende ich den ganzen Quark an Engelmann in Leipzig. — Was Sie für die ‚Fackel' verwenden können, benutzen Sie ohne weiteres. Für die Zukunft bin ich gerne bereit Ihnen für die ‚Fackel' hie und da etwas zu liefern. Sollte Ihnen die von mir gewünschte Mission unangenehm sein, lehnen Sie dieselbe ohne viel Federlesens ab!

Mit herzlichen Grüßen Ihr

Schöffel

Mödling 23ten März 1905

Sehr geehrter Herr!

Besten Dank für die Bereitwilligkeit mir einen Verleger für meine Arbeit aufzustöbern. Ich gehe nicht gerne an die Publikation dieser Arbeit, da sie mir gewiß alle Teufel an den Hals hetzen und meine Ruhe stören wird. Ich zweifle auch, daß sich in Wien ein coulanter Verleger finden wird. Strengen Sie sich deßhalb nicht an. Die Firma Engelmann in Leipzig nimmt es jedenfalls. Abriße markanter Stellen kann ich Ihnen nicht senden. Ich habe zuerst Bleistiftnotizen gemacht und nach diesen Notizen das ganze meinem Diener dictirt, der es mit der Schreibmaschine abgeklopft hat. — Während des Druckes können Sie ja einzelne Bögen, wenn Sie einen Wert darauf legen, für die Fackel verwenden. Das ganze kann ich aber nicht auseinanderreißen, — daß muß dem Verleger ausgehändigt werden. Um Aushängbögen haben sich vor Monaten das Neue Wiener Tagblatt, Deutsche Volksblatt und die Zeit beworben, Ich habe es diesen Blättern zugesagt, obgleich ich wohl weiß, daß sie nichts daraus publiciren werden. Ein Inhaltsverzeichniß lege ich bei! Auf eine baldige Antwort hoffend, bleibe ich mit herzlichen Grüßen Ihr Freund

(Ohne Datum). Schöffel

Sehr geehrter Herr!

Ich sehe ein daß Ihnen die Mission, die Sie aus Courtoisie übernommen, lästig ist und bedauere, Sie mit meinem Ansinnen über-

haupt belästigt zu haben.*) Wenn Sie daher mit Wiener Verlegern, mit denen, wie ich glaube, überhaupt nichts zu machen sein wird, nichts eingeleitet haben, so unterlassen Sie es! Ich werde mich an das Ausland wenden! Ich bin etwas spät daran. — Die Rosinen aus meinem Schmarrn werden nach u. nach herausgefressen und es bleibt nichts als ein trockenes ungenießbares Gefräß.

Ich bitte daher um eine Verständigung Ihrerseits!

Mit herzlichem Gruß

9./4. 1905 Schöffel

Sehr geehrter Herr!

Erscheint die Fackel noch in diesem Monat und wann? Für den Fall ihres Erscheinens sende ich dann eine Erwiderung auf ein Gefasel sogenannter Alterthumsforscher, die mich belehren wollen.**)

Mit Gruß Ihr Schöffel

(Poststempel: Mödling, 17. 6. 05)

Lieber Freund!

Der Abgdte Steiner resp. sein Spiritus rector der Landes-Wohltätigkeitsanstalten-Oberinspektionsrat(!) Gerenyi hat wie ich aus den Zeitungen entnommen, meine Angaben über die Landesverwaltung, enthalten in den ›Erinnerungen aus meinem Leben‹, angegriffen. Schon in der vorletzten Landtagssession hat Dr. Pattai auf eine bestellte Interpellation ein gleiches versucht, worauf ich ihm in der ‚Fackel' geantwortet habe. Diese Nummer der Fackel, in der meine Antwort publiziert war, finde ich nicht und bitte Sie daher mir dieselbe zuzusenden, da ich auch diesen letzten Angriff in der ‚Fackel' zurückzuweisen gedenke und ich wissen muß, was ich in der Fackel bereits darüber geschrieben habe.

Mit besten Grüßen

Ihr Schöffel

10./XI. 1905

Sehr geehrter Freund!

Ob ich Ihnen das Manuscript Morgen oder Übermorgen werde zusenden können, ist mehr als zweifelhaft, denn es hängt davon ab, wann ich das stenografische Protokoll der Landtagssitzung vom 9ten d. M. zugesendet erhalte, dessen sogleiche Zusendung auf mein Ansuchen vom Landmarschall verfügt wurde. Auf den Bericht des ‚Deutschen Volksblatts' kann ich mich nicht verlassen, denn dann wäre ich verlassen. Es würde alles kurzweg abgeleugnet. Wenn meine Replik in der nächsten Nummer der Fackel nicht erscheinen kann, bedauere ich sehr. Vielleicht könnte in diesem Fall die Verzögerung des Erscheinens der Replik mit

---

*) Er hatte keinen Grund zu dieser Annahme. Der Wiener Verleger fand sich gleich und gern. Anm. d. Herausg.

**) Siehe Nr. 183/84: ›Mödlings älteste Urkunde?‹

der Thatsache motivirt werden, daß das stenogr. Protokoll vor dem Erscheinen der Nummer nicht fertiggestellt war. Die Replik auf Pattais Interpellationsbeantwortung habe ich in den Tagesblättern publicirt und bitte Sie um Entschuldigung wegen der Belästigung! Mein Gedächtniß nimmt rapid ab! Bezüglich der Wahlreform warte ich, bis die Regierung, die in der Brutzeit ist, das Wahlreformsei gelegt hat. Ich bin überzeugt, daß es stinken wird! Dann wäre es Zeit los zu legen. Über die Polizei im Allgemeinen, ihre Organisation, ihre Leistung zu schreiben wäre fad! Ihre Haltung bei den letzten Krawallen kann ich nicht beurtheilen. Die Zeitungsberichte sind durchwegs erlogen.

Mit herzlichem Gruß Ihr Schöffel

(Eilbrief mit Poststempel Mödling, 12. XI. 05)

Geehrter Freund!

Wie Sie aus dem Inhalt des beiliegenden Briefes entnehmen können wird das stenographische Protokoll der Landtagssitzung vom 9ten dMts., wahrscheinlich am 21ten dMts. gedruckt erscheinen, da das Sitzungsprotokoll vom 3ten am 14ten erschien.

24 Stunden nach Erhalt des Protokolls übersende ich Ihnen den Artikel. *)

Mit herzlichem Gruß Ihr ergebener

20/XI 1905 Schöffel

Ihre Studie über den Homosexualimus (Prozeß Beer) war ein Meisterstück.

Geehrter Freund!

Beiliegend übersende Ihnen noch einige Zeilen die Enunciation des n.-ö. Landesausschußes in seinem Amtsblatt betreffend, das ich nach Absendung meines Artikels erhalten habe, mit der Bitte, dieselben dem Artikel als Schluß anfügen zu wollen. Die Leute sind durch die Verbreitung des Schlußes meines Buches, welche Schönerer veranlaßt hatte und welche die gläubige Heerde stutzig gemacht haben mag, verrückt geworden. Bitte nur die Drucklegung zu überwachen, damit nicht den Herren durch einen lapsus calami Anlaß zu weiteren Vexationen gegeben wird.

Mit herzlichem Gruß Ihr

Schöffel

23./XI. 1905

Besten Dank für die freundliche Zusendung Ihres Werkes: »Sittlichkeit und Kriminalität«.

Eine blutigere Satyre auf die heutigen Zustände ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. — Das Fazit ist, daß unsere Justiz auf den Schinderanger gehört! Es grüßt Sie Ihr

Schöffel

(Ohne Datum)

* *

*) Nr. 189.

Schülerselbstmord

Von einem Überlebenden

»Das ist mein Tod. Die letzte mathematische Schularbeit habe ich auf genügend gemacht. Folglich bekomme ich ins Zeugnis nichtgenügend. Das ist H.'s Gerechtigkeit.«

So hieß es im Abschiedsbrief eines fünfzehnjährigen Mittelschülers, der unlängst vor der Gerechtigkeit eines Lehrers in das Jenseits aller mathematischen Schularbeiten floh. »Jetzt werde ich bald vor Gottes Richterstuhl stehen. Gottes Barmherzigkeit wird mich nicht verbannen, denn meine Tat geschieht in der Verzweiflung.« Von diesem Richter erhoffte der fromme Junge jene Barmherzigkeit, die ein Mann der siebenten Rangsklasse nicht zu vergeben hat, will er sich nichts vergeben.

Es handelt sich um jenes »Genügend«, das oft gewohnheitsrechtlich geschenkt wird, um einem theoretisch nicht sehr befähigten jungen Menschen den Weg in die Kadettenschule offen zu lassen. Ein Existenz-Genügend. Es handelt sich darum, daß dem Beamtenfanatismus die objektive Wahrheit einer Klassifikation immer noch über die subjektive Wahrheit einer Existenz geht.

Der Kampf um das Genügend: Weinende, bettelnde Eltern, und Kinder, die aus Verzweiflung zu Männern werden. Über ihnen aber er, der die Schularbeiten korrigiert und dessen Nichtgenügend für das ganze Leben ausreicht. Über ihm keine Vorsehung, die ihn ins Klassenbuch schriebe oder in den Karzer steckte, wenn er die Allmacht der roten Tinte mißbraucht. — Die unerbittliche Notwendigkeit des Nichtgenügend hatte sich herausgestellt. Dann kam die unerbittliche Notwendigkeit des Selbstmordes. Am Vortage der Zeugnisverteilung schreibt der Verurteilte in sein Tagebuch, »in einem Winkel, ganz klein, wie geduckt«: das Wort »Angst«.

Allerdings, das konnte niemand voraus wissen. Denn die Erwachsenen und die Halbwüchsigen verstehen einander nicht. Der Erwachsene vermag wohl mit einem Wort die Phantome zu erwecken in den werdenden Seelen, aber er kann sie nicht wieder auslöschen mit einem zweiten Wort. Lehrer und Schüler unterhandeln nur scheinbar in derselben Sprache. Lebensperspektiven, die sich dem Jüngling plötzlich öffnen, bleiben jenem, dem Manne,

verschlossen. Die pädagogische Absicht kommt furchtbar verändert als Resultat wieder zutage. Recht, Ehre: Begriffe, mit welchen wir in einem Ausgleichsverhältnisse leben, das durch immer neue Kompromisse fortgefristet wird: im Urwald des jugendlichen Geistes treten sie mit tropischer Wildheit auf. Das schreiende Mißverständnis zwischen Phantasie und Realität kann letal enden, ehe man sich dessen versieht. Das sollte die Arrangeure der Realität behutsamer stimmen.

An zwei aufeinander folgenden Wiener Schultagen zwei Schülerselbstmorde. Absurde Tragödien in der Zeit des Stimmwechsels, dieser ahnungsvollen, krisenhaften Zeit. Ver sacrum. Sie bieten sich stumm und entschlossen dem Todesgotte dar, die Jünglinge und Jungfrauen, sie spielen mit Waffen oder fliehen ins Kloster. Der Vorfrühling rast wie Gift in ihrem Blute. Das Individuum wehrt sich gegen den erwachenden Gattungswillen. Als sträubten sie sich, den Traum der Kindheit gegen die Tatsachenwelt der Erwachsenen einzutauschen. Als wäre den Novizen des Lebens eine letzte Frist gegeben, eine Bedenkzeit: ob sie sich wirklich in die langwierige Misere der Menschlichkeit einlassen sollen. Sie suchen einen Anlaß für den Tod, weil sie fühlen, daß es ihnen an Gründen für das Weiterleben gebricht.

Aber es sollte nicht angehen, daß die Selbstmörder aus Frühlingsweh sich mit einem Anschein von Berechtigung auf den Lehrer ausreden, wenn sie ihre Entmutigung erklären wollen. Und es kann nicht gerade als ein befriedigendes Resultat der Pädagogik gelten, wenn der Name des Professors im Abschiedsbrief vorkommt.

Es ist die allzu persönliche Wirkung der lehrenden Persönlichkeit, was aus dem guten Recht eine arge Waffe macht. Ein wie geringer Anstoß genügt hier, Größenwahn und tiefste Selbstentmutigung auszulösen. Die Aufdeckung der Unzulänglichkeiten gehört gewiß zu den Zwecken der Schule, denn sonst wird einer Gymnasialprofessor, der zum Reitlehrer wie geschaffen ist. Es müßte aber gelingen, einen Schüler aus dem Paradies der Mathematik zu jagen, ohne die Abweisung bis zur Katastrophe zu steigern, oder ohne ihr den Anlaß zu liefern.

Es ist peinlich, daß sich mit den Problemen der Schüler auch noch die Probleme der Lehrer kombinieren. Daß sich die Sterilität Erwachsener gerade am Material der lebendigen Zukunft

betätigt, von Amtes wegen. Die Konfrontation zwischen Werdenden und solchen, die nichts geworden sind, wirkt oft wie ein tragischer Witz. Sie können ihr eigenes Alter nicht lieben, aber sie müssen die Jugend der anderen hassen. Sie sind der Schulordnung für immer verfallen und rächen sich an den Glücklicheren, die ihr entwachsen werden.

Mancher, der die Mittelschule überlebt hat, mag sich später mit Bedauern daran erinnern, daß er in der empfänglichsten Zeit seines Lebens einem so langweiligen Feinde ausgeliefert war. Die Robusteren zwar lernen selbst von der Ödigkeit, die sehr wohl auf das Kommende vorzubereiten vermag, sieht sie doch zum Verwechseln jener Realität ähnlich, mit der man es »dereinst« zu tun bekommt. Für die Aufgeweckten ist »Professor Unrat« ein groteskes Erlebnis, das sehr tüchtige Geister des Witzes und der Abwehr wachgerufen hat. Sie erinnern sich gewesener Plagen später mit versöhntem Humor.

Oft freilich erweckt ein Lehrername, der nach vielen Jahren genannt wird, alles Grauen einer bösen Zeit. Und es sind nicht immer die Schlechtesten, die im Kampfe gegen H.'s Gerechtigkeit fallen.

* * *

DEN FÜNFZEHNJÄHRIGEN SELBSTMÖRDERN

Von Berthold Viertel

Eure Liebe, die wie der Märzsturm schnaubt,
Rüttelte wild
An alledem, das für Leben gilt,
Und euch des Lebens beraubt.

Das Heute hat euch nicht gekannt.
Eine Ahnung hat euch das Herz verbrannt.
Die Angst hat aufrichtig zu euch gesprochen.
Ein Kuß im Traum hat euch zerbrochen.

Oskar Kokoschka

Ein Gespräch

»Und ich sage dir, ich schätze ihn unter den Kräften, deren Äußerungen heute um uns sind, als eine von jenen, die am tiefsten wurzeln.«

»Dieser Satz beweist als allgemeines Urteil gar nichts. Ich traue dir freilich die Plattheit einer aufs Geratewohl gesprochenen Wertbehauptung nicht zu, aber ich bin auch nicht imstande zu überblicken, wie du sie innerhalb deines individuellen Weltbildes begründen möchtest.«

»Es ist mir schwer, gegenüber deinen peinlichen Forderungen aufzukommen. Ich habe durchaus nicht behaupten wollen, daß ich Kokoschka oder irgend einen anderen Künstler in eine schulmäßige Rangordnung einzwängen will. Ein Kunstwerk wirkt auf uns oder es wirkt nicht; ein Drittes kenne ich nicht. Durch liebevolles Hineindenken und ähnliches hat sich noch keiner irgend eines aufgeschlossen. Wenn es plötzlich zu ihm spricht, wie niemals vordem, so liegt das einzig daran, daß er jetzt ein anderer geworden.«

»Aber die Bilder und sonstigen Dinge Kokoschkas sprechen zu keinem von uns, oder wenigstens zu einer sehr geringen Zahl.«

»Das läßt nicht für sie den Maßstab gewinnen, sondern nur für die Betrachter.«

»Wie meinst du das?«

»So: Eine objektive Wertung eines Kunstwerkes gibt es nicht. Das haben schon viele gesagt. Ich weiß nur nicht, ob sie es richtig verstanden haben. Unter allen den Erscheinungen, die von den Dingen um uns herrühren, sind solche, über welche die überwiegende Mehrzahl der Menschen das gleiche Urteil fällt. So sagen sie etwa: Das Blatt ist grün oder der Himmel ist blau. Das liegt aber nicht nur an den Erscheinungen, sondern ebenso — wenn dieser Umstand nicht am stärksten bestimmt — an der Gleich-

heit der einfachen Denkformen in den Menschen. Die Existenz solcher übereinstimmender Urteile ist die Quelle jeder Wissenschaft. Diese ist eine Dichtung der Vielen, im Gegensatz zum Kunstwerk, dem der Sprache oder dem irgendwelcher Bildung, als der Dichtung des Einzelnen, die in der besonderen Art, in der Differenzierung der Denkformen der Individuen nach Zahl und Beschaffenheit ihre Möglichkeit findet. Darum meinte ich meine Worte vorhin so, daß dem Betrachter, der den Künstler nicht versteht, eben jene Beschaffenheit der Denkformen mangle, die den Künstler auszeichnet.«

»Du forderst also für jeden Künstler seinen besonderen Betrachter?«

»Ja; ebenso wie für jeden Betrachter seinen Künstler.«

»Der Betrachter ist dir demnach weniger als der Künstler, weil ihm die Beschaffenheit, die Differenziertheit von dessen Denkformen fehlt?«

»Nein, denn die Abwesenheit einzelner Formen hindert nicht eine solche Ausgestaltung seines Geistes, daß er den Künstler weit hinter sich läßt und sich deshalb von ihm wendet.«

»Nun siehst du — du bist selbst ins Netz gegangen.«

»Zugegeben, wenn bei Kokoschka die lächelnden Betrachter den Beweis ihrer Überlegenheit erbringen möchten.«

»Und wenn sie, das heißt ein Teil ihrer, ihn erbracht hätten. Was sagst du zur Beurteilung Kokoschkas durch Fachleute?«

»Wer sind die?«

»Natürlich Künstler.«

»Ich verbinde mit dem Begriff Fachmann eine andere Anschauung, als das herkömmlich der Fall ist. Der Fachmann ist für mich ein solcher, der aus der Krüppelhaftigkeit seines Geistes Kapital schlägt und zwar gewöhnlich aus einer Krüppel-

haftigkeit, die widerlich ist. Doch das beiseite. Künstlerurteile sollten für den Laien — um einmal in deiner Terminologie zu bleiben — die gleichgültigste Sache sein. Selbst wenn der Künstler von technischen Einzelheiten, von Erfahrungen handwerklicher Art seine Urteile frei hält, so erreicht er kaum je die Weite und die Tiefe, die das Urteil des Nicht-Künstlers haben kann, und zwar darum nicht, weil seine Größe in der Einseitigkeit und seiner Unfähigkeit zum Spruche liegt.«

»Gut; lassen wir die Fachleute. Wir alle aber sehen, sehen mit unseren eigenen Augen, daß die Dinge nicht so sind, wie Kokoschka sie malt und bildet. Er sucht absichtlich das Auffallende, das Sensationelle, dasjenige was einen stößt, was mit einem Wort häßlich ist. Ich ziele damit nicht gegen das Objekt von Kokoschkas Arbeiten, sondern gegen seine Karrikierung des Objektes.«

»Du sprichst von Übertreibungen, ich aber spreche von Grundpfeilern. Kurz so: Dem Künstler Kokoschka ist der Mensch, die Pflanze und das Tier, das Naturentsprossene, ein Organismus in der Natur und zwar ein entwicklungsgeschichtlicher Organismus, auf dessen Grundpfeiler — ich betone das Wort — er seine Zeichnung und Farbe beschränkt. Dadurch wird jedes seiner Individuen und jeder seiner Gegenstände etwas ganz und gar in sich geschlossenes, das zu seinem Leben seiner Nachbarn nicht bedarf; während gleichzeitig zwischen diesen Einzeläußerungen auf der Bildfläche ein Zusammenhang weset, der nicht in Äußerlichkeiten beruht. Also in Äußerlichkeiten, wie sie der Tag mit seinen Lichtern und Schatten, Verkürzungen und dergleichen bringt.«

»Was du Organismus nennst, ist nichts anderes als dasjenige, was andere ‚Idee' nennen. Freilich, dieser Name kennzeichnet eine Münze, die unter den Fingern sehr schmutzig geworden ist; so schmutzig, daß wir ihr Gold kaum mehr kennen. ‚Idee' — du

willst dieses Wort weder im Sinne des schulhaften ‚Ideals' gebrauchen, noch in dem der Programmschaft irgend einer ‚ideologischen' Zunft. Idee — das soll so viel wie Keim sein; ein Quell, aus dem das Lebendige wird und in dem es durch seine Frucht schließlich endet. Wo aber steckt die Idee bei Kokoschka?«

»Ihr haltet für des Kunstwerks wie auch der Wissenschaft einzige Aufgabe die Beschreibung der Erscheinung. Erscheinung ist euch dabei nur dasjenige, was ihr mit den Sinnen wahrzunehmen imstande seid. Könnt ihr sie im Bewußtsein widerspiegeln, oder, wie ihr falsch sagt, könnt ihr ihrer mit dem Bewußtsein habhaft werden, so glaubt ihr in eurer Erkenntnis, sei es der wissenschaftlichen oder sei es der künstlerischen Erkenntnis, fortgeschritten zu sein. Das ist eine seichte Anschauung. Sie führt euch zur plumpen Verwechselung von Impressionismus und Naturalismus, sie führt euch zur Verwirrung des ‚Wie' des Prozesses mit dessen ‚Warum'. Ihr sprecht von der ‚Idee'; doch ihr wollt die Metaphysik unter die Herrschaft der Erkenntnistheorie beugen. Darum nimmt in eurem Hirn die Idee eine absonderliche Maske an: sie wird zur ‚beständigen Form', zum Gesetz als formallogischer Bestimmung. Indeß, ihr überseht, daß dieses nie selbst positiv schöpferisch sein kann, sondern erst an seinem Widerpart, dem Alogischen, dem Willen, produktiv wird. Alle Kategorien der Kunsttätigkeit, die ihr entdeckt habt — beträfen sie nun die wagrechten und senkrechten Hauptrichtungen oder die Flächenhaftigkeit im Bilde — sie alle sind nur ‚Wie'-Prinzipe: das Kunstwerk selbst muß aber ‚die Idee' erfruchten und befruchten. Ich sage absichtlich ‚die' Idee, nicht ‚eine' Idee, weil ich unter diesem Wort des wirklich lebendigen Geistes und wirklich lebendigen Leibes Grund, Sein und Zweck verstehe: das Rätsel des Lebens. Die große Frage der Sehnsucht und der

Unbefriedigung. Wissenschaft und Kunst sind gewiß Eines in dem, daß sie nur dann und nur soweit sind, als sie beitragen zum Problem des Lebens. Nehmend und gebend. Dieses Problem ist ‚die' Idee. Die Idee schlechthin. Alles andere ist Anekdote. Die Idee sehe ich nun in Kokoschka. Er hat sich in sie gewissermaßen eingebohrt. Ihm ist die Wirklichkeit nicht mit der Tatsächlichkeit gleich. Literarische Düfteleien sind seinen Werken fremd, aber ebenso die mechanische Kopie des Modells und der langweilige Aufbau des Bildes aus kunsttheoretischen Grundgesetzen heraus. Nimm seine Menschen. Seine Körper schwingen und strecken sich in den Gelenken; sie hängen in diesen. Seine Köpfe sitzen auf. Finger und Arme sprechen eindringlich. Er setzt alles Organische in Anschaulichkeiten um, freilich auch dann, wenn dessen Kenntnis nicht durch das Auge erworben ist. Aber mit der Anschaulichkeit im naturalistischen Sinne sind seine Bilder nicht erschöpft. Ich will dir kurz den Eindruck schildern, den mir jüngst seine Porträts gemacht. Sie waren in einem Wohnzimmer aufgestellt und ich trat allein vor sie hin. Die Orientalen reden von einem zweiten und mehrfachen Ich, welches unser leibliches Ich begleitet. Sie nennen deren sieben. Mir war's nun, als spreche ein solches Ich von der Leinwand zu mir. Kein Abklatsch eines solchen, also ja nicht der des leiblichen; nein — ein Ich der höheren Ebene, das sichtbar geworden.«

»Nun werden gerade unter allen seinen Werken die Porträts am stärksten befehdet. Ich finde das auch erklärlich. Vergleich doch einmal ein wirkliches Porträt damit. Ein Bildnis muß ähnlich sein, das heißt, es muß dieselben Empfindungen auslösen wie das Modell und sein Anblick muß von denselben Gefühlen begleitet sein wie der von jenem. Weil ich das verlange, so weiß ich wohl, daß ein mechanischer Abklatsch gar nicht genügt, daß also

das Lichtbild das unähnlichste Bildnis liefert. Aber die Gemälde Kokoschkas sind auch nicht ähnlich.«

»Ich will dir vorerst eine Antwort geben, welche deiner Frage auszuweichen scheint. Im letzten Weiberporträt von Kokoschka sitzen, zumal in den Partien am Mundwinkel, die Striche so sicher und so farbig, daß dieses in die Linie rückt, welche durch die besten Porträts in Wien gezogen wird; ich meine die von Rubens in der kaiserlichen, die wie Skizzen aussehen, und vor allem den Mädchenkopf von Van Dyk dort. Führtest du deine Überlegungen von Schluß zu Schluß, so müßtest du erkennen, daß die Porträtähnlichkeit eine unmögliche Sache ist. Der Künstler schafft etwas, nicht um in dem Betrachter einen Reiz auszulösen, der dem vor dem Modell gleicht, sondern um die in ihm, dem Künstler, durch einen Reiz erregte Musik zu einem Lied zu gestalten, zu seinem Lied. Der Betrachter sieht das Werk, wohl, aber er sieht nur das darin, was in ihm selbst, im Betrachter, ist. Er hört vor dem Bilde, wie vor jeder Erscheinung, nur sein eigenes Lied. Es hat noch keinen gegeben, der fremde Musik vernommen hätte. Die Musik des Gewöhnlichen ist nun ein so verdumpftes Raunen, daß sie ihn nicht plagt. Die höchste Tat des Dutzenders ist die, an Stelle des ihm fehlenden Liedes den anschauungslosen Begriff zu setzen. So ungefähr ist auch der Begriff der Ähnlichkeit im Kunstwerk entstanden. Die Suche nach Ähnlichkeit erinnert mich immer an die Bemerkung des Professors, die er in der Galerie zu seinem Kollegen sagt: Ich beantworte mir vor jedem Bild stets zwei Fragen — erstens: welche Absicht hat der Künstler in seinem Bilde gehabt, und zweitens: hat er diese Absicht erreicht.«

»Dein Spott ist berechtigt. Aber du mußt zugeben, daß es bestimmte Urteile gibt — ich möchte sie Grundurteile nennen — die uns beim Betrachten der Bilder immer wieder vor den Geist treten; ja,

noch mehr, daß wir, die nicht bildnerisch Schaffenden, gemäß unserer Eigentümlichkeit, die Erscheinungen begrifflich zu erfassen, auch mit Begriffen beladen an die Bilder herankommen oder uns vor ihnen neue Begriffe bilden müssen.«

»Deine Worte sind viel zu allgemein. Hör einmal. Die Welt ist nur in der Individualität, das heißt in deren Gedanken. Oder mit eurer verblaßten Ausdrucksweise: die Individualität spiegelt die Welt in einem Bilde in sich. In ihm ist das Kunstwerk nur Baustein, Pinselstrich, wie jede andere Tat. Darin hast du Recht. Du vergißt aber, daß die Individualität nicht an die Einzelheit der leiblichen Persönlichkeit geknüpft ist. Nicht selten machen erst zwei, meistens machen erst viele eine Individualität aus. Das Weltbild einer solchen, durch viele sinnlich wahrnehmbare Teile gegebenen Einheit ist notwendigerweise ärmer differenziert als dasjenige der Einheit, welche auf wenig Leiblichkeit verdichtet ist. Gerade aber im Dienste jener stehen die Begriffe, unter die gewöhnlich die Kunstwerke und Taten und Übungen eingereiht werden. Denn der Einzelne, Eigene und Einheitliche hat keinen Grund, anderen das Ziegelwerk und die Ziegelstücke seines Gebäudes zu zeigen, des Gebäudes, das er in seinem Geiste und mit ihm aufgerichtet hat. Es ist ihm Wohnstätte, die er braucht, die er aber nicht so weit achtet, daß er ihre Herstellung in Rezepten niederlegt. Was seine Sprache lockt, das sind nicht die Objekte um ihn und die Art und Weise, wie er und die übrigen zu ihnen Stellung nehmen, sondern das ist er selbst, das Subjekt. Und ihn bekümmert es nicht weiter, ob Hörer für seine Worte da sind; denn er weiß, daß der Gedanke, dem er Form gegeben, sich mit anderen Gedanken kreuzen wird und muß, weil nur dadurch die Zeit, das ist die Gegenwart, gesichert ist. Für dich ist die Notwendigkeit des ähnlichen Porträts mit einer anderen Frage verbunden: du

denkst an die Natur als Vorbild, als Entbinder der Kunst. Ihr stützt euch immer wieder auf den Satz Dürers: der Künstler müsse die Natur so in seinem Herzen haben, daß er wie aus einem unversiegbaren Schatz daraus schöpfen könnte. Ihr vergeßt nur, daß dem Satz auch eine andere Deutung gegeben werden kann. Eine Deutung, zu der gerade Dürer lockt. Hat denn Dürer je die Natur nachgeahmt? Ist er in seinen Blättern und Tafeln nicht immer von sich, vom Geiste ausgegangen, der die Natur bloß als Mittel zum Zwecke benützt? Kann sein Ausspruch nicht dahin zielen, der Künstler solle sich nicht in die Natur vergaffen? Er soll nur eine Natur anerkennen, die seines Subjekts, seiner Eigenheit, die er eben im Herzen, im Sinnbild seiner irdischen Lebendigkeit trägt? Denk an seine Rasenstücke, sein Vogelgefieder u. s. w., u. s. w. Ich spreche so, weil mir just diese Zeichnungen vor Augen stehen; Dürer übte daran seine Hände, damit sie seinem Geiste ansonsten zuwillen seien. Niemals wird einer von uns der Natur habhaft. Und je größer er ist, je verdichteter in ihm — um bei meinem früheren Bild zu bleiben — der Gedanke ringt, desto weniger ist es ihm auch darum zu tun. Der fremde Wille, nicht nur der der anderen Geschöpfe, derjenige unserer gesamten Umgebung ist für uns nur Auslösung: die Synthese liegt in uns; die Anschauung gehört uns, uns ganz allein; wir sind ihre Meister. Allerdings wirst du dabei den Begriff Individualität in dem von mir vorhin angedeuteten Sinne gebrauchen müssen.«

»Ahnst du denn, wogegen du mit deinen Behauptungen anstürmst? Überleg doch, wie in den Zeiten der werdenden Kunst ein Geschlecht von Künstlern nach dem andern allmählich die Schwierigkeit der malerischen Probleme besiegte; wie sie ihre Fortschritte einander mitteilten und vererbten, die sie nur machten, indem sie sich eben an der Natur schulten, die ihnen die richtige Wiedergabe

des Lichtes, die perspektivische Verkürzung, den nackten Körper wies.«

»Glaubst du wirklich, daß das Kunstwerk durch solche technische Probleme gewertet wird? Sind diese nicht Zivilisation, die wie jede andere ihren Trägern nur Mittel und Werkzeuge gibt, seine Idee, die Idee, die sich in ihm äußert, der Tat aufzuprägen? Magst du denn die Unterscheidung zwischen Tat und Zivilisation, die du sicher im Leben der Täglichkeit ziehst, nicht auch ins Kunstwerk hineintragen? Dich umspannt der Wahn, im Werke müßten irgendwelche Grundgesetze Ausdruck finden und zwar Grundgesetze, die für dich durch die Bedingung festgelegt sind, daß der Bildner, der Maler zumal, einzig für das Auge schaffe, daß die Erregung sehfremder Organe durch das Kunstwerk dieses verurteile. Darum bleibst du als Betrachter unfrei. Du willst unter ein ästhetisches Schema, das nachträglich aus dem Werke gewachsen ist, das neue Werk zwingen. — Kokoschkas Sachen reizen, ganz abgesehen von der gedanklichen Erweckung, nicht das Auge allein; mit diesem klingt stets der Tastsinn mit. Seine Bilder sind immer auf eine Plastik gebaut, die man mit dem Finger zu umfahren sucht. Wer darf solches einem Künstler verwehren? Nein, in jedem Werke kommts nur darauf an, ob es Musik hat; nicht darauf, wodurch diese erreicht wurde. Sieh, hier ist das Schlußblatt von seinen ‚Träumenden Knaben'. Darin ist die Fieberhitze der gesteigerten Erwartung. Das Mädchen und der Knabe stehen da — lang, hager, in die Höhe getrieben. Mit großen Augen unter starken, knochigen Bogen. Die ganze Haltung ist aber durch die juckende Empfänglichkeit der frühen Jahre bedingt. Die Haut spannt sich in unruhigem Kontur. Die Finger und Zehen krümmen sich; die Füße reiben gegen einander; die Oberarme und Ellbogen liegen an dem Leib; die Hand streichelt den Hals.«

»Was sollen jedoch diese kleinen Wiesenflecke beim Knaben, die kleinen Blumenbeete beim Mädchen? Und was soll gar dieses Astgebilde?«

»Das weiß ich nicht. Darüber habe ich mich nie befragt. Ich meine aber, der Beschauende, der so tut, mißversteht das Wesen der Kunst. Er will nicht eine Erscheinung, an der er emporsteigt, aber auch vorübersteigt, so daß sie ihm nur Auslösung des Erlebnisses seiner Persönlichkeit ist: er will von der Kunst Bildung haben, so wie er solche aus dem Lexikon schöpft. Sieh hier diesen unruhigen gelben Fleck im roten Streifen, den wieder zwei weiße Felder einrahmen. Nicht wahr, das sind die heißen Farben der Geschlechtlichkeit? Und darüber sieh das braune und blaue Kleid der zagen Figuren. Ist das nicht der Ton der geschlechtlich Stumpfen, der Kühlen? Möglich. Vielleicht hat der Künstler daran gedacht, vielleicht auch nicht. Das zu wissen, hat mit der Betrachtung seines Werkes gar keinen Zusammenhang. Die Farben, die ich dir jetzt derart erklärt habe — ich werde in einer Stunde vielleicht anders von ihnen reden. Denn ich erkläre sie nicht aus dem Bilde, sondern aus mir heraus. — — Schau dir das ganze Buch noch einmal genau durch. Langsam. Verwend paar Tage dazu. Dann laß uns wieder vom Künstler reden. Eines aber möchte ich dir zu deiner Arbeit — denn Betrachtung soll Arbeit, nicht Muße sein — mitgeben: Acht auf die Farbe bei Kokoschka. Sie ist satt wie jene der alten Kirchenfenster. Sie ist ein Ornament, welches dem vergleichbar ist, in dem die Linie der Gothik spricht: es trägt den Organismus, der der Natur entsprossen ist. Kokoschka sieht mit Augen, die die Farbe erspüren, und er spricht zu Augen, die die Farbe fühlen. Ihm ist die Farbe nicht ein einzelner Fleck im Bilde, ein Lokalzeichen, sondern sie gestaltet den Raum. Den Raum als das Wirkungsfeld sämtlicher geistigen Kräfte und nicht bloß jener, die den dreidimensionalen, den körper-

lichen, den sogenannten äußerlichen Raum vermitteln. Nein, den Raum als die Stätte der inneren Freiheit. Wenn du das erkannt hast, wirst du auch den Schlüssel zu seinen Porträts gefunden haben.«

L. E. Tesar.

* * *

Selbstanzeigen

Der ‚März' (München, IV, 5) brachte die folgende Kritik:

Sprüche und Widersprüche

Karl Kraus, den der Philister durch die ‚Fackel' und den ‚Simplicissimus' kennen und hassen gelernt hat, gab im Verlag Langen eine Sammlung seiner Aphorismen mit dem Titel »Sprüche und Widersprüche« heraus. Wenn die bekannten eitlen Gebärden der Herren Intellektuellen echt wären, so müßte dies Buch so bekannt sein wie die lustige Witwe. Es wird jedoch diesen Vorzug nie genießen, dafür ist es viel zu anspruchsvoll. Es verlangt nämlich ernst genommen und verstanden zu werden, das hindernislose Rennen des Gewohnheitslesers dürfte auf diesen Seiten keinem glücken. Also wird es bei der »kleinen Gemeinde« oder den »cent lecteurs« bleiben, mit denen wohlwollende Kritiker unbequeme Genies zu trösten pflegen.

Das ist schade, denn das Buch ist unheimlich ernsthaft. Es hat die Ernsthaftigkeit des Narren, der Gold für Gold und Dreck für Dreck nimmt und den Journalisten durchaus nicht glauben mag, daß Dreck Gold sei. Diese Ernsthaftigkeit, so tragisch sie ist, hindert nicht, daß das Buch voll diabolischer Lustigkeit steckt — und wenn zehn Leser die Geduld oder gar das Verständnis für so etwas hätten, würde ich mit Vergnügen auch auf die sprachliche Kunst und formale Meisterschaft der Sprüche eingehen. Statt dessen deute ich an, daß witzige Leser hier reichlich Gelegenheit finden, sich über die tolle Eitelkeit eines nicht einmal sehr berühmten Künstlers aufzuregen, eines Mannes, dem tatsächlich außer seiner Kunst nichts heilig ist, eines Don Quichote, dessen Manie es ist, das Unmögliche zu unternehmen und sich Todfeinde in einer mächtigen Zunft zu schaffen, in welcher er leicht den Meister spielen könnte. Wenn ein Zehntel dieser Gedanken, etwas ausgekocht und mit mehr Sauce serviert, in einem Band voll langer Feuilletons stünde, so würde Kraus für den ersten deutschen Humoristen gelten.

Ich hatte mir ein halbes Dutzend der Sprüche notiert, um sie als Beispiele anzuführen. Doch ist es besser, statt dessen dringlich auf das Buch selber hinzuweisen, das eben nicht nur eine Sammlung von Einfällen und Schnurren ist, sondern in seiner Gesamtheit, in seinen hundert Spiegelungen und Farbenreizen, dem Aufmerksamen eines der kühnsten und merkwürdigsten Selbstporträts zeigt, die unsre neuere

Literatur hat. Das »Indianerstaunen der Zivilisation über die Errungenschaften der Natur« wiederholt sich eben, so oft wir ernstlich vor einer unbeschnittenen Persönlichkeit die Augen aufmachen.

Hermann Hesse.

•

Der ‚Demokrat', eine Berliner Wochenschrift für freiheitliche Politik, Kunst und Wissenschaft, bringt auch in Nr. 8 des II. Jahrganges nebst Auszügen aus den Büchern eine Besprechung:

Karl Kraus, dessen Vorlesungen im »Verein für Kunst« so allgemeines Interesse erweckt haben, repräsentiert den seltenen Fall des Journalisten, der sein Handwerk so mit seiner Persönlichkeit füllt, daß es selbständigen ästhetischen Wert erhält. Ein sorgfältig diszipliniertes Temperament stellt den Leitartikel unter einen so strengen Stilbegriff, daß er über den materiellen Wert der Meinung erst vom ästhetischen Gesichtspunkt die rechte Beleuchtung gewinnt. Der unablässig zusammendrängenden, auf das Wesentliche hinarbeitenden Kraft des Kulturkritikers schafft sich das Ideal einer Kunstform, die, alles Nebenwerk abstoßend, gleich im Anschlagen eines einzigen Tones die Fülle der Absicht in vollendeter Ausdrucksfähigkeit herausstellt. Das ist der Aphorismus. Kraus' Aphorismen sind unendlich verkürzte Essays. Seine Essays sind Mosaikgemälde aus Aphorismen. Mit einem kurzen, ungeheuer starken Aufblitzen beleuchten sie Gefühle, Irrtümer, Taten und Meinungen. Und zwar vom Standpunkt eines Menschen, der die sinnlose Konvention der heutigen Gesellschaftsordnung durchschaut hat. Der nach einer reineren freieren Welt strebt, in der nicht Leidenschaft und Kraft durch Vorurteile staatserhaltender Parteien gelähmt werden.

Karl Kraus ist Künstler. Vielleicht spricht für den Künstler in Karl Kraus am meisten, was leichtfertige Betrachter am ehesten gegen ihn einnimmt: Der Gefühlsüberschwang, der selbst vor Sentimentalität nicht zurückschrickt. Manche seiner Sätze überlassen sich so Erinnerungen und Sentiments, daß es durchaus dieses feinen und Grenzen kennenden Geistes bedurfte, um sie aus der trüben Flut eines philiströsen Gefühlsbehagens zu retten.

Karl Kraus ist Kulturkritiker. Seine Kritik der bürgerlichen Moral ist nicht nur die männlichste, sondern auch die menschlichste Stellung zu unserer im Sumpf der Phrase, der Heuchelei und der Bildungslüge erstickten Zeit.

In der vorigen Nummer hat der ‚Demokrat' Karl Kraus' »Sittlichkeit und Kriminalität« gewürdigt. Heute bringe ich aus dem bei Albert Langen in München erschienenen Buche »Sprüche und Widersprüche«, der besten Aphorismensammlung, die in letzter Zeit erschienen ist, einige Proben. Lest sie. Und was dem Leser im ersten Augenblicke vielleicht paradox erscheint, ist nichts als die unbekümmerte Konsequenz eines radikalen Geistes.

F. P.

* * *

Aphorismen*)

Von **Karl Kraus**

Der Historiker ist oft nur ein rückwärts gekehrter Journalist.

•

Ich fand irgendwo die Aufschrift: »Man bittet den Ort so zu verlassen, wie man ihn anzutreffen wünscht«. Wenn doch die Erzieher des Lebens nur halb so eindrucksvoll zu den Menschen sprächen wie die Hotelbesitzer!

•

Vornehme Leute demonstrieren nicht gern. Sobald sie sehen, daß einer eine Gemeinheit begeht, fühlen sie sich wohl mit ihm solidarisch; aber nicht alle haben den Mut, es ihn auch wissen zu lassen.

•

Vielleicht ginge es besser, wenn die Menschen Maulkörbe und die Hunde Gesetze bekämen; wenn die Menschen an der Leine und die Hunde an der Religion geführt würden. Die Hundswut könnte in gleichem Maße abnehmen wie die Politik.

•

Ich teile die Leute, die ich nicht grüße, in vier Gruppen ein. Es gibt solche, die ich nicht grüße, um mich nicht zu kompromittieren. Das ist der einfachste Fall. Daneben gibt es solche, die ich nicht grüße, um sie nicht zu kompromittieren. Das erfordert schon eine gewisse Aufmerksamkeit. Dann aber gibt es solche, die ich nicht grüße, um mir bei ihnen nicht zu schaden. Die sind noch schwieriger zu behandeln. Und schließlich gibt es solche, die ich nicht grüße, um mir bei mir nicht zu schaden. Da heißt es beson-

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

ders aufpassen. Ich habe aber schon eine ziemliche Routine, und in der Art, wie ich nicht grüße, weiß ich jede dieser Nuancen so zum Ausdruck zu bringen, daß keinem ein Unrecht geschieht.

•

Wenn eine Kultur fühlt, daß es mit ihr zu Ende geht, läßt sie den Priester kommen.

Die Presse*)

Von **Karl Bleibtreu**

... Ihre Feinde sind tatsächlich die lichtscheuen Dunkelmänner, ihre Freunde die Liebhaber des Lichts. Doch leider gilt diese unbestreitbare Tatsache nur für die Massen sowohl der Gebildeten als Halbgebildeten. In den höchsten Regionen des Geistes hat sie im Gegenteil gerade so erbitterte Todfeinde, wie in den »allerhöchsten« der praktischen Machthaber. Schopenhauer, Richard Wagner, Hebbel u. a. sprachen bei jeder Gelegenheit ihre grimme Verachtung wider dies nützliche Institut aus. Friedrich der Große, der die »Gazetten« nicht geniert wissen wollte und eine gewisse Preßfreiheit gewährte, ahndete scharf zügellose Kritik gerade auf nichtpolitischen Gebieten und tröstete d'Alembert, der sich über Preßangriffe beklagte: man dürfe sich um dies Gesindel nicht kümmern, er selbst habe sein törichtes und boshaftes Gerede stets gründlich verachtet. Vollends, ohne weitere Kronzeugen zu zitieren, überscharf urteilte Goethe, der von Zunahme des Zeitungswesens, das ihn mit Abscheu und Besorgnis erfüllte, allgemeine Verwilderung der Kultur und insbesondere den Ruin der Literatur prophezeite. In der Tat hat in gewissen Ländern die Presse giftigste Auswüchse entwickelt. In Frankreich hat Balzac, dessen erlauchten Namen wir auch unter den wildesten Pressefeinden aufzählen, die wüste Korruption der Pariser Journale oft entsetzlich gegeißelt, und Augiers Komödie »Die Schamlosen« stößt in

*) Aus einem Vorwort zu der soeben erschienenen »Geschichte der schweizerischen Zeitungspresse zur Zeit der Helvetik 1798—1803« von Dr. S. Markus (Verlag von Rascher & Cie. in Zürich, 1910).

das gleiche Horn. In Österreich fragt das Publikum bei jeder Presseäußerung, wieviel dafür bezahlt sei, was dahinter stecke. Graf Sternberg hielt im Reichsrat eine mehrstündige Rede über die ‚Neue Freie Presse', worin er dies Weltblatt nicht nur allgemeiner schmutziger Korruption seit seinem Bestehen bezichtigte, sondern auch öffentlich feststellte, es flössen stets Schweige- oder sonstige Bestechungsgelder dorthin aus Regierungsfonds, alle Ministerien müßten diesen Cancan der Korruption mitmachen und demütig mit dem »Weltblatt« paktieren. In einem anderen Lande hätte das so öffentlich gebrandmarkte Blatt Klage erheben müssen, der Staatsanwalt müßte sich liebevoll der Sache annehmen. In Wien aber ignorierte die ‚Neue Freie' einfach den Fall und erledigte im Parlamentsbericht die Rede mit der lakonischen Floskel: »Graf Sternberg greift unser Blatt an«. Und was taten die anderen Zeitungen? Beherzigten den Satz, daß keine Krähe der anderen die Augen aushackt, und schwiegen Sternbergs Rede tot, wobei — köstlich zu sagen — die gegen Korruption donnernde ‚Arbeiter-Zeitung' obendrein mit einigen Beschimpfungen Sternbergs dem Kapitalistenorgan beisprang.... Nun, derlei ist schlimm genug, und daß der Pressebegriff zu solcher scheußlichen Mißwirtschaft einladet, genügt schon allein zu begründen, wie gefährlich dies öffentliche Institut entarten kann. Doch dagegen läßt sich einwenden, daß jeder Stand räudige Schafe enthält, daß die anständige nicht für die unanständige Presse büßen soll, daß ein Heilmittel nicht deshalb als verwerflich gelten darf, weil es in verdorbenem Zustand giftige Substanzen auslöst. Ungleich gewichtiger scheint die Gründung einer Zeitschrift ‚Die Fackel' in Wien zu dem besonderen Behufe, nachzuweisen, daß die Presse völlig unnütz, wohl aber höchst schädlich sei, sobald sie über bloße Mitteilung von Tagesneuigkeiten weggehe, daß die Journalisten den Abhub der Halbbildung und geistigen Verkümmerung vorstellen, was der glänzende Satiriker K. Kraus in tausend Varianten seinen zahlreichen Lesern einprägt. Wie begegnet die Wiener Presse dieser Anklage? Gar nicht, sie rächt sich durch Totschweigen und kleine Nadelstiche, weiß aber zu ihrer Verteidigung nichts vorzubringen.

.... Wenn wirklich Große, d. h. Spitzen des Geisteslebens, die sich nicht durch opportunistische Nebentendenzen bestimmen oder versöhnen lassen, hartnäckig an ihrer ungünstigen Meinung über den Wert der Presse festhalten, so muß etwas faul sein im Staate Dänemark Allerdings ist auch dieser Haß keineswegs frei von persönlichen Beweggründen, denn grade die wirklich Großen litten allzeit am meisten unter der Anmaßung einer seit lange herrschend und somit geistig konservativ gewordenen Presse, die jede echte Neuheit mit dem Instinkt des Philisters verfolgt, die einerseits aus Nützlichkeitsgründen ihres Berufs sich möglichst der Anschauung der breitesten Massen, also der Mittelmäßigkeit anpaßt, andererseits selbst mit dem bornierten Unverständnis und uneingestandenen Neid der Beschränktheit jedes Überragende wittert und von vornherein als feindlich befehdet. Die scham-

losen Ausfälle auf Richard Wagner bis in sein hohes Alter sind bekannt; Hebbel und Grillparzer, Brahms und Hugo Wolf, Böcklin und Thoma u. s. w. wußten ein Lied von der Presse zu singen. Desgleichen in England Byron, Shelley, Keats, Swinburne, in Frankreich Balzac, Flaubert, Musset. Ibsen und Nietzsche ging es nicht besser. Ein so großer Geist wie Gobineau wurde bei Lebzeiten völlig totgeschwiegen. Auch Goethe, obschon in seiner umfassenden Art objektiv verallgemeinernd und in die Zukunft schauend, blieb bei seinem Verdikt gegen die Presse nicht frei von persönlicher Unbillerfahrung. »Die Sudelköche von Weimar«, wie man die beiden Olympier schimpfte, mußten sich in ziemlich salzlosen Xenien ihrer Presseverunglimpfer erwehren. Über »Kabale und Liebe« schrieb die tonangebende ‚Vossische Zeitung', dies sei der äußerste Tiefstand, den die Literatur bisher erreicht habe. Wäre Goethe nicht Ministerexzellenz gewesen, so hätte man ihn noch schärfer angepackt. Der falsche Pathos und die konventionellen Fabeln der Literaturgeschichte täuschen über die wahre Geltung von »Unsterblichem« bei Lebzeiten. Man könnte ergötzlich persiflieren, wie Künstlers Erdenwallen sich im Munde zeitgenössischer Presse ausnahm. . . . Kleists völlige Verschollenheit bietet den klassischen Beweis, daß die Presse sich ihres Amtes öffentlichen Eintretens für geistige Dinge oft genug unwürdig zeigte. Man könnte einwenden, daß der erst in den 70er Jahren neu entdeckte Kleist ja auch von offiziellen Kathederästhetikern ignoriert wurde. Vilmars Literaturgeschichte nannte ihn nicht einmal, Oesers »Ästhetische Briefe«, woraus unsre Großmütter und Mütter ihre Literaturkunde schöpften, streifen ihn mit zwei mißgünstigen Zeilen. Doch dies wäre ja unmöglich gewesen, wenn je in so vielen Zeitungen und Zeitschriften irgend eine Stimme laut geworden wäre, die auf Kleists Größe hinwies. Zur richtigen Abschätzung der Presseverdienste um Propagierung des Bedeutenden wäre der Nachwelt förderlich, die wahren Größeverhältnisse geistiger Persönlichkeiten im Lichte ihrer Zeitgenossen richtig zu schauen. Wenn wir uns eine gewisse Presse 1811 vorstellen, so würden deren Notizen etwa so gelautet haben:

»Wie wir vernehmen, hat unser großer Romandichter Lafontaine das echtdeutsche Gemüt seiner Heimatkunst in einem neuen unvergänglichen Werke niedergelegt.« »Unser berühmter Iffland bereichert demnächst die deutsche Bühne um ein neues naturalistisches Meisterwerk.« »Eine frohe Kunde dringt zu uns: der weltberühmte Hofrat von Kotzebue wird seine dankbare Weltgemeinde im In- und Ausland wieder mit einem Sprößling seiner liebreizenden Muse bedenken. Der unsterbliche Autor von ‚Menschenhaß und Reue' hat diesmal sowohl die Tränen als das schalkhafte Lächeln nicht gespart». »Allhier erschoß sich Leutnant a. D. Heinrich v. Kleist in einem Anfall von Geistesstörung. In engeren Kreisen machte er sich durch peinliche Novellen- und Dramenversuche bekannt, die jedoch nirgends Fuß faßten. Kleist war nicht unbegabt. Doch der Größenwahn unbegreiflicher Selbstüberhebung, wo großes Wollen nur Ungekonntes und vor allem Halbfertiges liederlich

und ohne Selbstzucht hinschleuderte, stieß alle wohlwollenden Gönner wie den berühmten Tieck in Dresden ab, und so blieb der Unglückliche leider unreif bis zu so traurigem Ende.« Es würde für 1830 bis 1840 diese Persiflage sich ruhig fortsetzen lassen: ... »Der berüchtigte Grabbe soll in den letzten Zügen liegen. Die Literatur verliert nichts an ihm.« ... »Baron Strehlenau, der unter dem Namen Lenau schreibt, hat eine neue Lyriksammlung unter der Feder. Sein hübsches Talent mag sich noch zur Reife entwickeln.« »Die berühmten Werke des Barons Fouqué, des unsterblichen Verfassers der unsterblichen ‚Undine', erscheinen in neuer Gesamtausgabe. Diesem Stolz Deutschlands entreißt keine Nachwelt den Lorbeer.« ... »Der so allgemein populäre Hofrat Clauren bescheert uns eine seiner edel-sentimentalischen und zart-erotischen Erzählungen.« ....

So lange es eine Presse gibt, reichte sie nur zu oft dem blendenden Charlatan den Lorbeer, machte jede von kundigen Thebanern inszenierte Mode mit, poussierte alle Streber, ja unterwarf sich sogar, wenn es in ihren Kram paßte, dem schlechten Geschmack des Publikums. Die Presse als Erzieher scheint leerer Wahn. Was ihre feierlichen Rhadamantysallüren besonders anstößig macht, ist die Gebärde ihrer Kritikbeflissenen, als ob nicht sie, beliebige und oft sehr windige Gesellen, sondern die öffentliche Meinung selber hier herolde. Gegen ihre Sprüche, die selig machen und verdammen, gibt es keine Appellation. Jede »Kritik der Kritik« wird lächerlich gemacht, jede Berichtigung abgelehnt oder mit hämischen Glossen versehen und dann »die Diskussion geschlossen«. Jede Fälschung der Wahrheit passiert ungestraft. Das unmündige Publikum besitzt kein eigenes Urteil, mit Ausnahme der höchstgebildeten oder bestimmten Fachkenner; die Suggestionsgewalt des gedruckten Wortes wirkt aber so bezwingend, daß selbst Wissende, die den Rummel kennen, sich unwillkürlich dem Eindruck nicht entziehen können. In hundert widerspruchsvollen, aber sämtlich als unfehlbar auftauchenden Orakeln der Presse über das gleiche Thema findet sich kein Unbefangener mehr zurecht. Man fragt nicht nur verwundert: »Was ist Wahrheit!«, sondern erkennt, daß die Wahrheit hier wahrscheinlich nirgendwo liege, höchstens in der Mitte . . . .

Wir mußten ausführlich bei dieser einen Hälfte des Pressetagewerks verweilen, das sich, außer dem unverfänglichen Lokalen und Nachrichtendienst (Depeschen), in das Politische und die Rundschau aller andern öffentlichen Angelegenheiten der Literatur, Kunst, Wissenschaft teilt. Das rein Wissenschaftliche, sofern es überhaupt besprochen wird, fällt für den Begriff des Journalismus weg, weil man es Spezialisten zu übertragen pflegt, um damit Staat zu machen. Doch auch hier kam es vor, daß ein französisches Allerweltsblatt dem Radium-Entdecker Currie, dessen trockenes Referat nicht sensationell genug erschien, aus eigener Machtvollkommenheit solchen Unsinn in den Mund legte, daß Currie klagbar wurde und nur sein plötzlicher Unfallstod das Blatt von Entschädigungsstrafe befreite. Durch Beleuchtung der Presseverdienste auf rein geistigen Gebieten wird aber die politische Bedeutung auch ent-

sprechend gestreift. Denn wie oft verzapfen hier Leitartikel besondere politische Weisheit, die im Licht wirklicher Kenntnis der internen Vorgänge ganz anders ausssehen würde! Man kann sich überhaupt nicht erinnern, daß eine Pressekampagne je ernste politische Folgen hatte. Die britischen ›Juniusbriefe‹ und die Broschüren von P. L. Courier, welche Georg III. und den Bourbons ihr Gottesgnadentum abgruben, erschienen in Broschürenform. Gewisse publizistische Erfolge neuesten Datums in dieser Richtung hat bezeichnenderweise Hardens Wochenschrift, nicht die ihr feindliche Tagespresse errungen. Doch muß man nicht denken, Goethe habe zwischen Zeitung und Wochenschrift bei seiner Warnung unterscheiden wollen; vielmehr faßte er diese gesamte Publizistik als Zerstörer des ›Buches‹ auf. Sein Standpunkt war etwa: wo der Mensch früher Bücher las, liest er heut Zeitungen. Wie sehr dies jede Halbbildung, jedes oberflächliche Absprechen und Mitreden begünstigt, bedarf keiner Erörterung. Seichte Skribenten für seichte Leser — so wurde die Demokratie der Vielzuvielen begründet, die Herrschaft der Mittelmäßigkeit. Lektüre eines Buches beansprucht Sammlung und geistige Mitarbeit, Zeitungsnahrung wird in beliebigen Mengen halb im Schlafe hinabgewürgt und entsprechend verdaut, ohne feste Nahrung dem geistigen Organismus zuzuführen. Wie traurig die Presse manchmal das Obwalten rein persönlicher Beziehungen für Gunst und Ungunst begünstigt, wie selbst unlauterste Beweggründe hier und da heimlich bestimmen, hat man ja oft genug erörtert. In neuester Zeit kommen auch für politische Haltung immer deutlicher die kapitalistischen Interessen in Frage. Bei den gesteigerten Kosten von Druck, Papier, Personal, liegt immer schärfer der Nachdruck auf dem Inseratenteil, ohne den ein Blatt nicht entsprechenden Gewinn abwürfe. Manche Blätter haben mit ihrem irrlichternden Vorderteil und ihrem ungeheuren Annoncenschweif ganz das Aussehen eines Kometen.

Durch die kapitalistische Entwicklung kommt auch das Dilemma zustande, daß die tonangebende Presse eines Landes nicht mal dessen politische Partei-Machtverhältnisse ausprägt. In Wien gibt es eine übermäßige liberale Presse für eine durchaus antiliberale Bevölkerung. In England regiert nach Ansehen und Verbreitung durchaus die konservativ-chauvinistische Presse, während die Wählerschaft überwiegend sich zum liberalen Regime bekennt. So fälscht man förmlich das richtige Bild der politischen Zustände, besonders vor dem Ausland, infolgedessen die unkundige deutsche Presse in den Äußerungen der großen Tory-Organe, weil diese am verbreitetsten und weltbekanntesten, ganz ruhig die Meinung des britischen Volkes zu finden glaubt. . . .

Seitdem ein Genialer unter den Zeitpolitikern, also ein seltener Vogel, nämlich Ferdinand Lassalle, seinen Haß gegen den Journalismus betonte, haben die Dinge sich eher verschlimmert. An der eigenen sozialdemokratischen Presse hätte er alle Unarten der bürgerlichen erleben können. Es hilft nichts, die Wahrheit über diese Lage totzuschweigen, wie es ein Teil der Presse zu tun pflegt, sobald man

ihr den Spiegel vorhält. Vernünftiger wäre es, in die Zukunft vorausschauend, einem allgemeinen Ausstand und Aufstand der besseren Leserwelt dadurch vorzubeugen, daß man zu den einstigen Idealen einer anständigen vornehmen Presse für die Besseren, nicht für die dumpfe Masse zurückkehrt. . . .

* * *

Glossen
Von **Karl Kraus**

Die Wochen des Todes

Die Berühmten leben und sterben öffentlich. Aber daß sie nicht privat vomieren und Nährklysmen erhalten können, ist der Fluch der Zeit.

*

Man hatte sich an Symptomen überessen. Da ließen die Chefredakteure abservieren. Eine Zeit lang wurde das Wochenbett des Todes vernachlässigt. Sie gaben den Bürgermeister auf. Mit Björnson hatte man das Malheur gehabt, daß er einem unter der Hand am Leben blieb. Man wollte nicht wieder hereinfallen. So geschah es, daß die auf Urämie dressierten Reporter eine Woche lang das ärztliche Berufsgeheimnis wahrten. Fünfzehn Seiten Nekrolog aber stöhnten durch die Nacht, auf Erlösung wartend.

*

Ehe es so weit kam, halfen wieder die Details. Der »Millirahmstrudel von Breitenfurt«, »kein Kipferl und kein Zipferl« und so weiter. Zum Glück erschien Frau Niese im Rathaus und sagte: »Wenn man mich schon nicht mehr hineinläßt, dann steht es sehr schlecht«. Sie weinte heftig und das Publikum — auch hier war Publikum — umdrängte sie. »Da trat ein Herr auf sie zu und sagte: ‚Trösten Sie sich, gnädige Frau, wie wir alle uns trösten müssen'«.

*

Auch wurde der Ausspruch eines Passanten verbreitet, der gesagt haben soll: Sterben müssn m'r alle!

*

Aber noch hielt man nicht so weit, daß ein israelitischer Advokat endlich erzählen konnte, daß er sich aus seiner Kon-

zipientenzeit erinnere, wie er einmal den Doktor Lueger ein Vaterunser beten gehört habe.

*

Die Neue Freie Presse fühlte sich schließlich veranlaßt, ratenweise die Nemesis herzugeben. Durch diese Leitartikel ging — abgesehen von dem berechtigten Vorhalt an den Sterbenden, daß er »manche Lücken in den Zähnen« hatte — ein Ton, der die Zuckerkrankheit als politische Revanche des freisinnigen Jehovah reklamierte.

*

Und als er tot war, hieß es: »Lueger ist zehnfach gestorben!« Was zwar objektiv der furchtbaren Wahrheit dieses Endes entsprach, aber einen Unterton hatte, dem die politische Revanche bis ins dritte und vierte Glied nicht zu genügen scheint.

*

Professor Noorden unberufen aber war auch im Rathause. Er hatte an dem Konsilium nämlich nicht teilgenommen. Aber »er begab sich« trotzdem in die Wohnung des Bürgermeisters und von dort »direkt in das im Rathause gelegene Postamt und gab die folgende Depesche auf: ‚Erzherzog Eugen, Innsbruck. Höchste Gefahr'.« Hierauf stellte er in der Neuen Freien Presse die Nachricht von seiner Intervention in Abrede. Ob das Dementi die Nachricht aufhebt oder eine Notiz für sich darstellt, ist noch nicht geklärt. Vielleicht liegt übrigens eine Verwechslung vor. Nicht daß der Portier des Rathauses den Professor Noorden verkannt hätte; aber dieser den Portier, den er vielleicht für einen ihm bekannten Hotelportier hielt. Oder es ist die Tatsache unwahr und nur die Nachricht interessant. Der Bürgermeister wäre damals noch stark genug gewesen, die Händler und Stoffwechsler hinauszuweisen.

*

Wien: »Im Laufe des Nachmittags erschienen in der Wohnung des Bürgermeisters, um Erkundigung über dessen Befinden einzuziehen: ... die Gemeinderäte Obrist und Stangelberger, die letzten Firmlinge des Bürgermeisters, Lehramtskandidat Hawel und dessen Schwester, die Industrielehrerin Gisela Hawel, und Cafetier L. Riedl. Ferner ließen Erkundigungen einziehen: Erzherzog Franz Ferdinand, die Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Annunciata ....«

*

Die Redaktion der ‚Zeit' hatte »die Einrichtung getroffen«, daß ihrem Telephonbeamten die aus dem Rathaus eingelangten Nachrichten jeweils sofort zur Kenntnis gebracht wurden, so daß die Anfragenden u. s. w.

*

Ihr Psycholog schrieb nach dem Tode des Bürgermeisters wie immer das einzig Zutreffende. »Diese Stadt«, meinte er, werde nunmehr »einen andern Bürgermeister haben«, aber sie »muß sich nun weiter, muß sich ins Künftige entwickeln«.

* * *

Herrscher, Diener und Diebe am Wort

In den geistigen Gemischtwarenverschleißen Wiens bekomme ich keinen Bissen, aber ich kann nicht vorübergehen, ohne daß die Ladenbesitzer mir etwas aus der Tasche ziehen. Das geschieht auf verschiedene Art, durch offenen Raub oder von hinten, im Wege der »Polemik«. Es gibt nämlich Polemiken, die Plagiate sind. Man tut so, als ob man dem andern nur die Federn rupfen wollte, aber man benützt gleich die Gelegenheit, sich mit ihnen zu schmücken. Diese Art der Polemik liegt den Feuilletonisten. Ihr Mangel und das Verbot des Chefs, meinen Namen zu nennen, befähigen sie dazu. So gibt es unter jenen, welche mich totschweigen, solche, die mich lebendig knurren. Ein Nekrolog war kürzlich der gefundene Anlaß. Ludwig Hevesi ist gestorben, hoch überschätzt von allen, die tief unter ihm sind. Nicht ein Zehntel von dem, was da geschwätzt wurde, muß einer verdienen, um über dem Wiener Niveau zu stehen. Hevesis Leistung als kritischer Jungbrunnen hat mir jüngst einer, der jenseits der Cliquen denkt, mit der Meinung gezeichnet: Hevesi war so sehr für alles, was modern ist, daß nach seiner Kritik niemand mehr unterscheiden kann, wer größer ist, Klimt oder Herr Kolo Moser. Da ich in der Literatur nicht unterschiedslos gegen alles bin, was Feuilletons schreibt, so habe ich Hevesi gegen eine Gemeinschaft mit den Beobachterischen immer in Schutz genommen. Nicht weil, sondern trotzdem es ihm aus hundert Bildungsspeichern einfiel. Aber wenn die Presse ihren Mitarbeitern auch Freikarten für die Unsterblichkeit zuwenden könnte und nicht bloß unverbindliche Nachrufe, dann hätte Hevesi wirklich den Jean Paul und den Sterne in die Westentasche gesteckt. Einer der Herren, der die Brillanten, die er früher verkauft hat, jetzt

schreibt, benützt seinen Nachruf, um mit meiner Sprachreligion zu rechten. Sie gefällt ihm so gut, daß er ihr in der Geschwindigkeit einen Aphorismus abknöpft. Vom Sprachornamentiker Hevesi sagt er mit Recht: »Er beherrschte die Sprache — nicht sie ihn«. Das soll ein Lob sein, und ein Hieb gegen mich, der aber ohne meine Waffe nicht hätte geführt werden können. Mein Bekenntnis: »Ich beherrsche die Sprache nicht, aber die Sprache beherrscht mich vollkommen« (das schon in Berlin Verwirrung gestiftet hat), müssen ja die Reporter nicht verstehen, dürfen es für ein Armutszeugnis halten, das es auch tatsächlich vom Standpunkte des Fortkommens eines Kommis ist, von dem perfekte Beherrschung sogar mehrerer Sprachen verlangt wird. Aber dann sollen sie den, der den Satz gesagt hat, verachten und nicht den Satz sich für ihre Zwecke beibiegen. Wenn das Taschenmesser, das du deinem Nächsten entwendest, eine Rarität ist, so darfst du es ihm nicht in den Rücken stoßen. Beides zugleich geht nicht. Und wenn man von gestohlenen Wertgegenständen spricht, so meint man nicht, daß der Juwelier, der sie abschätzt, sie selbst verschwinden läßt. Und gewiß nicht, daß er mit ihnen noch prunken soll. In einem zweiten Blatt schreibt nämlich derselbe Herr, den mein Wort schon seit langem zu beherrschen scheint: »Dabei ließ er sich, so sehr er das Wort liebte, doch nicht vom Wort führen und verführen, sich von ihm beherrschen. Er führte es, er beherrschte es . . .« Nein, Hevesi war kein Diener am Wort. Das ‚Neue Wiener Journal', das den Wert des fremden Wortes immer zu schätzen wußte, hat es gleichfalls bestätigt. Es nennt ihn einen »hervorragenden Beherrscher des Wortes«. Er, der geborne Ungar, »bediente sich der deutschen Sprache mit der nämlichen souveränen Meisterschaft wie seiner Muttersprache«. Das höchste Lob im Munde der Kommis, und sie glauben einen Schriftsteller nicht höher ehren zu können, als wenn sie ihn für ihren Prinzipal halten. Ich aber sage: Beherrschen kann man viele Sprachen; dienen nur einer.

* * *

Mein Widerspruch

Indem ich an den Anfang dieses Heftes Weiningers Parallelen: Mann der Tat = Prostituierte und Genius = Mutter setze, glaube ich nicht, daß es notwendig ist, von solcher Linienführung mein eigenes Denken zu unterscheiden. Ich zitiere die Stellen,

weil sie mir in der Psychologie des Tatmenschen und in der Wertsonderung des Künstlers eine Wahrheit, in ihrer Sprache eine Leidenschaft und im Zusammenhang mit dem Traum des sterbenden Lueger eine Dichtung bedeuten. Aber ich brauche Weininger weder mit mir noch mit sich selbst in Widerspruch zu bringen. Nicht weit von der Verklärung der Mutter stehen bei ihm Sätze wie diese: »Ihre (der Hure) Stellung außerhalb des Gattungszweckes, der Umstand, daß sie nicht bloß als Aufenthaltsort und Behälter, gleichsam nur zum ewigen Durchpassieren für neue Wesen dient und sich nicht darin verzehrt, diesen Nahrung zu geben, stellt die Hetäre in gewisser Beziehung über die Mutter ... Es hängt damit zusammen, daß nur solche Männer sexuell von der Mutter sich angezogen fühlen, die kein Bedürfnis nach geistiger Produktivität haben ... Bedeutende Menschen haben stets nur Prostituierte geliebt ... Die so verbreitete, so ausschließliche und geradezu ehrfürchtige Wertschätzung der mütterlichen Frau, die man dann gern noch für den alleinigen und einzig echten Typus des Weibes auszugeben pflegt, ist nach alledem völlig unberechtigt ... Die Mutter hatte es leicht, sich dem sittlichen Willen des Mannes zu unterwerfen, da es ihr nur auf das Kind, auf das Leben der Gattung ankam. Ganz anders die Dirne. Sie lebt wenigstens ihr eigenes Leben ganz und gar ...« In keiner Beziehung aber stellt Weininger den Mann der Tat über den Künstler. Und beinahe gibt er zu, daß jenen die mütterliche Frau, diesen die sterile ergänze. Wenn sich der Mann, der ein Bedürfnis nach geistiger Produktivität hat, zur Prostituierten hingezogen fühlt, so muß dieser wohl die Gabe der geistigen Erregung zugesprochen werden, also eine zukunftwirkende Kraft in einem höheren Sinne, als sie der Mutter eignet. Hier ist Weininger auf die ethische Sandbank geraten. Vielleicht wäre dann bloß der Tribun das antimoralische, die Prostituierte aber das amoralische Phänomen? ... Meinen eigenen Widerspruch muß ich nicht bekennen. Ich habe Sprüche und Widersprüche aus ihm gemacht. »Ein Werk wird zur Welt gebracht: hier zeugte das Weib, was der Mann gebar«. So ganz zwecklos, ohne ein Bleibendes zu hinterlassen, ohne alle Ewigkeit, für menschliche Weisheit sinnlos, verraucht die Sinnlichkeit des Weibes nicht. Ein Meteor währte einen Augenblick; aber sein Glanz bleibt im Blick des schöpferischen Auges.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

4. Jahrgang Heft 1 — Juni 1910

März

Halbmonatsschrift für deutsche Kultur

Begründet von Albert Langen

Herausgeber:

Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Kurt Aram

Verlag von Albert Langen in München

Jährlich erscheinen 24 Hefte

Preis des einzelnen Heftes 1 Mark 20 Pfennig
Im Abonnement das Vierteljahr (6 Hefte) 6 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter

Korffs Cacao
Korffs Chocolade

Bureau für Österreich:

Wien, VI. Mariahilferstrasse 117

Verlag F. HARNISCH & Co., Berlin W 57

DR. REBAJOLI's Italienische Unterrichts-Methode für Schulen

rbuch der italienischen Sprache. I. Stufe. Geb. Mark 2,— (Für Anfänger)
II. Stufe. Geb. Mark 4,— (Für Vorgeschrittene)

DR. REBAJOLI'S Autodidakt

ostunterrichts-Methode in fremden Sprachen. Gebunden Mark 10,—

Marin enthaltenen 33 italienischen Gespräche sind auf 33 doppelseitigen Grammophonplatten übertragen worden, die durch den Verlag zum Preise von à 3 Mark zu beziehen sind.

DIE FACKEL

Herausgeber **KARL KRAUS**

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	K 4.50
	36	„ „	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	Mk. 4.—
	27	„ „	„ 6.—
	36	„ „	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Inhalt der vorigen Doppelnummer 296—297, 18. Februar 1910: Josef Schöffel. Von Karl Kraus. — Die ‚Arbeiter-Zeitung' und die Taussig-Cliquen. — Baron Frangart und der Bajazzo. Von Karl Borromaeus Heinrich. — Wanderers Lied. Von Albert Ehrenstein. — Bücher. Von Ludwig Ullmann u. a. — Glossen. Von Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus

NR. 300 ERSCHIENEN AM 9. APRIL 1910 XI. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

Sprüche. Von Richard Dehmel. — **Eingebildete Kranke.** Von August Strindberg. — **Judas Iscbarioth.** Von Peter Hille. — **Widmung.** Von Peter Altenberg. — **Lied.** Von Arnold Schönberg. — **Eine Zeichnung von Pascin.** Von Otto Stoessl. — **Aufruf an die Wiener.** Von Adolf Loos. — **Ein Brief** von Ferdinand Kürnberger. — **Pro domo et mundo.** Von Karl Kraus. — **Ein Gruß** von Stanislaw Przybyszewski.
(In der Beilage ein Register der Autoren und Beiträge, verfaßt und eingeleitet von Ludwig Ullmann.)

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER EINZELNEN NUMMER 30 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL' WIEN—BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE 5

DIE VORLESUNG KARL KRAUS

findet **Dienstag** den **3. Mai, 1/2 8 Uhr abends, im Festsaale des Ingenieur- und Architekten-Vereines, I. Eschenbachgasse 9** statt. Der Zutritt ist auf geladene Gäste beschränkt. Einladungen werden nach vorheriger schriftlicher Anmeldung unter Angabe der gewünschten Kartenkategorie bei stud. phil. Em. Jedlinsky, IX. Müllnergasse 3, zugesandt. Karten zu K 10, 6, 4, 2 und Studentenkarten zu K 1. Die Ausgabe der Karten auf Grund der Einladungen erfolgt vom 18. bis 25. April inklusive, jeweils in der Zeit von 1/2 7—1/2 8 Uhr abends im Lokale der Buchhandlung A. Schönfeld, IX. Universitätsstraße 8. Die Vorlesung findet zu Gunsten des Asylvereines für Obdachlose statt. Die Karten sind nicht übertragbar.

Das Programm dürfte enthalten:

GEGEN HEINRICH HEINE

(Aphorismen zum Sprachproblem)

DIE CHINESISCHE MAUER

Im Verlage **Jahoda & Siegel**, Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3 erschien:

KARL KRAUS

Von **ROBERT SCHEU**

(Mit einem Bildnis)

Preis 80 Heller (80 Pf)

In zweiter Auflage erschien:

SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT

Erster Band der Ausgewählten Schriften von **Karl Kraus**

Broschiert . . M 6.– **Ganzleinen . . M 7.25**

(L. Rosner, Wien und Leipzig)

KARL KRAVS

SPRVECHE VND WIDERSPRVECHE

Verlag ALBERT LANGEN München

BROSCHIERT M 3.50, IN LEINEN GEB. M 4.50, IN HALBFRANZ GEB. M 7.5

Die Fackel

Nr. 300 | ENDE MÄRZ 1910 erschienen am 9. April | XI. JAHR

Sprüche

Von **Richard Dehmel**

Was bedeutet »nicht lange fackeln«?
Das bedeutet: Wenn Mauern im Feuer wackeln,
dann nimm nicht erst die Spritze zur Hand,
sondern wirf noch Flammen in den Brand!

•

Siege oder Niederlagen:
immer gilt es, neu zu wagen.

•

Und trotzt er noch so starr, der ewige Firn,
wir setzen doch den Fuß auf seine Stirn.
Uns hat Natur zur Höhe berufen,
uns fügt sich jeder Berg zu Stufen.

•

Wir stehen mit der ganzen Welt,
mit jedem Stäubchen, das uns ins Auge fällt,
auf Du und Du.
Nur zu gewissen Tieren,
die kritisch über die Natur parlieren,
sagen wir »vous«;
da drückt uns Alle der Menschenschuh.

•

Scharfrichtert ihr nur immer feste!
Ich hab eine gutgefutterte Weste;
die läßt in mein Herz nur Liebespfeile.
Schon mancher schnitt sich am eignen Beile.

•

Ich gönne jedem fremden Wicht
sein Teilchen Erde nebst Himmelslicht;
aber will er mir meins wegschinden,
soll er die Hölle bei mir finden.

*

Manches Auge schwelgt im Grauen,
manches wühlt sich bis zur Qual
in ein Farbenbacchanal,
aber jedes will einmal
hochgemut ins Blaue schauen.

Eingebildete Kranke*)

Von **August Strindberg**

Ich habe drei Blinde gesehen, die ich nicht für blind halte. Zwei vergaßen sich und grüßten mich auf der Straße, als ich einen großen Erfolg hatte.

Auf einen ausgesprochenen Erfolg erlebt man recht eigentümliche Erscheinungen. Für mich ist der Erfolg mehr etwas Negatives; der Druck hat für eine Weile aufgehört; ich selber habe keinen positiven Genuß davon, aber ich übe auf andere eine beinahe pathologische Anziehung aus. Man wird gegrüßt und gesucht, als habe man Sonnenschein zu bieten; die neulich bei einem Fiasko geflohen, sind wie eine umgekehrte Hand.

Während einer solchen kurzen Periode grüßten mich die beiden Blinden.

---

*) Aus dem schwedischen Manuskript. Die Buchausgabe der Bekenntnisse erscheint erst 1911.

Jetzt will ich von dem dritten sprechen. Bei einem Theater dritten Ranges in Berlin gab es einen Schauspieler, der als Komiker engagiert war, ohne es zu sein. Er schien mir ein Choleriker zu sein und er war trocken und hart; ich verstand nicht, wie man ihn für einen Komiker halten konnte. Ich hielt ihn nicht einmal für einen Schauspieler, denn er war nie die Rolle; er hielt Vorlesung oder predigte, war unerträglich mit einem Wort. Aber er hatte einen Namen und »zog«. Darum wurde er eines Tages von der ersten Bühne Berlins engagiert, um begraben zu werden. Das verstand er aber nicht, sondern glaubte, sein Talent habe ihn dahin gebracht und der Kamm schwoll ihm. Zuerst bekam er eine Charakterrolle, war aber ebenso unerträglich wie früher. Die Kritik wollte nicht an ihn heran, aber das Publikum drehte ihm den Rücken.

Schnell ging es abwärts. Und er, der eben seine früheren Kameraden von dem Theater dritten Ranges verschmäht hatte, fühlte jetzt, wie alles zusammenstürzte, ohne daß ihm die Möglichkeit zu einem Rückzug blieb.

Eines Tages erschien er als Blinder auf den Straßen, von seinem Sohn geführt. Es sollte schön aussehen, aber das konnte ich nicht finden; es war etwas Posierendes, Theatermäßiges dabei, das meinen Ekel erregte.

Aber er hielt sich eine Zeit lang beim Theater, obwohl ich nicht verstand, wie er auftreten konnte.

Dann ging ich mehrere Jahre fort. Als ich zurückkam, fragte ich nach ihm.

— Ja, er wohnt hier gleich nebenan und ist nun ganz blind.

Ich wohnte im Westen von Berlin, und auf den großen leeren Straßen ging ich des Morgens spazieren.

Eines Tages kam ich früher als gewöhnlich hinaus.

Auf dem Trottoir vor einem großen Haus mit Balkonen ging mein Schauspieler, allein, ohne Stock.

Als er mich von weitem »erblickte«, blieb er stehen, machte einen krummen Rücken, kriegte einen Schrecken und ging zur Haustür hinein.

— Er hat mich gesehen, und von weitem, also ist er nicht blind, sagte ich.

Einige Jahre habe ich dort gewohnt, bin so früh wie möglich ausgegangen, habe ihn aber nicht mehr gesehen. Er war lebendig in sein Grab gegangen!

Wenn ich versuche, seine Geschichte auszurechnen, so beginne ich mit der Schulkrankheit. Man hatte eines Tages ein solches Grauen vor der Schule bekommen, daß man sich krank wünschte, und so wurde man es, aber nicht ganz.

Als die eingebildete Erhöhung zu schwinden anfing, und er nicht wieder klein werden wollte, übertrug er den Schlag auf ein anderes Gebiet. Mitleid, Interesse meinetwegen, aber nicht als durchgefallener Schauspieler!

Fünfzehn Jahre hat er wohl alle erdenkliche Marter erlitten, da er sich selber zum Dunkel verurteilt und Abschied vom Leben genommen hat.

Ich vermute, daß er gottlos ist, sonst hätte er einen anderen Ausweg für die Resignation gewählt. Zuweilen frage ich mich auch, ob er schließlich blind geworden ist dadurch, daß er sich und andern einbildete, daß er es sei. — —

Ein anderer Schauspieler bildete sich und andern ein, schon in den 1850er Jahren, er habe Schwindsucht. Er lebte dann noch 47 Jahre und starb im Alter von 70 Jahren. Ich traf ihn bei einem nächtlichen Fest, als er 60 Jahre alt war. Er sprach nur von seiner Schwindsucht, von der ich damals seit 30 Jahren hatte sprechen hören. — —

Ein Arzt hat mir gesagt, Krankenhäuser und Sanatorien seien meistens voller Patienten, die gesund sind, es aber angenehm finden, gefüttert und gepflegt zu werden und »daliegen und Romane lesen« zu

können. Auch deshalb habe ich nie die Schwindsuchtmarke gekauft, bin auch nicht in den Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose eingetreten.

Eigentümlich ist, daß ich mit 60 Jahren niemals einen Schwindsüchtigen gesehen habe, weder unter Freunden noch Bekannten.

Ich habe schließlich aufgehört, an Schwindsucht zu glauben.

Aber in den sechziger Jahren hatte noch jeder Mensch Schwindsucht, obgleich sie dann siebzig Jahre alt wurden; was unnatürlich ist!

Die Schwindsucht wurde in den 1820er Jahren von den Romantikern erfunden und scheint eher zur Literatur zu gehören als zur Medizin.

Aber es gab eine ganze Menge »nervöse Krankheiten«, die nicht eingebildet in gewöhnlichem Sinn genannt werden können.

Es gibt »grossesse nerveuse« oder Schwangerschaft mit allen Symptomen, die den Spezialarzt täuscht und sich schließlich als nichts herausstellt.

Im Krankenhaus liegen Menschen mit allen Symptomen des Rückenmarkleidens und sterben im Glauben an Tabes; aber bei der Obduktion zeigt sich keine einzige Läsion des Rückenmarkes noch sonst eine krankhafte Veränderung im Körper.

Alle hysterischen Leiden sind in den »Nerven«, haben keine Wirklichkeit, sind Wahrnehmungen, folglich psychisch. Die hysterische Kugel, Clavus hystericus, Arthropathia hysterica sind alle bekannte Erscheinungen ohne krankhafte Veränderungen, müßten also zu den Geisteskrankheiten gerechnet werden. Sie sind wohl Krankheiten auf einer andern Ebene, haben aber dieselbe Wirkung.

Heute ist die geheimnisvolle Blinddarmentzündung als Epidemie aufgetreten. Man hat Kranke aufgeschnitten, die nicht die Krankheit gehabt haben; und man hat sogar einen Patienten geöffnet, der überhaupt keinen Blinddarm besaß.

Wenn man von Einbildung in diesem Fall spricht, was meint man damit?

Niemand geht wohl kaltblütig zu Wege und bildet sich ein, daß er diese Krankheit hat, sondern er wird wohl von der Vorstellung ergriffen wie von einem gebieterischen Zwang.

Dann spricht man von Zwangsvorstellung, das ist aber bloß der Name einer Tatsache. Und ich stehe auf und frage: Wer ist der Zwinger? Wo ist er? Was will er?

Und damit ist die Frage vom Niveau der Medizin und Psychiatrie auf eine höhere Ebene gehoben, wo man den Doktor medicinae hinter sich, unter sich läßt und, wenn man klug ist, den einzigen Arzt sucht, der »nervöse Krankheiten« und »Zwangsvorstellungen« heilen kann.

Ich habe ihn gesucht, als alle andern Ärzte mich nicht zu heilen vermochten, und Er hat mir geholfen, Er allein!

Judas Ischarioth *)

Von **Peter Hille**

Judas war kein Jünger. Nichts von innen heraus bei ihm, kein Verlangen nach einem besseren, sittlich gefesteten Wesen, zu dem es erst die reinen Unbefangenen und später die Lastermüden trieb. Judas war trotz der nahen Gemeinschaft ein Bedienter, ein Lakei des »Herrn«, denn »er hatte den Beutel«.

*) Aus dem bisher unveröffentlichten Mysterium Jesu, das im Nachlasse des Dichters gefunden worden ist.

Er war sein Hausmeister geworden in der Voraussetzung, daß der faszinierende Lehrer etwa wie ein reisender, berühmter Virtuose gewaltigen, widerstandslos zahlenden Zulauf hat. Und dieses Virtuosen Impresario wollte er sein.

Die andere gewaltigere Seite des Wundertäters hatte er nie im Auge gehabt. Nur die für seinen Zweck.

Und als sich Ischarioths Voraussetzung nicht verwirklichte, mußte er auf andere Weise an seinem Herrn verdienen. Der Zorn auf die in den Augen dieses »vernünftigen« Menschen geradezu ruchlose Verschwendung so vieler Gelegenheiten verwirrte und erregte ihn.

Nach der von seinem göttlichen Meister ausdrücklich gebilligten entsetzlichen Verschwendung der Maria Magdalena ward ihm die Empörung des gesunden Menschenverstandes zu viel, und er ging hin in seiner kalten beleidigten Leidenschaft des Geldes und beging das Ungeheuerliche. Er war gestört in seinem Idealismus, dem einzigen, dessen diese metallische Seele fähig war.

Ischarioth war ein zäher, fester Philister, ein unerschütterlicher.

Er hatte keine Phantasie, keinen Wertblick, und kein Voraussehen. Erst die grellsten Tatsachen konnten ihn überzeugen. Dann, als es zu spät war, enthüllte sich die gute sittliche Seite.

Nun wäre er ein guter Jünger geworden. Seine Judasnatur war weggenommen und mit ihrer Endhandlung erledigt. Ein anderer wäre auch dann noch unter gutem Einfluß gut geworden, biegsam und nicht gespannt, aber kein Mensch hat zwei Naturen, mindestens nicht ganz entwickelt, nacheinander.

Zu spät, sein Amt war abgeschlossen und hatte abgeschlossen. Am Kleinlichsten war das Höchste vernichtet, irdisch vernichtet . . . Weltsymbol.

* * *

Widmung

(Sommerabend in Gmunden)

Von **Peter Altenberg**

Wir, die nicht genug haben an den Taten des Alltages, wir Ungenügsamen der Seele, wir wollen unseren rastlosen, enttäuschten und irrenden Blick richten auf die Wellen-Symphonien des Sees, auf den Frieden überhängender Weidenbäume und die aus düsterem Grunde steil stehenden Wasserpflanzen!

Auf die Menschen wollen wir unsern impassiblen Blick richten mit ihren winzigen Tragödien und ihren riesigen Lächerlichkeiten; mit düsterer Verachtung wollen wir nichts zu tun haben und mildes Lächeln soll der Panzer sein gegen ihre Armseligkeiten!

Dem Gehen edler anmutiger Menschen wollen wir nachblicken, dem Spiele adeliger Gebärden und der Noblesse ihrer Ruhe! Ein Arm auf einer Sessellehne, eine Hand an einem Schirmgriff, das Halten des Kleides bei Regenwetter, süßes Bacchantentum bei einem Quadrille-Finale, wortloses Erbleichen und wortloses Erröten, stummer Haß und stummes Lieben, und alles Auf und Ab der eingeschüchterten und zagen Menschenseele — — das, das Alles wollen wir Stunde um Stunde in uns hineintrinken und daran wachsen!

Rastlos aber, vom Satan Gejagten gleich, stürmen die Andern enttäuschungsschwangeren Zwecken entgegen und ihre Seele bleibt ungenützt, verdirbt, schrumpft ein, stirbt ab!

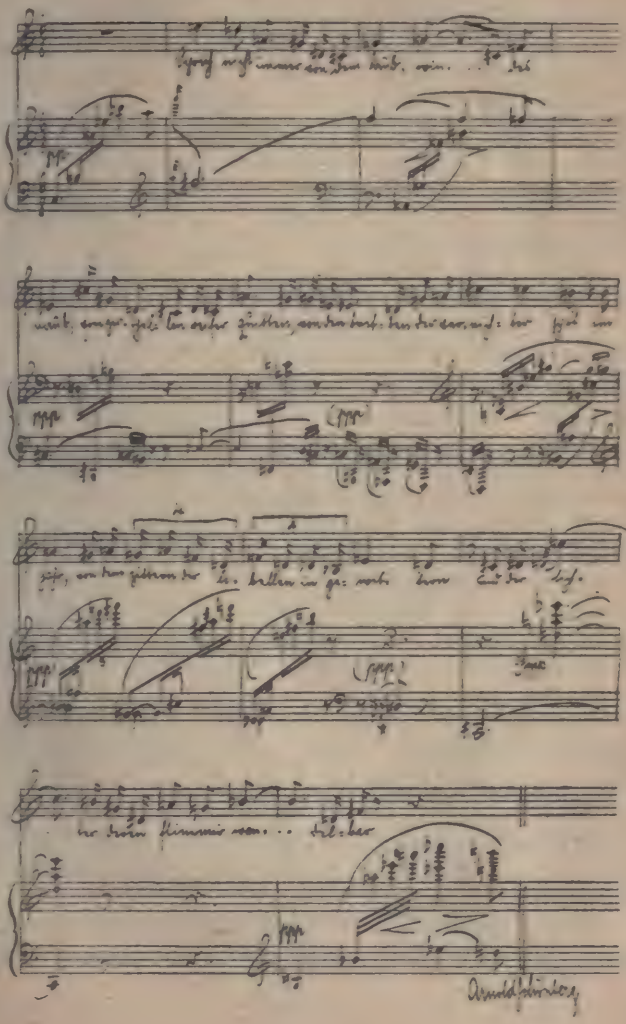
Jeder Tag bringt einen Abend und in der Bucht beim Toscana-Garten steht Schilf, und Weiden und Haselstauden hängen über, ein Vogel flüchtet und alte Steinstufen führen zu weiten Wiesen. Nebel zieht herüber, Du lässest die Ruder sinken und Niemand, Niemand stört Dich!

* * *

Lied

Von **Arnold Schönberg**

Nr. 1 aus „Das Buch der hängenden Gärten" Gedichte von Stefan George



Eine Zeichnung von Pascin

Von **Otto Stoessl**

Ein befreundeter junger Maler zeigte mir eine unlängst aus Paris mitgebrachte Federzeichnung von Pascin, dessen krause Blätter bereits aus dem ‚Simplicissimus' bekannt sind. Sie geben wüste Gesellschaften französischer Kneipen, Dirnen und Zuhälterfiguren mit einer naturalistischen Romantik wieder, welche den Gegenstand sowohl durch die inständige und dabei leichte Behandlung, als auch durch einen ruhigen Humor in einer geistigeren Athmosphäre aufhellen.

Das außerordentliche Blatt, von welchem ich hier einiges sagen will, schildert nicht die typischen Örtlichkeiten und Figuren, wie die andern im ‚Simplicissimus' veröffentlichten, sondern bewegt sich in einem willkürlichen Vorstellungs- und Stimmungsraum. Seine Phantasie erhöht hier die groteske Wiedergabe des unmittelbar Gegebenen durch die Laune der Anordnung, indem die Gestalten wunderlich naiv und überraschend gruppiert, in einen barocken Zusammenhang gebracht sind, der einer kühnen und dem Gehör bald einleuchtenden Harmonie gleicht. Das Wirkliche erschimmert unversehens in einem fremden Zauber. Diese Fähigkeit, derber Realität die Märchenhaftigkeit spielerischer Lebensfülle mitzuteilen, macht immer den höchsten künstlerischen Reiz und Sinn einer Darstellung aus.

Begreiflich, daß Weiber den Gegenstand der Komposition bilden, denn die Anschauung des Mannes, gar des Malers wird von der durchwaltenden Geschlechtlichkeit auf die natürlichste Weise bestimmt, alles Weibliche als das Grundfremde und Grundbegehrte selbst in seiner einfältigsten Existenz märchenhaft zu erhöhen.

Drei Gruppen sind hier vereinigt. Ihr Zusammenspiel ergibt den Inhalt und die Stimmung der ganz launen-

haften und sinnvollen Schöpfung, der es weiter keinen Eintrag tut, daß die Teile vielleicht ursprünglich einzeln, jeder an eine freie Stelle des weißen Papiers gesetzt worden sind und erst durch ihr zufälliges Beieinandersein und Ausfüllen des Raumes den schließlichen Eindruck eines geordneten Ganzen, eines Bildes machen. Auch die Harmonie manches Gedichtes wird gelegentlich einem solchen Ineinandergehen von Motiven verdankt, welches dann unlöslich bleibt.

Zwei große weibliche Gestalten stehen links im Vordergrunde und bedecken fast die ganze Höhe des Blattes. Eine nackte, magere Schwarzhaarige, deren Arm in nervöse, lange, zierliche Finger ausläuft und in sachter Krümme am Schenkel liegt, ist von der Seite gesehen, während ihr Kopf nach links gedreht, uns die Gebärde völlig entzieht, so daß man nur aus dem feinknöcheligen, selbst in der Ruhe gespannten und gleichsam schwingenden Körper auf jene unregelmäßigen Züge schließt, die unter dem Schwall des dunkeln Haares den Reiz ihrer willkürlichen Bildung üben. Die Blonde neben ihr quillt in üppigster Weiblichkeit so breit über, daß ihre Beine nur gekrätscht die Last des strotzenden Körpers tragen können. Ein getigertes Tuch hüllt die angenehme, dem Beschauer zugekehrte Rückenseite von den Schultern abwärts, jedoch sinnig genug, nur bis zum Gesäß ein. Ihr Gesicht ist in leiser Gegenwendung zur Mageren gekehrt, man würdigt eben die belanglose Anmut der Stirne und Nase und des angedeuteten Blickes. Mit zarter Feder in den einfachsten Umrissen hingeschrieben, nur da und dort durch andeutende Kurven der Schenkelwölbung, der Kniebuchten und Knöchel, der Wirbellinie, leise betont, vergegenwärtigen diese schwarzen Konturen Farbe, Temperament, Inkarnat und sondern zwei Wesen mit äußerster Bestimmtheit. Die Schwarze und die Blonde, scharf und zierlich die eine, behaglich, gutmütig, eine rechte Milchmutter die zweite,

scheinen angelegentlich das bewegte Spiel der übrigen zu betrachten.

Unmittelbar vor ihnen, im äußersten Vordergrunde rechts turnt ein nacktes Frauenzimmer, auf die Arme gestützt, das linke Bein nach hinten gestreckt, das andere im Knie wagrecht eingezogen. Vom Haupt, das durch den Arm verborgen wird, sieht man nur das Haar in einer schmalen Welle zu Boden strömen. Die Heftigkeit der dem angespannten Leibe abgerungenen Akrobatenübung, die gestrafften Brüste, das eigentümliche Gegeneinander der Körperteile, deren jeder dem andern widerspricht, wirken so verblüffend, daß man das furchtbare Erstaunen eines kleinen Köters würdigt, der diese unnatürliche Kraftentfaltung, ganz und gar widrige weibliche Lage, das verdrießliche Vergnügen eines solchen emanzipierten Berufes entrüstet anklafft.

Im Hintergrunde, rechts oben, gleichsam vor der Rückwand eines Raumes tobt eine nackte Weiberjanitscharenbande. Eine fette, muskulöse, hintenübergebeugte Vettel mit gespreizten Beinen schlägt Tamburin, eine knabenhaft magere im Tanz Trommel, während eine heitere urgemein auf den weit auseinander klaffenden Beinen hockt und fiedelt. Ihr ausgespieltes Geschlecht scheint zur geilen Geige aufreizend mitzumusizieren.

Man wird vielleicht aus dieser Beschreibung der merkwürdigsten Gesellung das Zusammenklingen des Ganzen vermuten, welches eine höllisch-paradiesische Weibereintracht mit läßlichem Humor darstellt. Indem hier ruhig Zuschauende, da eine zur äußersten Leibesanwendung Gezwungene, dort Tanzende, Kauernde, Taumelnde beisammen verweilen, scheinen in einer sinnvollsten Verkürzung alle weiblichen Möglichkeiten und zugleich ihr Reflex in dem männlichen Geist des Künstlers wiedergegeben.

Unwillkürlich fällt einem zu dieser äußerst

weltlichen Komposition ein gewagtes, frommes Gegenbild und Beispiel ein, indem man sich gewisser altitalienischer Gemälde erinnert, welche, »Konversazionen« genannt, verschiedene Heilige in ruhevoller, würdiger Betrachtung, jeden mit seinem bezeichnenden Symbol ausgestattet. in einer Säulenhalle oder idealen Landschaft in ähnlicher Zusammenfassung männlicher Geistigkeit märchenhaft vereinigen, wie dies hier mit Frauenzimmern geschieht, die ihre Erdennähe und natürliche schicksalhafte Ungebundenheit aufs selbstverständlichste entfalten. Auch die wunderbare, innerste Beziehungslosigkeit dieser Figuren, die, wie die Menschen im Leben bei der dichtesten Geselligkeit einander nie durchdringen und, mögen sie noch so eng beisammen tanzen, turnen, hocken, schreien, singen, schauen, ja Leib an Leib stehen, doch genau eine Welt voneinander entfernt bleiben, entrückt das Zufallsspiel dieses Blattes, seine Wirklichkeitsnähe zugleich in das Überall und Nirgends, in die einfältige Einsamkeit.

* * *

Aufruf an die Wiener

geschrieben am Todestage Luegers

Von **Adolf Loos**

Mit ihm wird der Schutzherr der Karlskirche zu Grabe getragen.

In ihm lebte die Idee Karls VI., der mit der Kirche einer großen, breiten Avenue, die sich vom Schottentor über den Josefsplatz nach der Wieden erstrecken sollte, einen Abschluß geben wollte.

Der Bau der Ringstraße hat diese Idee vereitelt. Anlage und Stellung der Kirche, ihre — nicht

durch den Grundriß gerechtfertigte — frontale Ausdehnung, die mit dem ernüchternden Innenraum im stärksten Gegensatze steht, zeigt uns deutlich, daß ein Straßenabschluß geschaffen werden sollte, zu dem das Gotteshaus nur als Vorwand diente.

Die alte Grundidee war nicht mehr durchzuführen. Wir haben zu allerletzt ein Recht, den Erbauern der Ringstraße einen Vorwurf zu machen. Wir selbst haben ja zum Beispiel das alte Projekt Maria Theresias, die durch die Anlage von Gebäudekeulen den Enkeln Gelegenheit geben wollte, die Praterstraße in das Herz der Inneren Stadt zu führen, — mit der Riehl-Avenue — fallen gelassen.

Lueger, und mit ihm die Einsichtigen wollten der Karlskirche geben, was ihr gebührt, was sie braucht.

Die Karlskirche braucht zu ihrer Fassung große, horizontale Flächen und Linien. Die kann nur ein öffentliches Gebäude schaffen. Die Wiener aber meinen, daß das öffentliche Gebäude vor die Stadt gehört.

Man hat wohl nur aus Versehen die Hofmuseen nicht auf die Schmelz gebaut. Sonst würden sich heute an ihrer Stelle Zinshäuser erheben.

Der Schutzpatron des Baugedankens der Karlskirche, der Mann, der die Macht hatte, den Vandalismus, der der Kirche und dem Stadtbild droht, abzuwehren, ist gestorben.

Es besteht kein Hindernis mehr, daß der Wiener Geschmack seinen Willen durchsetzt und das Museum auf die Schmelz kommt.

Aber auf dem bereitgehaltenen Platze werden sich drei Zinshäuser erheben.

Und nun erlasse ich einen Aufruf an die Wiener: Spendet Geld für eine Tafel!

Ich rufe alle Wiener auf, damit eine Ehrentafel auf das mittlere Zinshaus komme, auf welche die Namen aller zum ewigen Gedächtnis eingemeißelt werden, deren hingebungsvollem Wirken in

Wort und Schrift der Bau dieser drei Zinshäuser zu verdanken ist.

Die Geldspenden brauchen nur klein zu sein, denn es gibt so viele Wiener und eine Tafel kostet nur so wenig.

Zu jeder Spende möge der Name des Mannes genannt werden, der sich um den Bau dieser drei Zinshäuser verdient gemacht hat.

Aus diesen Namen soll dann eine Auswahl getroffen werden.

Wer von ihnen ehrlich für den Gedanken der Zinshäuser eingetreten ist, wird mit Stolz seinen Namen auf der Gedenktafel lesen.

* * *

Ein Brief*)

von **Ferdinand Kürnberger**

Lieber Verehrter

Ist das Mödlinger Rathaus abgebrannt, oder wird es umgebaut, oder was geschieht sonst mit der Curie Ihrer Regierung, daß die erhebendsten Justizakte nicht mehr am Sitz der Themis, am Thron der Gerechtigkeit, sondern in einem gegenüberliegenden, ad hoc sich darbietenden Nachbarhause zwar würdig und gediegen, aber ohne den feierlichen Cultus offizieller Urteilsvollstreckung in puritanischer Schmucklosigkeit abgehalten werden? Der Mödlinger Blutbann ist ja ein bescheidener Classiker, daß er seine besten Werke so anonym veröffentlicht, ja kaum veröffentlicht, denn sein Verleger, Mr. Lynch,

*) Dieser Brief an Joseph Schöffel, auf den sich dessen in Nr. 298/99 veröffentlichtes Schreiben vom 7. Juli 1878, der Bericht über die Verprügelung eines Revolverjournalisten durch einen Schlosser, bezieht, hat sich soeben in Mödling — nicht im Nachlasse Schöffels — gefunden.

scheint nur einen einzigen Bürstenabzug von dem genialsten aller Strafgesetz-Entwürfe gemacht zu haben. Oder sagt man diesmal nicht Bürstenabzug, sondern Hosenabzug? Wie war's doch? Ach, meine Fantasie ist ganz bei der Sache. Nie haben die schönsten weiblichen Hemisphären geistig und sittlich mich so intensiv beschäftigt, als mein inneres Auge Tag und Nacht sich an jenen unschöneren Hemisphären weidet, auf welche sich die hehre Göttin mit Schwert und Wage diesmal in so wuchtiger Seßhaftigkeit niedergelassen hat. »Welcher Unsterblichen soll der höchste Preis sein?« Goethe würde heute nicht mehr so fragen, er würde sagen: der Mödlinger Themis!

Was aber besagte Hemisphären betrifft, so hoffe ich, die Großcommune Mödling schickt sie frisch von der Mache her auf die Pariser Weltausstellung, denn die Leistung ist monumental! Ich wüßte nichts, was Europa im Allgemeinen und Mödling im Besondern zum modernsten Fortschritt des Appretur-Verfahrens Gelungeneres ausstellen könnte, als zwei so echtgefärbte, noch bis ins Grab hinein echtfärbig durchgebläute Hemisphären!

Eine Preis-Medaille für Mödling!

In solchen Augenblicken fühle ich meine Sprache ohnmächtig und meine Feder stumpf. Könnte ich Sie lieber persönlich sehen! Kommen Sie doch einmal in meine Arme! Was hindert Sie? Der Reichsrat? Er ist soeben im wohltätigsten Stadium seiner Thätigkeit angelangt, — er hat Ferien. Die Mödlinger Regierungssorgen? Auch Lykurg hat regiert, aber er ging hierauf 10 Jahre außer Landes, um die Güte seiner Institutionen an seiner eigenen Abwesenheit zu erproben. Sie haben Ihren Staat auf so ehernen Grundsäulen der Weisheit und des Rechtes aufgebaut, daß diese Lykurgus-Probe einer ehrenvollen Selbstverbannung schon längst auch Ihr Recht, ja Ihre Pflicht geworden ist.

Also fort von den Städtebewohnenden Menschen und ausgerastet unter den Thieren! Auf nach Steiermark!

Ihr altgetreuer
Ferdinand Kürnberger
Gratz, Beethovenstraße 19.

30. Juni 78.

Pro domo et mundo

Von **Karl Kraus**

Die meisten Schreiber sind so unbescheiden, daß sie immer von der Sache sprechen, wenn sie von sich sprechen sollten.

•

Ich habe es so oft erlebt, daß einer, der meine Meinung teilte, die größere Hälfte für sich behielt, daß ich jetzt gewitzt bin und den Leuten nur noch Gedanken anbiete.

•

Die Sprache Mutter des Gedankens? Dieser kein Verdienst des Denkenden? O doch, er muß jene schwängern.

•

Ein Werk der Sprache in eine andere Sprache übersetzt, heißt, daß einer ohne seine Haut über die Grenze kommt und drüben die Tracht des Landes anzieht.

•

Man kann einen Leitartikel, aber kein Gedicht übersetzen. Denn man kann zwar nackt über die Grenze kommen, aber nicht ohne Haut, weil die im Gegensatz zum Kleid nicht nachwächst.

*

Ein Edelmann deutscher Prosa erläßt ein Manifest demokratischen Denkens. In einem Almanach, den ein sozialpolitisches Komitee in Lausanne herausgibt, ist es erschienen, und Voltaire behält darin wieder einmal Recht gegen Goethe. Dieser ohne Menschlichkeit, sieht »aus der gespensterhaften Höhe, wo die deutschen Genien einander vielleicht verstehen, unbewegt auf sein unbewegtes Land hinab«. Voltaires Stimme, noch in Zola lebendig, befeuert das Tempo der Freiheit und Wahrheit. Fanatiker singen auf dem Hügel von Valmy die Marseillaise, Goethe »wendet sich ab und verachtet«. Mit seinem Namen »decken faule Vergnüglinge ihr leeres Dasein«, es gibt keine Kultur ohne Menschlichkeit . . . Der Bekenner ist Heinrich Mann. Also hat Goethe selbst dem Börne die Hand geführt, als er sie gegen Goethe erhob. — Ich aber glaube, daß im Kunstwerk aufgespart ist, was die Unmittelbarkeit geistiger Energien vergeudet. Nicht die erste, sondern die letzte Wirkung der Kunst ist Menschlichkeit. Goethes Menschlichkeit ist eine Fernwirkung. Sterne gibt es, die nicht gesehen werden, solange sie sind. Ihr Licht hat einen weiten Weg, und längst erloschen leuchten sie der Erde. Sie sind den Nachtbummlern vertraut: was kann Goethe für die Ästheten? Es ist ihr Vorurteil, daß sie ohne sein Licht nicht nach Hause finden. Denn sie sind nirgend zu Hause und für sie ist die Kunst so wenig da, wie der Kampf für die Maulhelden. Auch der Ästhet ist zu feig zum Leben; aber der Künstler geht aus der Flucht vor dem Leben siegreich hervor. Der Ästhet ist ein Maulheld der Niederlagen; der Künstler steht

ohne Anteil am Kampf. Er ist kein Mitgeher. Aber seine Sache ist es nicht, mit der Gegenwart zu gehen, da es doch Sache der Zukunft ist, mit ihm zu gehen. Und soll Heinrich Manns Prosa eine Marseillaise entfesseln, damit man Heinrich Manns Prosa nicht mehr hört?

*

Es ist aber immer noch besser, daß die Künstler für die gute Sache, als daß die Journalisten für die schöne Linie eintreten.

*

Wenn den Ästheten die Gebärde freut, mit der einer aus der Staatskasse fünf Millionen stiehlt, und er es öffentlich ausspricht, daß die Belustigung, die der Skandal den »paar Genießern« bringt, mehr wert sei als die Schadenssumme, so muß ihm gesagt werden: Wenn die Gebärde dieser Belustigung ein Kunstwerk ist, so sind wir nobel und es kommt uns auf eine Million mehr oder weniger, die der Staat verliert, nicht an. Wenn aber ein Leitartikel daraus wird, so erwacht unser soziales Gefühl und wir bewilligen nicht fünf Groschen für das Gaudium. Wird nämlich aus dem Staatsbankerott ein Kunstwerk, so macht die Welt ein Geschäft dabei. Im andern Fall spüren wirs im Haushalt und verdammen die populäre Ästhetik, welche die Diebe entschuldigt, ohne die Bestohlenen zu entschädigen.

*

Die Idee, die unmittelbar übernommen und zur populären Meinung reduziert wird, ist eine Gefahr. Erst wenn die Revolutionäre hinter Schloß und Riegel sitzen, hat die Reaktion Gelegenheit, an der Entstofflichung der Idee zu arbeiten.

*

Journalisten schreiben, weil sie nichts zu sagen haben, und haben etwas zu sagen, weil sie schreiben.

*

Es gibt ebenso Journalisten der Stimmung wie es Journalisten der Meinung gibt. Jene sind die Lyriker, die heute dem Publikum ins Ohr gehen. Sie möchten sich unserer Verachtung dadurch entziehen, daß sie schützend den Reim vorhalten. Aber da fassen wir sie erst. Denn sie wehren sich gegen den Verdacht, Diebe zu sein, durch den Beweis, daß sie Betrüger sind.

*

Ein Original, dessen Nachahmer besser sind, ist keines.

*

Ein Reichtum, der aus hundert Hintergründen fließt, erlaubt es der Presse, sich an hohen Feiertagen den Luxus der Literatur zu leisten. Wie fühlt sich diese, wenn sie als goldene Kette auf dem Annoncenbauch eines Protzen glänzen darf?

*

Die Politik betrügt uns mit deutsch-österreichischen Sympathiewerten. Aber außer Trinksprüchen und Libretti gibt es nichts, was ein geistiges Einverständnis zwischen den Völkern bewiese. Diplomaten und Theateragenten sind um die Annäherung bemüht. Die draußen wissen denn auch von einem geheimnisvollen Reich, wo Itzig und Janosch den Ton angeben, und lieben uns für den Zuschuß von Husarenblut und Zigeunerliebe, den der Berliner Arbeitstag empfängt. Ein zwischen der Ringstraße und den Linden fluktuierendes Theaterjudentum bezeugt und vertritt unser Geistesleben vor Deutschland. Was sagt die Politik dazu, daß kein österreichisches Buch

hinauskommt, wenn es nicht in Musik gesetzt ist? Die Wiener Provenienz ist so odios, daß man sie nur den Erzeugnissen des Schwachsinns und der Lumperei verzeiht. An diesen erkennt man wenigstens den Ursprung und gibt die Echtheit zu. Aber welch übermenschliche Anstrengung kostet es, einem Kolporteur österreichische Literatur als Geschenk aufzudrängen! Was sagt die Politik dazu, daß die ‚Fackel', die längst danach ringt, in Österreich nicht mehr notorisch zu sein, nach elf Jahren erst das zu werden beginnt, was sie ist: eine deutsche Tatsache?

*

Die Zwischenaktsmusik verlangt nicht, daß man schweige, sie verlangt nicht, daß man höre, aber sie erlaubt, nicht zu hören, was gesprochen wird. Dummköpfe wollen sie abschaffen. Und sie ahnen nicht, wie sehr gerade sie ihrer bedürfen. Denn die einzige Kunst, vor der die Masse ein Urteil hat, ist die Kunst des Theaters. Aber eben nur die Masse. Wehe, wenn die Urteilssplitter im Zwischenakt gesammelt würden: sie ergäben kein Ganzes. Ohne die Zwischenaktsmusik könnten sich die einzelnen Dummköpfe vernehmlich machen, deren Meinung sich während des Spiels zum maßgebenden Eindruck und nach dem Spiel zum Applaus zusammenschließt. Die Zersplitterung zu verhindern, ist die Zwischenaktsmusik da, die im rechten Moment mit Tusch in die Dummheit einfällt. Auf die Qualität dieser Musik kommt es nicht an, nur auf das Geräusch. Die Zwischenaktsmusik dient dazu, das Lampenfieber des Publikums zu vertreiben. Ihre Gegner wollen sich selbst preisgeben.

*

Wie ungemäß die Literatur dem Theater ist, zeigt die Inkongruenz von szenischem Apparat und

der geistigen Geringfügigkeit seiner Anweisung: — »im Hintergrund stürzt der Kampanile ein.« An den stärksten Leistungen der Bühne hat der Autor das kleinste Verdienst: ein Federzug von dieser Hand, und neu erschaffen wird die Erde! (Wäre der Satz keine Dialogstelle, sondern eine szenische Bemerkung im Don Carlos, so würde man seine Richtigkeit erst erkennen.) Nun sind solche Taten dem Theater selbst nicht organisch. Aber hat der Autor vielleicht an der schauspielerischen Leistung höheren Anteil? Hundert Seiten Psychologie und Witz können verpuffen, bis endlich unter Applaus geschieht, was jener mit den Worten vorgeschrieben hat: »geht rechts ab und bricht an der Tür schluchzend zusammen«.

*

Wenn in einem Satz ein Druckfehler stehen geblieben ist und er gibt doch einen Sinn, so war der Satz kein Gedanke.

*

Das Wort hat einen Feind, und das ist der Druck. Daß ein Gedanke dem Leser der Gegenwart nicht verständlich ist, ist dem Gedanken organisch. Wenn er aber auch dem ferneren Leser nicht verständlich ist, so trägt eine falsche Lesart die Schuld. Ich glaube unbedingt, daß die Schwierigkeiten der großen Schriftsteller Druckfehler sind, die wir nicht mehr zu finden vermögen. Weil man bisher im Bann der journalistischen Kunstauffassung gemeint hat, die Sprache diene dazu, irgend etwas »auszudrücken«, so mußte man auch glauben, daß Druckfehler nebensächliche Störungen seien, welche die Information des Lesers nicht verhindern können. Den Stoff könnten sie nicht durchlöchern, die Tendenz nicht durchbrechen, der Leser erfahre, was der Autor gemeint hat, und dieser sei ein Pedant oder ein auf die äußere Form

bedachter Ästhet, wenn er mehr verlange. Sie wissen nichts von dem, was der Autor erlebt, ehe er zum Schreiben kommt; sie verstehen nichts von dem, was er im Schreiben erlebt: wie sollten sie etwas von dem ahnen, was sich zwischen Geschriebenem und Gelesenem ereignet? Dies Gebiet romantischer Gefahren, wo alle Beute des Gedankens wieder vom Zufall oder dem lauernden Intellekt der Mittelsperson abgenommen wird, ist unerforscht. Der Journalismus, dem dort aus einer freiwilligen Plattheit wenigstens eine unfreiwillige Drolligkeit entstehen mag, für die er dankbar sein sollte, spricht mit scherzendem Vorwurf von einem Druckfehlerteufel. Aber solche Seelen fängt er nicht. Sie leisten ihm ihren Tribut, es kommt ihnen nicht drauf an, denn ihr Reichtum ist unverlierbar. Arm ist der Gedanke. Er hat oft nur ein Wort, nur einen Buchstaben, nur einen Beistrich. Eine Tendenz lebt, auch wenn der Teufel ihr ganzes Gehäuse davontrüge. Wenn er aber an eine Perspektive nur anstreift, dann hat er sie auch geholt.

*

Das Zeichen der Künstlerschaft: Für sich aus dem Selbstverständlichen ein Problem machen und die Probleme der andern entscheiden; für andere wissen und sich selbst in die Hölle zweifeln; einen Diener fragen und einem Herrn antworten.

*

Vom Künstler und dem Gedanken gelte das Nestroy'sche Wort: Ich hab' einen Gefangenen gemacht und er läßt mich nicht mehr los.

*

Es gibt eine Originalität aus Mangel, die nicht imstande ist, sich zur Banalität emporzuschwingen.

*

Wer nicht Temperament hat, muß Ornament haben. Ich kenne einen Schriftsteller, der es sich nicht zutraut, das Wort »Skandal« hinzuschreiben, und der deshalb »Skandalum« sagen muß. Denn es gehört mehr Kraft dazu, als er hat, um im gegebenen Augenblick das Wort »Skandal« zu sagen.

*

Der längste Athem gehört zum Aphorismus.

*

Er meint nicht mich. Aber seine Unfähigkeit, sich so auszudrücken, daß er mich nicht gemeint hat, ist doch ein Angriff gegen mich.

*

Die Dorfbarbiere haben einen Apfel, den stecken sie allen Bauern ins Maul, wenns ans Balbieren geht. Die Zeitungen haben das Feuilleton.

*

Auch hängt noch über mancher Bauerntafel ein Klumpen Zucker, an dem sie gemeinsam lecken. Ich möchte lieber dort eingeladen sein, als ein Konzert besuchen.

*

Moderne Architektur ist das aus der richtigen Erkenntnis einer fehlenden Notwendigkeit erschaffene Überflüssige.

*

Kultur kommt von kolo, aber nicht auch von Moser.

*

Die anderen sind Reißbrettkünstler. Loos ist der Architekt der tabula rasa.

*

Kokoschka hat ein Porträt von mir gemacht. Schon möglich, daß mich die nicht erkennen werden, die mich kennen. Aber sicher werden mich die erkennen, die mich nicht kennen.

*

Der rechte Porträtmaler benützt sein Modell nicht anders als der schlechte Porträtmaler die Photographie seines Modells. Eine kleine Hilfe braucht man.

*

Der Dummkopf, der an keinem Welträtsel vorübergehen kann, ohne entschuldigend zu bemerken, daß es seine unmaßgebliche Meinung sei, heimst das Lob der Bescheidenheit ein. Der Künstler, der seine Gedanken an einem Kanalgitter weidet, überhebt sich.

*

Die Wissenschaft könnte sich nützlich machen. Der Schriftsteller braucht jedes ihrer Fächer, um daraus den Rohstoff seiner Bilder zu beziehen, und oft fehlt ihm ein Terminus, den er ahnt, aber nicht weiß. Nachschlagen ist umständlich, langweilig und läßt einen zu viel erfahren. Da müßten denn, wenn einer beim Schreiben ist, in den andern Zimmern der Wohnung solche Kerle sitzen, die auf ein Signal herbeieilen, wenn jener sie etwas fragen will. Man läutet einmal nach dem Historiker, zweimal nach dem Nationalökonomen, dreimal nach dem Hausknecht, der Medizin studiert hat, und etwa noch nach dem Talmudschüler, der auch das philosophische Rotwälsch beherrscht. Doch dürften sie alle nicht mehr sprechen als wonach sie gefragt werden, und hätten sich nach der Antwort sogleich wieder zu entfernen, weil ihre Nähe über die Leistung hinaus nicht anregt. Natürlich könnte man auf solche Hilfen überhaupt verzichten, und ein künstlerischer Vergleich behielte seinen Wert, auch wenn in

seiner Bildung die Lücke der Bildung offen bliebe und einem Fachmann zu nachträglicher Rekrimination Anlaß gäbe. Aber es wäre eine Möglichkeit, die Fachmänner des Verdrusses zu überheben und sie schon vorher einer ebenso nützlichen wie bravourösen Beschäftigung zuzuführen.

*

Nach der Entdeckung des Nordpols und nachdem sich wieder einmal gezeigt hat, wie leichtfertig die Menschheit wissenschaftliche Verpflichtungen eingeht, hat sie es wohl verdient, wegen weltgerichtlich erhobenen Schwachsinns unter die Kuratel der Kirche gestellt zu werden.

*

Und wenn die Erde erst ahnte, wie sich der Komet vor der Berührung mit ihr fürchtet!

*

Die christliche Moral hat es am liebsten, daß die Trauer der Wollust vorangeht und diese ihr dann nicht folgt.

*

Der Unterschied zwischen der alten und der neuen Seelenkunde ist der, daß die alte über jede Abweichung von der Norm sittlich entrüstet war und die neue der Minderwertigkeit zu einem Standesbewußtsein verholfen hat.

*

Eine gewisse Psychoanalyse ist die Beschäftigung geiler Rationalisten, die alles in der Welt auf sexuelle Ursachen zurückführen mit Ausnahme ihrer Beschäftigung.

*

Kinder psychoanalytischer Eltern welken früh. Als Säugling muß es zugeben, daß es beim Stuhlgang Wollustempfindungen habe. Später wird es gefragt, was ihm dazu einfällt, wenn es auf dem Weg zur Schule der Defäkation eines Pferdes beigewohnt hat. Man kann von Glück sagen, wenn so eins noch das Alter erreicht, wo der Jüngling einen Traum beichten kann, in dem er seine Mutter geschändet hat.

•

Sie haben die Presse, sie haben die Börse, jetzt haben sie auch das Unterbewußtsein!

•

Medizinischer Sinnspruch: Was den Vätern alte Hosen, sind den Söhnen die Neurosen.

•

Die neue Seelenkunde hat es gewagt, in das Mysterium des Genies zu spucken. Wenn es bei Kleist und Lenau nicht sein Bewenden haben sollte, so werde ich Torwache halten und die medizinischen Hausierer, die neuestens überall ihr »Nichts zu behandeln?« vernehmen lassen, in die Niederungen weisen. Ihre Lehre möchte die Persönlichkeit verengen, nachdem sie die Grenzen der Unverantwortlichkeit erweitert hat. Solange das Geschäft private Praxis bleibt, mögen sich die Betroffenen wehren. Aber Kleist und Lenau werden wir aus der Ordination zurückziehen!

•

Das wissen weder Mediziner noch Juristen: Daß es in der Erotik weder ein erweislich Wahres gibt, noch einen objektiven Befund. Daß uns kein Gutachten von dem Wert des Gegenstands überzeugen und keine Diagnose uns enttäuschen kann. Daß man gegen alle tatsächlichen Voraussetzungen liebt und

gegen den eigentlichen Sachverhalt sich selbstbefriedigt. Kurzum, daß es die höchste Zeit ist, aus einer Welt, die den Denkern und den Dichtern gehört, die Juristen und Mediziner hinauszujagen.

*

In der erotischen Sprache gibts auch Metaphern. Der Analphabet nennt sie Perversitäten. Er verabscheut den Dichter.

*

Der Voyeur besteht die Kraftprobe des natürlichen Empfindens: er setzt die Lust, das Weib mit dem Mann zu sehen, gegen den Ekel durch, den Mann mit dem Weib zu sehen.

*

Wer wird denn einen Irrtum verstoßen, den man zur Welt gebracht hat, und ihn durch eine adoptierte Wahrheit ersetzen?

*

Um einen Irrtum gutzumachen, genügt es nicht, ihn mit einer Wahrheit zu vertauschen. Sonst lügt man.

*

Wenn sich ein Schneider in den Wind begibt, muß er das Bügeleisen in die Tasche stecken. Wer nicht Persönlichkeit hat, muß Gewicht haben. Es ist aber von geringem Vorteil, daß sich der Schneider den Bauch wattiert und der Journalist sich mit fremden Ideen ausstopft. Zu jenem gehört ein Bügeleisen, und dieser muß sich des Philisteriums nicht schämen, das ihn allein noch auf zwei Beinen erhält. Sie glauben aber, dem Wind zu begegnen, indem sie Wind machen.

*

Wann wird diese arg verkannte Stadt das Lob endlich verdienen, das sie erntet? Sie hat sich nie zu einem flotten Müßiggang aufgerafft. Sie müßte mit der Unsitte brechen, daß ihre Leute den ganzen lieben Tag spazieren stehen.

•

Gegen das Buch gegen Berlin: Ein Kulturmensch wird lieber in einer Stadt leben, in der keine Individualitäten sind, als in einer Stadt, in der jeder Trottel eine Individualität ist.

•

Es gibt ein Zeitgefühl, das sich nicht betrügen läßt. Man kann auf Robinsons Insel gemütlicher leben als in Berlin; aber nur, solange es Berlin nicht gibt. 1910 wirds auf Robinsons Insel ungemütlich. Automobildroschke, Warmwasserleitung und ein Automat für eingeschriebene Briefe beginnen zu fehlen, auch wenn man bis dahin keine Ahnung hatte, daß sie erfunden sind. Es ist der Zeit eigentümlich, daß sie die Bedürfnisse schafft, die irgendwo in der Welt schon befriedigt sind. Um das Jahr 1830 wars ja schöner, und darum sind wir Feinschmecker dabei geblieben. Aber indem wir uns bei der Schönheit beruhigen, macht uns das Vacuum von achtzig Jahren unruhig.

•

Ein Knockabout warf einen Zahnstocher hinter die Kulisse. Da gab es einen Krach. Dann warf er eine Stecknadel hinter die Kulisse. Da gab es einen Krach. Dann warf er ein Stückchen Papier hinter die Kulisse. Da gab es wieder einen Krach. Da nahm er eine Flaumfeder, hob die Hand auf und — da gab es abermals einen Krach. Aber er hatte noch gar nicht geworfen. Da machte er Etsch! und freute sich, wie er die Kausalität gefoppt hatte. Das Wesen

dieses Humors ist, daß das Echo menschlicher Dinge stärker ist als ihr Ruf, und daß man dem Echo seine Vorlautheit am besten beweist, wenn man ihm mit keinem Ruf antwortet.

*

Es gibt Menschen, die ganz genau so aussehen, wie unser aller Gymnasialkollege aus der letzten Bank.

*

Einer, der mir Erinnerungen zu erzählen anfieng, hatte dabei eine Stimme, die knarrte wie das Tor der Vergangenheit.

*

Wie ungeschickt das böse Gewissen ist! Wenn nicht mancher den Hut vor mir zöge, wüßte ich nicht, daß er Butter auf dem Kopf hat.

*

Welche Plage, dieses Leben in Gesellschaft! Oft ist einer so entgegenkommend, mir ein Feuer anzubieten, und ich muß, um ihm entgegenzukommen, mir eine Zigarette aus der Tasche holen.

*

Fürs Kind. Man spielt auch Mann und Weib fürs Kind. Das ist noch immer der wohltätige Zweck, zu dessen Gunsten die Unterhaltung stattfindet und vor dem selbst die Zensur ein Auge zudrückt.

*

Wenn Lieben nur zum Zeugen dient, dient Lernen nur zum Lehren. Das ist die zweifache

teleologische Rechtfertigung für das Dasein der Professoren.

•

Wenn die Moral nicht anstieße, würde sie nicht verletzt werden.

▪

Die Gesetzlichkeit spricht sowohl die Verantwortlichen schuldig als die, die nichts dafür können.

Die Humanität spricht die Verantwortlichen schuldig und die Unverantwortlichen frei.

Die Anarchie spricht beide frei.

Die Kultur spricht die Unverantwortlichen schuldig und die frei, die etwas dafür können.

•

Vor Erschaffung der Welt wird das letzte Menschenpaar aus dem Spitalsgarten vertrieben werden.

▪

Wer die Gesichte und Geräusche des Tages sich nicht nahe kommen läßt, dem lauern sie auf, wenn er zu Bette geht. Es ist die Rache der Banalität, die sich in meinen Halbschlaf drängt und weil ich mich mit ihr nicht einlassen wollte, mir die Rechnung zur Unzeit präsentiert. Schon hockt sie auf den Stufen des Traumes, dreht mir eine Shylocknase und raunt mir eine Redensart, von so irdischer Leere, daß in ihr der Schall einer ganzen Stadt enthalten scheint. Wer mischt sich da in mein Innerstes? Wen traf ich mit diesem Gesicht, wen, der solche Stimme hatte? Sie sägt den Himmel entzwei, ich falle durch die Ritze und wie ich so unten daliege, finde ich das Wort: »Jetzt bin ich aus dem Himmel gefallen«, ganz so als ob es keine der Redensarten wäre, die längst zum irdischen Schall verloren sind.

*

Zwei Läufer laufen zeitentlang,
der eine dreist, der andre bang:
Der von Nirgendher sein Ziel erwirbt;
der vom Ursprung kommt und am Wege stirbt.
Der von Nirgendher das Ziel erwarb,
macht Platz dem, der am Wege starb.
Und dieser, den es ewig bangt,
ist stets am Ursprung angelangt.

*

Weh der Zeit, in welcher Kunst die Erde nicht unsicher macht und vor dem Abgrund, der den Künstler vom Menschen trennt, dem Künstler schwindlig wird und nicht dem Menschen!

Ein Gruß

von **Stanislaw Przybyszewski**

... Und jetzt nehmen Sie meine herzlichsten Glückwünsche zu dem Erscheinen des dreihundertsten Heftes einer Zeitschrift, die wie kaum eine in Deutschland von staunenswerter Kraft, seltenem Mannesmut und vor allen Dingen von der Tatsache zeugt, daß in Ihrem Wort und Ihrem Stilgefühl die deutsche Sprache eine wirklich männliche, ernste und — für mich wenigstens das Höchste: eine herbe Renaissance erlebt.

Und so gebe ich Ihnen nur die Versicherung, daß ich mich für das fünfhundertste Heft mit dem Besten ausrüsten werde, was meine schwache Kraft zu schaffen vermag.

Mit besten Grüßen in tiefer Hochachtung

Ihr

München, 4. April 1910. Stanislaw Przybyszewski

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

In Vorbereitung:

KARL KRAUS

DIE CHINESISCHE MAUER

(Ausgewählte Essays)

Bei ALBERT LANGEN München und Leipzig

Bestellungen nimmt der Verlag und jede Buchhandlung entgegen

Das Register der

300 Nummern

(elf Jahrgänge) der „FACKEL" ist in gesonderter Ausgabe zum Preise von 20 Hellern = 20 Pf. durch den Verlag oder das Berliner Bureau der ‚Fackel' zu beziehen.

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR U. DIE KÜNSTE

HERAUSGEGEBEN von HERWARTH WALDEN

Erscheinungstag: Donnerstag

Einzelbezug: 10 Heller
Jahresbezug: K 5.—
Halbjahrsbezug: K 2.50
Vierteljahrsbezug: K 1.25

Probenummern kostenlos durch den Verlag DER STURM, Halensee-Berlin, Katharinenstraße 5. DER STURM liegt in den Tabak-Trafiken auf.

Korffs Cacao
Korffs Chocolade

Bureau für Österreich:

Wien, VI. Mariahilferstrasse 117

Autoren verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigensten Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags **sub C. M. 410** bei **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig** H. 4200 D.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)

versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

DIE FACKEL

Herausgeber **KARL KRAUS**

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	K 4.50
	36	„ „	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	Mk. 4.—
	27	„ „	„ 6.—
	36	„ „	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Inhalt der vorigen Doppelnummer 298—299, 21. März 1910: Lueger. — Prozeß Kolischer. Von Karl Kraus. — »Ich«. Von Ferdinand Kürnberger. — Auf meiner Arbeitsbank. Von Ferdinand Kürnberger. — Briefe von Joseph Schöffel. — Schülerselbstmord. Von einem Überlebenden. — Den fünfzehnjährigen Selbstmördern. Von Berthold Viertel. — Oskar Kokoschka. Von L. E. Tesar. — Selbstanzeigen. — Aphorismen. Von Karl Kraus. — Die Presse. Von Karl Bleibtreu. — Glossen. Von Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

DIE FACKEL

APRIL 1899 — MÄRZ 1910

ELF JAHRGÄNGE

REGISTER DER AUTOREN UND BEITRÄGE VON 300 NUMMERN

VERFASST UND EINGELEITET VON

LUDWIG ULLMANN

1910

VERLAG, DIE FACKEL', WIEN III/2, HINT. ZOLLAMTSSTRASSE 3

DRUCK VON JAHODA & SIEGEL

Wert und Eigenart der ‚Fackel' als eines periodisch erscheinenden Kulturdokuments legten den Gedanken eines Registers nahe. Namen oder Tatsachen, einzeln herausgegriffen aus der Fülle des verarbeiteten Materials, sollten kommenden Geschlechtern die Handhabe bieten, Kulturgeschehen und Kulturvergehen der Fackeljahre erkennen zu können, wie der freie Blick des satirischen Ethikers es geschaut.

Unumstößliche Schwierigkeiten stellten sich aber der Ausführung dieses Planes entgegen. Nie war die ‚Fackel' eine bürgerlich harmlose Revue, die Bedürfnissen und Tendenzen, denen sie entsprungen, durch Jahr und Tag mit starrer Konsequenz nachkommt. Aus einem polemischen Flugblatt, dessen sprachliche Kunst mit scharfem Spott und prachtvoll lodernder Entrüstung die Schäden des Tages bekämpfte, wuchs sie zu dem Organ eines in Kampf und Gestaltung frei gewordenen Denkers, aus einer vom bürgerlichen Mob heißverschlungenen satirischen Streitschrift zu dem bestgeschriebenen, an Form und Gehalt künstlerischsten Blatte deutscher Sprache.

Die Kulturarbeit, die Herausgeber und Organ auf ihrem Entwicklungsgange in künstlerischer und sozialer Richtung leisteten, die reichen Früchte, die ethisches und formales Ringen des Künstlers der Mitwelt wie spielend hinwarf, können nicht an vergänglichen Namen noch vergänglicherer Zeitgenossen gemessen werden. In Karl Kraus' Büchern liegt der Nachwelt das Dokument seines Werdens und Seins,

seiner Kämpfe und seiner Siege vor. Tatsachendurst und Aktualitätshunger hätten sich an dieses Register geheftet. In der heutigen Wesensart der ‚Fackel' aber wäre ein Sachregister, das neben »Sophokles« »Singer« setzt, eine Verschiebung der Perspektive. So mußte dieses Verzeichnis darauf beschränkt werden, eine Übersicht über jene Kräfte zu geben, die dem Herausgeber in Wort und Sinn Begleiter in der Entwicklung und Ausgestaltung der ‚Fackel' waren.

Nicht auf alle kann die ‚Fackel' heute stolz sein, mit den geringsten Ausnahmen aber waren sie, soweit ihr Name und ihre Arbeit die ‚Fackel' nicht ehrt und schmückt, notwendig, zum mindesten symptomatisch für den jeweiligen Stand des Blattes. Dank und Anerkennung soll dieses Register den verstorbenen, Dank und Erkenntlichkeit den lebenden Mitarbeitern, soweit sie wachsender Erkenntnis und Reife des Herausgebers gewachsen erscheinen, beweisen.

Daß unserer Kultur beste Köpfe und Herzen in nicht geringer Zahl der ‚Fackel' Helfer und Kampfgenossen waren, wird freudig durch dieses Register bestätigt finden, wer immer der Kunst und Ethik des Blattes als Freund gegenübersteht. Der Lauheit und Totschweigetaktik aber möge es ein Fehdehandschuh sein, wie ihn Karl Kraus selbst durch den Abdruck der Rezensionen seiner Bücher allmonatlich hinwirft. Schlägt man dieses Register auf und liest die Namen Altenberg, Dehmel, Liliencron, Heinrich Mann, Przybyszewski, Strindberg und Wedekind, Bleibtreu, Chamberlain, Herczeg, Liebknecht und Schöffel als Mitarbeiter, so wächst die Absurdität der Tatsache, daß für das offizielle Wien die ‚Fackel' nicht existiert, ins Grenzenlose, wenn diese Tatsache nicht schon durch die Sprachkraft und den Gehaltswert etwa der »Sprüche und Widersprüche« als unglaubliches Monstrum dokumentiert ist.

Auf eine wissenschaftliche Vollständigkeit kann

dieses Register keinen Anspruch machen. Verschwindet doch die Arbeit der bedeutendsten Kraft ganz aus dem Verzeichnis. Zahlreich sind die Gründe für dieses Vorgehen, deren wichtigster ist, daß der Herausgeber als der, der er durch elfjähriges Erleben, Erkennen und Gestalten geworden, auf die ersten Jahre der ‚Fackel', jener Zeit einer Arbeit, die offenliegenden Schäden und redlichen Heilungsabsichten vor den eigensten künstlerischen Interessen Rechnung trug, nur mehr wie auf ein notwendiges, doch längst überwundenes Kindheitsstadium zurückblicken kann. Klar ist, daß er von diesem Standpunkte aus viele, Aktualitätsgründen entsprungene, weder durch die Person des Autors noch durch sachlichen oder stilistischen Gehalt dauernd wertvolle Beiträge heute nicht mehr als fackelwürdig anerkennen kann, noch klarer, daß er seine eigenen Arbeiten jener Periode kritischer betrachten muß, als es der gerechte Werter seiner Persönlichkeit und Tat tun wird. Was er selbst als zeitlich unbeschränkte Werte in Anspruch nimmt, kommt in seine Bücher, in die alles geformt werden soll, was aus dem Tag für die Ewigkeit geschrieben ist.

Was das Register der ‚Fackel' anbelangt, so genüge eine summarische Übersicht seiner rein quantitativen Arbeitsleistung: Von der Nr. 154 (exklusive) an, mit der jede ständige Mitarbeit und jedes Verwerten fremden Materials zu eigenen Arbeiten aufhört, füllen die Artikel des Herausgebers 2330 Seiten von 3680. (Eine sehr saloppe Zusammenstellung, da die Artikel in verschiedenstem Druck gebracht sind und die im kleinsten als »Antworten des Herausgebers« gedruckten Glossen oft einen beträchtlichen Teil des Heftes füllten. Gezeichnet hat er mit vollem Namen von der Nr. 232—33 (IX. Jahr) an.) Anders verhält es sich mit den ersten 154 Nummern. Jenes Stadium, das neben vielen teils wertvollen, teils wertlosen Beiträgen

und Zuschriften ständige fremde Mitarbeit aufweist, widerstrebt durch sich selbst einer genaueren Einordnung. Nicht nur die chiffrierten, auch viele der nicht unterzeichneten Artikel stammen nicht vom Herausgeber. In vielen Fällen nahm er auch. einer guten Sache mehr als dem Gebote künstlerischen Egoismus folgend, eine stilistische Überarbeitung fremden Materials, oft fremder bereits fertiger Arbeiten vor. Vieles was die Öffentlichkeit so dem Herausgeber zuschrieb und zuschreibt, kann er als sein Werk nicht anerkennen. Aber auch sein eigenes lehnt er ab wie das fremde Gut jener Jahre und bekennt sich nur zu dem was er, da er es als Fleisch von seinem Fleische erkannt hat, in seine Bücher einschließen wird. Rein äußerlich betrachtet, können von 4534 Seiten jener Hefte mehr als die Hälfte für Arbeiten des Herausgebers in Anspruch genommen werden.

Was die Beiträge betrifft, so wurden sie in drei Gruppen geschieden, je nachdem sie unter vollem Namen und bestimmten Pseudonymen oder unter allgemeinen Pseudonymen oder unter Buchstabenchiffren erschienen sind. Eine sorgfältige Auswahl mußte vorgenommen, alles allzu Wertlose ausgeschieden werden.

Sämtliche Beiträge der ‚Fackel' sind Originalbeiträge, sämtliche Übersetzungen erste Übersetzungen in die deutsche Sprache. Ausnahmen bilden — neben jenen Kompositionen aus Zitaten, welche wieder die schöpferische Leistung des Herausgebers sind — der Artikel Wedekinds: »Schriftsteller Ibsen und Baumeister Solneß« (VIII. Nr. 205), der aus der Münchener ‚Freistatt' nachgedruckt und so auf Wunsch des Autors größeren Kreisen zugänglich gemacht wurde, sowie zwei unbekannte Aufsätze Kürnbergers (XI. Nr. 298—99), die in die Gesamtausgabe seiner Werke keine Aufnahme gefunden hatten. Ferner mußten bei der Publikation

von Briefen Oskar Wildes (»Kunst und Moral«. X. Nr. 272—73) des Zusammenhanges wegen einzelne bereits erschienene Briefe wieder mitabgedruckt werden. Tschechows Skizze »Nachts« (XI. Nr. 279—80), ist durch eine irreführende Angabe des Übersetzers als erste Übersetzung in die ‚Fackel' gelangt.

Gibt das vorliegende Register einen genügenden Überblick über das Wertvolle, das die ‚Fackel' außer den Arbeiten des Herausgebers enthielt und weist es so nach seinen bescheidenen Möglichkeiten auf Inhalt und Gehalt des Blattes, so war die dafür aufgewendete Arbeit nicht umsonst getan.

L. U.

I.

Adam Robert
IX. **246—47** 25, Sprüche
Adler Prof. Dr. Karl
I. **14** 5 Über die Gründerrechte bei der Creditanstalt
I. **26** 13 Zuschrift über die Feststellungsklage
I. **35** 22 Über die Frage der doppelten Notierung für Börseneffekten
II. **45** 10 Der Oberste Gerichtshof über den Gründerunfug bei der Creditanstalt
Altenberg Peter
II. **60** 18 Brief über den Maler Jože Úprka
III. **81** 18 Wie Genies sterben
V. **139** 20 Zur Männer-Schönheitskonkurrenz
V. **142** 18 Zu Frank Wedekinds »Erdgeist«
V. **146** 25 Elektra
V. **149** 24 Monsieur Henry der Conferencier
V. **150** 27 Marya Delvard
V. **153** 20 Parabel
VI. **160** 17 Alkohol
VI. **173** 12 »Der Sozialismus und die Seele des Menschen« von Oskar Wilde
VII. **194** 20 Cabaretlied
VIII. **205** 20 Aus einem Zyklus: »Märchen des Lebens«
VIII. **207** 22 Der Herrensitz in U.
XI. **300** 8 Widmung
(mit Egon Friedell)
VII. **191** 12 Das schwarze Buch
Bab Julius
V. **155** 17 Der Ruf

Barchan Paul
X. 275—76 20, Erotische Krisen

Beck Dr. Berthold
VI. 171 4 Der Gesetzentwurf zur Verbesserung des Schutzes der Ehre, Antrag Lammasch-Chlumecky-Bilinski
VI. 173 8 Zuschrift zum Artikel in Nr. 171

Boutler Margarethe
VIII. 207 23, Gedichte (Die Vorübergegangenen, Tanzlied, Verheißung)
VIII. 219—20 23 Wandlung

Bleibtreu Karl
II. 54 19 Liebe Neue Freie Presse
II. 55 22 Hat Gott euch je gesegnet . . . .
II. 69 29, Gutachten zum Bahrprozeß
III. 97 1, »Alldeutsche Ehrlichkeit und Objektivität«
IV. 101 13 Wie werden Dichterpreise und Dichterruhm verteilt?
V. 147 4 Über Müller-Guttenbrunns Denkschrift über das Kaiser-Jubiläums-Theater
V. 157 12 Otto Weiningers »Geschlecht und Charakter«
VI. 165 18 Gegen einen Angriff in der ‚Deutschen Zeitung'
XI. 294—95 38 Rhabarber

Chamberlain Houston St.
III. 87 1 Der voraussetzungslose Mommsen
III. 92 1 »Katholische« Universitäten
IV. 127 19 Zuschrift betreffend eine Zeitschrift und seine angebliche Mitarbeit
IV. 130 18 Zuschrift betreffend dieselbe Sache

Dehmel Richard
XI. 300 1 Sprüche

Ehrenstein Albert
XI. 296—97 36 Wanderers Lied

Ellenbogen Dr. Wilhelm
I. 25 13 Man muß sich tot melden
I. 27 1 Man muß sich tot melden
I. 30 4 Man muß sich tot melden

Engel Dr. Friedrich von
VI. **172** 3 Zuschrift zu Berth. Becks Artikel in Nr. 171
Erbt
X. **261—62** 41 Die Mütter
Farga
VI. **171** 13 Literatur
Förster-Nietzsche Elisabeth
X. **272—73** 39 Zuschrift
Forel Prof. Dr. August
V. **141** 13 Brief über die Affäre Paetz
Fränkl Viktor
II. **50** 16 Über den Zietenprozeß
Friedell Egon
VII. **190** 4, Vorurteile
VII. **191** 11 Die Lehrmittel (Noch ein Vorurteil)
VII. **193** 9 Zwei Skizzen (Der Panamahut, Die Bolette)
VIII. **201** 14 Pilatus
VIII. **202** 10 Brief: Ein Schmerzensschrei
VIII. **204** 14 Ibsen
(mit Peter Altenberg)
VII. **191** 12 Das schwarze Buch
Grünewald Alfred
IX. **239—40** 25 Hans Zwiesel
Harden Maximilian
I. **2** 1, Lieber Kamerad Kraus . . . .
II. **69** 23, Gutachten zum Bahrprozeß
Hauer Karl (Lucianus)
VII. **188** 11 Lob der Hetäre
VII. **190** 11 Geld
VII. **192** 8 Erotik der Keuschheit
VII. **194** 12 Die Klassiker
VII. **194** 21 Glosse unter »Betschwester«
VII. **198** 11 Erotik der Kleidung
VII. **200** 5, Phrasen
VIII. **201** 8 Weltbild
VIII. **203** 1 Sätze von Marquis de Sade (mit Zitaten)
VIII. **205** 1 Ibsen, ein Brief
VIII. **206** 1 Sätze von Marquis de Sade (Zitate)

Hauer Karl (Lucianus)

VIII. **207** 1, Spiegel sterbender Welten
VIII. **210** 3 Die sozialdemokratische Religion
VIII. **213** 5 Weib und Kultur
VIII. **218** 7 Der Wert der Arbeit
VIII. **219—20** 23 Die Voraussetzungen des Theaters
IX. **223—24** 18 Erotik der Grausamkeit
IX. **227—28** 10 Das Kind
IX. **230—31** 6 Das Gehirn des Journalisten
IX. **239—40** 19 Die Hinrichtung der Sinne
IX. **246—47** 11 Das Wesen der Musik
IX. **248** 5 Der Tag des Herrn
X. **250** 11 Staatliche Kunstpflege
X. **253** 7 Pornographie
X. **267—68** 32 Von den fröhlichen Menschen
X. **277—78** 41 Die Verteilung der Macht
XI. **287** 20 Heilig ist die Leidenschaft

Heim Maria

VIII. **202** 23, Gedichte (Seziersaal, Trennung, Vor dem Konzert, Prima graviditas)

Heinemann Dr. Hugo

I. **9** 1, Über die Zuchthausvorlage

Heinrich Karl Borromaeus

X. **251—52** 8 Offener Brief an Karl Spitteler (siehe dessen Antwort Nr. 253, S. 17)
X. **253** 17 Antwort auf die Zuschrift Karl Spittelers in Nr. 253
X. **266**, 1, Rudolf Wilke
X. **269** 6 Missa Solemnis Tragica (Bruchstück aus dem Manuskript eines Romans, der später unter dem Titel »Karl Asenkofers Flucht und Zuflucht« als Fortsetzung von »Karl Asenkofer, Geschichte einer Jugend« erschien)
X. **275—76** 30 Pascin
X. **277—78** 61 Offener Brief an den Herausgeber der ‚Fackel'
XI. **287** 14 An den unbekannten Freund
XI. **296—97** 26 Baron Frangart und der Bajazzo, (Bruchstücke aus dem Manuskript eines Romans »Menschen von Gottes Gnaden«)

Herczeg Franz
VI. **177** 17 Ranko der Held
VII. **186** 2, Bemerkungen zur Krise in Ungarn

Hervay Tamara von
VI. **170** 15, Bruchstücke aus Briefen

Hetz Arthur
X. **259—60** 30 Der Beamte

Heyse Paul
II. **69** 26, Gutachten zum Bahrprozeß

Hille Peter
XI. **300** 6 Judas Ischarioth

Hofmannsthal Hugo v.
VI. **162** 24 Zuschrift über die Liliencron-Festschrift und seine (Hofmannsthals) Ablehnung der Mitarbeit

Holitscher Arthur
I. **15** 8 Über die Dreyfusaffäre

Jellnek Oskar
X. **254—55** 11 »Frühlingserwachen«

Jordan Wilhelm
II. **69** 31 Mitteilung eines Gutachtens zum Bahrprozeß durch seine Tochter

Korski Julian
II. **52** 5 Brief über die Konfiskation seines Blattes, des ‚Słowo polskie'

Kožmian Stanislaus v.
VI. **174** 13 Burgtheater 1873

Kraus Karl (ca. 4700 Seiten)
Aufsätze, Glossen, Aphorismen

Kürnberger Ferdinand
IV. **124** 2 Abdruck eines bisher unveröffentlichten Briefes Ferdinand Kürnbergers an Fischhof vom 8. Juni 1871
VIII. **214—15** 7 Die Geschichte meines Passes, aus dem Nachlaß.
XI. **288** 5, Briefe
XI. **294—95** 17, Briefe, mitgeteilt von Luise Hackl
XI. **298—299** 11 »Ich«

Kürnberger Ferdinand
XI. 298—299 17 Die Schöffel-Chlumecky-Debatte auf meiner Arbeitsbank
XI. 300 15 Ein Brief

Kyon
VIII. 201 17, Splitter

Lasker-Schüler Else
XI. 288 13, Gedichte (Siehst du mich —, Und suche Gott)
XI. 294—95 26, Gedichte (Die Königin, Heimweh)

Lewinsky Josef
VIII. 221 6 Vier Briefe

Liebknecht Wilhelm
I. 18 1, Nachträgliches zur Affäre I
I. 19 1, Nachträgliches zur Affäre II
I. 21 1, »Schlußwort« zur Affäre
II. 42 2 Das Ende einer Komödie
II. 44 5 Zweierlei Nachträgliches

Liliencron Detlev v.
VII. 188 14 Die betrunkenen Bauern
VIII. 203 13 Der Tod des Herzogs von Candia
VIII. 206 22, Hyazinthen
X. 274 5 Zuschrift über Peter Altenberg zu dessen 50. Geburtstag
X. 277—78 52 Anakreontisches Liedel
XI. 287 32 Begräbnis (aus dem Nachlaß)

Loos Adolf*)
XI. 300 13 Aufruf an die Wiener

Loos Viktor Prof.
II. 49 22, Fachblätter
III. 93 12 Der technische Impresario
III. 94 10 »Neue Freie Physik«
III. 95 13 Potschacher Typhus
III. 99 11 Der drahtlose Impresario
IV. 108 19 Das deutsch-österreichische Bildungslaboratorium
IV. 115 24 Über Mittelschulverhältnisse

*) Dem fälschlich die Autorschaft anderer kunstkritischer Beiträge zugeschrieben wurde.

Loos Viktor Prof.
IV. **116** 17 Concordats- und Concordiaschule
IV. **130** 10 Die Kanonade von Solferino
IV. **132** 18, Antisemitische Gasuhren
V. **135** 12, Versenkte Millionen
V. **140** 5 Der Kampf gegen die Tuberkulose
V. **144** 10 Der Kampf um die Straße, eine Rückschau
V. **148** 15 Riedler in Wien
VI. **160** 14 Der moderne Schulmeister
VI. **163** 4 Die Kartoffelbegeisterung
VI. **168** 20 Die Wissenschaft auf der Straße
VI. **174** 4 Die verstaatlichte Technologie
VI. **175** 11 Tetmajer
VI. **177** 8 Hueppe und Hartel
VII. **188** 3 Haus und Schule. (1. Die Diebe ihrer Rechte, 2. Verkrüppelt)

Lucka Emil
V. **144** 15 Zuschrift über Otto Weininger

Machar J. S.
XI. **283—84** 48 Juli im Walde, übersetzt von Felix Grafe

Mann Heinrich
VII. **196** 12 Alt

Martellus
VI. **171** 4 O du mein Österreich

Marterstelg Max
II. **69** 32, Gutachten zum Bahrprozeß

Mauthner Fritz
II. **69** 27, Gutachten zum Bahrprozeß

Morvay Henry S.
X. **256** 9, Schreiben aus Hawaii

Mühsam Erich
VII. **199** 16 Das Cabaret
VII. **200** 16, Symbole
VIII. **202** 4, Bohème
VIII. **206** 13 Der Künstler im »Zukunftsstaat«
VIII. **210** 18, Deutsche im Ausland
IX. **223—24** 10 Zur Naturgeschichte des Wählers

Müller-Guttenbrunn Adam
I. **28** 24 Zuschrift über das Kaiser-Jubiläums-Stadttheater
V. **146** 12 Abdruck der Denkschrift über die Lage des Kaiser-Jubiläums-Stadttheaters zu Handen des Herrn Bürgermeisters Dr. Karl Lueger

Piper Kurt
VI. **164** 16 Den Huldigern Liliencrons

Przybyszewski Stanislaw
IX. **239—40** 1 Das Geschlecht, Weiningers Manen gewidmet
IX. **242—43** 1, Brief an den Herausgeber der ‚Fackel' (über Harden)
XI. **300** 32 Ein Gruß

Rappaport Moritz
V. **152** 19 Zur Zuschrift Leopold Weiningers in Nr. 150

Reformator
VII. **195** 1 Status cridae, eine Stimme zur Beamtenfrage
VIII. **202** 3 Ein Vorschlag

Reid John
II. **69** 31, Gutachten zum Bahrprozeß

Rittner Thaddäus
VII. **200** 9 Und Pippa tanzt

Rosner Karl
IV. **115** 29 Zuschrift gegen das ‚Neue Wiener Journal'

Rubiner Ludwig
XI. **294—95** 12 Das Schicksal der Maschine

Scharf Ludwig
VII. **193** 13 Wer nie das Elend sah

Scheerbart Paul
VIII. **205** 22, Unverantwortliche Gedichte (Hohle Symbole, Kosmischer Trost)

Scheu Robert
VII. **191** 1 Der Sozialanwalt, Gedanken zur Revision des bürgerlichen Gesetzbuches
VII. **194** 1 Die Wahlreform, offener Brief an Karl Kraus
VII. **196** 5 Duell und kein Ende
VII. **198** 3, Kanonen aus Kirchenglocken
VIII. **201** 3 Das Problem der Provinz

Scheu Robert

VIII. **203** 5, Tory und Whig
VIII. **206** 4 Bildung (Zur Mittelschulfrage)
VIII. **210** 10 Die gesellschaftliche Notzivilehe, ein Ultimatum
X. **277—78** 1, Karl Kraus, zum 10. Jahrestag des Erscheinens der ‚Fackel' 1899—1909
XI. **281—82**, 3 Viktor Adler, das Lebenswerk eines konservativen Politikers
XI. **283—84** 25 Adolf Loos
XI. **285—86** 19 Joseph Schöffel

Schöffel Joseph

III. **81** 2 Brief über den Wienerwald und die ‚Neue Freie Presse'
IV. **112** 1, Brief gegen die ‚Deutsche Zeitung'
IV. **116** 1 Der Parlamentarismus, eine Studie I.
IV. **117** 1 Der Parlamentarismus, II.
IV. **120** 1 Die Autonomie, eine Studie
IV. **125** 1 Immunität und Inkompatibilität, eine Studie
IV. **126** 1 Orakelsprüche
IV. **170** 1, Offener Brief an Herrn Landtagsabgeordneten Pater Bauchinger
VII. **179** 7 Eine Schmutzerei
VII. **180—81** 12 Meine Tätigkeit im Landesausschuß
VII. **183—84** 33 Mödlings älteste Urkunde
VII. **189** 1 Meine Antwort
XI. **298—299** 22, Briefe an Kürnberger und an Karl Kraus

Schönberg Arnold

X. **272—73** 34 Offener Brief
XI. **300** 9 Lied (Worte von Stefan George)

Soyka Otto

VI. **173** 15 Zum Fall Wilde (Eine Studie)
VII. **186** 20 Psychiatrie, Vorabdruck aus »Jenseits der Sittlichkeitsgrenze«
VII. **191** 6 Zwei Bücher (Rezensionen über Prof. A. Forels »Die sexuelle Frage« und Dr. Siegmund Freuds »Drei Abhandlungen zur Sexualhygiene«)
VIII. **206** 10 Sexuelle Ethik
X. **253** 13 Der Sklave

Soyka Otto

X. 254—55 36 Eulenburgs Briefe
X. 259—60 32 Tugendkurs
X. 264—65 37 Der neue Ruhm
X. 267—68 28, Bücher (Rezensionen über »Karl Asenkofer« von K. B. Heinrich und über »Ödipus« von Willi Speyer)
X. 270—71 40 Der Fall des Max E.
X. 274 6 Spiel
X. 275—76 11 Mittelschule
X. 277—78 47 Der farblose Krieg
XI. 281—82 36 Eine gelungene Satire

Spahn Martin

V. 145 1 Ferienkurse und katholische Universitäten

Spitteler Karl

X. 253 17 Zuschrift zum offenen Brief .K. B. Heinrichs in Nr. 251—52

Spitzer Daniel

VI. 176 19 Epigramm (bis dahin unveröffentlicht)

Stoessl Otto

VII. 197 1, Ludwig Speidel
X. 254—55 25 Der Skeptiker (anläßlich der neuen Ausgaben von Vauvenargues, Larochefoucauld, Chamfort, Lichtenberg und Montaigne)
X. 259—60 24 Kunstschau
X. 264—65 33 Der Germanist
X. 267—68 16 Kameraderie
X. 272—73 39 Abend
X. 274 6 Leben
X. 277—78 53, Jugendromane
XI. 289 17 Der Schatten
XI. 290 5 Balzac
XI. 294 -95 5 Lebensform und Dichtungsform
XI. 300 10 Eine Zeichnung von Pascin

Strindberg August

V. 144 1, Idolatrie, Gynolatrie, Nachruf für Otto Weininger*)
V. 144 15 Brief an Otto Weininger

---

*) Über Aufforderung der ‚Fackel' geschrieben.

Strindberg August
V. **146** 23 Der Holländer (Beim Anblick der Lilith)
V. **148** 1 Der literarische Nobelpreis, ein Manifest zum dritten Nobelpreis (10. Dezember 1903)
V. **150** 14 Die Drangsale des Lotsen, ein Märchen
V. **155** 13, Andachtbücher
VI. **172** 10 Zuchtwahl des Journalisten
VII. **192** 14 Attila
VII. **202** 14 Der Diener der Diener
VIII. **212** 1 Das tausendjährige Reich
IX. **236** 9 Mann und Weib, Betrachtungen
X. **270—71** 20, Schlafwandler
XI. **281—82** 18 Mann und Weib
XI. **300** 2, Eingebildete Kranke

Tertius gaudens
II. **62** 15 Das Reklame-Drama
II. **63** 1, Wahlkampfdämmerung
II. **64** 4 Epilog
II. **67** 19 Ein Erfolg

Tesar L. E.
XI. **298—99** 34 Oskar Kokoschka, ein Gespräch

Tőmőrkény Stefan
VI. **161** 16 Der Kampf mit dem Soldaten

Tschechow Anton
XI. **279—80** 16 Nachts, Übersetzung von Paul Barchan

Ullmann Ludwig
XI. **296—97** 39 Peter Altenberg, Bilderbogen des kleinen Lebens

Viertel Berthold
XI. **298—99** 33 Den fünfzehnjährigen Selbstmördern

Wedekind Frank
V. **143** 26 Zwei Gedichte (Abschied, Trost)
VI. **167** 15 Das Lied vom armen Kind
VI. **172** 21 Konfession
VI. **175** 22 Zwei Gedichte (Das Opfer, Revolution)
VII. **182** 16, Dankschreiben an Karl Kraus, anläßlich der Aufführung der »Büchse der Pandora«
VII. **182** 23 Zwei Gedichte (Ave Melitta, Der Zoologe von Berlin)
VII. **183—84**, 1, Totentanz, Drei Szenen

Wedekind Frank
VII. **197** 13 Die Wetterfahne
VIII. **203** 23 Zuschrift
VIII. **205** 5 »Schriftsteller Ibsen und Baumeister Solneß«
IX. **227—28** 1 Die sechzig Zeilen und die sieben Worte
IX. **229** 19 Der Dampfhammer

Weininger Leopold
V. **150** 28 Zuschrift zur Richtigstellung der Vorrede von »Über die letzten Dinge« von Otto Weininger
VI. **169** 6 Der Fall Otto Weininger

Weininger Otto
V. **145** 26, »Sucher und Priester« (Zur Charakterologie), aus dem Manuskript des nachgelassenen Werkes »Über die letzten Dinge«

Wengraf Richard
I. **4** 22 »Jourbesuch«

Wilde Oskar
VII. **185** 9 Ravenna, in freier Nachdichtung von Felix Dörmann
VII. **188** 1 Sätze und Lehren zum Gebrauch für die Jugend
VII. **189** 17 Noch einige Leitsätze
VII. **194** 15 To Mrs. Langtry (englisch, aus dem Manuskript, und deutsch)
IX. **239—40** 12 Walter Pater, erste Übersetzung eines 1890 entstandenen Essays
IX. **246—47** 3 O. Wildes letzte Veröffentlichung, an den Herausgeber des ‚Daily Chronicle' unter dem Titel »Wer heute froher Laune bleiben will, lese dies nicht«, gezeichnet: Der Autor der Ballade vom Zuchthaus zu Reading. Übersetzt von L. R.
X. **261—62** 15 The harlots house, übersetzt von Felix Grafe
X. **264—65** 5 Ein chinesischer Philosoph, übersetzt von Leo Ronig
X. **267—68** 1, Sonett, written in Holy Week at Genoa, übersetzt von Felix Grafe
X. **270—71** 48 Vita nuova, übersetzt von Felix Grafe
X. **272—73** 5 Kunst und Moral, übersetzt von Leo Ronig

Wilhelm Julius Dr.
VI. **197** 10 Status cridae

Winterstein Alfred von
XI. **285—86** 17 Der Stundenzeiger
Wittels Fritz Dr. (Avicenna)
VIII. **218** 14 Ladislaus Posthumus
VIII. **219—20** 1 Das größte Verbrechen des Strafgesetzes (Das Verbot der Fruchtabtreibung)
VIII. **221** 11 Die drei Schwestern
VIII. **222** 5 Das Stammbuch
IX. **225** 10, Weibliche Ärzte
IX. **227—28** 26 Die vermeyntliche Hexe
IX. **230—31** 14 Das Kindweib
IX. **238** 1 Die Lustseuche
IX. **244** 11 Die Versuchung des jungen Prenberger
IX. **246—47** 26, Weibliche Attentäter
IX. **248** 9 Die Feministen
X. **250** 16 Sexuelle Aufklärung
X. **254—55** 14 Gottesurteil
Wolfgang Bruno
X. **264—65** 40 Die Liebe zum Staate
X. **267—68** 44 Für das Kind

(Erklärungen, Mitteilungen etc.)

Blümner Rudolf
XI. **290** 24 Gegen den Präsidenten der Deutschen Bühnengenossenschaft, Herrn Nissen
Blümner Rudolf, Döblin Alfred, Friedländer S., Hardekopf Ferdinand, Kalischer Siegmund, Kurtz Rudolf, Lasker-Schüler Else, Rubiner Ludwig, Schickele René, Spiro Mario, Stössinger Felix
XI **294—95** 39 Gegen die Eigentümer der Zeitschrift ‚Das Theater'
Freund Fritz
VI. **169** 17 Gegen Scherings Erklärung (in Nr. 167)
Landau S. R. Dr.
I. **20** 8 Gegen die ‚Zeit'
Roda
VI. **163** 15 Gegen die ‚Zeit'

Schering Emil
VI. 167 13 Gegen den Wiener Verlag
VI. 169 18 Gegen F. Freunds Antwort (in Nr. 169)
Walden Herwarth
XI. 290 26 Gegen den Präsidenten der Deutschen Bühnengenossenschaft, Herrn Nissen

II.

Zuschrift aus Agypten
VII. 182 20 Über die Ägyptenreise des Wiener Männergesangvereins
Ein Arzt
II. 36 20 Die Inserate in den Fachzeitschriften
IV. 119 4 »Scharlach-Serum«
Ein Bürgerschullehrer
IV. 121 7 »Die moderne Schulpflicht«
Ein Doktor
II. 49 17 Zur Titelfrage der Techniker
Ein jüdischer Fabrikant aus Galati
IX. 223—24 15 Zuschrift über die ‚Neue Freie Presse' und die rumänischen Judenverfolgungen
Ein jüngerer österreichischer Gelehrter
III. 86 1, Offener Brief an den Grafen Hoensbroech
Ein Geschworener
IX. 236 23 Zuschrift über den Prozeß Krafft
Von hochgeschätzter Seite
I. 31 5 »Ruskin«
Ein Jurist
IV. 134 1, Richtermangel und Richterüberfluß
VII. 199 7 Der rechtshistorische Wahnsinn
Eine Katholikin
III. 84 12 Über den Liguoristreit
Ein ehemaliger Lehrer des katholischen Schulvereins
VII. 195 7 Kind und Kirche

Ein Verteidiger der Matura
II. **45** 18 Zuschrift
Ein Mediziner
I. **15** 23 Von Pest und Presse
Ein Musiker
V. **137** 14 Über Haberlandts Wolfbiographie
Ein alter dekorierter Offizier
VI. **170** 12 Über die Kriegsschule
Zuschrift aus Peking
V. **155** 3 Über die österreichische Landkonzession in China
Von einem Aufseher des Zuchthauses zu Reading
VIII. **204** 1, Oskar Wilde im Gefängnis, aus dem englischen Manuskript von Sherards Wilde-Biographie
Ein Wiener Richter
I. **28** 12 Zur Zuschrift Prof. Karl Adlers in Nr. 26
Ein Freund Österreichs am serbischen Hof
II. **38** 1, »Goluchowski und Milan«
Ein Sozialpolitiker
IV. **132** 4 Zuschrift
Ein Staatsbeamter
VII. **198** 9 Status cridae
Brief eines k. k. Staatsbeamten
VIII. **201** 1 Zur 200. Nummer der ‚Fackel'
Von einem Strafrechtslehrer
IV. **125** 26, Gutachten über Erpressung
Ein Supplent
I. **11** 10 »Realschule«
Ein Techniker
I. **27** 8 »Vom zweiten Geleise«
Von einem Überlebenden
XI. **298—99** 31 Schülerselbstmord
Zuschrift aus Universitätskreisen
I. **16** 21

III.

(Buchstabenchiffren)

O. A.
X. **253** 23 Der literarische August

B.
IX. 227—28 22 Ellen Key und Friedrich Nietzsche
E.
II. 37 5 »Hungarica«
J. F.
IV. 127 11 »Wirtschafts-Ehemoral«
IV. 134 5 »Kein Duell«
V. 139 13 Zuschrift über Hinterstoißers Gutachten über Hans Georg Paetz
V. 140 13 Zu Benedikts Urteil in der ‚Wage' (Nr. 23, 1903) über Hinterstoißers Gutachten über H. G. Paetz
V. 144 8 Über den Fall Dippold
V. 149 10, Kellnerjungen
V. 151 6 Über Ärztefurcht
V. 154 12 Wucher
V. Fr.
II. 53 25 Zuschrift über den Goethebund
G.
I. 34 11 Über den Gerichtspsychiater Dr. Josef Hinterstoißer
H.
VII. 200 14 »Nordau«
L.
VI. 163 13 Über den Fall Brik—Emperger
V. L. Prof.
I. 32 12 Zuschrift über den Niedergang der Technik
Al. v. R.
I. 17 12 Über die Judenfrage, siehe Nr. 11
J. R.
I. 11 6 Zuschrift zum »Universitätsbummel«
L. R.
IX. 246—47 1, Vorwort zur Übersetzung von »Oskar Wildes letzter Veröffentlichung«
H. v. S.
I. 11 8 »Gymnasium«
M. S.
VII. 179 13 Zuschrift über Ellen Key und ihren Wiener Aufenthalt im Jahre 1905

Nr. 301—302 3. MAI 1910 XI. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

HEINRICH MANN: Die Unschuldige / STANISLAW PRZYBYSZEWSKI: Die Tat / AUGUST STRINDBERG: Der Hundsfott FELIX STOSSINGER: Carlos und Nicolas ALEXANDER SOLOMONICA: Die vierte Schwester BERTHOLD VIERTEL: Vorfrühling / LUDWIG ULLMANN: Öiberg / FELIX GRAFE: Das Lied / ROBERT SCHEU: Karl Lueger / Selbstanzeige / KARL KRAUS: Glossen

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL' WIEN — BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 187
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE 5

Da der großen Nachfrage nach Karten zur

VORLESUNG KARL KRAUS

am 3. Mai nicht vollständig entsprochen werden konnte, dürfte eine Wiederholung **im Mai l. J.** stattfinden. Anmeldungen zum Bezuge einer Einladung sind **ehestens** an die Leitung des **Akademischen Verbandes für Literatur und Musik in Wien IX/1, Müllnergasse 22** zu richten. Karten zu K 10.—, 5.—, 2.— und 1.—. Ein Teil des Reinerträgnisses dieser Vorlesung ist dem erkrankten Dichter **Peter Altenberg** gewidmet. **Anmeldungen von Studenten werden diesmal der ganzen Zahl nach berücksichtigt.**

Das Programm dürfte enthalten:

Heine und die Folgen

(Essay, unveröffentlicht)

Die chinesische Mauer

DIE FACKEL

Nr. 301—302 3. MAI 1910 XII. JAHR

Die Unschuldige

Von **Heinrich Mann**

I

Im Toilettezimmer. Die alte Frau entkleidet die junge.

»Was hast du? Deine Hand blutet?«

»In deinem Schleier stak eine Nadel.«

»Gib doch acht! Ich habe genug Blut gesehen.«

»Armes Kind, arme kleine Gabi. Du darfst verlangen, daß dieser dich glücklich macht.«

»Ich hätte es mir verdient.«

»Weißt du noch, wie ich traurig war, als ich dich für — jenen schmückte, für deinen ersten Mann? Du warst voll Vertrauen, ein unschuldiges Kind. Mir aber ist's jetzt, als hätte ich Ahnungen gehabt.«

»Schweig, schweig doch!«

»Ich will sagen: Dieser wird dich glücklich machen. Und hättest du ihn denn bekommen, wenn der Andere nicht — auf solche Art geendet hätte?«

Sie zieht der Herrin den Rock herab, sie umarmt ihre Knie.

»Gabi, kleines Herz, als ich dir in unserem alten Kinderzimmer durch die Scheiben die Leute zeigte, da wußten wir beide noch nicht, wie böse sie gegen dich sein würden. Und doch hatte jener dich so sehr gequält; es war dein Recht, daß er umkam.«

»Du sprichst, als ob ich's gewollt hätte.«

Sie stößt sie fort. Die alte Frau bekreuzigt sich.

»Gott behüte mich! Ich wäre ja so schlecht, wie alle, die dich verfolgt und verleumdet haben ein Jahr, ein ganzes Jahr lang. Er aber, der Doktor: o! ich habe ihn kennen gelernt in der schlimmen Zeit, und wenn er jetzt kommt — wie er schon ungeduldig sein wird, daß ich ihn rufe! — dann mußt du ihm danken, hörst du? süß und fromm danken, wie wir, als du klein warst, dem lieben Gott zusammen gedankt haben. Denn der Herr ist ein Engel, immer hat er an deine Unschuld geglaubt.«

»Muß man dazu ein Engel sein? Siehst du, wie du schwatzest? Bring mir lieber ein Hauskleid! Nein, ein dunkleres: das silbergraue.«

»Willst du ihn denn nicht dort drinnen erwarten?« — und die alte Frau zeigt auf den geschlossenen Vorhang.

»Ich glaube, daß wir vorher zu reden haben.«

Die Alte streichelt sie.

»Heut Nacht, sollt ich meinen, redet sich's besser auf dem Kopfkissen. Du liebst ihn doch?«

»Ich möchte ihn sehr lieben.«

»So oft er aus deiner Zelle zu mir heraus kam — denn ich stand auf der Straße —: o! so bewegt, so stark sah ich nie einen Menschen. Augen hatte er, daß noch ich alte Frau mich verliebt hätte. ‚Ihre Herrin ist unschuldig', sagte er. ‚Ich weiß es; und ich werde machen, daß alle es erfahren'.«

»Was tat er weiter?«

»Er nahm mich im Wagen mit, sah mir in die Augen und verlangte, daß ich mich erinnern solle.«

Die junge Frau wendet sich ihr rasch zu.

»Und du?«

Die Alte bewegt vorsichtig den Kopf.

»Es versteht sich, daß ich nicht alles sagte.«

»Ich habe es bemerkt.«

»Kann man denn das? Ich werde mich hüten zu sagen, daß du als kleines Mädchen der Katze einen

Strick um den Hals bandest und sie aus dem Fenster hängtest.«

»Ja: man würde seine Schlüsse daraus ziehen. Auch er. Vielleicht sogar du.«

»Gott bewahre! Eine Katze ist kein Mensch. Ein Kind ist keine Frau. Deinen Mann umbringen! Du, die ich habe zur Welt kommen sehen.«

»Was beweist das. Du hast vielleicht eine Mörderin zur Welt kommen gesehen.«

Die Alte spreizt die Hand. Sie macht sich zu schaffen, sie spricht weiter, ohne die Herrin anzusehen.

»Er sagte: Monika, sobald die gnädige Frau einen Salon betrat, beugte alles sich vor ihr: dafür rächt man sich jetzt. Wenn ich sie in ihrem Gefängnis besuche, schäme ich mich, als hätte ich selbst sie hineingesetzt. Ich muß gut machen, was an ihr verbrochen wurde, ich muß ihr das Vertrauen zu den Menschen wiedergeben.«

»Laß! Er sagte weiter: Ich habe zu arbeiten, zu kämpfen. Eines Tages wird sie blendend dastehen. Dann bin ich belohnt, dann bin ich groß. Sie braucht einen Retter.«

»Woher weißt du —?«

»Brauchte ich denn nicht einen Retter? Wo wäre ich jetzt ohne ihn? Mein Kopf läge in einer Grube.«

»Wir alle verdanken ihm unsere Freiheit. Sieh! vorhin, wie er an der Küche vorbeikam, hat sogar der Anton ihm die Hände geküßt.«

»Und du meinst, auch ich müsse sie ihm küssen . . . Vielleicht tue ichs; vielleicht geschehen ganz andere Wunder: wüßte ich nur, ob er je gezweifelt hat an meiner — Unschuld. Verbot er dir nicht, dies und jenes dem Richter zu sagen? . . . Nun?«

»Das wohl. Aber sei ihm nicht böse!«

»Böse? Wenn du ahntest!«

Sie geht umher.

»Er hat also gezweifelt, zweifelt vielleicht noch.«

»Wer zweifelt heute noch.«

»Niemand. Aber vielleicht er, der alle bekehrt hat!«

»Wie du dir heiß machst! Sie haben dir zu übel mitgespielt, dein Kopf hat noch lange damit zu tun;« — und die Alte zieht sie an sich.

»Denn, Monika, sieh,« — und sie zeigt auf den Boden, »die Spur im Blut meines — des Toten konnte von einem Frauenkleid sein. Er hat in seiner Rede bewiesen, daß es kein Kleid war, und die Geschwornen haben ihm geglaubt. Aber er selbst?«

»Hör' mich an, Kind! Ich ging zu ihm, als ichs erfuhr, das mit dem Kleid. Er war noch nicht bei dir gewesen. Er war bleich, ging im Zimmer umher und sagte: die Elenden! Er stützte den Kopf in die Hände und sagte: Ich will nicht. Es soll nicht wahr sein.«

»Hieß das, daß er für mich gewesen wäre —« Langsam, und sie beugt sich vor:

»— auch wenn ichs getan hätte?«

»Nein. Wie sollte er,« und die Alte weicht zurück. Da die Herrin sich abkehrt: »Das heißt —. Aber du hast es ja nicht getan.«

»Natürlich nicht.«

»Wenn man wüßte, wer es getan hat! Genug, er hat dich freigebracht. Welche Rede! Die Leute haben geweint, und ich selbst mußte weinen. Und doch konnte ich wissen, daß du nicht so warst, wie er sagte. Denn es ist wahr, daß auch du den Verstorbenen gequält hast, du Kleine. Gleichviel: ihm ist Recht geschehen, — da er dich nicht glücklich machte.«

»Du findest?«

»Der Doktor Halland war nachher erschöpfter als du selbst. Man sah, er hatte sich darangegeben, Blut und Seele. Merk dir's wohl, Kind: das ist einer, der dich liebt.«

Indeß sie ihr den Arm streichelt:

»Ich erkenne die, die dich lieben. Die andern straft Gott, wir haben es gesehen.«

»Ah! du bist noch dieselbe«, — und die junge Frau küßt sie. »Du verstecktest mir das Spielzeug, das

ich meinen Geschwistern gestohlen hatte. Geh', ich habe dich lieb, alte Monika.«

»Du warst ein hartes Kind, es brauchte viel, bis du liebtest. Hast du nicht den Ersten genommen, weil alle deine Verwandten dagegen waren?«

»Ich nahm ihn, weil er ein einsamer berühmter Mann war.«

»Und diesen?«

»Weil er mich liebt, wie ich bin. Weil er nicht fragt. Weil er alles von mir weiß — und nichts.«

Sie setzt sich und richtet den Blick auf die Tür.

»Ich warte auf ihn, wie auf einen ganz Fremden und wie auf mich selbst. Wir haben so Vieles hinter uns, was keiner versteht. Es war grell und wirr, es macht müde.«

Sie lehnt den Kopf zurück nnd schließt die Augen. Leise:

»Ein Kuß im Dunkeln.«

Sie schrickt zusammen; es klopft.

II

Die alte Frau öffnet; sie flüstert:

»Die gnädige Frau erwartet den Herrn Doktor.«

Im Hinausschlüpfen greift sie nach seiner Hand und küßt sie.

Er nähert sich leise seiner Frau.

»Gabriele!«

Sie hebt, immer die Augen geschlossen, ein wenig den Kopf. Er beugt sich über sie, ihre Lippen treffen sich, sie sinkt zurück.

»Sieh mich an, Gabriele!«

»Schließ lieber auch du die Augen! Wir sind in Sicherheit, solange wir nicht sehen. Du bist jung und du liebst mich. Du hast Mut und Leben auch für mich, die ich schon den Mut verloren hatte und fast auch das Leben.«

»Ich weiß, wie kühn das ist: dich alles ver-

schmerzen machen zu wollen, was du erlitten hast. Aber ich will es.«

»Du mußt mich mehr lieben, als alle anderen Menschen einander lieben. Wir haben die Liebe, um das Leben zu vergessen. Ich weiß mehr und habe mehr zu vergessen.«

»Ich liebe dich unbedingt und für immer.«

Sie öffnet die Augen, sie hebt sich an seinen Schultern hinauf.

»Du sagst es? Wenn es wahr ist, hast du mich zum zweitenmal befreit.«

»Du hast mir Genie gegeben. Genie ist die höchste Männlichkeit.«

»Ich bin dir nicht unheimlich?«

Da er abwehrt:

»Denn ich bin es mir selbst. Das Urteil mag gesprochen sein: ich bleibe die Witwe des Ermordeten, — dessen Mörder niemand kennt.«

Über sich gebeugt, dumpf:

»Wo habe ich das Trauerjahr verbracht?«

»Ich bitte dich,« — er streckt die Arme nach ihr aus. Sie sieht ihn an und schüttelt den Kopf.

»Das macht kein Triumph ungeschehen. Meinst du, ich sehe nicht das Erschrecken der Blicke? Sie wollen immer wieder zu mir eindringen, wie durch ein vergittertes Fenster, aus dem eine beklemmende Luft strömt. Heute abend flüsterten unsere Gäste mit einander, als wunderten sie sich, daß sie zu einer Hochzeit geladen seien und nicht zu einer Hinrichtung.«

»Gabriele! Meine Frau!«

Aber sie springt auf.

»Wundere ich mich nicht selbst? Ah! du bist kühn, weil du es unternimmst, mich zu heilen von der Tortur der Untersuchung, der öffentlichen Schande der Verhandlung. Wer aber müßtest du sein, um jene anderen Bilder, jene geheimen, von diesen Augen wegzuwischen.«

Und sie verbirgt sie an seiner Brust. Flüsternd:

»Noch jede Nacht sehe ich ihn.«

»Deinen — den Toten?«

»Nein ... Auch ihn. Er liegt« — sie bewegt die Hand nach der zweiten Tür, im Schatten, »dorthinten.«

»Dies ist nicht das Haus. Quäle dich nicht. Du bist bei mir.«

»Er liegt dorthinten, im Zimmer jenseits des Ganges, beim Fenster. Der — Andere beugt sich über ihn.«

»Auf der Schwelle. Er lag auf der Schwelle.«

»Erst später. Als er getroffen wurde, fiel er beim Fenster nieder.«

»Woher weißt du —? Es ist anders festgestellt. Du hast doch geschlafen.«

»Ich schlief nicht. Ich hörte ihn rufen. Ich stand auf — «

Vorgebeugt nach der Tür:

» — ich schlich in den Gang, ich kroch in den Wandschrank. Er schrie und fiel, ich hörte es. Dann kam der Andere vorbei.«

»Du hast ihn gesehen? . . Ich verliere den Kopf. Du hast geschlafen, du weißt nichts.«

»Er lief nicht, und er schlich nicht. Er hatte einen festen Schritt, wie ein junger Mann.«

»Du träumst, wach' auf!«

Er rüttelt sie; sie reißt sich los.

»Ich glaubte sogar — «

»Was man in Träumen glaubt.«

»Er ging in mein Zimmer, hierher. Sollte ich sterben? Oder wollte er — «

»Wie du mich ansiehst!«

»Indeß drinnen mein Mann noch röchelte.«

Er weicht zurück.

»Sieh mich nicht länger so an. Was glaubst du?«

Pause.

»Als er fort war, ging ich — dort hinüber und betrachtete die Leiche. Sie lag jetzt auf der Schwelle,

wo ihr sie gefunden habt. Ich verkroch mich ins Bett.«

»Und du hast nichts gesagt!«

»Es würde mich noch verdächtiger gemacht haben.«

»Mir? Du hast kein Vertrauen gehabt.«

»Du siehst, daß ich es habe, nun wir allein sind. Du liebst mich, du wirst mich schützen,« — die Hände flehentlich erhoben. »Alles das ist nicht vorüber. Du mußt wachen, wenn ich schlafe.«

Er greift sich an die Stirn.

»Wovon sprechen wir, mein Gott. Dein Mann lag am Fenster? Es war kein Blut da.«

»Es ist erst später geflossen, auf der Schwelle. Er ist nicht auf die Kniee gefallen, ihr habt Alles falsch erdacht. Er ist hingekrochen.«

»Du weißt entsetzlich viel.«

Er ringt vor ihr die Hände. Sie geht rückwärts bis in den Winkel. Im Bogen um ihn, tastet sie an der Wand hin, zur Tür. Unterdrückt:

»Komm! Ich will dir's zeigen.«

Er stürzt vor. Mit einem Ruck hält er an.

»Was ist mit uns? Wir sind in einem neuen Hause, in unserem Hause. Die Dinge von denen du sprichst, sind nicht hier geschehen, sie haben hier keine Spuren hinterlassen und keine Geister.«

Auf sie zu, eindringlich:

»Hast du vergessen, wozu du gekommen bist? Mir zu gehören! Nicht dem Vergangenen: mir!«

»Vergangen?« — sie entzieht sich ihm. »Du wirst ihn sehen.«

»Wen?« — und er flüstert wie sie.

»Den Mörder. Du hast ihn noch nicht gesehen?«

Sie hält seinen Blick fest. Er starrt in ihre Augen. endlich nickt sie stark. Er keucht.

»Nein!«

»Ja«, — und sie wendet sich ab. Er taumelt, greift nach einem Stuhl. Er preßt sich die Brust, er ringt nach Stimme.

»Du? Du bist es gewesen? Gabriele! Mitleid!.. Vorhin, einen Augenblick, glaubte ich, Du beschuldigtest mich. Was willst du sagen? Eins ist Wahnsinn wie das Andere. Liebte ich dich nicht, ich würde lachen.«

Nachdem er umsonst gewartet hat:

»Du treibst Spott, du willst mich verwirren, ich lache.«

Er setzt sich — und springt wieder auf.

»Ich glaube dir nicht. Du bist krank. Du lügst, ich weiß nicht warum. Ich will nichts wissen.«

Schreiend:

»Du bist unschuldig!«

Sie sieht ihn an.

»Leiser! Wir sind verloren, wenn man uns hört.«

Er erschrickt. Er lehnt drüben, halb abgewendet, die Stirn in die Hand, indes sie vor der Tür im Schatten hin und hergeht und spricht.

»Wem schulde ich Rechenschaft. Man sei froh, wenn ich keine fordere. Ein Leben wie meins darf nicht geschaffen werden, es ist — ja, es ist die Widerlegung jedes andern ... Als Mädchen von vierzehn Jahren schon erfuhr ich, was noch Greise nicht zu sehen brauchen: unsere Zwecklosigkeit und unsere Unverbesserlichkeit. Jede Lüge, jeder Schmutz des Gefühls hinterließ mir ein Mal für immer, einen blutunterlaufenen Eindruck. Ich hatte die Gabe, nackte Seelen zu sehen und manchen Tag saßen mir am Tisch Fratzen gegenüber, vor denen es nur Davonlaufen gab. Schon damals war ich eine Fremde, und die Andern sahen es, wie heute unsere Gäste. Keine Tat war nötig.«

Er schluchzt auf.

»Gabriele! Mein Leben, um deine Tat zurückzukaufen!«

»Das Schlimmste aber war der Spiegel. Ich war hassenswerter als Alle; denn zu ihren Lastern hatte ich auch noch das, daß ich sie durchschaute ... Ich

hätte mich getötet, ohne meine Träume: die Träume von gütigeren, geistigeren Menschen, die ich lieben konnte. Es mußte sie geben, in der Ferne oder in der Zukunft. Desto sehnsüchtiger liebte ich die unbekannte Menschheit, je trostloser die Menschen sich mir verrieten. Ich gewann Mitleid mit ihnen: so mächtig machten mich meine Träume. Ich war erwachsen und schön geworden. Damals fand ich ihn.«

Sie lehnt sich, einen Augenblick, weich gegen die Tür, die Hand am Griff, als wollte sie eintreten.

»Er war ein großer Arzt, er rettete Hunderte, und doch kannte er ihre Krankheiten, ihre Häßlichkeiten. Er konnte, was ich gewollt hätte: er rettete sie.«

Sie kehrt sich von der Tür ab.

»Mußte er nicht fühlen wie ich? Er war einsam durch sein Wissen, er war gezeichnet vom Ruhm. Mußten wir beiden Fremden uns nicht vertrauen?«

Sie stürzt in die Mitte des Zimmers. sie schüttelt die gespreizte Hand.

»Statt dessen: bewundere die sinnlose Grausamkeit der Dinge. Er wollte nicht verstehen, sich nicht und mich nicht. Ich weiß heute, daß er Furcht hatte; er trumpfte auf das unbewußte und schlechte Leben, er wälzte sich darin, wie ein entflohener Sträfling. Für mich, die ich ihn an die Wahrheit erinnerte, faßte er Haß. Er verleugnete mich. Aus der Gefährtin, die zu ihm kam, machte er ein Geschlechtstier. Hörst du?«

Er senkt den Kopf.

»Ich erkenne den Weg, den wir gegangen sind.«

Aber er schüttelt sich.

»Nein! Nicht diesen!«

Sie tut einen Schritt auf ihn zu.

»Doch! Als du mich kennen lerntest, war ich unterwühlt von Begierden. Ekel und Unersättlichkeit warfen mich umher. Den, der mich geliebt hätte, ich hätte ihn in einer Umarmung still machen wollen, um mein Herz und diese Welt still zu machen. Wenn ihr

mich in Gesellschaft im Glanz meiner Verzweiflung saht, konnte keiner von der Verbrecherin wissen, die hinter dem Sprechzimmer ihres Mannes, bewacht von seiner Eifersucht wie ein gefährliches Tier, die Qual ihrer Bosheit erlitt. Keiner: nur du.«

Er streckt ihr die Hände hin.

»Ich liebte dich, um dich zu retten.«

»Du wußtest, daß ich ihn haßte, und wie ich dich begehrte. Ich konnte ihn nicht betrügen, ich konnte dich nicht haben. Wir sind Mitschuldige, denn wir liebten uns.«

Er wirft sich zurück.

»Nicht so. Ich bin kein Verbrecher.«

»Wenn du mich retten, mein menschlich Teil retten wolltest, dann hattest du meine Gedanken.«

Er hebt die Arme, er wirft sich umher.

»Ich habe nichts gemein mit deiner Tat!«

»Du hast seinen Tod nicht gewünscht?«

»Was beweist das!«

Sie spricht leise und herrisch.

»Warum hast du bis nach meiner Freisprechung verschwiegen, daß wir uns liebten?«

»Das war —«

Sie nickt.

»Das war nötig, um Justiz und Öffentlichkeit zu betrügen. Du hast sie noch anders betrogen. Du hast Umstände unterschlagen oder gefälscht. Das Kleid, das durch sein Blut geschleift ist, war beim Färber, und du hast glauben gemacht, ich hätte schon vor seinem Tode der alten Monika den Auftrag erteilt, es hinzutragen. Du hast dich mit ihr verabredet. Wie mühselig du deinen eigenen Verdacht unterdrückt hast!... Ah! da erschrickst du. Die Dinge kehren dir zurück, die du in der hohen Rolle eines Retters gern vergessen hättest. Geh! keinen Selbstbetrug! Wir haben Vieles hinter uns, was uns immer zusammenhalten wird. Verleugne nicht auch du mich, wie Jener tat.«

Er stöhnt. Sie tritt nahe an ihn hin, sie spricht ihm ins Gesicht, weicher und süßer.

»Wovor hast du Furcht. Niemand weiß, daß wir uns bis zum Verbrechen geliebt haben. Vielleicht weiß der Tote es; das würde unsere Lust würzen. Ich wünschte, daß es ein Fortleben gibt, damit er um uns weiß.«

»Du bist fürchterlich. Du vernichtest mich.«

»Ich mache dich leben.«

Sie halten sich bei den Armen gepackt, als wollten sie ringen. Fast berühren sich ihre Gesichter. Er sagt, die Zähne geschlossen:

»Die glühende Blässe deiner Haut spiegelt entsetzliche Dinge.«

»Nur deine Begierde.«

»Deine tiefen Augen locken und verschlingen.«

»Nur dein Laster.«

»Dein Mund —«

„Küsse ihn doch! Für deinen Kuß habe ich es getan!«

Ihre Lippen stoßen hart zusammen und wühlen sich ineinander.

Er reißt sich los.

»So küssen Mörder! Ich bin wahnsinnig!«

»Schmecke ich nach Blut?«

Da er sie nach dem Vorhang drängt:

»Wir haben uns wohl nichts mehr zu sagen? Jetzt heißt es also genießen.«

Sie schlägt vor ihm zu. Den Kopf im Vorhang:

»Denke an mich, bis ich dich rufe. Du hast doch den Mut, an mich zu denken?«

Und sie verschwindet.

III

Er steht reglos, das Gesicht nach dem Vorhang. Allmählich weicht er zur Seite; die Hände vor die Augen geschlagen, taumelt er, neben dem Vorhang, gegen die Wand.

Ihre Stimme:

»Du bist so still. Aber ich weiß, was du tust: Du weinst.«

Er zuckt auf.

»Du hältst mich für schwach? Ich bin es nicht: ich trage deine Tat. Ich bin imstande, dich zu wollen mitsamt deiner Tat.«

Er schlägt sich auf die Brust.

»Da sieh! ich liebe dich noch jetzt. Umso mehr liebe ich dich, umso mehr!«

Da erstarrt er: hinter dem Vorhang lacht sie gellend.

»Held, der du bist!«

Sie tritt hervor.

»Liebtest du mich nicht für meine Unschuld? Aber auch die Schuld hat ihren Reiz.«

Bei seiner Berührung:

»Ach, fort! Du ekelst mich, mit deiner heroischen Sinnlichkeit.«

»Ich? Du wagst? Du, die mich zu Grunde gerichtet hat?«

Sie sieht ihn an.

»Nicht ich dich . . . Dein Opfer ist unnütz, mein Held; denn Alles war nur Scherz.«

»Das ist nicht wahr!«

«Kein freundlicher Scherz; aber du mußt ihn mir nachsehen: man hat mich, seit einem Jahr, an das Leben im Grausen gewöhnt . . . Nun? Ich bin noch deine unschuldige Frau, du bist noch mein Retter. Alles ist, wie du es dir gewünscht hast.«

»Du machst dich lustig?«

»So den Kopf zu verlieren! Und du hast in der Verhandlung jeden Widerspruch vernichtet. Du weißt, daß nicht mein Kleid durch sein Blut geschleift ist, sondern der Vorhang, den er im Todeskampf ergriffen hat. Würdest du vor Gericht die Aussage hingenommen haben, daß er am Fenster unter den Messerstichen

zusammengebrochen sei, aber erst auf der Schwelle geblutet habe?«

Er breitet die Hände aus, er schüttelt den Kopf.

»Wer beweist jetzt noch deine Unschuld.«

»Du selbst hast die Spuren von der Hand eines Unbekannten an den Möbeln nachgewiesen. Du hast bewiesen, daß ich in meinem Zimmer von draußen eingeschlossen war, wie jede Nacht. Hat ein Mitschuldiger mich eingeschlossen? Aber das wüßtest du, denn du wärst es selbst.«

»Ich habe dich vorhin gesehen. Ich habe dich — geküßt. Du wirst mir nicht einreden, daß du gespielt hast.«

»Ich habe gespielt. Ich habe dein Heldentum erprobt.«

»Dann sage ich: ein unwürdiges Spiel!« — und er stößt einen Stuhl auf den Boden. »Ich durfte besseren Dank erwarten.«

»Vielleicht fühlte ich das — zu sehr.«

»Du hast mich in deinem Leben als Meister gesehen: das verzeiht ihr nicht. Ah! es ist die Rache des Weibes. Wir dürfen nicht so klar, nicht so hoch sein; man benützt den elenden Kniff des Geschlechts, uns herabzuziehen und zu trüben.«

Er geht umher, die Hand am Halse und gefolgt von ihren Augen. Mit gewaltsamer Ruhe:

»Was geschehen ist, tut mir leid für dich. Du, die ich über alle stellte, — und auch du bist wieder nur das Weibchen, das die Widerstandskraft des Mannes auf die Probe stellt: bist die Schauspielerin. Wie verrucht du gespielt hast!«

»Ich habe wohl gespielt. . . Aber bin ich so sicher, daß die Dinge, die du wirklich nennest, kein Spiel waren? Der Mord, und was dann mit mir geschehen ist? Wozu das alles? Warum sollte es ernst sein? Ich war immer so sehr allein und anders, daß ich meine Schicksale und Handlungen, meine Gefühle selbst, alles im Grunde für ein folgenloses Spiel hielt.

Ich weiß nicht, wie ihr lebt. Ich, ich sehe keinen Plan im Leben, noch im Tod. Ich fürchte beide, und spiele sie beide.«

Er hält an.

»Es ist wahr, du hast zu viel gelitten. Meine Eigenliebe muß schweigen. Ich muß Mitleid haben mit dir. Du verdienst Nachsicht.«

»Nicht wahr? Du findest die Überlegenheit des Retters wieder. Ich bin dein weißes kleines Mädchen. Perseus und Andromeda. O reines Glück! Aber ich muß dir sagen, daß ich eure Unschuld nicht mehr begreife. Ich habe ein Jahr lang im Gefängnis gelebt, eingeschlossen mit den Bildern des Mordes.«

»Ich weiß es; und ich trage vor dir die Schuld aller.«

»Ich war die Mörderin. Ein Jahr lang hat jeder menschliche Blick mir's gesagt, jedes Wort des Richters, deine eigenen Kunstgriffe zu meiner Rettung. Tag und Nacht habe ich die Dinge gesehen, die geschehen waren; und wie ihr es wolltet, ging meine eigene Gestalt darin umher, mein eigener Arm hob sich. Da —«

Sie beugt sich vor, sie zeigt auf den Boden. Sie rafft das Kleid zusammen und weicht zurück. Umherblickend:

»Ich — sage nicht, daß ich's nicht getan habe.«

Er eilt hin, er nimmt ihre Hand zwischen seine.

»Gabriele! Besinne dich! Wie du krank bist! Wie ich dich lieben muß!«

»Sage das nicht«, und ihr Blick streift ihn scheu, sie zieht sich frostig zusammen. Es ist nicht sicher, wann ich dir die Wahrheit gesagt habe.«

»Nicht sicher?«

Er lacht.

Wenn du's nicht weißt, laß dir's von mir sagen: Du bist unschuldig.«

»Du liebst mich. Auch meine alte Monika liebt mich, und sie ist überzeugt, daß ich es getan habe.«

Sein Lachen bricht ab. Er läßt sie los.

»Sollen wir denn wieder das Ufer verlieren? Laß mich denken. Du hast es nicht getan... Hast du es getan?«

»Ich weiß es nicht«.

Er umfaßt seine Schläfen.

»Du weißt es nicht. Du entrinnst mir wie Sand. Du warst meine feste Erde, mein Selbstvertrauen.«

»Ich hatte dir Genie gegeben, die höchste Männlichkeit.«

»Ach! das Wesen, in das wir unsere Seele senken. Die Frau! Die Frau! Wir rechnen mit ihr, wir bauen auf sie, fürs Leben, über das Leben hinaus: — und wir kennen sie nicht!«

Er läßt die Arme sinken. Müde:

»Du hast erreicht in dieser Stunde, daß ich mich selbst nicht mehr kenne. Du hast mich mehr erleben lassen, als ich auf Erden für möglich hielt. In einer Stunde hast du mich alt gemacht.«

»So weißt du nun, wie denen zu Mut ist, die mit der Seele leben. Ich, siehst du, habe an Menschen Alles erfahren, was sie zu geben haben, und vom Erkennen und Fühlen bin ich so abgenützt« — sie betastet sich — »als sei die ganze Haut mir wund gerieben... Dennoch aber bleibt diese qualenreiche Kraft, die Seele auf Berge zu treiben und in Abgründe... Man ist über Mondgebirge gewandert und durch Sterne, die noch brennen. Was soll ich dir sagen! Man hat so Ungeheures vor Augen, daß es Nacht scheint und daß die Wirklichkeit nicht den Wert hat von Träumen. Und ihr fragt nach meiner Unschuld.«

»Ich weiß, daß du keine Frau bist wie andere.«

»Ich bin eine Frau wie andere.«

Sie schlägt sich auf die Brust.

»Seid doch Menschen!«

Sie mißt ihn lange.

»Du wolltest mich lieben, weil meine Unschuld dein Werk war.«

»Ich gebe zu, daß ich selbstsüchtig war. Aber wer die Selbstsucht einer Liebe nicht erträgt, ist ihre Aufopferung nicht wert.«

»Möglich. Möglich;« — und sie zieht sich bis drüben in den Winkel zurück.

»Und ihr meint mit der Unschuld, für die ihr mich liebt, eine Tat, die nicht getan ward: Jener dort —«

Sie wendet sich halb nach der Tür im Schatten.

»— eine Untreue, du einen Mord. Ich aber war unschuldig, weil ich dich liebte: und du hättest ein Mörder sein können, oder ein Heiland . . . Ach! bleibe dort, laß mich allein. Du hast mich schon allein gelassen.«

Sie hüllt sich in die Falten des Vorhanges, ihre Hand tastet rückwärts nach der Wand. Mit verlorenem Blick:

»Ich hätte dich so sehr geliebt. Meine Liebe wäre einfach gewesen, von der Einfachheit der Vielerfahrenen, die das Leben hinter sich lassen, um im Dunkeln zu lieben, ohne Fragen, mit geschlossenen Augen, weder mit ihrer Tugend noch mit ihrem Laster, jenseits der Qual der Seelen, die werben, kämpfen, einander enthüllen: ganz offen und schlicht mitten im Geheimnis, wie Tiere oder wie Engel.«

»Gabriele!«

Er stürzt vor sie hin. Sie fährt mit der Hand in sein Haar. Heißer:

»Und ohne Grenzen! Wie die Umarmungen dieser Männer, dieser Frauen matt und unvollkommen sind! Wie weit bleibt zurück hinter mir, was sie Leben nennen! Man muß so viel von den Menschen erlitten haben wie ich, um ihrer Einen so lieben zu können, wie ich.«

»Gabriele! Warum habe ich dich verloren?«

»Du: du weißt nicht, was ich von dir erträumt habe, wen ich in dir sah. Du beherrschtest den Prozeß, und du schienst ihn zu verachten. Du sahst aus, als sagtest du mir: Geduld! Bald lassen wir dieses

kriechende Durcheinander hinter uns. unter uns. Was ist uns Schuld und Unschuld. Über der Welt, allein und stumm, befreit von irdischen Zufällen und ganz einander sicher, werden wir uns lieben. Sagtest du das nicht?« — und sie nimmt seinen Kopf zwischen ihre Hände, um ihm in die Augen zu blicken. — Sie läßt ihn los und wendet sich halb weg.

»Ich glaubte wohl nicht sehr fest, daß du mir folgen würdest; ich war schon einmal enttäuscht. Aber ich erlaubte mir Hoffnung, berauschende Hoffnung. Noch einmal öffnete ich mein Fenster, das vergittert war, den Sternen.«

Er verläßt sie und setzt sich abgewendet. Sie sagt, die Augen geschlossen:

»Ein Unbekannter, und ganz ich selbst. Das Wesen, das alles von mir weiß und nichts.«

Er faßt sich an die Stirn.

»Bin ich denn schuldig? Ich habe dich geliebt, wie ein Mann eine Frau liebt. Ich habe in dir alle meine Instinkte befriedigt gefunden. Was bleibt mir nun.«

Sie geht rasch zu ihm. Über seine Schulter:

»Dir bleibt alles, was du zu nehmen geschaffen bist. Auch ich bin für nichts anderes geschaffen. Das Gefängnis hat mir ungesunde Träumereien gemacht. Ich habe dich gequält und ermüdet. Verzeih' mir.«

Er greift nach ihr.

»Nicht wahr, wir können uns lieben?«

»Gewiß: wie Menschen einander lieben. Man gewährt sich Vertrauen, bis zu einem gewissen Grade; man versteht sich, vermittelst Nachsicht; man ist eins, unter Vorbehalt.«

»Liebst du mich?«

Sie kniet vor ihn hin. Er umklammert sie fester.

»Liebst du mich?«

Sie beugt die Stirn unter seine Lippen.

Die Tat*)

Von **Stanislaw Przybyszewski**

Es war gerade Weihnachten.

— Ja, Weihnachten, dachte Czerkaski in seinem schweren Fiebertraume.

Das Eine nur wußte er: ein Kind müßte er an diesem Tage glücklich machen. Ganz gewiß glücklich — an einem solchen Tage . . .

Ich muß jetzt versuchen, für ein Kind eine Mutter zu sein, das wäre eigentlich der höchste Gipfel einer wirklich großen männlichen Tat, dachte er plötzlich mit einem stillen, ehrfurchtsvollen Triumph.

Aber wo sollte er jetzt gerade das Kind aufsuchen, das er glücklich machen wollte und mußte?

Gleichwohl sprang er auf und ging frei und leicht, als hätte ihn jemand von schweren Fesseln befreit, die sich bereits in sein Fleisch einfraßen.

Er ging weit, weit vor sich hin in die Vorstadt hinaus, dicht an den Hafen, wo sich sonst niemand in so später Stunde hinauswagte.

Wie lange er so herumirrte, wußte er nicht, es mochten wohl ein paar Stunden vergangen sein. Ab und zu setzte er sich auf eine nasse schmutzige Bank in irgend einer armseligen Parkanlage, er konnte sich in diesem Hundewetter eine Lungenentzündung holen, aber was ging ihn das heute an.

An seine Ohren drang ein wüster trunkener Gesang taumelnder Matrosen, ab und zu sah er scheußliche, elende Prostituierte vorüberhuschen, vertiert im Elend und Schmutz — wie es ihm vorkam.

Eine blieb vor ihm stehen.

— Für zehn Kopeken — willst du? Und sie spuckte ihm in die Augen.

---

*) Ein Fragment aus dem Manuskript eines Romans: »Das jüngste Gericht«.

— Hier hast du einen Rubel! Und mit einer seltsamen Demut wischte er sich sein Gesicht ab.

Und jetzt setzte sie sich neben ihn mit einem bösen, verächtlichen Lachen.

— Vielleicht soll ich dich noch einmal anspucken?

— Wofür?

— Weil du gut bist.

Er lächelte.

— Also dafür spuckt man einem ins Gesicht?

— Ja, eben dafür — und nur deswegen.

— Hier hast du noch fünf Rubel und laß mich in Ruh'.

Er gab ihr ein Goldstück.

— Ich gebe dir den Rest zurück, lachte sie höhnisch — sie spuckte ihm wieder ins Gesicht und verschwand — in der Ferne hörte er ein irres Lachen — nein! ein wüstes Gewieher, wie von einer trunkenen Stute.

Nun, sie hatte Recht, dachte er, ganz in sich hineingekrochen, für eine so elende und billige Güte war der Lohn hoch genug.

Und mühsam schleppte er sich weiter.

Jemand vertrat ihm den Weg.

Qui vive? lachte Czerkaski heiser.

Ein baumlanger, schwarzer, verwilderter Geselle — ganz wie ein wüster Charakter aus einem Schauerdrama: sein einziger Faustschlag hätte genügt, um ihn, der doch nur deswegen hinausging, um ein Kind glückselig zu machen, in das Jenseits zu befördern, aber sonst sah der Fremde sympathisch aus, und er hatte keine Angst.

— Was willst du? fragte er ihn.

— Glaubst du, daß ich dich berauben will? Du irrst dich.

— Also was?

— Ich habe meine Mutter totgeschlagen.

— Warum?

— Damit sie sich nicht quälen sollte.

— Nichts weiter?

— Eine Schwester habe ich totgeschlagen und noch die zweite, damit sie nicht auf der Straße versauen. — Kannst du mir jetzt deine Hand reichen? kannst du es?

Czerkaski drückte heiß und inbrünstig die Hand des Fremden.

— Du hast an deiner Mutter und an deinen Schwestern wohlgetan... Du bist tatsächlich ein edler und feiner Mensch... Noch mehr: Du bist ein Wohltäter in großem Stil — das ist wirklich Güte .. jede andere verdient kaum, daß man sie anspeit, ist höchstens der Hautkitzel, mit dem ein paar elende Flöhe den Menschen belustigen. Ja, du bist ein edler Mensch.

Und der baumlange schwarze Kerl fing an zu strahlen — er wippte auf seinen langen Beinen, kroch wieder zusammen, umfing Czerkaskis Knie, faßte seine Hand, küßte sie, daß sie ganz von seinen heißen Tränen benetzt war.

Czerkaski entriß ihm mit Widerwillen und Ekel seine Hand.

— Hinweg, du unreines Gewissen, das du Verbrechen begehst und hinterher mit Winseln um Verzeihung bettelst... Anders — ganz anders muß man es machen.

Weg mit dir!

Und plötzlich schrumpfte der Baumlange zu einem Zwerg zusammen, hüpfte vor ihm hin und her, streckte die Zunge aus, machte eine lange Nase, kroch ihm zwischen die Beine und wälzte ihn um, dann sprang er ihm hinterlistig auf den Nacken und stieß sein Gesicht in den Kot.

Endlich gelang es Czerkaski mit unmenschlicher Anstrengung, ihn von sich abzuwälzen, und er raffte sich auf.

Eine Wut kochte in ihm, daß er, wenn jetzt

tausend Wurfspieße auf ihn gerichtet gewesen wären, sich unbedingt auf sie geworfen hätte.

Er sah sich ringsum, fühlte, daß ihm der Schaum vor den Mund trat: vor ihm, hinter ihm tanzte und hüpfte irgend ein winziges, höllisches, boshaftes Monstrum, er wollte es fassen, ihm das Genick brechen, es an den Beinen fassen, es auseinanderreißen. — Plötzlich — mit einem Ruck kam er zur Besinnung.

In seiner Hand hielt er eine andere — ein klein-kleines Händchen von einem jungen kaum zwölfjährigen Mädchen, das ihm kokett und vertraulich zulächelte.

Er ließ ihre Hand los — tief verwundert.

— Wer bist du? fragte er sie.

— Kommen Sie nur da an die Laterne, dann können sie mich besser anschauen.

Er ging neugierig ein paar Schritte weiter.

Sie blieb in dem Schein der Laterne stehen und sah ihn mit dem zynischen, herausfordernden Blick einer schamlosen, heruntergekommenen Dirne an.

— Um Gotteswillen, wie ist es nur möglich? Du bist ja doch noch ein Kind!

— O, da irren Sie sich sehr — ich könnte manche in ihrem Métier altergraute und verfaulte Hure belehren — keine versteht das Handwerk so gut, wie ich!

Für die billige Güte spuckt man den Menschen ins Gesicht — und mit Recht... er lächelte — nun probieren wir einmal die große und schwierige Güte.

— Nun, dann wollen wir einmal deine Kunstfertigkeit versuchen, grinste er — komm mit!

— Ein wenig wirst du warten müssen — raunte sie ihm zu und kitzelte ihn an der Halsader. Zuerst werde ich ein paar amüsante Lieder absingen müssen. Und dann: ganz zu deinen Diensten, denn du bist ein guter Kerl. Ich werde dir ein Vergnügen bereiten, daß du dich dein Lebtag lang an mich erinnern sollst.

Sie führte ihn in eine schmutzige, stinkende Hafenkneipe hin, rückte ihm einen Stuhl in die Ecke.

— Hier wirst du auf mich warten.

Sie verschwand.

Er setzte sich hin und sah sich um.

An zehn, zwölf Tischen saßen betrunkene Matrosen, Zuhälter, Einbrecher, Messerhelden — er zählte sie sich alle gewissenhaft auf — Mädchenhändler, Apachen. Liebe und Halunken aller Art, er fühlte sich in dieser Gesellschaft gut und behaglich.

Noch nie hatte er sich so wohl gefühlt.

Das sind doch einmal wirkliche Menschen und noch dazu die einzig guten Menschen. Von einer ganz anderen Art, wie jener langweilige sentimentale Kerl, der um den Handdruck eines ehrlichen Menschen unlängst gebettelt hat, um die Sünde einer billigen Güte von sich abzuwischen — diese da — die brauchen es nicht, die haben es nicht nötig, sich in boshafte, monströse Zwerge zu verwandeln, die einen totplagen, wenn man ihnen den Sündennachlaß verweigert.

Diese da stehlen und morden so mir nichts dir nichts — en passant — drehen sich nicht einmal um — und wenn sie das Galgenbrett betreten müssen, pfeifen sie frohgemut lustige Melodeien.

Er war ganz entzückt von dieser prachtvollen und wirklich guten Gesellschaft.

Nun sah er gradeaus vor sich hin. Der Vorhang: ein elender Schmutzlappen, ging auf.

Er harrte nun neugierig der Dinge, die da kommen sollten.

Auf der Bühne — eine so herrliche hatte er nie gesehen — sie war aus ein paar schmutzigen Brettern zusammengezimmert — erschien das Mädchen, das ihn hierhergeführt hatte, und hinter ihr eine alte Hexe mit einer Guitarre: das wird wohl ihre Mutter sein, dachte er feinsinnig.

Das Mädchen fing an zu singen.

Er horchte eine Weile hin und kam in Ekstase.

Nie noch hatte er etwas so Unflätiges, Rohes, so unerhört Zynisches gehört.

Es kam ihm vor, daß noch nie über die Lippen eines trauten, lieben Menschenkindes ein so schmutziger ekelhafter, schändlicher Unrat sich ergossen habe, Worte, deren Laut schon ihn fast zum Erbrechen zwang, kreischten gell an seine Ohren und dazu noch die Pantomime, mit welcher das Kind den Liedertext illustrierte: es war erstaunlich!

Rings um ihn herum entstand ein unbeschreiblicher Jubel und er erfreute ihn.

Wie gut, wie unendlich gut werde ich für dich sein! dachte Czerkaski kalt und ruhig — endlich einmal werde ich für Jemanden gut sein.

Das Mädchen warf sich auf eine Pritsche und ahmte in verruchter Schamlosigkeit eine Art von geilstem Bauchtanz nach, schrie auf, winselte, schnalzte mit der Zunge, warf die Beine in die Höhe und schien in einem Wollustparoxysmus zu zerbersten.

Oh, wie unendlich gut werde ich für dich sein! Mit tiefer, zärtlicher Wonne dachte er an die Güte, die er diesem zarten Mädchen erweisen werde.

Und wieder ein neuer Gesang und noch ein Tanz, der jegliche Schamlosigkeit an grotesker Kühnheit übertraf.

Das kleine, schwache Mädchen warf sich auf den Boden hin, ihre Beine schnellten in die Höhe, umkrampften irgend eine imaginäre Gestalt, spreizten sich wieder weit auseinander, die Hände zuckten wie im Schüttelfrost, der ganze Körper warf sich in konvulsivischen Zuckungen — schneller noch — in wüstem Krampf, bis endlich die ganze unendlich gut gespielte Muskelorgie in einem langen verröchelnden Schrei der höchsten Lustbefriedigung erstarb.

Das Mädchen lag wie tot da.

— Alle Schleusen der höchsten Güte werde ich für dich öffnen, dachte Czerkaski und war glücklich.

Er hörte noch das betrunkene Heulen dieses herrlichen Publikums, wie er es noch nie in einer solchen Herrlichkeit hatte erstrahlen sehen — eine

hehre Versammlung von wirklichen Menschenfreunden — dann wurde es auf einmal still — die Lichter erloschen . . .

— Kommen Sie jetzt! — sie stand vor ihm.

— Ah! Du bist es. Du hast alle meine Erwartungen übertroffen . . . Das einzige Mal in meinem Leben werde ich gut sein und nur für dich allein. Du wirst mir, weiß Gott, nicht in die Augen zu spucken brauchen . . .

Sie führte ihn durch einen langen, finsteren Korridor und endlich kamen sie in ein kleines, schmutziges und — wie es ihm vorkam — unflätiges Zimmer hinein.

Ein wackliger Tisch, ein zerschlissenes und unsäglich schmutziges Sopha — ein Bett, das wohl noch nie einen reinen Laken gesehen hatte, ein geborstener Spiegel gegenüber . . . Herr Gott, braucht man noch mehr, um gut, wirklich gut zu sein?

Das Kind setzte sich ihm auf die Knie.

— Mein süßer Tauberich wird mir etwas geben lassen — nicht wahr? Ich bin hungrig und habe großen Durst.

— Brauchst ja nur zu klingeln.

In einem Augenblick hatte ein Etwas, das in einer weit-weiten Erinnerung einem Kellner glich, eine Flasche Schnaps gebracht, irgend eine Speise oder so etwas ähnliches dann noch —

Aber was kümmerte es ihn, was da vor ihnen stand oder lag — er schwamm im seligen Entzücken, daß doch endlich einmal die Zeit gekommen war, wo er wirklich gut sein konnte.

Das Mädchen aß und trank gierig und er sah ihr zu und war ihr unendlich dankbar, denn ihr hatte er es zu verdanken, daß er nun beweisen konnte, wie gut er sei.

Er betastete liebevoll die Westentasche und war zufrieden; noch nie hatte er das Mittel für die Verausgabung der höchsten Güte, das trostreiche, segenspendende Curare vergessen.

Er streichelte liebkosend die Westentasche, in der das einzige beglückende, alle Tore des Jenseits zuverlässig erschließende Mittel ruhte.

Was ist Liebe, was Geld diesem erlösenden Mittel gegenüber!

— Nun, so laß uns ordentlich trinken — sprach er dem Mädchen gütig zu.

Das Kind aß und trank und schaukelte sich auf seinen Knien.

— Jetzt bin ich bald fertig, dann werde ich dir zeigen, was ich kann . . . Ich kenne geheime Lüste, die . . . die . . ., sie flüsterte ihm etwas ins Ohr . . ., das ist wie Feuer, noch mehr . . .

Er lächelte.

— Nun, ich werde dir nicht schuldig bleiben.

— Oh du mein süßes Ferkel — sie schmiegte sich an ihn und küßte ihn an das Ohrläppchen.

— Du mein goldenes Kükelein — lachte er heiser und traurig, umfing sie mit einem Arm und mit dem anderen griff er in die Westentasche nach der gläsernen Eprouvette.

— Wonach suchst du? fragte sie ihn plötzlich unruhig.

— Nichts, nichts — ich habe Kopfschmerzen — ich habe hier ein Pulver.

— Der Kopf tut dir weh?

— Bald hört es auf.

Sie wurde wieder ruhig. Schmiegte sich noch fester an ihn an, grub sich mit ihren Lippen saugend in die seinen, und manövrierte mit frechen, schamlosen Händchen an seinen Beinen.

Er ließ es geschehen, goß Branntwein in ein Glas, schüttete den ganzen Inhalt der Eprouvette hinein und stellte es abseits.

— Was bist du so kalt? fuhr sie ihn plötzlich unmutig an.

— Ich? kalt? — nun dann mußt du mich warm machen. Du hast dich doch unlängst gebrüstet, daß du einen Toten lebendig machen könntest . . .

Das Mädchen lachte hell auf.

— Ja, ja — das kann ich, und das werde ich dir zeigen, aber zuerst muß ich trinken.

Er schob ihr das Glas zu.

Sie trank mit einem Schluck.

— Nun was? — Sie sah ihn triumphierend an. — Wer kann so trinken, wie ich?

Im selben Augenblick rissen sich ihre Augen weit auf in gräßlicher Todesangst — lange heftige Zuckungen durchliefen den schmächtigen Körper, mit den Händen griff sie in der Luft umher, man sah, daß sie schreien wollte, an den Schreien erstickte, weil sie keinen Laut herausstoßen konnte.

Dann noch ein paar heftige Zuckungen, das Auge brach, der Körper bäumte sich auf, verkrampfte sich, erstarrte . . .

Les suprèmes délices, lächelte Czerkaski.

Endlich eine Tat, die eines Menschensohnes würdig war!

Er legte die noch warme Leiche des Mädchens auf das Bett und küßte es andächtig auf die Stirn.

Ich habe dich errettet, betete er leise, errettet von dem Ekel des Zerfalls beim lebendigen Körper, vom Abfaulen deiner schönen Glieder, von der gräßlichen Qual, im Frost, Schnee, Kot und Regenwetter hungrig und bettelnd nach einer Mannesbestie herumsuchen zu müssen, ich habe dich errettet vor den unmenschlichen Schlägen und Fußtritten deines Zuhälters, gerettet habe ich dich vor dem Schmutz des Gefängnisses und dem Elend des Spitals — und nun schlaf — friedlich, heiter — froh . . .

Er atmete tief auf.

Noch einmal betrachtete er in tiefster Sammlung das tote Kind, dann schritt er in die finstere Nacht hinaus mit Trauer im Herzen, aber auch dem Gefühl eines leisen Triumphs, daß er endlich eine menschenwürdige Tat vollbracht habe.

Der Hundsfott*)

Von **August Strindberg**

Es gibt Menschen, die zur Welt kommen, um hundsfottiert zu werden.

Als jüngerer Bruder wurde er von den älteren hundsfottiert; wenn sie gefehlt hatten, beschuldigten sie ihn, und er kriegte Schläge.

Da, mit fünf Jahren, verfluchte er die Stunde seiner Geburt und wollte sterben. Aber er ging zuerst in die Küche und beklagte sich der Köchin gegenüber, die er für seine Freundin hielt. Sie verriet ihn sofort und erzählte es den Eltern, das Kind habe sein Geständnis zurückgenommen, das ihm eben unter Marter abgerungen war. Das angebliche Verbrechen sollte darin bestehen, daß er, der Fünfjährige, von dem Portwein der Alten getrunken habe. Ein fünfjähriges Kind sollte aus einer geöffnete Flasche so viel Portwein getrunken haben, daß es zu merken war, während man dem Kind keinen Rausch anmerkte. Das glaubten die Eltern!

Da wurde er wieder gemartert und gezwungen, zu bekennen, erstens daß er den Portwein getrunken, zweitens, daß er eben gelogen, als er leugnete.

Darauf mußte er um Verzeihung bitten, sowohl daß er den Wein ausgetrunken, wie daß er gelogen habe.

Wenn er darauf nicht ein Lügner fürs ganze Leben wurde, so zeigt es wohl, daß er diese Anlage nicht besaß.

Solche Marterszenen wiederholten sich mehrere Male.

Welchen Blick sollte dieses Kind auf Leben und Menschen bekommen? Zuerst wurde er ängstlich vor allem. War immer furchtsam, man würde ihn anklagen;

---

*) Aus dem schwedischen Manuskript. Die Buchausgabe der Bekenntnisse erscheint erst 1911.

spähte nach den Fehlern der andern, um zu sehen, ob sie gerecht seien.

Dann kam er in die Schule. Gewissenhaft und eingeschüchtert, lernte er immer seine Aufgaben, konnte sie zu Hause, aber in der Schule konnte er sie nicht immer, weil die Lehrer an den Kindern etwas auszusetzen suchten. So schlugen sie ihn wieder.

Aufs Land in eine Pension geschickt, kam er in eine schlechte Gesellschaft, wurde von einem älteren Kameraden in die öffentlichen Geheimnisse des Geschlechtslebens eingeweiht; und als das unschuldige Opfer hätte er beinahe den Verstand verloren, als er zum Bewußtsein erwachte, von welcher Natur die Handlung sei und welche Folgen sie habe.

Dann bekam er eine Stiefmutter und geriet in Verhältnisse, die ihn unter religiösen Grübeleien dem Selbstmord und dem Wahnsinn nahe brachten.

Bei keinem Menschen konnte er sich beklagen, denn die Angehörigen gaben ihm immer unrecht, wenn er recht hatte und man ihm unrecht tat.

Er kam zur Universität und man hatte ihm eingeredet, wenn er nur Student wäre, stünde die ganze Welt ihm offen. Jetzt fand er sie im Gegenteil verschlossen, denn er hatte kein Geld für Bücher.

Und als er sein Tentamen machte, erhielt er keine gute Zensur, obwohl seine Kenntnisse größer waren als die der anderen, die eine bessere Zensur bekamen.

Überall stieß er auf Widerstand. Da floh er die Wissenschaft und wurde Schriftsteller. Als er jetzt Menschen und Leben schilderte, wurden sie so, wie sie sich ihm gezeigt hatten. Er machte sein Gesellenstück und es wurde verworfen. Lehrling mußte er bleiben, obwohl sich sein Gesellenstück dann besser als das von andern erwies; Lehrling bis zum dreißigsten Jahr.

Da hörte er auf, an Gott zu glauben, und war überzeugt, daß der Teufel die Welt regiere; was mit

Christi Lehre »vom Fürsten dieser Welt« stimmt, denn er lief nicht weltlicher Ehre nach, kroch nicht vor den Oberen, schmeichelte nicht.

Je besser er schrieb, desto weniger bezahlte man ihm, und desto mehr Tadel bekam er.

Als er sich verheiratete, nahm man ihm Weib und Kind, und zwar drei Male.

Als er mit sechzig Jahren seine Meisterwerke schrieb, wurden die so geschmäht, wie keine Arbeiten vorher, und er mußte bezahlen, um sie zur Aufführung zu bringen.

Während andere für ihre Arbeit bezahlt wurden, mußte er bezahlen; und wenn er bezahlt wurde, erhielt er weniger als die, welche schlechter schrieben.

Sein ganzes Leben hundsfottiert! Und die Menschen verlangten doch, er solle schön von ihnen schreiben! Das tat er zuweilen, dann aber waren es seine eigenen schönen Gedanken über eine Traumwelt, die nicht existiert.

Zuweilen sprach er die Menschen frei, entschuldigte und erklärte ihre Schwächen; dann aber erhob sich ein Sturm von Vorwürfen, daß er die Moral lockere. Zuweilen schilderte er die menschliche Erbärmlichkeit mit Mißbilligung, dann erhob sich ein Sturm, daß er streng und ungerecht sei.

Mit einem Wort, wie er sich auch benahm, er wurde hundsfottiert!

Kann man ein solches Schicksal erklären?

Vielleicht fühlten es die Menschen in der Luft, daß er den Kompromiß der Gesellschaft und deren unwahre Natur entlarven würde. Aber als Kind konnte er doch nicht geahnt werden?

Es hatte wohl andere Ursachen, die wir nicht wissen, aber die Swedenborg geahnt hat!

Carlos und Nicolas

Von **Felix Stössinger**

Carlos und Nicolas sind Geschwister, die in Argentinien aufwachsen, durch die Pampas jagen und dennoch rechte Kinder bleiben. Carlos ist sieben und Nicolas sechs Jahre alt. Drei Jahre später stehen sie mit ihrem Lehrer Doktor Bürstenfeger auf der Landungsbrücke von Buenos-Aires, um mit ihm nach Europa zu fahren.

Hier schließen die »Kinderjahre in Argentinien«, der erste Band des biographischen Romanes »Carlos und Nicolas«.

Im zweiten Band »Carlos und Nicolas auf dem Meere«*) schildert Rudolf Johannes Schmied im engen Anschluß an das erste Hauptkapitel die Fahrt der »Lombardia« nach Genua.

Den spezifisch biographischen Wert der Teile für das Gesamtwerk können wir noch nicht beurteilen. Aber unabhängig davon, ob Schmied diese Jugend als Werdendes sieht und nicht als Vollendetes empfindet, leuchtet in uns die Freude über die Bücher, die wie Teile einer Trilogie in sich abgeschlossen, einzeln verständlich sind. In drei Stunden gleiten ihre Bilder wie schnelle Segler vorüber. Einige Szenen des zweiten Bandes, in denen ein Menschenschicksal zusammengeballt ist, haben die geraffte Energie der Schiffer, einen Wellenkamm zu erklimmen, um dann wieder über die ebene See zu fahren. Und der Gehalt versinkt wie ein Anker in das Meer unseres Bewußtseins. Wir haben einen neuen Dichter erkannt.

Carlos und Nicolas sind bei aller Verschiedenheit der Temperamente ein einziger Held. Die dynamischen Nuancierungen der Charaktere geben der Zweiheit Farbe und Wechsel. Beide sind zwar voll von Leben und tollen Gedanken und im tiefsten Innern gut. Beide lieben das Abenteuerliche und das Fremde und sehnen sich nach Sieg und Ruhm. Beide wollen Könige sein und über Prärien herrschen, wie Männer kämpfen und wie Kinder spielen. Nur ist

*) Erich Reiss Verlag, Berlin-Westend.

Carlos lebhafter und klüger, Nicolas verträumter und ruhiger. Aber beide zeigen ihre Verwandtschaft in der Beeinflussung durch Doktor Bürstenfeger.

Dieser, ein Bild des deutschen Lehrers, ist Pedant aus Idealismus und Idealist aus Pedanterie. Als Lehrer hat er kein Verständnis für die Kinder, sondern nur Sinn für Didaktik. Aber die Kinder sind für seine Ruhe und Güte empfänglich und lassen sich von ihm menschlich beeinflussen. Im ersten Kapitel lügen sie noch nach Herzenslust und bekräftigen ihre Lügen durch Eide. Aber nach seinen schönen, eindringlichen Worten gehen sie in sich, erröten, wenn sie ertappt werden und weinen vor Scham. Sie werden weich, fast sentimental und färben, auch wenn sie langsam seine komischen Schwächen wittern, immer mehr von Doktor Bürstenfeger ab. Carlos und Nicolas werden nie wie Doktor Bürstenfeger werden; aber sie werden ihn einmal lieben und als Freund betrachten.

Nicht nur auf ihren Lehrer reagieren Carlos und Nicolas gleich. Sie werden gemeinsam von wesentlichen Dingen berührt, und von gleichen Stimmungen befangen. Schmied verwendet diese innere Einheitlichkeit zur Charakterisierung der Kinder und zur Spiegelung der Umgebung. In Frage und Antwort sind sie wechselseitig Hintergrund und Relief, Teile der Handlung und Werkzeuge der Psychologie. Ihr klarer Kinderblick sieht das Klare und dringt nach Klarheit. Daher beleuchten sie nicht nur sich selbst, sondern auch die anderen. Indem aber alle Dinge in einen äußeren oder inneren Bezug zu den Kindern gebracht sind, scheint das Lebensgetriebe ohne sie nicht denkbar. Bald sind sie die Handelnden selbst, bald das Gegenspiel: im ersten Band vorwiegend Kreisfläche, im zweiten vorwiegend Zentrum. Und bezeichnenderweise ist ihr tiefstes Erlebnis auch die tiefste Szene des Buches. Es ist die Nacht, in der sie wach in der Kajüte liegen, um die Versenkung der Leiche einer Greisin zu erwarten. Hier ist die Schilderung, durch künstlerische Kontraste bewegt, einfach und visionär.

Im ersten Band, den »Kinderjahren in Argentinien«, folgt ein Abenteuer dem anderen. Fehlt noch den skizzenartig gereihten Erzählungen künstlerisch verdichtete Einheit, so ist doch jede einzeln fest gefügt und gesteigert, geschmückt mit neuen und eindringlichen Bildern. Die Exotik ist nicht Zweck, sondern das zufällige Milieu, nicht ein Behelf des Dichters, sondern ein Teil des Dichterischen in

ihm. Handlung und Charaktere: Alltägliches und Besonderes, die deutschen Gewohnheiten und fremden Sitten, die Spießer, Abenteurer und Tollen. Auswanderer, Einheimische und Fremde sind auch in den gewöhnlichsten Situationen neu gesehn und wie zum erstenmal beschrieben.

Schmieds Sprache gibt sinnliche Eindrücke sinnlich wieder, ohne zur Impressionistik flüchten zu müssen. Im zweiten Band hinterläßt gar das mit blanker Technik ausgeführte Bild einer Fahrt durch den Nebel impressionistische Visionen.

Die Meerfahrt zeigt den Dichter der Vollendung entgegenschreitend. Wieder bestimmt die Einfachheit die Form, die nun synthetisch und durchsichtig ist. In einem Zug sind die Erlebnisse geschildert, der Tod und der Wahnsinn, das Alter und das Heimweh. Die technischen Schwierigkeiten der Ordnung von Zeit und Raum sind überwunden, und der schmale Band ist voll mit neuen Bildern fremder Menschen. Namen, Reden, Gesten, oft nur ein auffallendes Kleidungsstück erschöpfen Charaktere, die durch einen einzigen Satz geschildert, von uns zu Naturen ergänzt werden könnten.

Bei aller schlichten, der Kunst abgerungenen Anmut ist in »Carlos und Nicolas« die tiefe Ruhe, Objektivität und höhere Zweckmäßigkeit der Natur. Die Menschen, ob gut oder böse, sind für das Gefühl des Dichters gut, sein Reichtum entlädt sich nicht barock und seine Sparsamkeit ist Fülle.

Die vierte Schwester

Von **Alexander Solomonica**

Ich habe drei kleine Schwestern. Vor längerer Zeit träumte mir, ich hätte bloß zwei. Dies muß indes richtig verstanden werden, in der Welt meines Traumes gab es bloß zwei, und von der Existenz der dritten wußte ich überhaupt nichts. Dort hatte sie vielleicht keine Berechtigung oder auch keine Möglichkeit, zu leben. Dort war sie nie vorhanden gewesen, nichts erinnerte an sie; sie ließ auch keine logische Lücke in der Entwicklung der Verhältnisse

zurück. Vielmehr entwickelten sich jene (im Traume) organisch weiter, nur daß der Faktor meiner dritten Schwester in ihnen von vornherein gestrichen war. Als ich dann erwachte, war es mir, als würde ich von einer ungeheuren Feder emporgeschnellt. Eine andere Ebene nahm mich auf, auf der sich nun auch die verloren gegangene Schwester befand. Nur schwer konnte ich mich an die Vorstellung ihrer Existenz gewöhnen. Nach und nach aber fiel mir die ganze Wirklichkeit wieder ein und ich wunderte mich dann fast gar nicht mehr, als ich sie in Person sah und sie mir zunickte.

Unlängst ging es mir umgekehrt. Ich lernte im Traume meine vierte (etwa vierzehnjährige) Schwester kennen. Auch dies ist wieder falsch ausgedrückt, denn ich lernte sie nicht kennen, sondern bewegte mich in einer Welt, in der wir beide seit jeher heimisch waren. Anfangs benahm ich mich jedoch, wie das begreiflich ist, verwirrt und ungeschickt. Ich bemerkte sie mit Befremden, sie kam aber rasch auf mich zu, denn ich war gerade von einem Spaziergange zurückgekehrt. Zutraulich legte sie den Arm um meinen Hals und küßte mich. Ich betrachtete aufmerksam ihre weiße Stirn, ihre blauen Augen, ihr — wie immer — sehr ernstes Gesicht. Es fiel mir auf, daß sie einen großen Hut trug. Eli ... Eli ... stotterte ich und dann fand ich den Namen: Elisabeth! Sie sprach freundlich mit mir und half, ohne es zu wissen, meinem verdunkelten Gedächtnisse nach, so daß es sich, wie es in solchen Fällen zu sein pflegt, rasch, ja blitzartig erhellte.

Nun übersah ich die Ereignisse ihres Lebens und bemerkte, wie sie sich lückenlos, was Gegenwart und Vergangenheit anbelangt, in die gegebenen Verhältnisse fügten. Ihr Faktor war in die Rechnung eingestellt. Da ich noch immer auf der Hut war, so erstaunte ich anfangs darüber sehr. Bald aber wurde dies für mich bedeutungslos. In demselben Maße, in dem ich das Bewußtsein und den Einwand des Traumes mit Verachtung von mir streifte, ermaß ich die Nebensächlichkeit jener logischen und doch zufälligen Beziehungen. Ihre Umschaltung war selbstverständlich, ein technischer Handgriff, weiter nichts. Alle Dignität beschränkte sich auf die Person, kam in ihrem Gefolge und lebte geradezu von ihrer Gnade.

So durch die Kraft des Willens, der seine Dimension ver-

doppelte, zwischen zweien Welten schwebend, ja, die endlose Kluft zwischen beiden ständig durchmessend, gedachte ich der ungelösten Schauer, die im Wachen meines Zweifelns besseres Teil gewesen waren. Dort fehlte mir etwas, aber seine Synthese, die ich hier erlebte, versuchte ich nicht. Ich sammelte mich nicht, um das Wertvolle, aber Einzige und Unteilbare zu erfassen, ich entwertete es vielmehr, da ich es zersplitterte. Und je weiter ich mich von einem Ursprünglichen entfernte, je näher wähnte ich an seine Quelle gelangt zu sein. Doch hier bin ich meiner Qual enthoben. Ich finde meine Schwester vor und das ist keine Täuschung! Die Energie, die ihren Bewegungen entströmt, hat auch mich gefördert, den Schmerz, der ihre Lippen gepreßt und schmal macht, habe ich mitverschuldet. Aber ich verschwendete ihre Energie und entheiligte ihren Schmerz. Nun sehe ich die untrüglichen Umrisse ihrer Gestalt, ihres Antlitzes unverkennbaren Ausdruck, ihres Lächelns eigentümliche Melancholie. Auch sie ist ein Problem, aber es birgt die Lösung in sich. Nichts in der Welt ist ihr vergleichbar, ja, nichts in der Welt ist neben ihr vorhanden. Sie spottet des Gemeinsamen, das sie zu erniedrigen scheint, da sie es selbstschöpferisch in jedem Augenblicke neu erzeugt. Sie ist sich selbst die einzige Instanz und souveräner als ein Fürst, weil ihr die Untertanen fehlen. Wäre es nicht kleinlich, an ihrer Existenz zu zweifeln, da ihre Giltigkeit über jeden Zweifel erhaben ist? Und ist es umgekehrt nicht verstimmend, wenn zwei Menschen einander läppisch ähnlich sehen? Ist nicht gar der Gedanke, daß irgendwo mein Doppelgänger herumläuft, der entsetzlichste und verruchteste, da er doch dem Gesetze der Welt Hohn zu sprechen scheint?

Ihr unvergängliches Wesen aber mit Worten beschreiben oder auch nur festhalten, das kann ich nicht. Ich müßte denn das Chaos ausschalten, das an sie grenzt und so ihrer Form teilhaftig ist. Und fühlte ich auch die Kraft dazu in mir, was nützt es mir jetzt, da ich erwacht bin, da sie mir entschwebt und, wie ich weiß, mir für immer verloren ist.

Lyrik

VORFRÜHLING

Von **Berthold Viertel**

Ein Himmel, der nicht weiß,
Ob er blühen mag.
Erwachend weht der Tag —
Und leis
Verwirrt er jeden Herzensschlag.

ÖLBERG

Von **Ludwig Ullmann**

Und schimmernd floß des Engels Kleid
von den Schultern bis zum Saum.
Rings bog sich seiner Herrlichkeit
anbetend Busch und Baum.

Und wie es aus der Wolke trat,
goß silbern reiches Licht
auf ihn, dem strahlend es genaht,
das hohe Angesicht.

DAS LIED

Von **Felix Grafe**

Und mit einem leichten Liede
auf den Lippen kam sie her;
hart und schwer
klangen Schläge aus der Schmiede.

Eines Ritters graue Pferde,
der Gesell beschlug sie gut;
rot wie Blut
wurde sie und sah zur Erde.

Und aus ihrem jungen Munde
schwieg das Lied — doch der Gesell
sang es hell
in der roten Abendstunde.

Karl Lueger

Von **Robert Scheu**

Die wunderliche Leere, die nach dem Tode bedeutender Persönlichkeiten eintritt, läßt uns jeweils innewerden, wie sehr die Fragen der Menschheit und der Gesellschaft davon abhängig sind, daß sie von irgendeinem Einzelnen aufgeworfen werden. Einzelne sind es, welche Stoffe aus dem Chaos erschaffen, Fragen erraten, durch schmetternde Losungsworte aus der bunten Menge geordnete Truppen formieren. Einzelne sind es, welche Unfrieden stiften, damit der Friede wieder einen Sinn habe. Ohne diese periodischen Zerreißungen wäre die menschliche Gesellschaft ein nichtssagendes Gemenge, die Völker besiedeltes Land, das Leben der Gesamtheit geschichtslos.

Dichter und Denker finden neue Stoffe des Geistes, Politiker und Volksführer neue Träger der gesellschaftlichen Arbeit. Diese sind Pflüge, welche den Boden aufreißen und neue Schichten zur Fruchtbarkeit heranziehen. Ob die Gruppierung, zu der Einer die Mitlebenden gezwungen hat, ein Kunstwerk oder ein Kunststück gewesen ist, das zeigt sich, wenn er vom Schauplatz abtritt. Das Leben erscheint dann nach einem Worte Hebbels wie ein Bildhauer, der jahraus, jahrein mit unendlichem Fleiß an einer Totenmaske arbeitet. Die Persönlichkeit wird vom Tode verklärt, vor Allem aber erklärt.

Der einem Menschen zugeteilte Stoff wirbt um ihn als Erlebnis. Einen Stoff erleben ist das erste Verdienst, ihn gestalten, das zweite. Eines Politikers grundlegendes Erlebnis wird das Modell einer gesellschaftlichen Umwälzung sein; wie er seine persönliche Frage als gesellschaftliche ausdeutet und — viel später, — wie er sie im Namen einer Gemeinschaft beantwortet, das bestimmt zuletzt sein Gewicht. Es will nun scheinen, daß Karl Lueger ein echtes Erlebnis hatte und daraus eine mächtige Frage gestaltet hat. Seine

Disgregationsleistung war bedeutend, der Stoffgewinn ansehnlich. Aber die Zusammenfassung, die Harmonie nach der entdeckten Disharmonie — war sie nicht etwas kurzathmig und überstürzt? Seine Antwort war nicht so bedeutend wie seine Frage, seine Konstruktion nicht so tief wie sein Erlebnis, die Erfindung nicht so groß wie der Fund. Wenn ein Künstler einen Stoff entdeckt hat, fühlt er den Drang, die ihm geläufige Technik, den ihm verfügbaren Schatz von Details anzuwenden, zu placieren. Ist der Vorrat dem Stoff allzufremd oder die Technik allzu bereit, so wird die Ausführung unharmonisch oder oberflächlich sein. Der Österreicher ist dazu veranlagt, große Aufgaben zu erschauen, aber sie gar zu gewandt zu erledigen. Ihm fehlt die Neigung und die Seelenstärke, eine lange schreiende Dissonanz zu ertragen.

Das Erlebnis, von dem Luegers Laufbahn bestimmt wurde, bestand darin, daß sich ihm das gebildete Bürgertum, damals verkörpert in der liberalen Partei, mißtrauisch verschloß. Es heißt, er schien von Anfang an unzuverlässig. Was drückt sich darin anderes aus, als daß die Auslese-Organe jener Gesellschaft außerstande waren, ein politisches Talent zu assimilieren? Das Problem eines Staatswesens ist gelöst, wenn die herrschenden Klassen das Mittel gefunden haben, die Talente einzugliedern. Lueger erkennt seine Lebensmöglichkeit und damit seine Aufgabe: Niederringung des liberalen Bürgertums — damit zugleich des Finanzkapitals, der Bildung, der Abstraktion — durch den Kleinbürger, das ist er selbst, der konkrete Mensch. Der Industriearbeiter erscheint ihm wieder als ein abstraktes Wesen. Als komplexen Menschen — und nur dieser interressiert ihn — errät er den kleinen Mann, in dessen Betrieb sich ein ganzer Arbeitsprozeß vollendet. Der Widerstand gegen die Abstraktion in jeder Gestalt ist aber andererseits das tiefinnerste Wesen von Wien und Österreich.... Das ist der Schlüssel. Er wittert im Kleinbürger politische Leiden-

schaft, Organisationsgabe und Fähigkeit für Verwaltung. Es handelt sich also darum, den Kleinbürger für die Politik zu erobern, seine Identifizierung mit Wien und Österreich durchzusetzen und den Beweis zu erbringen, daß alle Künste der Politik und Verwaltung mit prinzipieller Zurückdrängung der gebildeten Stände aus dem Reservoir des Volkes hervorgebracht werden können. Wenn es richtig ist, daß der Handwerkerstand aus materialistischen Gründen zum Niedergang bestimmt ist, dann könnte die Macht, die ihn gerade in diesem Zeitpunkt politisch ans Ruder bringt, nur irgend ein Zauber sein. Als Repräsentanten der abstrakten Mächte: Kapital, Bildung, Verfassung, Gesetz, errät er die Juden, jene Juden, die bindende Kontrakte machen, — wo doch der Wiener »keinen Richter braucht«, — eine immanente Entwicklung der Geschichte behaupten und predigen und im Gegensatz der Klassen, in ökonomisch-technischen Tatsachen die Ursachen allen Geschehens erblicken und durchzusetzen suchen. Das Alles hat er nicht ergrübelt, sondern ertastet. Er überläßt sich im ganzen weiteren Leben dem Impuls als seinem führenden Genius, fest entschlossen, ein- für allemal nach dem Donner des Applauses zu marschieren. Er wählt aber — und das erhebt ihn über den Durchschnitt — den denkbar größten Umweg zur Macht. Er begibt sich vorerst in eine schreckliche Einsamkeit und scheinbar hoffnungslose, höchst dornige Arbeit. Ohne selbst einen klingenden Namen zu haben, ohne sich mit Namen zu verbinden, sogar von den natürlichen Bundesgenossen verkannt, schafft er aus einem jungfräulichen Boden eine Naturkraft. Nach einem langsichtigen Plan spielt er zuerst seine Härte und Hassenskraft, gelegentlich seine Grausamkeit aus, um dereinst, nach vielen Jahren, die Angegriffenen durch seine Verführungskünste desto sicherer zu erobern. Er scheut nicht Wirtshausqualm und Prügelei, nicht den Haß von oben und unten, nicht die Geringschätzung der Intellektuellen, nicht den Ruf eines Wurstels.

Das Ziel seines Herzens ist, Bürgermeister von Wien zu werden. Daß diese Stellung ein gewaltiger Angelpunkt der Politik ist, das ist seine eigentliche Konzeption, das einzig Konstruktive seines Lebens. Alle anderen Aufgaben wachsen ihm gleichsam auf dem Wege zu. Seine innerste Triebkraft ist der Fleiß, die Lust am Verwalten. Wieviel muß ein Mensch kämpfen, damit ihm gestattet werde — zu arbeiten! Was ihm auf dem Marsch dahin begegnet, wertet er mehr notgedrungen aus, er gestaltet es fast wider Willen. Er wird Antisemit und nimmt Dienste bei der Kirche, aber sein Grundgedanke ist und bleibt die Demokratie. Das Volk bleibt immer der gebende Teil, auch gegenüber dem Adel und dem Hof, auch gegenüber der Kirche, gegenüber allen, denen er scheinbar oder wirklich dient.

Je höher er zur Macht steigt, desto sichtbarer wird der Mangel einer großangelegten Konstruktion der von ihm geschaffenen Partei. Er hat nach überwundenem Sturm und Drang nicht das geringste Bedürfnis, die Partei kulturell abzurunden, höchstens die Sehnsucht, einen persönlichen Frieden zu machen. Wenn er seinerzeit der demokratischen Partei untreu wurde, so geschah es nur, weil er einen viel großartigeren Weg wußte, um die Demokratie zum Siege zu führen. Andere Demagogen nehmen, ans Ruder gelangt, eine Pose an, stilisieren sich irgendwie. Lueger besaß die schönste Eigenschaft des Wieners: die Verachtung der Affektation. Er blieb in seinen Manieren immer der gleiche. Er genoß seinen persönlichsten Triumph darin, die Sprache und Denkweise des Volkes überall einzuführen, es war ihm ein Hochgenuß, wenn er in der Akademie der Wissenschaften genau so redete wie im Wirtshaus. Und er blieb dabei der Überlegene, er führte den Beweis durch, daß die von ihm verkörperte Volkspersönlichkeit sich überall ungeniert behaupten könne. Er beugte sich nicht vor der Wissenschaft, aber auch nicht vor der Kirche, er

diktierte den Kardinälen das Gesetz von Mariahilf und Margareten. Wien siegte sogar über Rom. In dieser Paradoxie erschöpfte sich sein kulturelles Programm. Er vermeinte, sein Werk vollendet zu haben, wenn er eine politische Partei, richtiger eine Gefolgschaft, ins Feld gestellt hatte. Eine autochthone österreichische Kultur unter zeitweiliger Zurückdrängung des jüdischen Ferments zu ihrer größten Verfeinerung zu erheben, wäre längst unmöglich gewesen. Er hat aber auch bis zu seinem Tode niemals die Sehnsucht gehabt, eine solche Veredlungsarbeit zu leisten und, da er über seine empirische Person nicht hinausblickte, auch nichts getan, um die ihm fehlenden Kulturelemente nachträglich heranzuziehen, sie durch andere repräsentieren zu lassen. Diese Tatsache drückt sich in der verblüffenden Einflußlosigkeit der christlichsozialen Presse aus, in dem schlecht verhehlten Respekt, den man just in diesem Lager vor den geistigen und künstlerischen Leistungen eines gewißen Kreises besitzt.*) In dieser Beziehung hat der Antisemitismus geradezu den Charakter eines Experimentes für die unzerstörbare Überlegenheit der Juden angenommen, eines Experimentes, welches gerade durch die politischen Erfolge der Christlichsozialen zwingend wird.

Statt der angedeuteten Synthese, welche, auch wenn sie vorerst nicht gelungen wäre, doch die von Lueger aufgeworfene Grundfrage offen gelassen und Stoff zu einem großen Erbe gebildet hätte, wählte er eine andere, in welcher er seine Persönlichkeit allerdings restlos ausleben konnte, verführt durch seine Virtuosität und die ihm zur Verfügung stehende Technik. Er wurde der Repräsentant von Wien. Er löste die von ihm angeschlagene Dissonanz in einer andern Konsonanz auf, als zu erwarten war. Wien verwandelte sich aus einem Mittel zum Zweck, es

*) Ohne zu ahnen, daß es weder geistige noch künstlerische Leistungen sind. Anm. d. Herausg.

schob sich seiner Lebensidee unter. Sein persönlicher Erfolg wurde dadurch nur größer, aber er hinterläßt nunmehr statt einer politischen Tradition die Erinnerung an ein Schauspiel. Die Verführung, Wien selbst als Idee zu setzen, ist allerdings außerordentlich groß und ihrem Reize können selbst die härtesten Charaktere schwer widerstehen.*) Der Grund liegt darin, daß Wien in seiner Art ebenso eine unzerstörbare und kostbare Menschheitsidee bedeutet wie in seiner Art nur noch Jerusalem, Athen und Rom.

Wien ist jener Ort der Erde, wo ein ganzes Volk in jeder Lebensäußerung den Versuch macht, alle Abstraktionen zu leugnen, sich der Logik der Dinge um jeden Preis zu entwinden. Wien ist der fleischgewordene Widerspruch gegen die Macht des Unpersönlichen. Hier soll das Gemüt seine letzte Zuflucht haben und wenn die ganze Erde nach den Gesetzen abstrakter Notwendigkeiten regiert wird, Wien bleibt Wien, die Stadt, wo nicht die Personen aus den Gegenständen, sondern umgekehrt die Gegenstände aus den Menschen wachsen. Alle Ereignungen des Lebens sollen außer dem, was sie gegenständlich sind, auch noch Anlässe zu Gemütsbewegungen sein. Die Nebensachen sind die Hauptsache. Und die Hauptsache? Nun, die ist Nebensache. Der Nutzgegenstand ist Gelegenheit für ein Ornament, der Zweck des Bildes ist der Rahmen, des Geschäftes die Konversation. Man ist nie »bei der Sache«. Auch beim Vergnügen nicht. Kommt man zum Tanz, dann ist es die Plauderei im Nebenraum, kommt man zur Konversation, so ruft man die Musik zuhilfe, wird Musik gemacht, dann soll der Künstler schön sein, vom Maler verlangt man, daß er ein Kunstpfeifer sei, vom Kunstpfeifer, daß er tanzt. Man wünscht, in allen Verrichtungen gestört zu werden. Die Unterbrechung und Negierung alles dessen, was jeweils auf der Tagesordnung steht, heißt Erholung.

*) Ich schon! Anm. d. Herausg.

Wovon erholt sich der Wiener? Von vergangener Arbeit, von der großen und kleinen, am liebsten von der zukünftigen. Was hat den Wiener so müde gemacht? Die psycho-physische Arbeit der Rassenmischung. Völkerverdauungsmüdigkeit. Österreich ist ein Magenvolk, weil es ein Völkermagen ist. Dem politischen Problem, wie so viele Völker vom Reich verfassungsrechtlich verdaut werden sollen, entspricht ein physiologisches. Und diese Riesenarbeit soll auf ein paar Quadratmeilen geleistet werden. Wie sich die Frauen eine gewisse Trägheit mit gutem Gewissen gestatten, weil sie sich bewußt sind, mit dem Gebären genug Arbeit zu leisten, für welche und nach welcher sie sich zu schonen haben, so hat Wien das instinktive Gefühl, daß das ganze Volk genug chemisch-physiologische Anpassungsarbeit getan hat, wenn es überhaupt existiert und lebt. Österreichs und Wiens physiologische Arbeit verdrängt nicht bloß, sondern ersetzt sogar politische und kulturelle Arbeit, so wenn beispielsweise Wien ganze Hekatomben von Slawen einfach durch Heirat und Geburt germanisiert. Gebären ist wirkungsvoller als Erziehen. Darum hat der Österreicher ein so gutes Gewissen. Er hofft, daß das Reich einfach durch die Wirkung der Zeit sich einmal amalgamieren werde. Derzeit ist Österreich ein kunstvolles Gebilde zur Entlastung Deutschlands, ein von Deutschland angelegter breiter Gürtel, wie ihn die französischen Könige zur Zeit der Raubkriege träumten, ein Glacis, hinter dem sich Deutschland gegen Osten deckt, dessen permanente innere Reibungen der Preis für den Frieden jenseits der Grenze sind. Österreich ringt nach einem eigenen Sinn, einem Schicksal für sich selbst. Das größte Hemmnis dafür liegt in dem schwach entwickelten politischen Sinn der Deutschen, die im Zentrum sitzen. Wer Wien politisiert, sein Gewicht innerhalb Österreichs steigert, der arbeitet an der Selbstbestimmung Österreichs, das ist die dumpfe, aber richtige Empfindung, welche der christlichsozialen

Partei ihre Reichsbedeutung gibt. Damit bestimmt sich auch das Programm gegenüber Ungarn.

Aus seinem körperlichen Grundgefühl heraus, welches sich aber gedanklich und politisch rechtfertigen läßt, verabscheut der Deutsch-Österreicher alle Konstruktionen und betont seinen Instinkt. Er ist der modernen großindustriellen Weltwirtschaft, der Großstadt, dem komplizierten Verkehr noch nicht gewachsen, weil er seine volle Kraft auf Rassenaufgaben verbraucht. Er sucht daher nach einer Lebensform, derzufolge die Menschen als Individuen, so wie sie gegeben sind, existieren können, ohne die Unterordnung unter ein System. Der Wiener will, was die ganze Menschheit wollen sollte: die Eingliederung des komplexen Menschen in das gesellschaftliche Ganze. Nur nimmt er sich dabei die Freiheit, das was als letztes Ziel aller Staatskunst winkt, was das letzte Ergebnis der Kultur sein kann, als schon erfüllt vorauszusetzen. Der Wiener wartet nicht erst, bis alle Probleme durchgekämpft sind und die Gesellschaft jene Gestalt hat, wo die Individuen wirklich Platz haben, sondern er lebt resolut, als hätten wir alle das Recht, so zu sein, wie wir sind. Wir binden uns an kein Programm, wir vertrauen auf die prästabilierte Harmonie aller Dinge.

In Lueger erschien nun leibhaftig der Mensch, der die sprödeste Materie spielend bewältigt, ungefähr wie ein Lehrer einem Schüler alles scherzend beibringt, der Mensch, der alle Abstraktionen verhöhnt und die ledernsten Leute einfach verführt, der beweist, daß der Wiener im Grunde Recht hat, weil der Wiener der eigentliche Mensch ist, der Alles und Jedes mit Gemüt durchwirkt und guirlandiert. Wäre er ein Schauspieler oder ein Dichter gewesen, so wäre der Beweis nicht durchgreifend. Daß ein Bohémien so sein kann, das wissen wir schon. Es handelt sich aber darum, daß ein fleißiger Mensch harte politische Arbeit in Form der Erholung leistet und das hat Lueger zustandegebracht.

Je höher sich seine Virtuosität entwickelte, desto mehr reizte es ihn, einfach Wiener zu sein. Es wurde der Sinn seines Lebens, das Widersprechende zu vereinigen, zu einer Partei zusammenzuballen, ohne Rücksicht darauf, ob sich ein Nachfolger finden würde. Was ihm seine Gegner vorwarfen, war eben das, was er beweisen wollte. Es war des Volkes unendliches Ergötzen, als er schließlich sogar die Juden bezauberte und mit sich versöhnte. Blut ist stärker als Klasse, ein eminent demokratischer Gedanke, denn Demokratie ist Vermischung und Vermischung ist Verwischung. Der Wiener erlebte die Freude, daß sich die Gesellschaft in eine Reihe von Personen aufzulösen schien. Der Wiener will immer mit Personen zu tun haben, weil diese mit sich reden lassen. Die Welt soll sich in eine Anzahl von Hofräten auflösen, die einerseits allmächtig, andererseits grenzenlos gefällig sein sollen.

So hat Karl Lueger die von ihm mit Wucht aufgeworfene Frage mit seiner eigenen individuellen Persönlichkeit beantwortet, die politische Aufgabe mehr und mehr verlassend, die Verwaltung in den Mittelpunkt seines Wollens gerückt, weil hier der Kompromiß durch die Natur der Dinge vorgezeichnet ist. Er schließt mit einem prasselndem Feuerwerk und hinterläßt statt einer Tradition Pietät, statt eines Werkes den Karl Lueger-Platz, statt einer Tat eine Maske. Aus dem Feldzug ward ein Fest, die Armee steht allein.

Selbstanzeige

Aus einem Wiener Brief der ‚Frankfurter Zeitung' vom 15. April:

G. Wien, 13. April

Ein eigenartiges journalistisches Jubiläum ist zu verzeichnen: von der ‚Fackel' ist die 300. Nummer erschienen. Wiener journalistischer Brauch verbietet eigentlich, von der ‚Fackel' und ihrem Herausgeber Notiz zu nehmen. Wir fügen uns diesem Brauche nicht. Nicht weil sein Bruch mehr ehrt als die Befolgung, sondern weil er dumm

ist. Die Totschweigetaktik der Wiener Journalistik hat noch niemanden umgebracht, oder auch nur verhindert, mächtig zu werden. Im Gegenteil. War der Totgeschwiegene nur hinreichend wehrhaft, so hatte er sehr bald noch die Sympathien aller Jener auf seiner Seite, die ein Monopol der Zeitungen auf die Bildung der öffentlichen Meinung nicht anerkennen und den Opfern eines unberechtigten Zunft- oder Korpsgeistes an Ruhm und Anerkennung verdoppelt heimzahlen, was ihnen der täglich amtierende Chorus vorenthält. Der Betroffene selbst hält sich gewöhnlich durch eine Hypertrophie des Selbstbewußtseins schadlos für den ihm entgangenen Zeitungsruhm, und — hartnäckig verkündete Autoreklame findet oft ebenso begeisterte Apostel wie wirkliche Größe. Si licet parva componere magnis . . . Der Fanatismus der Wagnerianer hatte seine tiefste Wurzel in der Verstocktheit der Gegner, Luegers Triumph in in der extremen Feindseligkeit der Presse, und wenn Karl Kraus heute im Reiche draußen wie in Österreich Parteigänger hat, die gewogen und nicht gezählt werden müssen, so verdankt er das gewiß in erster Linie dem Umstande, daß in der Tagespresse niemand seinen wirklichen Gaben Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er hat es der Presse schwer gemacht, sich mit ihm zu befassen. Er hat sie maßlos beschimpft und Urteile in Bausch und Bogen gefällt, bei denen ihm zweifellos mehr die Freude an boshaften Pointen als der Wille, gerecht zu sein, die Feder führte. Er hat auch Einzelne, und nicht die Schlechtesten, mit einer Wut verfolgt, die nicht entschuldigt werden kann, zur Freude aller Neidlinge, denen jeder gute Name ein Dorn im Auge ist. Aber den Neidlingen allein verdankt er es doch nicht, daß er in zehn Jahren 300 seiner brandroten Heftchen in die Welt schicken konnte, und was mehr ist, daß diese Heftchen auch wirklich gelesen werden. Der Skandalsucht dienen ja auch andere »Zeitschriften«, die kein Mensch in die Hand nimmt, und daß er der erste war, der dem Bedürfnis nach einer »Kritik der Kritik« Rechnung trug, hätte ihm gewiß nicht die Treue seiner Leser durch zehn Jahre hindurch gesichert. Dazu bedurfte es schon des Talents und, da es in Wien auch an Talenten in der Presse nicht fehlt, noch eines ganz bestimmten Talents, einer persönlichen Physiognomie. Die hat nun Karl Kraus, der Schriftsteller, — der Mensch ist uns unbekannt — ganz sicher. Und wir können nicht umhin, die Kollegen von der Presse mögen es uns verzeihen, manche Züge dieser Physiognomie sympathisch zu finden. Vor allem sein bis ins Extrem reinliches und peinliches Sprachgefühl. Man darf es ihm glauben, daß ihn der Schliff eines einzelnen Satzes mehr (freudig geleistete) Arbeit kostet, als andere ein ganzer Essay. Das Ergebnis ist dann auch darnach. Kraus ist ein Künstler der Pointe, wie wir ganz wenige haben. In ein halbes Dutzend sorgfältigst gewählter Worte preßt er den Extrakt langer Gedankenarbeit, und hinter seinen Witzen liegt oft genug, wie hinter denen Lichtenbergs, ein System verborgen. Es ist wahr, er scheut die Zote nicht, aber bei der reichlichen Konkurrenz gerade in diesem Genre würde er auch damit nicht weit kommen, wäre ihm die Zote Selbstzweck. Sie dient ihm aber nur dazu, der landläufigen Schicklichkeit ins Gesicht zu schlagen. Das

ist überhaupt seine Leidenschaft und vielleicht läßt sich ein Teil seiner zynischen Sexualtheorien auf diesen Drang zurückführen. Auch sonst kann ich das Gefühl nicht loswerden, daß hinter der Grimasse eines wütenden Menschenfeinds und Verächters sich ein überempfindliches, durch alltägliche Trivialitäten und Niedrigkeiten bis aufs Blut gereiztes Künstlergemüt verbirgt, das einen grimmigen Lebensschmerz vergeblich zu betäuben sucht. Und Thersites, der die Buckel seines Größenwahns kreischend zur Schau stellt, ist wahrscheinlich im tiefsten Innern ein bescheidener, mit schmerzhafter Selbsterkenntnis ringender Mensch, der zu schamhaft und zu stolz ist, vor der Kanaille sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Schon hat er sich vom Eintagssatiriker zum Sozialkritiker emporentwickelt, der kaum mehr ohne großen Gegenstand sich regt. Der Stadt aber, die er mit der ganzen Leidenschaft seines Spottes geißelt, wird er vielleicht noch einmal das Zeugnis ausstellen, daß sie allein ihm die Möglichkeit der Entwicklung geben konnte, weil sie Kulturmenschen genug beherbergt, die ein sich selbst erst suchendes und findendes Talent mit Anteilnahme von seinen Anfängen bis zur Höhe verfolgen.

Glossen

Von **Karl Kraus**

Ein Abend beim bulgarischen Königspaare

Die Neue Freie Presse, die heute noch der Meinung ist, daß sie mit einer Zudringlichkeit, Einbildung und Blödheit aus den Achtziger Jahren in der Welt Aufhebens machen kann, füllte kürzlich vier Seiten ihres Sonntagsblattes mit der Schilderung, wie der König von Bulgarien den Siegmund Münz interviewt hat. Dieses Gespräch zwischen S. M. und S. Mz., in welchem nichts anderes enthalten war, als daß Herrn Münz Sophia moderner, aber Konstantinopel dafür altertümlicher vorkommt, erinnert dennoch vielfach an das bekannte Interview, das der Marquis Posa mit dem König Philipp hatte, nur mit dem Unterschied, daß Münz die liberalen Hoffnungen, die Posa an die Unterredung knüpft, um dann leider enttäuscht zu werden, im König Ferdinand schon erfüllt vorfindet, ohne daß er ihn erst zu den Idealen der bürgerlichen Weltordnung bekehren müßte. Im Gegenteil sagte der König sofort: »Ich habe den Tod Ihres Kollegen Schütz sehr bedauert.« Sonst aber hätte sich das Gespräch ganz so abgespielt, wie seinerzeit, und wie es zwischen einem Weltbürger und einem Potentaten seit jeher

üblich ist, wenn nicht der König von Spanien sich damals hauptsächlich über die wichtige Frage der Gedankenfreiheit hätte ausholen lassen und die Aufforderung: »Drängt euch zu meinem Sohn, erforscht das Herz der Königin«, erst ganz zum Schluß an den Besucher gerichtet hätte, während Herr Münz sofort dem Familiendiner zugezogen wurde und kaum in Sophia angekommen, auch schon hinter der Königin und dem Kronprinzen Boris her war. Eine gewisse Parallele ergibt sich nun wieder insofern, als der Marquis Posa erklärte, er sei soeben aus Flandern und Brabant angekommen und auf verbrannte menschliche Gebeine gestoßen, während der Münz aus Leipnik kommt, aber immer wieder versichert, er komme aus Konstantinopel, und er vermisse in Sophia die pittoresken Spuren der Vergangenheit, überhaupt sei hier alles so kultiviert, daß er den Eindruck habe, »in einer neuungarischen Provinzstadt zu sein, so wenig orientalisch finde er die Stadt«. Ein kräftiges, ein großes Volk, meint Herr Münz, und auch ein gutes Volk, alles was man will, und so viele reiche, blühende Provinzen, aber — »ich habe, Majestät, auf dem Wege hieher nach Sophia sehr wenige Schlote gesehen. Die Industrie scheint in Bulgarien noch nicht viel entwickelter zu sein als in der Türkei«. Fürwahr, eine freie Sprache. Münz kann nicht Fürstendiener sein. Der König »fixiert sein Gegenüber«; ganz wie jener andere, der den Marquis bald mit einem Blick der Verwunderung, bald mit Erstaunen, mit Erwartung, mit Überraschung betrachtet. Aber Münz braucht seinen König nicht mehr zu erziehen. »Ich hatte«, bekennt er, »in dem König einen Mann von Temperament und Selbstbewußtsein vor mir, und ich müßte ihn so einschätzen, auch wenn er nicht König wäre. Es ist doch selbstverständlich, daß es einem Publizisten, der auf seine Reputation hält und dem jede höfische Gesinnung fern ist, schlecht anstünde, sich unter dem Eindrucke einer freundlichen Aufnahme von dem Glanz einer Krone dermaßen blenden zu lassen, daß er ihren Träger in einer die Öffentlichkeit irreführenden Weise überschätzen wollte. Hie die Majestät des Königs — hie die vollste Unabhängigkeit des Publizisten!« Hi hi! Der Münz kann also nicht Fürstendiener sein! Da kann man eben nichts machen. (Der König ist bewegt.) Nach aufgehobener Tafel möchte Münz am liebsten sagen: »Mein Herz ist voll — der Reiz zu mächtig, vor dem Einzigen zu stehen, dem

ich es öffnen möchte.« Da wird er aber vom König ins Gespräch gezogen. Und hier erst zeigt sich der ganze Unterschied zwischen Posa und Münz, zwischen der Enttäuschung, die jener, und der Befriedigung, die dieser empfinden mußte. Denn während Posa den König Philipp erst allmählich dahinbringen will, Bürgerglück versöhnt mit Fürstengröße wandeln zu lassen, bemerkt Münz zu seiner angenehmen Überraschung, daß der König von Bulgarien — was Bürgerkönig! — Bauernkönig ist, daß er »den gesunden Kern mit der harten Schale vom ersten Tage an erfaßt« hat, sich politisch ganz demokratisiert und dieser rauhen bulgarischen Volksseele sich hingegeben hat. Den Stock braucht er nur, weil er sich in diesem Klima auch die Gicht geholt hat, höchstens noch, um etwa ein Ende zu machen, wenn ein Interview zu lange dauern sollte, aber ganz gewiß nicht zu absolutistischen Zwecken. Übrigens scheint er den größten Wert auf die Anwesenheit des Münz zu legen, und dieser ist gar nicht imstande, alle Fragen, die von der Königsfamilie auf ihn einstürmen, zu beantworten. Wie ein wiedergefundener Sohn wird Münz umringt, denn wenn er auch bei allen anderen Potentaten Europas wie's Kind im Herrscherhaus ist, so scheint sich hier eine ganz besondere Teilnahme seinen Bestrebungen zuzuwenden. »Wie hat es Ihnen in Konstantinopel gefallen?« beginnt der König, »Was waren Ihre Eindrücke?« . . Es gefällt Ihnen nicht alles in Konstantinopel?« . . »Und welchen Eindruck machten Ihnen die Truppen?« (Auf diese Frage versichert Münz, er sei kein Soldat, aber die Truppen hätten sein ästhetisches Wohlgefallen hervorgerufen.) Da will wieder die Königin wissen: »Und welchen Eindruck macht Ihnen Konstantinopel?« (Auch ihre Frage beantwortet Münz sehr entgegenkommend und ausführlich, wobei er versichert, daß er ein moderner Kulturmensch sei.) Da aber fragt der König: »Haben Sie den Sultan gesehen?« . . »Und welchen Eindruck machte Ihnen der Sultan?« (»Ich habe«, antwortet Münz, »von seinen müden Gesichtszügen eine lange Leidensgeschichte abgelesen«) . . »Und welche Eindrücke hatten Sie sonst in Konstantinopel? Haben Sie viele Menschen gesehen, die Minister, die Deputierten?« (»Ich habe«, antwortet Münz, der schon ein wenig ungeduldig wird, sichtlich knapp, aber taktvoll, »so viele Menschen sehen müssen, daß mir leider wenig Zeit für die Dinge blieb«). Die unausgesprochene Frage

des Kronprinzen Boris: Und haben sie nicht den kleinen Kohn gesehn? — offenbar meinte der Kronprinz den Konstantinopler Korrespondenten der Neuen Freien Presse — diese Frage beantwortet Münz wieder mit einer Frage, mit der er sichtlich von der Politik abschweifen will. Nämlich ob der Kronprinz, als er in Bayreuth war, nicht durch die überlange Dauer der Vorstellungen ermüdet worden sei. »Durchaus nicht«, sagte der Kronprinz, der sich im Gegenteil durch seinen Besuch in Bayreuth für den Besuch des Münz in Sophia trainiert hat. Und die Königin will das Gespräch beenden, indem sie, offenbar ganz unter dem Eindruck der Persönlichkeit, nachdenklich vor sich hin die Erkenntnis murmelt: »Ja, der Orient hat seinen Zauber«. Herr Münz wehrt bescheiden ab und sagt: »Majestät haben den Orient auch in seinen rauhesten Schrecken kennen gelernt«, führt aber, da die Königin eben höflich oh oh! sagen will, seine Meinung aus: »Majestät sind als Samaritanerin durch die Mandschurei gezogen«. Worauf wieder die Königin bescheiden abwehrt und das Wahrwort findet: »Der Mensch hat Pflichten, an welcher Stelle immer er steht.« Das Mißverständnis war also aufgeklärt, Herr Münz hatte die Mandschurei und die Königin hatte die Neue Freie Presse gemeint, und die Unterhaltung spann sich gemütlich weiter. Wie nahe Münz der bulgarischen Königsfamilie steht, geht daraus hervor, daß er »in der Lage war, dem König zu sagen«, er habe vor Jahren »eine angenehme Woche bei Freunden in Schloß Ketschendorf bei Koburg zugebracht und kenne auch die Gruft, in der des Königs Eltern ruhen«. Worauf der Kronprinz ihm beim Dessert »ein Bonbon mit dem Bilde seiner beiden Schwestern zuschob« und ihn »bat, es zur Erinnerung mitzunehmen«. Die Schilderung, die Herr Münz von der Hoftafel entwirft, stimmt durchaus zu dem Typus eines Königs, der sich schon ganz demokratisiert hat. »Die Tafel ist reich mit Blumen bedeckt. Manches alte Sévres fällt uns auf.. Der König, der in alles eingreift . . .« Kein Wunder, daß er auch den gesunden Kern mit der harten Schale erfaßt. Die Speisesitten des Herrn Münz werden in dieser Schilderung als bekannt vorausgesetzt, denn sonst wäre es unbegreiflich, daß der König, dem die Neue Freie Presse den ausführlichen Bericht doch jedenfalls verdankt, diesen Punkt nicht berührt hat. Freilich fiele es aus dem Stil einer solchen Begegnung, die sich durchaus

in den feinsten welthistorischen Formen abspielt. Schon beim Eintritt des Münz war es dem König klar: Anders als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt. Münz bewundert die Porträts von des Königs Eltern, die Herr v. Angeli gemalt hat: da hört man deutlich, wie der König die Worte »Sonderbarer Schwärmer!« unterdrückt. Münz beteuert, er habe »in ganz Konstantinopel kein Pflaster gesehen wie in Sophia«. Der König (beiseite): Bei Gott, er greift in meine Seele! Die Bulgaren »müssen mit der Natur ringen«, sagt Herr Posa; und »man sieht überall eine Bauwut«. »Dem Undank haben sie gebaut«, meint Marquis Münz, »umsonst den harten Kampf mit der Natur gerungen.« Da aber jener nicht aufhört, den König über den Unterschied von Sophia und Konstantinopel aufzuklären, möchte man den König bitten, jetzt doch endlich auch das Zitat zu bringen: »Nichts mehr von diesem Inhalt, junger Mann!« Nur eine Äußerung hat der König bestimmt nicht getan: als nämlich Herr Münz beherzt sagte, er vermisse die Industrie in Sophia, und tollkühn das Offert einer österreichischen Anleihe machte, da hat der König sicher nicht mit den Worten abgeschnitten: Ihr seid ein Protestant! Denn sonst hätte Herr Münz wahrscheinlich antworten müssen: Ihr Glaube, Sire, ist nicht der meinige! Dagegen sprach der König davon, daß es »ihm, dem Fremden« in Bulgarien nicht leicht geworden sei, während wieder bei Schiller die Anspielung auf den »gekrönten Fremdling« in der späteren Ausgabe gestrichen ist. Abweichungen da und dort. Unausgesprochen blieb auf Seite des Herrn Münz der Gedanke: Lassen Sie mich, wie ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire, wenn Sie auch mich bestächen? Dagegen liegt einem Spezialtelegramm aus Sophia zufolge eine Äußerung vor, mit der der König diese denkwürdige Unterredung abgeschlossen hat. Der Hofmarschall Draganow trat herein und der König rief: »Der Schmock wird künftig unter keinen Umständen, hören Sie Draganow, weder gemeldet noch ungemeldet vorgelassen!«

* * *

Aphorismen und kein Ende

Es wäre nachzutragen, daß man von einem Osterei der Neuen Freien Presse, wenn es schon über achtzig Jahre alt ist, nicht mehr die volle Frische verlangen kann. Aber man macht dem alten

Juristen Josef Unger keinen Vorwurf daraus, daß er in sein Notizbuch alles Mögliche einträgt; man nimmt es ihm nicht einmal übel, daß er es gedruckt haben will; man empfindet es nur als eine unerhörte Behelligung, daß die Neue Freie Presse unter dem provokanten Titel »Aphorismen und kein Ende« und mit dem provokanten Motto: »Quousque tandem?« diese Geschwätzigkeit bietet, die von dem Schein der Altersweisheit lebt und in Wahrheit selbst den Glauben an eine geistige Vergangenheit beirrt. Es gehört zu den stärksten Infamien, deren diese abgetakelte Meinungshure fähig ist, sich zur Dekoration ihres Rufs mit Greisen zu umgeben, deren hemmungsloses Unvermögen öffentlich bloßzustellen und das Andenken an deren Blütezeit bei jenen zu kompromittieren, die sich bei solchem Schauspiel nicht vorstellen können, daß es je anders war. Die geistige Schändung eines Greises sollte schwerer gestraft werden, als die leibliche Kinderschändung. Man hat den maßlos widerwärtigen Eindruck, daß ein reklamesüchtiger Zahnarzt auf der Straße einen Mann zusammengeklaubt hat, der nicht mehr gehen kann, und dem er den Mund aufreißt, um den versammelten Passanten zuzurufen: »Und Zähne hat er auch keine mehr! Meine Adresse ist Fichtegasse Nr. 11.« Es gibt eine Altersgrenze für Professoren. Aber wir haben die bösen Zeiten des Aphoristikers Gersuny mitmachen müssen, und wenn einer aufgehört hat, Zivilprozeß vorzutragen, was er schließlich ganz gut »bis in hundert Jahr'« tun könnte, darf er in vollster geistiger und körperlicher Frische Aphorismen schreiben. Der alte Unger trägt in sein Notizbuch ein, was ihm heute und andern Denkern schon zur Zeit des Bürgerministeriums durch den Kopf gegangen ist, und er wird nicht verhindert, es uns noch zu zeigen. So erfahren wir:

Als ich meine Demission als Minister erhielt und das Haus vor dem Schottentor verließ, summte ich das Raimund'sche Couplet (mit einer kleinen Variante) vor mich hin:

So leb' denn wohl,
Du Bretterhaus!
Ich zieh' vergnügt
Aus dir hinaus.

Es ist sehr zuvorkommend, daß er in Klammern »mit einer kleinen Variante« hinzufügt, man hätte die feine Pointe sonst nicht gemerkt. Unger hat aber auch tiefere Gedanken. So notiert er zum Beispiel:

»Media in vita in morte sumus«.

Aber warum nicht auch »Panta rhei«? Neuer als solche Gedanken ist nun dieser:

Was wär' das Leben ohne Liebesglanz!

(Thekla.)

Nicht übel. Und gewiß kann auch ein Zitat mein eigener Gedanke sein. Aber in welchem Zusammenhang soll uns die Berufung des alten Unger auf die Thekla irgend etwas bedeuten? Und was fangen wir gar mit dem Satz an:

En amour trop n'est pas assez!

Dann freilich:

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

Auch das ist ein Aphorismus von Unger. Das ist nun schon eher möglich, weil es beziehungsvoller ist. Wenn man aber anderseits bedenkt, daß das persönlichste Erlebnis des Greises erst nachfolgt? Daß die Neue Freie Presse ihn aus dem Hafen mit Gewalt wieder hinaustreibt und allen Gefahren wieder preisgibt?

Ein jeder geht auf seine Art zu Grunde

schließt Herr Unger. Aber diese Art ist wohl die schrecklichste. Und nicht genug an dem. Kaum, daß der alte Mann endlich doch Ruhe hat und Ruhe gibt, zerrt ihn die Neue Freie Presse noch einmal ins Boot, um ihn dann ins Wasser zu stoßen. Wie das? Nun, »Aphorismen und kein Ende« hieß es, das Leben ist lang, es währet siebenzig Jahr, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahr, und dann kommen erst die Aphorismen, unter denen sich aber auffallenderweise dieser Satz aus Psalm neunzig nicht befindet. Aphorismen und kein Ende! Nun ja, aber wenn die Osterfeiertage vorüber sind, ist doch alles vergessen, Sonntag und Montag wird der Skandal besprochen, aber am Dienstag, wenn wir wieder an die Arbeit gehen, gehört das Feuilleton der Neuen Freien Presse der Jugend, der lieben lachenden Jugend, dem sprossenden Nachwuchs, der lenzelichen Lust, mit einem Worte dem Zifferer! Da — Blendwerk der Hölle! — was ist das? Welch aberwitzige Vision narrt mich hier? Ein Alpdruck, fünfspaltig: »Aphorismen und kein Ende«. Noch kein Ende? Eine Fortsetzung? Es gibt da noch eine Fortsetzung? Und wieder das Motto »Quousque tandem«! Fiebernd überfliegt mein Blick die Spalten, und ich lese:

»Was wär das Leben ohne Liebesglanz!«

und alles, alles wieder — »So leb' denn wohl« und »media in vita« und »En amour« und der Jüngling schifft wieder in den Ozean und wieder fehlt »panta rhei«! Warum fehlt »panta rhei«?! Ist es ein Alpdruck oder ein Wiederdruck des Alps? Warum hat man dann um Gotteswillen »panta rhei« vergessen! Was ist überhaupt geschehen? . . . Da finde ich zwischen dem Titel »Aphorismen und kein Ende« und dem Motto »Quousque tandem« den folgenden Passus:

(Infolge eines technischen Versehens in der Osternummer unvollständig abgedruckt und deshalb hier wiederholt. Anmerkung der Redaktion.)

Ah! Also doch »panta rhei« vergessen! Da heißt es suchen . . . Aber nicht dieser, sondern drei andere Gedanken sind nachgetragen. Nun entsteht die bange Frage, warum man diese drei Gedanken nicht besonders nachtragen konnte, sondern, um sie zu bringen, die vierzig wiederholen mußte. Nein, ich glaube nicht an dieses Motiv. Die Wiederholung der Untat muß ein anderes haben. Und sie hat es! Sie hat es in einem kleinen Schreibfehler des Verfassers, der wirklich nicht besonders richtiggestellt werden konnte. Nicht weil er zu geringfügig, aber weil er für die Struktur liberaler Gehirne zu bezeichnend ist. Die Einschaltung der fehlenden drei Aphorismen ist nur ein dummer Vorwand des vollständigen Wiederabdrucks; dieser mußte der Berichtigung eines einzigen Wortes vorgezogen werden. Denn das Wort lautet: »Dreyfus«.

Sokrates fiel als ein Opfer fanatischer Priester . . . und egoistischer Agrarier (Salomon Dreyfus, Orpheus, Histoire générale de Religions) — was alles fällt nicht heutzutage diesen Mächten zum Opfer!

In der neuen Fassung aber lautet der Satz:

Sokrates fiel . . . . . (Salomon Reinach, Orpheus etc.) . . . . .

Bei Salomon Reinach hatte der alte Unger selbstverständlich an den Bruder Josef gedacht und bei Josef Reinach selbstverständlich an Dreyfus . . . Nun finde ich aber, daß es dem Greisenalter durchaus ziemt, solchen Assoziationen ausgesetzt zu sein. Es ist menschlich, ja es ist in dem vorliegenden Fall, wo es sich um Dreyfus handelt, sogar human. Was aber dem Greisenalter nicht ansteht, ist: den Irrtum wieder gutzumachen und damit eine Treffsicherheit des Denkens anzusprechen, zu welcher es nicht fähig ist. Und ein schimpfliches Verhalten der Umgebung eines alten Mannes ist es, ihn dazu zu animieren und seine Schwäche ein zweitesmal sich

produzieren zu lassen. Das erstemal hat ihn die Neue Freie Presse geschändet, dann aber hat sie ihm nicht gewehrt, als ihm die Sache Spaß zu machen anfing. En amour trop n'est pas assez. Wenn man nun ein solches Schauspiel ablehnt, so kommt man bei der Dummheit leicht in den Verdacht der Respektlosigkeit. Denn die Dummheit sieht nicht, daß man dem Alter den höchsten Respekt erweist, wenn man die respektlose Hand der Hure schlägt, die auf offenem Markt die Hülle von seiner Scham gehoben hat.

* * *

Popperware

›Zum Faktum Taussig noch eine Frage. Wie hoch schätzen Sie den Betrag, den Popper durch die Machinationen an der Firma Taussig eingesteckt oder sich widerrechtlich angeeignet hat?‹ ›Meinen Sie durch das Abreißen der Zettel?‹ ›Ja, und auch durch andere Manipulationen.‹ ›Wir haben ja von anderen Manipulationen nichts gehört?‹ ›Ich werde sie schon bekanntgeben. Hat nicht Popper bei der Taussigware auch Indigopreise angerechnet?‹ ›Nein, davon ist mir nichts bekannt.‹ ›Wurde nicht Partieware von Kohn & Nußbaum, die Popper zurückgenommen hat, unter die Waren von Taussig hineingemischt?‹ ›Ja, es wurde von Kohn & Nußbaum zurückgenommene Ware an Taussig anstatt Popperware geliefert.‹ ›War es nicht abgepofelte minderwertige Ware?‹ ›Es war Retourware.‹ ›Ist Ihnen was bekannt, daß Ornstein den kaiserlichen Rat Popper mit Prügel bedroht hat?‹

Dieses Milieu, das einem blinden Griff des Staatsanwalts zehn Schwurgerichtssessionen mit Betrug füllen könnte, hat sich kürzlich an die Schwelle der Justiz gewagt, um seine Ehrensorgen auszutragen. Nie ist das Pathos der Gerechtigkeit besser verhöhnt, und nie der antisemitische Ruf dieser Stadt wirksamer dementiert worden. Die Neue Freie Presse hatte dennoch einige Bedenken, ihre Abonnenten im Gerichtssaal in der Sprache sprechen zu lassen, die sie gewohnt sind, und machte den Dolmetsch für die Kultur. So entstand, zumal bei der Aussage des Zeugen Meschulem Pilpel, ein gewisser Widerspruch zwischen der Ethik, die im Gerichtssaal vertreten, und der Sprache, in welche sie nachträglich gekleidet wurde. Die Neue Freie Presse bedachte nicht, daß sie jene Ethik dadurch erst preisgab. Es war umso unehrlicher, als die Zeugen im Prozeß Popper im Gerichtssaal genau so sprachen, wie sie es nach langjähriger Lektüre der Neuen Freien Presse gewohnt sind, und von dieser nunmehr gezwungen

wurden, ein outriertes Hochdeutsch anzunehmen, das sie sich eigens für den Zweck erfunden hatte. Ein anderes Blatt war gewissenhafter. Man vergleiche:

Neues Wiener Tagblatt:

Präs.: Kennen Sie Herrn kaiserlichen Rat Popper?

Zeuge: Ich bin in geschäftliche Verbindung mit ihm getreten und habe Ware gekauft bei ihm voriges Jahr.

Präs.: Haben Sie Kredit beansprucht und ist er Ihnen gewährt worden?

Zeuge: Natürlich.

Präs.: Haben Sie nicht auch Bankkredit beansprucht?

Zeuge: Möglich, daß davon gesprochen worden ist. Mir scheint, mit dem Herrn Liechtenstein hab' ich geredet darüber oder mit Herrn Popper, ich kann mich nicht so ganz genau erinnern.

Präs.: Welchen Bankkredit hätten Sie in Anspruch genommen?

Zeuge (rasch): Der mir wäre gewährt worden!

Angekl.: Von welcher Bank?

Zeuge: Weiß ich?

Angekl.: Haben Sie nicht gesagt, von der Zivnostenska Banka?

Zeuge: Ich hab' gesagt? Ich hab' geglaubt, weil der Herr kaiserliche Rat ist Zensor bei der Zivnostenska Banka, daß ich vielleicht könnte Kredit bekommen.

Präs.: Hat man Ihnen das gesagt?

Zeuge: Gesagt? Nein. Ich hab' mir gedacht.

Angekl. (strenge): Haben Sie mir nicht im Café Zentral in der Herrengasse erzählt, daß Sie um 10.000 bis 15.000 K Ware bei Popper gekauft haben und daß er Ihnen Kredit verschafft hat?

Zeuge (ängstlich): Ich habe Ihnen erzählt, daß ich mich gewendet hab' an die Firma Beer?

Neue Freie Presse:

Der Präsident fragt, ob er mit dem Kläger in einer Geschäftsverbindung gestanden sei. Er bejaht, im vorigen Jahre habe er einen Geschäftskredit von der Firma beansprucht und dieser sei ihm gewährt worden.

Der Präsident fragt weiter, ob dabei nicht auch von einem Bankkredit die Rede gewesen sei. Es sei möglich, antwortet darauf der Zeuge, daß es bei dieser Gelegenheit zu einem Gespräch darüber gekommen sei; ob mit Herrn Popper selbst oder mit Liechtenstein, wisse er nicht genau. Später habe ihm Liechtenstein bei einem Gespräch im Café Zentral von der Möglichkeit der Erwirkung eines Bankkredits für ihn, den er wünschte, gesprochen.

Der Angeklagte fragt, bei welcher Bank der Kredit erlangt werden sollte.

Zeuge: Ich weiß es nicht.

Angekl.: Sie haben mir aber gesagt, daß es bei der Zivnostenska sein sollte.

Zeuge: Das habe ich mir gedacht.

Angekl.: Sie dachten dies, weil Popper Zensor bei der Zivnostenska ist.

Zeuge gibt dies zu.

Angekl.: Wie groß war der Bankkredit, auf den Sie Anspruch machten?

Zeuge: Darüber ist nichts gesprochen worden.

Angekl.: Wie groß wünschten Sie ihn?

Zeuge: 10.000 bis 15.000 K.

Angekl.: Und daß Popper für Sie garantiert.

Zeuge: Nein, das haben Sie gesagt!

Angekl.: Wann sind Sie in Konkurs gegangen?

Zeuge: Nach dreiviertel Jahren.

Präs.: Herr Zeuge, wir brauchen Sie nicht mehr.

Der Zeuge macht mit beiden Achseln und Armen eine bedauernde Bewegung und entfernt sich.

Angekl.: Hat sich Popper nicht für Sie auch an die Firma Beer um Kredit gewendet?

Zeuge: Nein. Sie haben die Vermutung ausgesprochen, daß er dies tun wolle.

Angekl.: Wie lange Zeit nach dem Gespräch im Café Zentral sind Sie in Konkurs geraten?

Zeuge: Nach dreiviertel Jahren...

Nach Beendigung dieser Aussage . . .

Es ist überflüssig festzustellen, daß dies das Milieu ist, aus welchem das geistige Wien hervorgeht.

»Der Zeuge wird hierauf vorgerufen. Er gibt an, jetzt Schriftsteller zu sein; vor zehn Jahren war er in der Niederlage des Herrn Popper bedienstet. Er sagt aus, daß mehrfach im Geschäfte Poppers En bloc-Verkäufe vorgekommen seien.... Auf die Frage, was er unter En bloc-Verkäufen verstehe, sagt der Zeuge, dies sei, wenn größere Partien Waren verschiedener Sorten zu einem Einheitspreis verkauft würden. Die Pakette oder Dutzend seien aber immer gezählt und auch verrechnet worden.«

Bitte, das war vor zehn Jahren. Aber die Feuilletonhonorare werden von den Chefs nicht immer genau verrechnet.

* * *

Wie er sich schließlich doch verständlich machte

»Nach dem Empfange einer Deputation des Männergesangvereines ließ Roosevelt die Vertreter der Presse in seinen Salon bitten. Nach der Vorstellung der einzelnen Herrn, die sich im Halbrund aufgestellt hatten, sprach Roosevelt zu den versammelten Vertretern der Presse in englischer Sprache . . . Dann wandte er sich an den Vertreter eines englischen Blattes mit der Bitte, seine Worte ins Deutsche zu übersetzen: ‚Ich stehe mit der deutschen Sprache auf schlechtem Fuße', fügte er lächelnd hinzu.«

Der Vertreter des englischen Blattes soll ihm hierauf etwas ins Ohr geflüstert haben. Danach soll Roosevelt sich entschlossen haben, selbst die Ansprache in schlechtem Deutsch zu wiederholen.

* * *

Keine Ausnahme

»Zeitlich kommt Mr. Roosevelt hier an, um 6 Uhr 45 Minuten auf dem Südbahnhof. Der Bahnhofmechanismus funktioniert wie immer.«

Wie? Selbst bei solcher Gelegenheit?

* * *

Immerhin

Der Sachverständige:

»Wenn Professor Bossi sich auch nicht in die Einzelheiten des Falles einlassen konnte, da seine Mission ja doch äußerste Delikatesse erfordert, so ließ er dennoch erkennen, daß er den Fall Tarnowska für ein unschätzbares Beweismaterial hält in der überaus wichtigen Frage, welchen ungeheueren Einfluß das Geschlecht der Frau auf ihre Moral hat, ein Thema, das der Professor eingehend in seiner Revue ‚La ginecologia moderna' behandelt. Die Vergangenheit der Tarnowska, welche bis in ihr 16. Lebensjahr zurückreicht, zeigt...«

*

Jedennoch

Der Geheimrat Harnack:

»Für die Frauen, deren Geist nach dem Höheren und Höchsten strebt, wäre es im eigentlichen Sinne eine Unterdrückung ihrer Natur, wenn man sie zwingt, ihre Veranlagung unbenützt zu lassen. Und es wäre eine Sünde, wenn man in diesem Punkte von ihnen Entsagung forderte . . .«

* * *

Reinliche Scheidung

Von Karl May sagt das Neue Wiener Journal:

Förmlich mit Schrecken ward man es gewahr, wem die keimende Blüte des deutschen Volkes, die Jugend, wem Eltern und Lehrer ihr Herz und ihr Vertrauen geschenkt haben, einem Strolch von seltener, von erster Güte, einem Dieb, der sich nicht nur mit literarischem Diebstahl befaßte, sondern auch einen Taschendiebstahl nicht verschmähte, wo die Gelegenheit sich darbot; einem Taschendieb, der auch einem Einbruch nicht aus dem Wege ging, wo er sich zu lohnen schien.

* * *

Der Dichter

Ein italienischer Schmock hat Gerhart Hauptmann in Portofino besucht. »Natürlich weiß er in fesselnder Weise zu plaudern«. Der Anfang und das Ende des Berichtes lauten:

Dieses Jahr kam er Ende Januar hierher, und jetzt schickt er sich bereits zur Heimreise an. Der Dichter von »Hanneles Himmelfahrt« schwärmt für diesen blühenden, abseits vom Verkehr liegenden Winkel Italiens . . . .

. . . . Zu denen, die sich häufiger in der Villa einfinden, gehört Siegfried Wagner, der in Santa Margherita wohnt. Mehrere Wochen weilte auch Humperdinck im Lande und sang mit dem Dichter der »Weber« das Lob des blauen italienischen Himmels, wobei ein herrlicher Wein von Orvieto getrunken wurde.

Natürlich ganz falsch informiert. Der Dichter der »Weber« schwärmt für den blühenden Winkel Italiens und der Dichter des

»Hannele« sang gemeinsam mit Herrn Humperdinck das Lob des blauen italienischen Himmels, während Siegfried Wagner den Dichter des »Fuhrmann Henschel« besuchte und der Dichter der »Einsamen Menschen« es ist, der die Reporter empfängt.

* * *

Stimmungsbild

Zwei Theateragenten gab es. Menkes und Minkus. Menkes starb. Minkus blieb am Leben. Aus diesem Grunde langte an ihn ein Brief ein, den die Zeitungen veröffentlichten: »Gestern traf auch hier die traurige Nachricht Ihres Selbstmordes ein. Ich war aufrichtig betrübt, trotzdem glaubte ich an eine Verwechslung, bin glücklich, daß meine Eingebung richtig war. Bravo Minkus! Leben Sie noch hundert Jahre. Grüße, Ihr aufrichtiger P. Mascagni.« Bravo Minkus! Er hat sich brav gehalten. In diesem Zuruf, mit dem zugleich eine Anerkennung und eine Aufmunterung ausgesprochen ist, liegt erstens: ganz Italien, zweitens: das ganze Theater, drittens: die ganze Musik, und viertens: die ganze Praterstraße. Man sieht aufgewichste Schnurrbärte, Augen, die in einer Sardinenbüchse geschwommen haben müssen, ehe sie diesen Maestros, Fechtmeistern und Agenten eingesetzt wurden, gestikulierende Hände, die eine Provision berechnen und Ecco, Machen wir und So wahr ich da leb bedeuten; Lagunen, Schweißfüße, Freikarten und noch vieles, vieles andere. Minkus blieb am Leben. Menkes starb.

* * *

Der Komet

Jetzt kommt eine schöne Zeit.

»Die im letzten Sonntagsblatte Ihres Journals erschienene Notiz eines Herrn, welcher am 17. d. den Halleyschen Kometen von Schrems aus gesehen haben wollte, veranlaßte mich am 25. d. vor 3 Uhr morgens in den Prater über die Sophienbrücke zu eilen, zumal der heitere Himmel des Vorabends die Möglichkeit einer guten Beobachtung versprach . . Um beiläufig halb 4 Uhr morgens ging plötzlich ein ganz prächtiger, heller Stern auf . . Ich dachte sofort an Venus, jedoch ließ mein kleines astronomisches Fernrohr die Konturen nicht erkennen, da das Gestirn noch zu tief stand . . Die Venus, denn sie war es, erschien in der Gestalt, wie sie unser Mond am Schlusse des ersten Viertels aufweist. Ein Rayonsicherheitswachmann, der sich sehr bald bei mir eingefunden hatte, konnte sich auch des ungewohnten Anblickes erfreuen. Vom Kometen aber war mit freiem Auge nichts zu sehen . .«

Der Beobachter nennt sich einen »Freund des Neuen Wiener Tagblatts«. Ja, die Freunde!

* * *

Zusammenbruch eines angesehenen Klischees

»‚Daily News' bringen folgenden keineswegs erfreulichen Bericht über das Aussehen und das Befinden König Eduards: Nach der soeben überstandenen Influenza ist des Königs Schritt nicht mehr elastisch zu nennen . . . .«

* * *

Die verhobene Moral

Bekanntlich halten es jetzt die Leute, die »Komödche machen« und jedem illustrierten Erpresser, Fünfguldenmann und Kulissenschnüffler »Grüß Gott, Doktor!« sagen, mit der sittlichen Entrüstung. Es geht um das Problem der »Prostitution« ihrer Kolleginnen, und die wollen und wollen sie nun einmal nicht dulden, weil die Gottesgabe einer munteren Liebhaberin, sich hinzulegen, viel weniger Strapaze kostet und viel mehr allgemeine Anerkennung findet, als der Entschluß, den »Hüttenbesitzer« hinzulegen. Der von der Bühne vertriebene Hanswurst ist jetzt in der Gestalt der Moral wiedergekehrt und macht die Gebärden des im Vordergrund agierenden bürgerlichen Pathos nach. Sie wollen sich verbürgerlichen und fangen selbstverständlich bei der Sittlichkeit an und bei der kunstfeindlichen Ambition des Geschlechtsneides. Nun könnte ja trotzdem ein Theaterdirektor ein schuftiger Mißbraucher der Abhängigkeit sein. Aber bezeichnend ist, wie sich die Sozialpolitik dieses Standesbewußtseins vor allem des Tonfalls der Moral bedient. Der Bericht der Neuen Freien Presse über den Fall des Berliner Direktors Zickel macht diesen Drang sehr anschaulich. Und nachdem es durch zwei Spalten in Andeutungen schrecklichster Art gegangen ist und der Herr Zickel beschuldigt wurde, sich nicht nur an einer anderen jungen Schauspielerin »vergriffen«, sondern »sogar bei der Beseitigung der Folgen mitgewirkt zu haben«, schlägt die Setzmaschine die Hände über dem Kopf zusammen, und man liest den folgenden Passus:

> Diese wie eine andere Schauspielerin behaupten, daß Dr. Zickel in seinem Bureau unsittliche Annäherungen Lustspielhaus engagiert worden ist, daß sie schließlich in irgendwie einer Verfehlung schuldig gemacht zu haben. Die Angaben der Damen müßten mit großer Vorsicht aufgeversucht habe. Dr. Zickel bestreitet in allen diesen Fällen, zum Teil durch Briefe, die von den Damen selbst stammten, die Angaben zu widerlegen.

Ich bin ganz derselben Ansicht.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Der Herausgeber der Fackel dankt für die freundlichen Zuschriften zur 300. Nummer

Soeben erschienen:

Negerkönigs Tochter

Eine Erzählung von

OTTO STOESSL

München und Leipzig, Georg Müller

Im Erscheinen:

OTTO SOYKA

Herr im Spiel

Roman

Hyperion-Verlag Hans von Weber München 1910

Das Register der

300 Nummern

(elf Jahrgänge) der „FACKEL" ist zum Preise von 20 Hellern = 20 Pf. durch den Verlag oder das Berliner Bureau der ‚Fackel' zu beziehen.

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR U. DIE KÜNSTE

HERAUSGEGEBEN von HERWARTH WALDEN

Erscheinungstag: Donnerstag

Einzelbezug: 10 Heller

Jahresbezug: K 5.—

Halbjahrsbezug: K 2.50

Vierteljahrsbezug: K 1.25

Probenummern kostenlos durch den Verlag DER STURM, Halensee-Berlin, Katharinenstraße 5. DER STURM liegt in den Tabak-Trafiken auf.

Korffs Cacao

Korffs Chocolade

Bureau für Österreich:

Wien, VI. Mariahilferstrasse 117

Autoren verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigensten Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags **sub C. M. 410** bei **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig** H. 4200 D.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)

versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

---

DIE FACKEL

Herausgeber **KARL KRAUS**

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18 Nummern, portofrei	. . . . .	K 4.50
	36 „ „	. . . . .	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18 „ „	. . . . .	Mk. 4.—
	27 „ „	. . . . .	„ 6.—
	36 „ „	. . . . .	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Inhalt der vorigen Nummer 300, 9. April 1910: Sprüche. Von Richard Dehmel. — Eingebildete Kranke. Von August Strindberg. — Judas Ischariot. Von Peter Hille. — Widmung. Von Peter Altenberg. — Lied. Von Arnold Schönberg. — Eine Zeichnung von Pascin. Von Otto Stoessl. — Aufruf an die Wiener. Von Adolf Loos. — Ein Brief von Ferdinand Kürnberger. — Pro domo et mundo. Von Karl Kraus. — Ein Gruß von Stanislaw Przybyszewski. (In der Beilage ein Register der Autoren und Beiträge, verfaßt und eingeleitet von Ludwig Ullmann.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Nr. 303/304 31. MAI 1910 XI. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

KARL KRAUS: Glossen / FRANZ GRILLPARZER: Dem internationalen Preßkongreß / OTTO STOESSL: Dieter und der Beamtensohn / GRETE WOLF: Der Erwartungslose / BERTHOLD VIERTEL: Pferderennen / Meine Wiener Vorlesung / KARL KRAUS: Philosophen

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL' WIEN—BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 187
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE 5

Akademischer Verband für Literatur und Musik

Die

II. Vorlesung Karl Kraus

Heine und die Folgen

(Essay, unveröffentlicht)

Die chinesische Mauer

oder

Der Biberpelz (unveröffentlicht)

findet am **3. Juni, 1/2 8 Uhr,** im Festsaale des Ingenieur- und Architekten-Vereines, Wien, I. Eschenbachgasse 9 statt

Ein Teil des Reinertrages des Abends gehört dem kranken Dichter Peter Altenberg

Die Kartenausgabe (10, 5, 2, 1 Krone) erfolgt auf Grund srchiftlicher Anmeldung in der Buchhandlung A. Schönfeld,

DIE FACKEL

Nr. 303 304 | 31. MAI 1910 | XII. JAHR

Glossen

Von **Karl Kraus**

Der Komet in Wien

Der Wiener und die Unendlichkeit — das unwahrscheinliche Schauspiel wäre glücklich überstanden. Wenn der Komet gefährlich ist, so ist er es nicht so sehr vermöge der ihm innewohnenden Blausäure als wegen der nicht auszudenkenden Möglichkeit, daß sich bei seiner Annäherung jeder Trottel kosmisch gestimmt fühlt. Es ist nicht so weit gekommen. Nur eine fürchterliche Spielart kosmischer Denkfähigkeit wurde uns beschert: jene, die vor dem Untergang die Tröstungen der Wissenschaft empfängt. Der aufgeklärte Großstädter, dem nichts passieren kann, weil die Neue Freie Presse es mit der Sternwarte hält und die Vorsehung sich hüten wird, es mit der Neuen Freien Presse zu verderben; und der stolz ist, weil der Papst Kalixtus gegen den Kometen noch eine Bulle erlassen mußte, während heutzutag der Papst Benedikt mit einem Leitartikel denselben Effekt erzielt. Ach, die knierutschende Angst, die in früheren Jahrhunderten das Ende der Welt erwartete, war schlechter informiert, aber besser beraten, als die Zuversicht, die das Morgenblatt erwartet. Dieses erdensichere Gesindel wird eines Tages fürchterlich aufsitzen, wenn es den Kometen anulkt und inzwischen die Dummheit ihr Zerstörungswerk an der Welt vollendet hat. Der Ernst des Kometen wäre so trostlos nicht wie sein Humor. Denn wenn die Welt kaput geht, bleibt der Geist bestehen, aber wenn sie nicht kaput geht, bleibt die Dummheit bestehen, und ein ungefährlicher Komet macht das Übel schlimmer, da er jeden Friseur zum Philosophen und jeden Redakteur zum Humoristen macht. Nichts ist leichter, als vor dem Kometen Humor zu haben, denn je kleiner die Menschlichkeit, in

desto größerer Kontrastwirkung erscheint er am Himmel, vorausgesetzt, daß er erscheint. Aber wenn auch die Sterne nicht lügen, so müssen darum die Astronomen nicht die Wahrheit sagen, und es hat sich herausgestellt, daß sie vom Kometen lange nicht so viel verstehen wie die Praterwirte, die bei seiner Erwartung besser abgeschnitten haben als jene bei seiner Erfüllung. Denn bis sich auf allgemeines Verlangen dieser Nebelstreif am Himmel zeigte, haben sie die Existenz des Kometen mit seiner Unsichtbarkeit bewiesen und den Durchgang aus der Feststellung, daß man ihn nicht beobachtet habe. Sie sagten, daß das, was wir nicht sahen, der Komet gewesen sei, und nur ihrer ehrenwörtlichen Versicherung glauben wir jetzt, daß das, was wir sehen, der Komet sei, weil wir ja schließlich keinen Grund haben, anständigen Leuten zu mißtrauen. Der religiöse Glaube sorgt auch für die Sinne. Was aber sind die Tröstungen einer Wissenschaft wert, die einen kahlen Himmel bietet? Er bewahrte uns vor Cyanwasserstoff; doch das vergeben ihm die Wiener nicht, daß er um ein Spektakel sie betrog. Der Komet ist ungefährlich; aber daß man auch die ganze Zeit nichts Verdächtiges bemerkt hat, untergräbt den Kredit der Wissenschaft und zerstört nur jenen Kometenaberglauben, unter dem man fortan den Aberglauben versteht, daß es Kometen gibt. Nun soll ja der Astronomie, die gewiß eine riegelsame Wissenschaft ist, nicht nahegetreten werden, aber sie hat sich diesmal schwer kompromittiert, weil sie sich den Hervorrufen eines fortschrittlichen Gafferpöbels eher und bereitwilliger zeigte als der Komet. Sie hat sich täglich mit den Reportern der Aufklärung eingelassen und sich damit auf ein Niveau begeben, auf dem sonst nur die Vertreter einer anderen Wissenschaft nach dubiosen Ehren auslugen, nämlich jener, die auf Wunsch der Nachtredaktion über einen hohen Patienten Ferndiagnosen stellt. Gewiß, sie haben eine Bevölkerung beruhigt, die bisher bloß gewohnt war, auf ein Dach hinaufzuschauen, während sich jetzt die Verkehrshindernisse auch durch die Betrachtung des Firmaments ergaben. Aber sie haben diese Bevölkerung zugleich enttäuscht und die Aufgeklärtheit, zu der sie ihr täglich zweimal verhalfen, in Nihilismus verwandelt. Sie sollten aus Schamgefühl die Sternwarte zusperren, wenn sie heute den Satz im Kometenbericht lesen: »An einem Tische wird der Artikel des Hofrates Weiß, der im heutigen Abendblatt der Neuen Freien Presse erschienen ist, verlesen. Die Stelle, welche den Anblick für die nächsten Abende

in sichere Aussicht stellt, findet bei dem Publikum lebhaftesten Beifall«. Halley hatte es auf diesen Beifall nicht abgesehen, und dennoch gelang es ihm, den Kometen zu einer Produktion zu gewinnen. Unsere Welttheateragenten aber dachten an das Publikum, und als es wie die Buben auf der Galerie einer italienischen Schmiere zu stampfen begann, kamen sie immer wieder heraus und beruhigten es mit Versicherungen von eingetretenen Hindernissen, Wolkenvorhang, Kostümwechsel, Unpäßlichkeit und was dergleichen Ausreden mehr sind, die aufgeregte Impresarios stets bei der Hand haben, wenn die Laune eines Stars sie blamiert hat. »Nach Sonnenuntergang war der westliche Himmel in Dunst gehüllt. Es ist dagegen zu erwarten, daß der Komet morgen Samstag abends endlich am Wiener Himmel erscheinen werde. Das Publikum möge nicht ungeduldig werden und noch einen Tag zuwarten — schließlich wird der Halleysche Komet in aller Pracht erscheinen«. Er erschien nicht; nicht Samstag, nicht »heute und die folgenden Tage«. Aber den Dunst, den man einem Publikum vorgemacht hat, auf den Himmel schieben, ist eines Astronomen unwürdig, vorausgesetzt, daß er nicht darauf spekuliert, das Geschäft jenes Impresarios zu übernehmen, der sich kürzlich in Wien aus unglücklicher Liebe zu einem Stern zweiter Größe umgebracht hat. Daß den Herren der Komet zwischen der Sonne und der Erde durchgegangen war, ist ja gewiß tragisch, aber wenn sie nicht so heftig mit der kosmischen Pünktlichkeit geprotzt hätten, hätte ihnen niemand aus der kosmischen Unordnung einen Vorwurf gemacht. Auch die Südbahn wird ja nur deshalb getadelt, weil sie so unvorsichtig ist, einen Fahrplan herauszugeben. Und so ist es gekommen, daß nicht nur die Welt im allgemeinen nicht zugrundegegangen ist, sondern insbesondere nicht das Wirtsgeschäft auf dem Kahlenberg. Wien hat ein gastronomisches Ereignis zu verzeichnen. Wäre die Welt untergegangen, dann hätten nur die Fiaker profitiert, weil sie sich für berechtigt gehalten hätten, den ihnen gebührenden Betrag mit der Begründung zurückzuweisen: »Aber Euer Gnaden, an so an Tag!« So aber bleibt alles beim Alten. Der Wiener, dem Basiliskenblick der Ewigkeit entronnen, hat zum Hausmeister zurückgefunden. Die Zehnuhrsperre dieser kleinen Welt läßt sich ertragen.

* * *

Erdbeben

Eine der seltsamsten Naturerscheinungen. Ich saß gerade — so hätte ich der Neuen Freien Presse geschrieben, wenn sie noch einen geologischen Beitrag von mir annähme — um 9 Uhr 19 Minuten abends am Schreibtisch und redigierte die Satire »Erdbeben«, die in mein demnächst erscheinendes Buch kommt. Ich ahnte nichts Böses, sondern freute mich im Gegenteil, wie damals die Neue Freie Presse hineingesprungen ist, erinnerte mich an die erschütternde Wirkung dieser tellurischen Komik, die sogar bis nach Norddeutschland verspürt wurde, denn die Erdbebenwarte von Hamburg beschloß, die Nummer der ‚Fackel' ihrem Archiv einzuverleiben. Ich las den Artikel immer wieder, erinnerte mich, wie damals jeder Trottel seinen Stoß im Morgenblatt haben mußte, las immer wieder den Brief, den ich unter dem Inkognito eines Zivilingenieurs Berdach von der Glockengasse der Neuen Freien Presse geschickt hatte, und dachte noch: So etwas kommt nie wieder. Das war am 11. Mai um 9 Uhr 19 Minuten abends. Am nächsten Tag traute ich meinen Augen nicht. Da ich im Hochparterre wohne und ohnedies kein Blatt von meiner Erschütterung Notiz nehmen würde, spüre ich nie ein Erdbeben. Aber just um die Zeit, da ich das Erdbeben las, geschah es! Und alles hatte sich, wie ich aus den Morgenblättern erfuhr, genau so wieder abgespielt. Nur mit dem Unterschied, daß die Neue Freie Presse durch Schaden klug geworden war und bis auf einen vereinzelten Taussig nur noch anonyme Erdbebenbeobachter zu Wort kommen ließ. Dagegen das Neue Wiener Tagblatt! Es ging durch zwei Tage in der von Herrschaften abgelegten Dummheit stolz einher. Kein Papagei eines Abonnenten konnte verstummen, ohne daß das Blatt zu plappern begann. Sein lokaler Teil wird aber dafür auch von einem bekannten Shakespeareforscher redigiert, der soeben sein »dreißigjähriges Schriftstellerjubiläum« gefeiert hat, zu welchem Anlaß die Wiener Presse dem Schwan von Avon etwas Gänseschmalz abnahm. Um aber auf die Papageien zurückzukommen und auf die Eindrücke, die dieses Erdbeben bei der ganzen Kreatur zurückließ, soweit sie das Neue Wiener Tagblatt liest: es war im höchsten Grade ekelhaft. Die vornehme Neue Freie Presse begnügte sich gelegentlich mit der Versicherung, daß man im Restaurant Hartmann nichts vom Erdbeben gespürt habe (vom Hopfner liegt keine Meldung vor), und unterdrückte sogar die

Beobachtung, daß es doch sonst in den Chambres separees drunter und drüber geht. Sie sagte bescheiden, »durch das vor zwei Jahren erfolgte Beben sei die Bevölkerung von Wien mit seismischen Tatsachen vertrauter geworden«, und sie brauchte das Verdienst Berdachs nicht erst zu berufen, man wußte doch, wen sie meinte. Das Neue Wiener Tagblatt aber war damals von der Neuen Freien Presse beschämt worden und wollte jetzt die Erdbebendummheit hereinbringen. So hat denn ein Abonnent in der Innern Stadt nach dem Nachtmahl etwas »unter seinem Fauteuil« gehört, seine Umgebung aber habe »nichts davon verspürt«; »immerhin war der Vorgang gegen das letzte Erdbeben bei weitem harmloser«. Ein Advokat hatte das Gefühl, »daß das Erdbeben in der Leopoldstadt besonders stark war«. Das ist schon möglich, das Erdbeben weiß, was gut schmeckt. Während 1908 die Porzellangasse für besonders gefährdet galt, scheint die aufgeregte Natur diesmal die Glockengasse gesucht zu haben, wo der Zivilingenieur Berdach wohnt. Sie fand ihn aber nicht zuhause und rumorte deshalb erst recht in der Gegend. »Auch meine Frau«, beginnt einer und schon spüren wir die historischen drei Stöße, aber es ist diesmal nichts, sie glaubte nur, der Sessel werde gehoben, denn sie »saß im Nebenzimmer und las gerade das Neue Wiener Tagblatt«. Ausgerechnet!, sagen in einem solchen Fall die Bewohner der Praterstraße, in der sich der Unfall begab. Einer wieder hat eine schwingende Bewegung bemerkt und schreibt darüber: »Ich schickte zur Hausbesorgerin, um zu fragen, ob sie auch etwas davon bemerkte, was diese verneinte«. »Wir wohnen in der Tellgasse«, schreibt ein Abonnent. Aha, er lebte still und harmlos, da schaukelt plötzlich das Bett. Durch diese hohle Gasse aber muß es ins Neue Wiener Tagblatt kommen. Der Brief endet mit den Worten: »Entsetzt lief ich zum Fenster, der Meinung, der Weltuntergang sei nahe. Familie Reif«. Eine packende Schilderung wird der ‚Zeit' mitgeteilt, die freilich aus lokalpatriotischen Gründen behauptet, daß das Erdbeben dem neunten Bezirk den Vorzug gegeben habe. »Ehe ich mir noch beim Beginn des Erdbebens ein Urteil über die Natur der Erscheinung bilden konnte«, gesteht ein Bankprokurist – denn die intelligenten Berufe müssen sich beim Weltuntergang sofort ein Urteil über die Natur der Erscheinung bilden, das haben sie von ihren Zeitungen gelernt —, »sah ich schon, wie meine Frau ruckartig mit angstverzerrten Zügen den Kopf

zur Seite riß und sich ans Herz griff ... Sie murmelte nur das eine Wort: Erdbeben. Erst durch diese Äußerung bin ich aufgeklärt worden«. Das Erdbeben — um ein solches handelte es sich also — hatte »mit einem knallartigen Geräusch begonnen, während dessen ich einen vertikalen Stoß von unten nach aufwärts verspürte, dem dann ein horizontaler Stoß, vermutlich in der Richtung Nordwest-Südost, folgte ...« Das ist ja das Fabelhafte, und das habe ich an diesen intelligenten Berufen immer bewundert: daß sie im Moment eines Erdbebens gleich auf die Uhr sehen und auch genau über die Richtung des Stoßes orientiert sind. Unsereins ist in ruhigen Zeiten nicht imstande, Westen und Osten zu unterscheiden, höchstens nach den Manieren, die etwa ein Engländer und die ein Abonnent der ‚Zeit' hat. Aber die Abonnenten der ‚Zeit', die sind, sobald nur ihre Frauen das Wort Erdbeben murmeln, auch schon aufgeklärt, murmeln Nordwest-Südost, und haben außerdem noch die Geistesgegenwart, sich sofort hinzusetzen und die vom Land stammende Schickse, die nicht aufgeklärt ist, sondern in der Küche mit Heulen und Tellerklappern den Weltuntergang erwartet, in die Redaktion zu schicken, damit der Brief noch bestimmt ins Morgenblatt komme ... Vom nächsten Erdbeben ist zu hoffen, daß es — mit besonderer Berücksichtigung des zweiten und des neunten Bezirkes — uns den Anblick dieser Greuel ein für allemal entzieht.

* * *

S. M.

Der journalistische Erfolg, den sich der König von Bulgarien durch sein Interview mit dem Siegmund Münz geholt hat, ließ den König von Rumänien nicht schlafen, er bewarb sich um eine Zusammenkunft und bald hatte er Gelegenheit, den S. Mz., der sich jetzt gradezu S. M. nennt, in Bukarest zu begrüßen. Zunächst hören wir: »Unsere Yacht ist dicht am Kai verankert«. Aber es ist nur eine Täuschung, wir sind nicht in der Oberen Donaustraße, sondern wirklich in der Gegend des Schwarzen Meeres. Am Strand taucht bereits eine rumänische Prinzessin auf, und S. M. erinnert sich an Ovid: »Auch die römische Kaisertochter Julia, in welcher der alternde Poet in Liebe entbrannt war, kann nicht viel schöner gewesen sein als diese Prinzessin Bibesco, die hier einsam spaziert

und sich in Zwiegesprächen mit den heute sanft rauschenden, aber nicht selten zornig stürmenden Wogen — —« Genug! Der König wartet. Münz gibt Empfehlungen ab. Wozu? Man weiß, wer er ist. Aber »die Spitzen der Bukarester Gesellschaft drängten sich heran«. Es ist nämlich der Geburtstag des Königs und er hat sich den Münz gewünscht. »Wir besorgten, in dem Meer von Namen unbeachtet zu bleiben«. Das ist nicht zu befürchten; der König wartet und weiß, was ihm bevorsteht. Münz lernt vorher Herrn Jonescu kennen, »einen berühmten Operateur, der ein Mittel gefunden hat, um durch Injektion in der Wirbelsäule die schwersten Operationen bei völligem Bewußtsein der Patienten schmerzlos vorzunehmen«. Der König kann also beruhigt den Münz empfangen. Aber dieser zaudert noch. Er geht in die Oper und sieht dort in einer Loge »eine orientalische Schönheit auftauchen — eine von magischem Zauber umflossene, blasse Salambô-Gestalt, und als Heldin des Goncourtschen Romans ist sie auch bei einem Maskenball aufgetreten«. Salambô ist zwar von Flaubert, aber das macht nichts, »von dieser in die Farben des Orients getauchten südlichen Glut hebt sich die reinere, gleichmäßigere germanische Schönheit der Konprinzessin ab. Dort sitzt in einer Loge die blonde, rotwangige und blauäugige Kronprinzessin im hellen Zauber ihrer noch frischen — —«. Genug! Der König wartet. Aber der Münz tut sich noch bißchen in Bukarest um. Wieder, wie in Sophia, vergleicht er das Stadtbild mit dem Konstantinopels, und nicht mit dem Leipniks. »Da wir von Konstantinopel kommen, so bleiben unsere Ansprüche an morgenländischen Zauber, an die Romantik des Verfalls, an das Reizvolle des Beschaulichen unbefriedigt.« Der Münz ist anspruchsvoll. Er gibt zu: »Hier ist ein starkes Aufstreben ohne Märchenduft wahrnehmbar«. Immerhin also. Hierauf werden sie vom Minister des Äußern empfangen. Münz begleitet auf der ganzen Reise einen Sir Max Wächter, der sehr viel unnützes Gepäck mit sich führt, nämlich einen Plan einer europäischen Föderation auf wirtschaftlicher Grundlage. Diesen Plan trägt Herr Wächter sämtlichen Regenten und Ministern sämtlicher Balkanstaaten vor und alle sagen nur das eine: »Wir können für diese Sache nur die größten Sympathien hegen, aber wir sind ein kleiner Staat«, und immer wieder meldet es uns Herr Münz. Der Balkan schickt Spielereihausierer nach Europa und Europa revanchiert sich mit dem Sir Max Wächter, der immer

wieder eine Föderation auf wirtschaftlicher Grundlage anbietet. Und der König wartet. Endlich! »Er zog mich schnell in ein freundliches Gespräch.« Das tun diese Könige immer, um den ersten unangenehmen Eindruck rasch zu überwinden. »Nur im Anfang unseres Gespräches hatte ich Gelegenheit, den König ein wenig ins Auge zu fassen.« Aber ein wenig wollte der König Herrn Münz im Dunkeln sehen, »und erst im Augenblick, als er sich zum Abschied erhob, flammten die elektrischen Lichter auf«. Da machte Münz eine merkwürdige Beobachtung. »Ich hatte den König seit Jahren nicht mehr gesehen. Er ist seither älter geworden...« Das Interview selbst verlief anregend. Der König wollte alles Mögliche wissen; ja, er war vielleicht noch neugieriger als der bulgarische. »Der König erkundigte sich mit großer Liebenswürdigkeit nach den Orten, die ich auf meiner bisherigen mehrwöchentlichen Orientreise besucht hatte, fragte mich, ob ich zum erstenmal in Rumänien sei, und wie es mir hier gefalle. Ich antwortete dem König, daß ich zum erstenmal hier sei und daß ich mich angeheimelt fühle durch die lateinischen Anklänge der Sprache.« Das ist interessant, daß er diese Anklänge »lateinisch« nannte. Aber gleich darauf bekannte er Farbe: »Ich muß Majestät gestehen, daß ich hier die Empfindung habe, unvergleichlich näher an Wien zu sein, als an Konstantinopel.« Seine Erinnerung ist also dicht am Kai verankert. Nun aber wurde es diplomatisch. »Eure Majestät stehen in dem unzweifelhaften Ruf, ein fester Hort des Friedens im südöstlichen Europa zu sein«, und: »Eure Majestät gelten als ein Bürge des Statusquo auf dem Balkan.« Dann sprach auch der König wieder. Er meinte, daß in der Öffentlichkeit Zusammenkünfte zwischen Monarchen überschätzt werden. »Der König trug dies schlicht ausführend und keineswegs etwa belehrend vor.« Wie würde er! Aber die Entrevue zwischen S. M. von Rumänien und S. M. von der Neuen Freien wird gewiß auch überschätzt werden. Sie trug rein privaten Charakter, der König wollte bloß dies und das wissen. Der Bulgare hatte nach Konstantinopel gefragt. Der König von Rumänien »erkundigte sich nach meinen in Sophia gewonnenen Eindrücken«. Man kann begierig sein, wie sich das die Balkanfürsten weiter einteilen werden. Der Rumäne aber verglich selbst Bukarest mit Sophia. »Es tut mir leid, sagen zu müssen, daß die Zahl der Analphabeten in Rumänien größer ist als im Königreich Bulgarien.« Das war aber keine Beleidigung, wiewohl der Münz jetzt in

Rumänien und nicht mehr in Bulgarien ist. Er war so taktvoll, auf die Judenhetzen abzulenken, denen er die Schuld an der Rückständigkeit gab. »Die Judenfrage war eine der schwersten Sorgen meiner Regierungszeit«, sagt der König, wobei er offenbar auf die Uhr sieht, »und sie fährt fort, mir Sorge zu machen«. Der Münz aber versteht nicht und appelliert an die Humanität: »Von Eurer Majestät abgeklärtem Sinn darf man wohl . . . gleiches Recht . . . Untertanen«. Der König empfindet, daß sich hier ein Leitartikel auswächst, und schneidet schroff ab: »Die Judenfrage ist uns keine Frage der Religion — es ist eine wirtschaftliche Frage. Der Rumäne ist von Natur tolerant. Aber es ist die wirtschaftliche Überlegenheit der Juden, gegenüber welcher sich die nationale Strömung zur Wehr setzt. Es sind Agrarbanken errichtet worden. Sie können beitragen, das rumänische Element vor verderblicher Ausbeutung zu schützen«. Sie, nämlich die Agrarbanken, nicht die Neue Freie Presse, die diese Bemerkung des Königs offenbar nicht bemerkt hat und die den Münz anweisen wird, künftig sofort den Audienzsaal zu verlassen, wenn der König von Rumänien wieder derartige Ansichten äußern sollte, welche dann bei der Drucklegung durchrutschen können. Der Münz suchte aber schon diesmal auf den König einzuwirken: »Eure Majestät, die objektivere Erkenntnis der Monarchen, die auf der Menschheit Höhen wandeln, mildert oft die Volksleidenschaften«. Bravo! Der König lenkt ein. »Und wie oft obliegt uns tatsächlich diese Aufgabe!« bekennt er. Überhaupt weiß ihn der Münz mit originellen Wendungen zu fesseln. Wie steht's denn mit den Erinnerungen, die der König schreibt? »Es wäre wünschenswert, daß Eure Majestät den abgebrochenen Faden der Erzählung wieder aufnehmen«. Oder: »‚Wir erkennen', meinte ich, ‚in der auswärtigen Politik Rumäniens die weise lenkende Hand des erfahrenen Steuermanns, der seit mehr als vier Jahrzehnten das Land beherrscht'«. »Haben Sie sich Bukarest angesehen?« antwortet darauf der König. Und dann: »Gehen Sie nach Sinaia?« Und endlich: »Ich weiß, daß auch die Königin Sie jetzt sehen will«. Die Audienz hatte eineinviertel Stunden gedauert. »Die Königin empfing mich nach wenigen Augenblicken und behielt mich bis nach halb 9 Uhr bei sich.« Also eine volle Stunde. »Aber das Gespräch war zu inhaltsreich und zu bedeutend, als daß ich es im Rahmen dieser

Mitteilungen wiedergeben könnte«... 5. Mai 1910. Bis heute, 27. Mai, ist nichts erschienen. Die Neue Freie Presse ist imstande und bringt auch das noch!.. Münz-Empfänge und kein Ende. Auch der türkische Thronfolger Jussuf Izzedin Efendi muß dran glauben. Wir begegnen Münz wieder in Konstantinopel, seine Ansprüche an morgenländischen Zauber werden vollauf befriedigt. Im Wartezimmer sieht er »einen alten und einen jungen Orientalen«. (Münz ist ein Mann gut in den Vierzigern.) »Der Alte ist grellstes Morgenland... Er ringt die Hände, schließt die Augen, seine Lippen bewegen sich«. Münz hält das für ein Gebet. Aber es ist ein Fluch. Das Morgenland wehrt sich. Der Alte hofft, Münz werde weggehen. »Er neigt sich vor, richtet sich wieder auf und wirft sich wieder zu Boden, und so geht es fort wohl mehr als ein dutzendmal, ein nicht endenwollender Wechsel von Zerknirschung und Erlösung...« Endlich wird Münz abgeführt. Denn der Thronfolger wartet. Dieser spricht zunächst mit dem Sir Max Wächter. Europäische Föderation auf wirtschaftlicher Grundlage gefällig? Danke nein. Dann spricht der Thronfolger den Münz mit dem folgenden Satz an: »Ich schätze den großen Wert der Presse, denn sie ist eines der wirksamsten Mittel, um dem Fortschritt der Menschen zu dienen, und ihr wachsames Auge ist oft mit Erfolg darauf gerichtet, daß die für den Fortschritt unumgänglich notwendigen freiheitlichen Einrichtungen gewahrt bleiben«. Münz »gibt der Genugtuung über diese Äußerung Ausdruck«. Der Thronfoiger fährt fort: »Unsere Verfassung ist das Panier unseres Fortschrittes«. Er spricht wie ein Fezfabrikant, der in der Neuen Freien Presse einen Aufruf als Gemeinderatskandidat für den ersten Wahlkörper des ersten Bezirkes erläßt. Dann geht das eigentliche Interview los: »Sind Sie zum erstenmal in Konstantinopel? Und wie gefällt es Ihnen hier?« »Zum erstenmal, kaiserliche Hoheit«, antwortet Münz, »und ich bin berauscht von der Schönheit dieser Stadt, die so einzig in der Welt dasteht. Aber darf ich mir ein offenes Wort erlauben? Es wäre wünschenswert, daß sich diese herrliche Stadt in moderner Richtung entwickle...« Unter den Einrichtungen, die ihm in Konstantinopel entschieden fehlen, nennt Münz das Telephon. Der Thronfolger sagt: »Seien Sie geduldig mit uns. Ich hoffe, daß Sie, wenn Sie in zehn Jahren wiederkehren, in der Lage sein werden...« Früher hofft der Thronfolger den Münz in Konstantinopel nicht zu sehen. Der Thronfolger stellt Fortschritte in

Aussicht, Münz spricht sofort von Beteiligung. »Darf man, kaiserliche Hoheit, erwarten, daß es auch den Ausländern gegönnt sein wird, sich an der wirtschaftlichen Entwicklung der Türkei zu beteiligen?« Der Thronfolger lenkt ab und sagt, daß »die Konstitution die Gewähr der Gleichheit aller Nationen und Religionen« ist. Münz leuchtet. »Also werden, kaiserliche Hoheit, auch die Nichttürken und Nichtmoslims unter den Hut der Verfassung . . . .« Er sagt Hut, jener sagt Hort. Er sagt: gleiche Pflichten und gleiche Rechte aller Untertanen; jener sagt: berechtigte Wahrung der nationalen und religiösen Unterschiede. Münz sagt, der General von der Goltz Pascha schreibe für die Neue Freie Presse. Der Thronfolger fragt: »Haben Sie während Ihres Aufenthaltes in Konstantinopel eine Truppenrevue gesehen?« Münz lobt die Truppen. Der Thronfolger freut sich, daß er nicht wie Sir Max Wächter »für die Abschaffung der Armeen sei«. »Und der Prinz lächelte und rieb sich die Hände.« Münz erläutert das Programm des Herrn Wächter und spricht vom Statusquo. Darauf spricht auch der Thronfolger vom Statusquo und setzt hinzu: »Es ist nichts so wichtig, als in den Zeiten des Friedens dem Fortschritt durch die Befestigung der Konstitution zu dienen.« »Das Wort ‚Konstitution' sprach der Thronfolger wiederholt aus, und zwar in dieser europäischen Form, nicht in der türkischen Übersetzung«. Nun wird aber der Sir Max Wächter noch vom Sultan empfangen werden und wird dem Münz und dieser uns alles erzählen. Münz begleitet ihn nur. Er beobachtet ein neues Schauspiel: Drei Knaben treten auf und tragen irgendetwas. »Unerfahren in den Bräuchen des kaiserlichen Palastes, glaube ich, es handle sich um die Einleitung zu irgend einer religiösen Funktion.« Aber es wird bloß schwarzer Kaffee serviert. »Und als ich die Schale in Händen hielt, nahm ich staunend wahr, daß die goldene Untertasse ganz mit Brillanten besetzt war.« Noch mehr aber staunte Münz, als er später von einem Eingeweihten erfuhr, »daß bis auf den heutigen Tage keine der goldenen diamantenbesetzten Schalen aus dem kaiserlichen Service fehle«. Es waren eben bisher nur Leitartikler und keine Volkswirte im Serail. Die Audienz wegen der Föderation auf wirtschaftlicher Grundlage ist zu Ende. Sie fahren an dem Parlament vorüber und Münz zitiert: »Leergebrannt ist die Stätte!« Noch lange aber begleitet ihn die Erinnerung an das Gespräch mit dem Thronfolger, »die Erinnerung zumal daran,

wie er immer und immer wieder das fremde Wort ‚Konstitution' sprach‹ . . . Dem Bosporus wird übel, der Balkan kracht, und die Fürsten beschließen endlich eine Föderation auf wirtschaftlicher Grundlage, weil sie auf anderem Wege die Neue Freie Presse nicht dazu bringen können, ihnen den Münz nicht mehr ins Haus zu schicken.

* * *

Eine Kollektion Ansichtskarten

Das einzig Interessante, was man bei der Eröffnung der Jagdausstellung sehen konnte, soll der Hirsch gewesen sein. Nämlich der von der Neuen Freien Presse. Sie hatte ihn lebend beigestellt und er tummelte sich zwischen den Jägern herum, kam zutraulich näher und fraß aus der Hand. Dieser Hirsch hat die Eigenschaft, daß er auf die Honoratioren Jagd macht, und da es sich somit um ein Unikum handelt, beschloß man, die denkwürdigsten Momente des Schauspiels, das sich bei der Ausstellungseröffnung darbot, durch Ansichtskarten zu verewigen. Unter dem Vorwand, den Kaiser zu porträtieren, nahm man den Hirsch auf. Wer jetzt vor einer Ansichtskartenhandlung stehen bleibt, kann sich unschwer davon überzeugen, daß die weidmännische Pointe dieser Aufnahme der Hirsch war. Man erkennt ihn auf den ersten Blick, auch wenn man ihn im Leben nie gesehen hat, und ich setze einen Preis aus für den, der ihn verkennt. Da steht zum Beispiel der Kaiser und vor ihm der Präsident, und der Präsident scheint eine Ansprache an den Kaiser zu halten. Aber auf dem Anstand wartet der Hirsch. Bum, hat ihn schon! Wir sind Zeugen des denkwürdigen Moments, wie sich im Hirn des Vertreters der Neuen Freien Presse die Eindrücke formen. Ein Gesicht, das auf den ersten Blick dem Charakterkopf Rudolf Lothars gleicht, aber es ist der Hirsch, ich weiß, es ist der Hirsch; denn der Lothar jagt für den Lokalanzeiger. Wie befangen stehen die Honoratioren neben ihm: er blickt interessiert, aber ruhig drein, den Kopf ein wenig vorgebeugt, seiner Sache sicher. Dies das erste Bild. Auf dem zweiten Bild sehen wir den Hirsch elastischen Schrittes neben dem Kaiser einen Pavillon verlassen. Der Momentphotograph hat den Augenblick in der bekannten charakteristischen Weise festgehalten, wie die aufgenommene Persönlichkeit den einen Fuß auf den Absatz stellt und die Sohle zeigt. Aber man hat doch den Eindruck, daß der

Hirsch rüstig ausschreitet. Assyrischer Bart, Zylinder, offener heller Überzieher, Umlegkragen, die ganze Gestalt breiter als lang — so und nicht anders hat man sich den Vertreter der Neuen Freien Presse vorgestellt, neben dem die eleganten Herren im Gehrock und gar der Kaiser im schlichten Generalsrock verschwinden. Einer vom Tagblatt stapft auch hinterher, aber er kann sichtlich gegen den Hirsch nicht aufkommen. Drittes Bild: Der Kaiser steht zwischen zwei Herren; der Hirsch sieht die Gruppe so von unten hinauf von oben herab an, als wollte er sagen: Ich bin einer unserer Mitarbeiter, der Gelegenheit hatte. Im Hintergrund tauchen etliche Strebervisagen auf, Komiteemitglieder, Konsuln und so Leute, die ein freundliches Gesicht machen, weil sie mit dem Kaiser photographiert werden sollen. Der Hirsch hält das für selbstverständlich. Er hat sich nicht vorgedrängt; er war früher da. Viertes Bild: Der Kaiser verläßt die Ausstellung. Einer der Herren macht vor Verlegenheit einen schiefen Mund; der Hirsch bleibt ruhig. Ein Ministerialbeamter senkt in seines Nichts durchbohrendem Gefühle das Haupt. Er ist ganz zerschmettert. Er macht den Eindruck, als ob ihm das den Rest gegeben hätte. Der Hirsch steht aufrecht. Er denkt: 118 Zeilen Einleitung. Er wird die Ausstellung für eröffnet erklären. Wenn er in die Redaktion kommt und vor seinem obersten Kriegsherrn steht, wird er vielleicht die Unbefangenheit ein wenig verlieren. Aber wenn er dann die Ansichtskarten vorweist, wird er belobt werden . . . Man kaufe diese Ansichtskarten. Vielleicht wird sich einmal dieses Wien mit Scham an die Zeiten erinnern, da es seinen alten Kaiser durch Ausstellungen führte und im Sonnenbrand jedem dieser wertlosen Dabeiseinwoller mit unverminderter Freundlichkeit ein Wort sagen ließ, dessen Kurs von den Inseratenhändlern bestimmt wurde. Aber die Ansichtskarte, auf die es ihn, der in seinem Leben schon wahrlich besseren Hirschen begegnet ist, mit einem Hirsch gebracht hat, der auf den ersten Blick als der von der Neuen Freien Presse kenntlich ist — sie bleibt ein österreichisches Dokument, das über alle zeitliche Scham hinaus die Wesensart dieses Landes fixiert und nicht in eine Jagdausstellung gehört, sondern in eine Weltausstellung.

* * *

Der Maikorso

Zu den spärlichen Unterhaltungen, die unsereins noch mitmacht, gehört die Verregnung eines Maikorsos. »Es gab streckenweise weite Lücken, so daß man eigentlich nur durch das Aufgebot an Wache zu beiden Seiten der Fahrbahn daran erinnert wurde, daß heute Maikorso ist«. Warum man sich über so etwas freut, weiß man im Augenblick nicht; aber man freut sich. Auch kommt man erst später darauf, daß man just zu der Stunde ein Wohlbehagen hatte, als ein paar Wucherer naß wurden. Die Schadenfreude funktioniert bei mir als Reflexbewegung. Ich bin plötzlich gut aufgelegt, mein Gesicht erhellt sich, man fragt mich warum, und nachdem ich mich eine Weile besonnen habe, sage ich: Ja, wissen Sie denn nicht, daß heute der Maikorso verregnet ist?

* * *

Gabriel und Margarete oder: **Ist sie schuldig?**

Bevor Heinrich Manns »Unschuldige« in der ‚Fackel' erschien, hatte der Autor diesen Dialog vor einem kleinen Publikum vorgelesen. Ich erschrak, als ich im Neuen Wiener Tagblatt einen umso größeren Bericht — unter dem grauslichen Titel »Ist sie schuldig? Eine Dichterphantasie« — bemerkte. Denn darin waren Dialogstellen unter Anführungszeichen zitiert. Hätte der Autor einem Reporter Einblick in das Manuskript gewährt, so hätte diese Defloration der »Unschuldigen« gegen unsre Abmachung verstoßen. Als ich den Bericht dann las, war ich über das Eigentumsrecht der ‚Fackel' vollständig beruhigt, aber eine wüste Perspektive eröffnete sich mir in die Möglichkeiten, denen sich das Eigentumsrecht des Autors überliefert, wenn er auch nur die Ohren des Reporters herankommen läßt. Was war aus Heinrich Manns Sinn und Sätzen geworden! »Und der Dienerin hatte er zu sagen verboten, daß die gnädige Frau als kleines Mädchen einmal die Katze mit einem Strick um den Hals vor das Fenster hing und daß sie ihren Geschwistern die Spielsachen stahl«. Unwahr, vollkommene Verdrehung zweier nicht zusammenhängender Stellen. »‚Er kommt mir vor, wie ich selbst, und doch wieder wie ein Unbekannter', sagt sie zu der alten Monica«. Das sagt sie nie. Es dürfte aus der Stelle entstanden sein: »Ich warte auf ihn, wie auf einen ganz Fremden und wie auf mich selbst«. Was völlig erfunden oder gänzlich mißverstanden ist, steht unter Anführungszeichen. »Aber, Kind, Margarete, besinne dich doch . . .« »Du bist ja in einer anderen Wohnung,

Margarete...« »Du hast mich in einer Stunde alt gemacht, Margarete«. Wer nur diese Margarete sein mag? Der Name kommt im Dialog nicht vor. Sie aber antwortet: »Dann siehst du, Gabriel, wie es jenen Menschen geht, die mit der Seele leben«. Margarete »sagt nun abermals und zum zweitenmal, sie hätte es doch getan«; aber ich finde und finde keine Margarete. Und Gabriel küßt sie und sagt: »Man ist eins im Leben mit Vorbehalt«. Aber ich finde auch keinen Gabriel. Verfluchte Geschichte das! Dagegen finde ich, daß den Satz: »Man ist eins unter Vorbehalt« nicht der Gabriel, sondern eine Gabriele spricht und daß mit andern Sätzen die Gabriele und nicht der Gabriel angesprochen wird, so daß Gabriel und Gabriele, er und sie überall vertauscht werden müssen, um halbwegs den richtigen Sinn herauszubekommen, wobei noch immer der Text zuschanden geht und, weil der männliche Teil des Dialogs an keiner Stelle mit seinem Vornamen genannt wird, die Entstehung der Margarete unaufgeklärt bleibt... So gehts den Dichtern. Der Bericht stammt von einer Frau. »Eine Dichterphantasie« betitelt sie, was nur eine Reporterphantasie ist. Der Titel »Ist sie schuldig?« kann bleiben. Sie ist natürlich unschuldig; schuldig ist nur die Institution, die den Ehrgeiz hat, nach einer psychologischen Novelle genau so detailkundig zu erscheinen, wie nach einem Eisenbahnunglück.

* * *

Jeden Früh

‚Der Merker', eine neue österreichische Zeitschrift für Musik und Theater, welche, von ein paar lobenden Worten über mich abgesehen, den Beweis ihrer Existenzberechtigung noch nicht erbracht hat, veröffentlicht ein Gedicht des deutschen Lyrikers Hugo Salus, dessen erste Strophen wie folgt lauten:

Auf dem braunen Zweig des kahlen Baumes,
Der mein Fenster streift, sitzt nun ein Vogel
Jeden Früh.
Er ist jung und übt mit großem Eifer
Eine neue, aber gar nicht leichte
Melodie.

Nur zwei Töne; mit gesenktem Köpfchen
Probt er immer wieder diese neue
Melodie.
Wie ein junger Priester bei der Messe
Beugt er sich zum Zweiglein und ist fleißig
Jeden Früh.

Herr Salus ist Prager Heimatkünstler, und es ist immer wertvoll, wenn die Dichter die Sprache um Wendungen bereichern, die dem Idiom ihrer besonderen Umgebung entstammen. In Prag, wo es sich von selbst versteht, daß der besser situierte Einwohner »jeden Früh, wenn er aufkommt und aufsteht, seinen Tee trinkt und seine Eier ißt«, berührt es durchaus sympathisch, daß auch der Priester jeden Früh seine Messe liest, wenn er es nicht vorzieht, seine Neue Presse zu lesen, ja man wundert sich nicht, daß selbst der Vogel in Prag jeden Früh sein Lied vor dem Fenster des Dichters singt, was diesen wieder derart in Stimmung bringt, daß er jeden Früh sein Gedicht schreibt. In Prag weiß man aber auch, wozu das Unterrichtsministerium seinen ‚Merker' subventioniert, Nur daß es nicht »sein« Geld ist, das da hinausgeworfen wird, sondern unser Geld.

* * *

Der gewesene außerordentliche Leibarzt weiland des Königs Eduard von England

Der Tod des Königs von England bietet den Vorteil, daß man den Namen des Herrn Dr. Ott in Marienbad nicht mehr so häufig lesen wird wie in den letzten Sommern, die durchaus erfüllt waren von einer Glorie aus Stoffwechsel, Kreuzbrunnen, Zudringlichkeit des Kurpublikums und jener majestätischen Huld, die jedesmal aus dem Händchen des jüngsten Töchterchens eines Champagneragenten einen Blumenstrauß entgegennahm. All dies versinkt, die Könige, von deren Fett ein Kurort mit Honoratioren, Ärzten, Juden und Konsuln leben kann, sind an den Fingern abzuzählen, und der treue gewesene außerordentliche Leibarzt blickt einem Meteor nach von 115·6 Kilo, wischt sich eine Träne aus dem Auge und ergreift in der Neuen Freien Presse das Wort. Namentlich er muß es ja fühlen, daß jetzt andere Zeiten kommen, daß nach England jetzt wieder Galizien Trumpf sein wird, und seine »persönlichen und ärztlichen Beziehungen zu König Eduard« zum Titel eines Artikels zu machen, das ist wohl die bescheidenste Entschädigung für den unermeßlichen Verlust, den er durch diesen Todesfall erleidet. Herr Ott war so diskret, den Reklamewert von höchstens zwanzig ausfallenden Marienbader Sommern an einem Sonntag hereinzubringen. Er begnügt sich zunächst mit der Feststellung, daß Eduard VII. nicht nur sein Patient und sein königlicher Protektor

sondern auch »sein bester, ihm wohlwollendster, aufrichtigster Freund« gewesen ist. Herr Ott war oft eingeladen und kann nicht umhin hervorzuheben, daß er »niemals das Gefühl hatte, der Letzte oder Geringste im Range in der sozial so hochstehenden Gesellschaft zu sein«, er saß an der Tafel zwischen Lord Esher und Lord Fisher, »dann erst folgten rechts und links einzelne Minister und andere hochstehende Persönlichkeiten« und ganz unten erst der Kommandant der Yacht und die Adjutanten Sr. Majestät. Nachdem er so eine Illustration des Bibelwortes von den Letzten, die die Ersten sein werden, geliefert, und sich auch der Brosamen gerühmt hat, die von des Herrn Tische fallen, geht er daran, einiges aus der Behandlung des Königs Eduard zu erzählen, eingedenk des Spruches: Haltet euch an meine Worte und nicht an meine Werke. Denn eigentlich sollte sich ein Leibarzt verkriechen, wenn ihm sein königlicher Patient gestorben ist, und nicht hervortreten und erzählen, wieviel der Tote dank seiner Behandlung in jedem Sommer abgenommen hat. Herr Ott hat aber offenbar sein Möglichstes getan: die Leber des Königs war nicht angeschwollen, die Bronchien waren rein, Zucker und Eiweiß nicht vorhanden, und für das »rapide, so unerwartete Hinscheiden des Königs« ist Herr Ott natürlich nicht verantwortlich zu machen. Der König hatte vierzig Pfund abgenommen, und das ist immerhin eine ärztliche Leistung. »Es wäre gewiß ein medizinischer Fehler,« bemerkt stolz der Leibarzt, »wenn man den verstorbenen König als Diabetiker bezeichnen wollte«. Man wird sich hüten, nach dem Tod des Königs medizinische Fehler zu begehen! Und Marienbad hatte getan, was es konnte. 1904 zum Beispiel gab es »einen Sommer ohne Regen und mit allgemeiner Staubentwicklung«. Der englische Leibarzt war gegen die Reise. Da aber Herr Ott »die ausdrückliche Versicherung gab, daß die Stadtvertretung Marienbads alles tun würde, um sowohl im Orte selbst wie in der Umgebung nach Menschenmöglichkeit die Staubplage zu bekämpfen«, so kam der König. Und wiewohl, bitte, der Regen n i c h t garantiert worden war. Eine solche Suggestion übte die Persönlichkeit des Herrn Ott. Schon im vorhergehenden Jahre, nach der Krankheit, wollte man den König nicht zu seinem Ott lassen. Der aber setzte es durch, denn der König wog noch immer über 100 Kilo, und Sir Laking hatte Herrn Ott geschrieben: »Ich sende Ihnen den König auf Ihre eigene Verantwortung«, ein postalischer Vermerk, der sich

offenbar nur auf die Überfracht bezog. Als eine Dame den König fragte, warum er denn nicht zur Abwechslung einmal nach Karlsbad gehe — wo es ja auch tüchtige Reklameärzte gibt —, »antwortete er lächelnd: ‚O, vielleicht würden mir die Quellen dieses oder jenes Kurortes auch guten Erfolg bringen, aber ich hätte dort nicht meinen Doktor Ott.‹ So erzählt Herr Doktor Ott. Auch der langjährige treue Lakai Hawkins wollte ihm wohl, denn er half ihm, als er einmal auf Schloß Sandringham zu Besuch war, aus dem Pelz und »meldete mitten in das eifrige Stimmengewirr der großen, echt englischen Hall: ‚Doktor Ott!‹« Auch die Königin Alexandra, eine hohe königliche Gestalt, kam ihm mit dem ihr eigenen, liebenswürdigen Lächeln entgegen, bewillkommte ihn mit kräftigen englischen shakehands und sagte: »Ich freue mich sehr, lieber Doktor Ott, Sie hier begrüßen zu können.« Aber auch alle andern Herrschaften, »der Herzog und die Herzogin von Teck, Prinzessin Viktoria, die ledige Tochter des Königspaares, Graf Mensdorff, unser Botschafter, Lord und Lady Landsborough« — »meine ehemaligen Patienten«, bemerkt Herr Ott diskret — und die Damen und Herren des Dienstes, alle begrüßten sie ihn herzlich. Dann ging es »flink aufs Zimmer, um, da man in Sandringham zu etwas früherer Stunde als sonst diniert, schleunigst Toilette zu machen.« Die englische Auszeichnung wird in Originalgröße getragen, die andern Dekorationen, »die man etwa besitzt«, en miniature. Ein unvergeßlicher Moment für Herrn Dr. Ott: »als ich nach der Kirche zwischen König Eduard und dem jetzigen König, wir drei ganz allein den anderen Gästen voraus, durch den Park zum Schloß zurückging«. Und wenn dies noch überboten werden konnte, so war es nach dem Lunch der Fall: »Der König, meistenteils in mich eingehängt, mit mir voraus, mir alles persönlich erklärend.« Und dann spielte sich das Allermerkwürdigste ab. Der jüngste Enkel des Königs kam des Weges und der König »sagte in englischer Sprache: ‚Gib schön dein Händchen, das ist der Doktor Ott, weißt du, mein Arzt aus Marienbad'«. »Ich ergriff die kleine Patschhand des herzigen, drei- bis vierjährigen Jungen, der mir mit großen, lichtblauen Augen ins Gesicht sah und ein kräftiges ‚How do You do' entgegenrief.« Aber aus Kinder werden einmal Männer, die eine Marienbader Kur notwendig haben, und dann wird Onkel Ott ihn, sich und uns an diese erste Begegnung erinnern. Unvergeßlich bleibt ihm auch sein letztes persönliches Têt-à-tête mit dem König auf Sandringham. Herr Ott mußte vor der Abreise »im Beisein des

Königs und auf seinen persönlichen Wunsch« nicht nur sein Geburtsjahr und die Dauer seines Besuchs eintragen, sondern »wurde auch wie jeder Besucher im Beisein des Königs gewogen und sein Gewicht gewissenhaft zu den Besuchsdaten notiert.« Es war die Revanche für Marienbad . . . Herr Doktor Ott fühlt, daß er sich »wohl etwas länger bei dieser seiner letzten persönlichen Zusammenkunft mit dem hohen Herrn aufgehalten« habe, doch glaubt er, »diesen seinen Fehler durch das Interesse, das diese kleine Skizze vielleicht in dem Kreise jener, die den König persönlich gekannt haben, erwecken dürfte, entschuldigen zu können«. Vorausgesetzt, daß die Leser der Neuen Freien Presse so fettleibig sind, daß sie diesen Satz nicht ohne asthmatische Beschwerden zu Ende lesen können, so war es gut, diese Erinnerung in Druck zu legen. Denn dann waren sie gewiß alle in Marienbad und sind dort dem König von England näher getreten. Wir haben ja auch tatsächlich in den letzten Sommern gehört, wie die Umgebung des Königs zu arbeiten hatte, um den Andrang der Leser der Neuen Freien Presse abzuwehren, und für sie vor allem ist der Bericht des Mannes bestimmt, der einen Freund, mehr als das, einen Patienten verloren hat und nur noch Trost in dem Gedanken findet, sich von nun an den »gewesenen außerordentlichen Leibarzt weiland des Königs Eduard von England« nennen zu können.

* * *

Ein Königswort

Das Neue Wiener Tagblatt schreibt:

» . . . Von dem Interesse des Prinzen von Wales an dem modernen Zeitungswesen zeugen auch die folgenden Sätze:

Die Erfahrung hat gezeigt, daß selbst bei Firmen von feststehendem Rufe und weltumfassenden Verbindungen die Versuche, das Annoncieren abzubrechen, von einer Herabminderung der vollzogenen Verkäufe gefolgt wurden . . .«

Somit läßt sich von dem neuen König das beste hoffen. Wenn jeder Akquisiteur eine so mannhafte Sprache führte, stünde es noch ganz anders um das Zeitungswesen. Freilich hat Georg von England nicht gesagt, wie er sich zum Kleinen Anzeiger stellt.

* * *

Das ist so allgemein bekannt . . .

Die Neue Freie Presse hat sich zum erstenmal in ihrem Leben dazu hinreißen lassen, auf einen Angriff zu reagieren. Der Abgeordnete Viktor Adler hatte von ihr gesagt, sie sei das energischeste und gefährlichste Regierungsblatt. Darauf brachte sie, am 28. April, eine Erklärung, die von so sprudelndem Witz und von so hinreißender Phantasie zeugt, daß sie von der ‚Fackel' nicht totgeschwiegen werden darf. Sie lautet:

(Die Neue Freie Presse ist ein vollständig unabhängiges Blatt, das in allen Fragen des öffentlichen Lebens seine gänzlich unbeeinflußbare Überzeugung zum Ausdruck bringt und vertritt. Das ist so allgemein bekannt, daß es überflüssig wäre, ein weiteres Wort darüber zu verlieren. Es hat noch keine Regierung in Österreich und in der ganzen Monarchie gegeben, die das Recht gehabt hätte, der Neuen Freien Presse ihre Haltung vorzuschreiben. Die Neue Freie Presse ist nach bestem Gewissen bemüht, den öffentlichen Interessen und dem Publikum zu dienen, aber sonst niemandem. Anmerkung der Redaktion.)

Die Neue Freie Presse hat mir mit dieser Erklärung, die sie an meinem Geburtstag erscheinen ließ, eine große Freude bereitet. Es heißt zwar wirklich Pauschalien in die Neue Freie Presse tragen, wollte man heute noch an ihrer Unbestechlichkeit zweifeln. Aber so ein offenes Wort nach jahrzehntelangem Schweigen tut wohl. Man wußte es ja schon längst, daß sie vollständig unbeeinflußbar sei, aber niemand hatte es ihr bisher nachweisen können, und jetzt sind die letzten Zweifel geschwunden. Man munkelt nicht mehr, sie sei ein hochanständiges Blatt, der Bann ist gebrochen und über Österreich hat sich nach diesen aufklärenden Worten eine so heitere Stimmung verbreitet, daß die Neue Freie Presse selbst sich über die Ruhe wunderte, mit der man überall dem Kometen entgegensah. Jetzt weiß sie den Grund. Der ganze Humor in der Kometennacht war nur ein Vorwand. Man war seit Wochen so gut aufgelegt, daß man einander in den Bauch stieß und »Schnipfer!« sagte, sobald einer im Kaffeehaus nur die Neue Freie Presse verlangte. Und der Satz: »Das ist so allgemein bekannt, daß es überflüssig wäre, ein weiteres Wort darüber zu verlieren«, hat Flügel bekommen und wurde zum Refrain eines Lachkuplets in der Art, wie sie früher beliebt waren. Wenn einer jetzt zum Beispiel sagt: Ja, der Cook hat den Nordpol entdeckt, oder: Die Dokumente im Friedjung-Prozeß sind echt — so antwortet man nur mehr: Das ist so allgemein bekannt u. s. w. Der Satz schlägt jeden Gassen-

hauer, und als kürzlich in einem Nachtcafé ein Sänger weit das Maul aufriß, um das schlichte Volkslied »Das ist mein Freund, der Löbl« zu singen, ließ man ihn nicht, denn kaum hatte die Musik eingesetzt und er die Worte: »Das ist —« herausgebrüllt, da fiel der Chor der Besucher donnerähnlich ein: »Ja das ist so allgemein bekannt, daß es überflüssig wäre, ein weiteres Wort darüber zu verlieren!«

* * *

Der Komet im Cottage

. . . . findet Mittwoch den 18. d. um 8 Uhr abends eine interessante Veranstaltung statt, die durch die Namen der Mitwirkenden und durch die Originalität der Zusammenstellung des Programms ungewöhnliches und berechtigtes Aufsehen erregen dürfte. Das Programm des Konzerts ist folgendes . . . . Nach dem Konzert wird auf der großen Terrasse angesichts des feenhaft beleuchteten Gartens das Souper serviert, während im Garten die Wiener Singakademie Volkslieder zum Vortrage bringt und aus der Ferne das Stiegler-Sextett der Hofoper die Waldhörner erklingen läßt. Vom anderen Ende des Gartens aus werden in den Zwischenpausen erstklassige Musikkapellen konzertieren. Während des Desserts und des schwarzen Kaffees werden auf der großen Wiese vor der Terrasse sowohl von Primaballerinnen des Hofopernballettkorps unter der Leitung und Mitwirkung des Mimikers der k. k. Hofoper, Karl Godlewski, als auch von exotischen Tänzerinnen Pantomimen und Tänze in neuen Kostümen vorgeführt. Hernach verlöschen die Lichter des Gartens und auf dem neuangelegten Teile des Türkenschanzparkes, gerade gegenüber der Speiseterrasse, angesichts des Wienerwaldes, beschließt ein reichhaltiges Feuerwerk den zweiten Teil des Programms. Nunmehr begeben sich die Gäste wieder in den als Wirtsstube verwandelten Saal, und während sie sich bei Würsteln, Gulasch, Bier und Wein gütlich tun, spielen und singen die »Grinzinger« ihre gemütlichen Lieder, unterbrochen von anscheinend improvisierten Vorträgen von . . . ., denen sich andere bekannte Wiener Lieblinge anschließen. Kurz vor Mitternacht, zu welcher Zeit ja bekanntlich in dieser Nacht der Schweif des Halleyschen Kometen die Bahn der Erde berühren soll, hat man Gelegenheit, infolge der hohen und freien Lage des Gartens dieses Naturschauspiel wohl am besten zu beobachten. Für dieses Fest können infolge des beschränkten Raumes nur 260 Karten ausgegeben werden, die inklusive Konzert, Souper und Kabarett, dank dem Entgegenkommen der Künstler zum Preise von nur à 60 K berechnet werden konnten. (Überzahlungen werden dankend angenommen und separat quittiert.) Hundert Karten sind davon für die Patienten des Hauses . . . .

Was? Für die Patienten des Hauses? Ja, ist denn die ekelhafte Jahrmarktsreklame, die Kunst und Würstel und Gulasch und den Kometen verschlingt, nicht von einem Gastwirt ausgegangen? O doch, von dem Besitzer des Cottage-Sanatoriums, seit dessen Etablierung der Zusammenhang zwischen Medizin und Wirtsgeschäft auch von den gläubigsten Verehrern der Wissenschaft nicht mehr bestritten wird. Von dem Besitzer jenes Sanatoriums, das von den überzeugten Anhängern der Gastwirtegenossenschaft und den Freunden des Hoteliergremiums als ein Fleck auf der Standesehre empfunden wird. Denn sie finden die Verquickung der Probleme »Wo ißt und trinkt man gut?«, »Wo gibt's an guten Tropfen und a Hetz?« mit medizinischen Vorwänden unerträglich, und sie betrachten die Vermengung kultureller Werte wie »Speisen und Getränke erstklassig, Bäder im Hause, Lift«, »Täglich Doppelkonzert mit Gesang, Omnibusverkehr die ganze Nacht« mit einer Behandlung durch den Professor Noorden als eine maßlose Kompromittierung ihrer Bestrebungen. Wenn nicht die ‚Fackel' jener Frechheit ein Ende gesetzt hätte, die eine Patientenliste allwöchentlich in der Neuen Freien Presse inserierte, die Ärztekammer hätte die Fremdlinge aus Baku und Tiflis, die sich vertrauensvoll in die Hände der Herren Noorden, Urbantschitsch u. s. w. begaben, gegen so dreiste Verletzung der Schweigepflicht nicht geschützt. Und wenn jetzt nicht die Praterwirte gegen die Schmutzkonkurrenz aufstehen und wenn nicht der Wolf in Gersthof gegen den Urbantschitsch im Cottage vorgeht, so wird sich das abscheuliche Unding eines Kabarettsanatoriums noch öfter unseren Blicken aufdrängen. Der ganze Wiener Jourgestank von Humanität und Streberei, der uns so oft aus der Hauptallee entgegenweht, dieses ganze fesche Samaritertum, das zwischen Tuberkulose und Tombola seinen Namen in die Zeitung bringt und unter Umständen sogar bereit ist dafür zu sorgen, daß »die Kunst sich in den Dienst der Wohltätigkeit stellt«, dieses ganze Gekrieche zwischen Spitalsbajazzos und Spitzen der Gesellschaft — hier hat es einmal zu einer entscheidenden Probe ausgeholt auf die Langmut der Enterbten solchen Glückes. Denn es hatte den infamen Geschmack, die Überraschungen der Kometennacht in seinen Juxbasar einzubeziehen. Daß wohltätiger Unfug, der die Nachtruhe stört und noch die Leser der Morgenblätter belästigt, sich zu Gunsten einer Heilanstalt abspielt, davon hat man schon gehört. Aber daß er sich in einer Heilanstalt

abspielt, daß vor den Fenstern der Patienten, an deren Nervenleiden und Verdauungsstörungen wir doch fast ebenso glauben sollen wie an ihren Reichtum, ein Feuerwerk abgebrannt wird und Heurigenmusik ertönt, und daß sich solcher Skandal in der einzigen Nacht seit fünfundsiebzig Jahren abspielt, in der auch den Gesunden ein Böllerschuß oder eine Rakete ängstigt, das ist eine Idee, die nur dem Hirn eines Buben oder eines wahnsinnig gewordenen Kommis entsprungen sein kann. Die Nacht, in der »bekanntlich der Schweif des Halleyschen Kometen die Bahn der Erde berühren soll«, ist Gottseidank so glimpflich verlaufen, wie eine Reklame für Praterwirte nur verlaufen kann, und leider war es trotz der hohen Preislage des Sanatoriums nicht möglich, »dieses Naturschauspiel zu beobachten«. Aber noch in der Umgebung des Sanatoriums fuhren die Leute aus den Betten, denen das Feuerwerk des Herrn Urbantschitsch jene Vision des Weltuntergangs bot, welche ihnen auch ein pünktlicher Komet nicht geboten hätte, und es heißt, daß die Polizei um Mitternacht das reichhaltige Programm etwas abgekürzt hat. Man stelle sich nun die Situation der Leute vor, die im Sanatorium liegen und zwar in der Lage sind, nur 10 K für den Anblick des Weltuntergangs zu zahlen, aber nicht auch imstande sind, aufzustehen und das Feuerwerk des Herrn Urbantschitsch zu besichtigen. Jener Patienten, die zwar in der ausgesprochenen Absicht nach Wien kamen, ihren Namen in die Presse einrücken zu lassen und ihren Reklamewert teuer zu bezahlen, aber doch vielleicht auch um Erholung zu suchen. Wahrscheinlich hat der grinsende Verstand graduierter Händler gehofft, daß die Herzleidenden genügend aufgeklärt sein würden, um einen harmlosen Böllerschuß nicht für das Signal des Weltuntergangs zu halten. Oder er hat gehofft, daß ein Schrecken in dieser Nacht der Suggestionen genügend wirksam sein werde, um in einem geschwächten Organismus Zucker zu erzeugen und so das Eingreifen des Herrn Professors Noorden notwendig zu machen. So daß in dieser Nacht der Enttäuschungen, in der die Sterngucker das Nachsehen hatten, doch wenigstens einer auf seine Kosten gekommen wäre. Nun scheint aber der Wirt die Rechnung ohne den Gast gemacht zu haben. Denn wenn es schon nicht das Ende der Welt war, so war es doch das Ende ihrer Geduld, und es wird mir gemeldet, daß es in der katastrophalen Nacht, als der Schweif des Kometen Urbantschitsch die Erde berührte, als die erste Rakete in der

Richtung nach Noorden stieg, im Sanatorium Herzkrämpfe gab und daß ein Patient in diesem Augenblick noch die Geistesgegenwart hatte, an einen Schadenersatzprozeß gegen die Leiter der Anstalt zu denken. Nun besteht ja allerdings die Wahrscheinlichkeit, daß diese mit Erfolg einwenden werden, Kläger sei schon mit einer geschwächten Gesundheit in das Sanatorium gekommen, sei in der Kometennacht, in der viele Menschen zitterten (Beweis durch Zeugeneinvernahme), besonders ängstlich gewesen, und keinesfalls könne ein harmloses reichhaltiges Feuerwerk ein so schweres Herzleiden verschuldet haben. Aber es wäre doch außerordentlich wichtig, daß es zu diesem Prozeß kommt. Denn es ist unerläßlich, daß die fortschrittliche Welt erfahre, wie sicher sie der Wissenschaft sein kann, wenn ihr der Kometenaberglaube zusetzt, der astronomischen und vor allem der medizinischen. Es ist unerläßlich, daß sie erfahre, es seien Ärzte gewesen, die mit Bravo Stuwer!, Grinzingern, Würsteln, Gulasch, einem Waldhorn-Sextett und dem Kometenschweif ihren herzleidenden Pflegebefohlenen in banger Nacht zuhilfe geeilt sind, kurzum mit einem Programm, das durch die Originalität der Zusammenstellung ungewöhnliches und berechtigtes Aufsehen erregte; und es seien Polizisten gewesen, die sich ins Mittel legten und wenigstens die Himmelserscheinungen inhibierten, mit denen diese gefinkelte Medizin der Astronomie zuvorkommen wollte. Es ist unerläßlich, daß diese Rakete der Wiener Wohltätigkeit, wie anno Festzug und in jedem Wiener Fall, im Handelsgericht krepiere, wenn ihr schon das Strafgericht entrückt bleibt. Ärzte sind es gewesen. Die Welt will sich die Namen dieser Ärzte aufschreiben, die Welt will Ärztekammer spielen, und sie wird erst dann ruhig untergehen, wenn sie vorher einen partiellen Weltuntergang erlebt hat, einen, der sich auf ein Sanatorium erstreckt, in welchem die Diskretion des Arztes ein Heurigenexzeß und die Gesundheit des Patienten ein Juxgegenstand ist.

Dem internationalen Preßkongreß

Von **Franz Grillparzer**

Der Henker hole die Journale,
Sie sind das Brandmal unsrer neuen Welt,
Der ekle Abhub von dem Wissenmahle,
Der, für die Viehmast, in die Zuber fällt.

Sie sind die breitgedeckten, offnen Tische,
Wo Tor und Weiser sich als Nachbar schaut,
Und eines Schluckes aus dem Buntgemische
Hinabschlingt ganz, woran die Menschheit kaut.

In einer Stunde wirst du zum Gelehrten,
Nur freilich in der andern wieder dumm;
Denn von der richt'gen Ansicht zur verkehrten
Schwingt sich der Pendel immer wechselnd um.

Du brauchst nicht mehr zu wissen noch zu denken,
Ein Tagblatt denkt für dich nach deiner Wahl.
Die Weisheit statt zu kaufen steht zu schenken.
Zu kaufen brauchst du nichts als das Journal.

Nun erst die Köche dieser Sudelküche,
Der Täter gibt der Tat erst ihren Fluch,
Noch ärger als der Speisen Qualmgerüche
Steht der Verfert'ger selber im Geruch.

Schon in der Schule bildet sich die Rasse,
Es schreibt da, wer zu lernen nicht versteht,
Bis endlich eine dritte Fortgangsklasse
Sich als Beruf zeigt und als Musaget.

Dieses Gedicht, das manche Dramen Grillparzers aufwiegt, ist 1844 entstanden und in der Gesamtausgabe von Cotta 1887 enthalten. Man müßte eine spätere Ausgabe daraufhin ansehen, ob das im Dienst der Presse wirkende literarhistorische Schmocktum sich inzwischen gefügig gezeigt und die tapferen Verse unterdrückt hat. Jedenfalls wird es gut sein, auf die noch kommenden Grillparzer-Editionen ein Auge zu haben.

Dieter und der Beamtensohn

Von **Otto Stoessl**

Dieter hatte seinem neuen Freunde Toni Scharrer viel zu zeigen, dieser ihm viel zu sagen. Ein ganzes Leben war gemeinsam zu führen. Dazu reichte eine Stunde des Schulweges wahrlich nicht aus. Dieter als freier Mann schlug vor, sie sollten fortan jeden Nachmittag miteinander spazieren gehen. Scharrer lächelte wehmütig, das sei ganz unmöglich, er müsse daheim studieren, dann sei er auch im Turnen eingeschrieben, was etliche Nachmittagsstunden wegnehme, sein Vater würde nie und nimmer erlauben, daß er so lange fortbliebe.

Dieter beantragte, sie könnten ja vorgeben, in seiner Wohnung zusammen zu lernen, wo sie mehr Ruhe hätten und vom Turnen könnte sich der Toni ohneweiters dispensieren lassen, wenn der Vater ein Gesuch an die Direktion richte. Diese Zuversicht machte auch den Scharrer kühner und, obgleich sehr bedenklich, stimmte er zu, als Dieter sich vermaß, den strengen Vater selbst zu solchen Schritten zu bewegen. Vorher wollte Toni jedenfalls daheim von seinem Freunde sprechen und den Alten auf ihn vorbereiten.

Eines Nachmittags klopfte Dieter, nett angetan und mit seinem unschuldigsten Gesicht an der Tür von Scharrers Wohnung. Der Kollege öffnete ihm unter dem Geschrei kleiner Kinder. Dieter roch die eigentümliche Beamtenwohnung, welche aus der Küche den Dunst aufgewärmten Gemüses, aus den Stuben den Atem zu vieler Leute und die Unreinlichkeiten einer Kinderwirtschaft zusammenströmen läßt. Durch das kleine Vorzimmer drehte sich Dieter, vom verlegenen Freunde geführt, in den Wohnraum, wo gegessen, gesprochen, gelernt, gelebt wurde, und der sich mit Hausrat unordentlich bestellt zeigte: mit Kleiderschränken, einem altdeutschen Büffett, dessen aufgeklebte Schnitzerei da und dort abgebrochen war, mit wackeligen, ebenfalls stilgemäßen Stühlen um den Eßtisch in der Mitte, deren Strohgeflecht, von eingefressenem Staub braun und grau, gelegentlich klaffte. Auf der engen Platte des kleinen Sekretärs lagen Scharrers Schreibsachen gehäuft. Der standesgemäße Schmuck der Fenster mit braunen, schwarzgemusterten und gefransten Jutevorhängen vermehrte die traurige

---

Bruchstücke aus dem Manuskript eines Romanes »Morgenrot«.

Düsterkeit des Ganzen. Auf dem Eßtisch war eine Decke ausgebreitet, welche für die Fläche nicht ausreichte, deshalb lag sie querüber, so daß ihre Ecken nicht über die des Tisches, sondern inmitten der Kanten gleichsam ins Bodenlose hinabhingen. Scharrers jüngstes Brüderlein saß auf dem Geschirr und hielt sich an einem dieser Quastenzipfel der Decke fest. Eben als Dieter eintrat, schrie er ein Wort, das dem Besucher unvergeßlich im Ohre und nachmals zwischen den beiden Freunden sprichwörtlich blieb. »Fertig!« Aus der nebenliegenden Küche, deren Tür offen stand, eilte eine hochgewachsene, dürre Frau herbei, da sie den Gast bemerkt hatte, fluchte ihr Jüngstes an und trug das Zappelnde mitsamt dem Gefäß in die Küche, von wo ein langwieriges Heulen die ganze Dauer des Dieter'schen Besuches begleitete.

An der Fensterseite des Tisches saß in einem grauen Schlafrocke, welcher geöffnet eine schmutziggelbe Jägerunterkleidung und unter deren Lücken eine behaarte Brust sehen ließ, der Herr Zollamtsadjunkt Scharrer bei der Zeitung. Als Dieter eintrat, wandte er langsam seinen Blick unter den Brillengläsern dem Besucher zu und starrte ihn an, ohne daß dieser genau wußte, ob er auch wirklich wahrgenommen werde. Der Mann hatte ein Gesicht von unbeschreiblicher Mühseligkeit, es war gleichsam von allem Anbeginn schon alt und elend, nun durch Sorgen, Arbeit, Amtsverdruß, durch die Anstrengung der geröteten Augen und die unwillkürliche Entspannung aller Kräfte beim häuslichen Nichtstun doppelt verdrießlich, die gerunzelte Stirn zwang sich zu einer Strenge, die nur kümmerlich verdeckte Schwäche war, die grauen Augen verrieten jenes Mißtrauen der beschränkten Armut gegen alles und jedes: gegen amtliche Vorfälle, gegen sein Weib, das ihn keifend beherrschte und mit dem Gehalt nicht auskam, er war mißtrauisch gegen seine Kinder, die zuviel aßen und kosteten, gegen die Zeitung, die er gleichwohl nicht einmal um sein ganzes Frühstück drangegeben hätte, mißtrauisch gegen die Sonne, die ihn blendete, gegen die Zeit, welche ihn um sein Leben betrog, mit welchem er doch nichts anzufangen wußte, mißtrauisch vor allem gegen diesen neuen Eindringling, den er unter seiner Brille mit schiefen Blicken musterte.

Möglichst unbefangen ließ sich Dieter vorstellen.

Darauf brummte der Alte: »Zusammen lernen wollt Ihr? Das wird was werden! Der Toni kann schon allein nichts. Was haben Sie für Noten gehabt?«

Nun erhöhte Dieter seine bescheidenen Leistungen, um sich als geeigneten Mitstrebenden darzustellen. Aber jede bessere Note diente dem Alten nur dazu, dem Toni eine zeternde Mahnung zu erteilen, die immer mit: »Da siehst du!« begann.

»Und vom Turnen soll ich ihn dispensieren lassen! Warum nicht gar? Das Turnen ist doch gesund, in der Zeit kommt ein Lausbub wenigstens auf keine Schlechtigkeiten!«

Dieter antwortete möglichst unbefangen, sein Vater habe ihn gar nicht erst einschreiben lassen, weil er von diesem Gegenstande nicht viel halte.

»Warum hält denn der Herr Vater nichts vom Turnen?« fragte der Zollamtsadjunkt interessiert.

Nun log Dieter frischweg und mit einer Beredsamkeit, die ihn selbst anfeuerte, sein Vater sei der Meinung, daß für die Gesundheit ein bißchen Spazierengehen in frischer Luft ausreiche, während der Körper beim Turnen durch die Anstrengung allzustark angeregt werde, so daß man nur mehr Hunger davon bekomme und sich überesse. Seinem Vater war es natürlich weder jemals eingefallen, die Rationen seines Buben auch nur zu bedenken, noch sich um dessen Freigegenstände zu bekümmern. Dieter befolgte vielmehr selbst den Grundsatz, der Schule nur das Notwendige, nichts Überflüßiges zu opfern. Die eben vorgebrachte ökonomische Ansicht seines Vaters erfand er nur, weil der rasche Einblick in die Scharrerschen Verhältnisse eine besondere Beachtung der Kostportionen als triftigsten Grund gegen das Turnen empfahl. Der leuchtete auch dem Herrn Steueramtsadjunkten in der Tat überraschend ein, er schüttelte nachdenklich den Kopf: »Ja, das mit dem Hunger stimmt, der Toni kann nie genug kriegen, der Herr Vater kennt seine Leute und scheint ein sehr gescheiter Mann zu sein. Wir werden sehen!«

Mit diesen Worten beschloß er, sorgsam abgemessen wie ein König die Audienz und wandte sich wieder seiner Zeitung zu. Dieter und der Toni blieben ein paar Minuten ratlos, ob sie schon entlassen seien, oder noch einen Befehl nachträglich zu gewärtigen hätten.

Vor dem Herrn Scharrer stand aber sein zweitjüngster Sprößling, ein etwa sechsjähriger Knabe und hatte dem Vater während der strengen Anrede unverwandt nach dem Munde gestarrt, welcher so bedeutendes sprach. Als der Vater sich wieder der Zeitung zuneigte, verharrte der Kleine angewurzelt und sah weiter

gierig auf ihn, als hungere ihn nach mehr Worten. Dieser Blick zwang den Lesenden offenbar, sich nach dem stillen Störenfried zu wenden. Wiederum schaute er träg und streng nach dieser Seite, sah ratlos das Kind zu seinen Füßen an, dieses ihn. Keines wußte, was es wollte. Der winzige Kerl blickte so alt wie der breit dasitzende Vater und ebenso öde, bis der Erwachsene zögernd und mißtrauisch begann: »Was willst du? Wie schaust du denn eigentlich aus, Fritz? Du schaust aus wie der Fladen, den die Kuh zertreten hat, so ein Gefrieß hast du! «Dabei lachte er mühselig und wandte sich seiner Lektüre zu. Nun wußten die beiden Gesellen, daß sie hier nicht mehr benötigt wurden. Dieter empfahl sich mit einer schönen Verbeugung und seinem gewohnten »guten Tag« und ging rücklings, von Toni gefolgt, zur Tür hinaus.

Unten auf der Straße schüttelten sie sich vor Lachen, Dieter rief eine Stunde lang: »Fertig!« und Scharrer lachte, über und über rot im Gesicht, mit.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zum erstenmal machte sich Dieter über seinen Vater Gedanken, indem er seine Familie der Scharrer'schen gegenüberstellte. Was er für sein bescheidenes Dasein, sei es selbst an Überflüßigem benötigte, bekam er, der Vater stellte es ohne viel Aufhebens bei. Doch gab es Väter, die in Würde bei ihrer Zeitung saßen und sich selbst im speckigen Schlafrock auf ihren Stand so viel zu gut hielten, daß sie sich wie Herren benahmen, aber dafür rechneten sie den Kindern jeden Bissen vor. Was für niedrige Dienste mußten diese Beamten tun und wie verächtlich mußte ihre Arbeit eingeschätzt werden, wenn sie ihnen nicht einmal das Nötigste einbrachte. Und wie dumm mußte einer sein, einen solchen Beruf noch gar als Ehre zu betrachten. So schaute also ein Beamter aus! Dieter vergegenwärtigte sich den Staat unwillkürlich in dem selbigen Bilde, das sich ihm oben beim Scharrer dargestellt hatte. Ein würdevoller Hungerleider thront auf einem durchlöcherten Amtsstuhl, neidet seinen Kindern den Bissen und schielt unter den Brillengläsern hervor, ob niemand es vor seinem Schmutz an Respekt fehlen läßt.

Zum erstenmal erkannte Dieter den Widerspruch zwischen der Art und der bürgerlichen Stellung seines Vaters, der ja nur der Diener eines wissenschaftlichen Vereines war, und daß es jeder Mensch in der Macht hat, frei zu sein, wenn er sich nicht selbst

an die Niedrigkeit bindet. Sein Vater blieb der Dieter, der es war, neben jedem Hofrat und Professor, wo aber blieb der Herr Zollamtsadjunkt Scharrer, wenn man seinen Titel von ihm abzog, der seine Haut und seine Seele ausmachte.

Sein Vater war niemals zu bestimmten Stunden daheim, niemals saß er über einer Zeitung oder schielte nach seines Sohnes Schularbeiten, oder höhnte ihn mit einem lauernden: „Siehst du!“ Unversehens stand er wie aus dem Boden gewachsen da, um ebenso lautlos wieder zu verschwinden und machte von seinen vielen Geschäften kein Aufhebens. Daheim hatte er für Schlafröcke keine Zeit, indem er alle Werkzeuge des Tischlers, Schlossers, Schneiders und Schusters in Bewegung setzte, weshalb auch jeder Stuhl sauber instand war. Gab es daheim einen Schmutz, so war es der ehrliche Schmutz der Handarbeit und gereichte darum nicht zur Schande, bei den Scharrers hingegen wars der Beamtenschmutz, der, ein Produkt aus schlechter Nahrung, schlechter Arbeit und schlechter Gesinnung in verfallener Enge, jedem freien Menschen in die Nase stinkt, während seine Urheber gar nichts davon merken oder ihn am Ende noch für was Feineres halten, das als Wildpret von rechtswegen so duften darf.

Beim Vergleich mit der Scharrer-Wirtschaft vergegenwärtigte sich Dieter, sonst nicht eben zu Empfindsamkeit geneigt, mit einer gewissen Rührung, wie der Vater ihm das nötige Geld mitzuteilen pflegte. Täglich bekam Dieter vier Kreuzer, um Brot und einen Frühstücksapfel zu kaufen, einmal wöchentlich, wo er wegen des Nachmittagsunterrichtes die Jause versäumen mußte, zehn Kreuzer. Davon ersparte er sich mindestens die Hälfte für seine privaten Bedürfnisse an Indianerbüchern, Marken, Bleistiften, Angeln und dergleichen. Aber der Vater wußte gar wohl, daß ein Bub manchmal ein Sechserl für dies und jenes benötigt, wovon ein Vater nichts ahnt, noch zu ahnen braucht. Darum gab er ihm gelegentlich ein paar Silbermünzen, ohne jemals nach der Verwendung zu fragen. Wenn Dieter aber in besonderer Verlegenheit und bei dringlichen Anlässen sich ein Herz faßte und den Vater um Geld bat, sagte dieser nicht etwa: ›Wozu brauchst du denn schon wieder so viel?‹, oder „was willst du damit?‹ oder ›ich bin ein armer Mann und du darfst mir nicht mit solchen Prassereien anliegen, kommst mich ohnedies teuer genug zu stehen‹, sondern er schüttelte stets bereitwillig sein mageres Geldbeutelchen auf den Tisch, daß die Silbergulden, Zwanziger und Sechserln, Vierkreuzer- und Kreuzerstücke

herausrollten und klaubte nun die erforderliche kleine Münze zusammen, was immer einige Mühe und Zeit kostete. Daran mochte Dieter erkennen, daß der Vater selbst das kleine Geld nicht ohne Schwierigkeit zustandegebracht, wie er es auch jetzt genau zusammenlas.

Ebensowenig sollte Dieter aber knauserig etwa Ersparnisse anlegen oder Schätze sammeln, um sie irgendwann wie ein Feuerwerk zu unnötiger Prahlerei abzubrennen. Darum pflegte der Vater, wenn er gerade nur ganze oder halbe Guldeu und keine kleine Münze bei sich hatte, ein solches Silberstück darzureichen, eine größere, als die gewohnte und erbetene Beisteuer und vorerst mit ganz verborgenem Lächeln zu fragen: »Kannst du vielleicht wechseln?« Dann verneinte Dieter natürlich immer, was gelegentlich nicht der Wahrheit entsprach. Doch brauchte er sich aus solcher Lüge kein Gewissen zu machen, denn die Frage hatte nur sinnbildliche Bedeutung.

Wenn ihm aber ein Geschäft geglückt war, oder wenn er einem Landsmann hier in der Stadt zu etwas Rechtem verholfen, beschaffte sich der Vater von der Münze Silberstücke neuester Prägung, die in unberührtem Glanze schimmerten und verehrte eines dem Buben zur Überraschung. Es würden auf der Welt weit bessere Werke getan, wenn man nicht jedem geschenkten Gulden auf den ganzen Weg nachschauen möchte, den er rollt. Aber die Welt will gemeiniglich sehen, woher alles kommt, wohin alles geht, jeden Vogel will sie fangen und glaubt, sie brauchte ihm nur Salz auf den Schwanz zu streuen, darum ist ihr auch jede Wahrheit noch beizeiten entflogen.

Dieter hatte einen Freund gewonnen und damit die Pflicht, ihn aus dem Gestank in die freie Luft zu führen und ihm die Schande seiner Herkunft zu nehmen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Natürlich zeigte Dieter dem Toni die alte Aula mit allen ihren Herrlichkeiten, das leuchtende Bild der Fakultäten, welches den Festsaal schmückte, das hohe Beratungszimmer der Senatoren, wo sie auf den Lehnstühlen vor dem Kachelofen ihre Zigaretten schmauchten. Das Schönste aber war auf dem Dache zu sehen, wo Dieter die ganze einsame, offene weite Welt endeckt und sich eigen gemacht hatte.

An einem Frühlingstage führte er gespannt, ernst, feierlich

schweigsam den Toni zum Dachboden hinauf, durch eine Falltüre ins Freie.

Die große Fläche des mächtigen Gebäudes war nicht einheitlich, sondern von etlichen nebeneinanderlaufenden, niedrigen Schieferdreiecken gedeckt. In der Mitte aber gab es zwei Kuppeln aus Kupferblech, das sich von innen verschieben ließ, um der kleinen darunterliegenden Sternwarte den Anblick des funkelnden Nachthimmels zu eröffnen. Auf eine dieser Kuppeln hinaufzukriechen, bedeutete den Höhepunkt des Dachglückes im wörtlichen, wie im übertragenen Sinne, indem man an der Nabe dieser Halbkugel beim Sitzen sich anhaltend, weithin über die ganze Stadt sah, wie sie an dem einen Ufer der silbrigen Donau im zerwühlten Gedräng ihrer Häuser sich häufte und streckte.

In der Nähe schoben sich die Dächer zusammen, rote, schwarze, graue, hohe und flache und Fenster, die vom Licht getroffen, einen menschlichen Blick zu haben schienen, da Menschen hinter ihnen hausten, deren Tun allen Dingen menschliche Seelenhaftigkeit mitteilt, First ragte an First, ein Giebel überkletterte den andern oder griff ihm doch nach. Ein hin- und wiederströmender Atem schien durch diese Masse zu gehen, die in ihrer Ruhe bebte, wie ein lagerndes Tier, dessen Flanken zittern. Der ferne Ton des Lebens, das unten mit tausend lauten bestimmten Geräuschen geschah, verdünnte sich hier oben zu einem leisen Summen, ähnlich wie das Wehen eines Feldes, in welchem Insekten surren. Größer und kleiner war die Welt hier als eine Wiese. Die Gassen und Plätze verloren sich ineinander, Bezirke und Viertel waren nur etwa an besonderen Zeichen kenntlich, die gleich ausgesteckten Fahnen einen Heerhaufen vom andern unterschieden. Das blitzende Kreuz des Stephansturmes meinte man greifen zu können und sah es von Falken umflogen.

Im ausgebuchteten Rand einer silbergrauen Fläche lag die Stadt wie in einer Schale. Ferne schienen die Gebäude wie weiße Tropfen an den Geländen zu verrinnen, während Anhöhen den dunklen Rand bilden. Dort begannen die Wälder, verbreiteten sich gegen Westen und verloren sich ins Unabsehbare, wo etwa ein Silberlicht von Schnee fragen ließ, ob Wolken oder Berge an den Himmel grenzten.

Die Blicke flogen wie Vögel über alle Striche dieses dichtbesiedelten Gefildes, fremd und vertraut, als schauten nicht

Menschen-, sondern Vogelaugen hinab, sättigten sich an dem Unendlichen, streiften drüber hin und nippten hier ein Schlückchen Erkennen, dort ein Bißchen Lust und Rätselraten.

Die beiden Knaben hingen über der Stadt wie zwei Lerchen über dem atmenden Busen eines Feldes, vom gewaltigen Hauch getragen und verweht, benommen und verwegen und trunken. Das Schauen, die Sommerluft, blauer Himmel, Rauch und ferner Lärm, der scharfe, um die Ohren sausende Wind drangen über sie, die an der Nabe einer kreisenden Erde kauerten. Gegen ihre winzigen Leiber war der Riesenkörper der Stadt wie in einem Ringen von unbekannter Gefahr und Wollust gepreßt.

Endlich bezwang sie die beklemmende, unerträgliche Spannung dieser Minuten und Dieter flüsterte: »Jetzt wollen wir hinunter.« Es galt nun, die Kuppel entlang, aufs Dach hinabzurutschen und von da die Falltür zu erreichen. Toni, der den Anblick dieser Höhe zum erstenmal erlebt, war nicht wie Dieter auch mit seinem angstvollen Taumel vertraut. Der Trunk der Augen hatte ihm Besinnung und Gleichgewicht geraubt. Er ließ die Nabe los, verlor die Sicherheit und kollerte die Kuppel hinab, statt zu rutschen. Entsetzt sah ihn Dieter stürzen und wußte in einem Augenblick, welcher eine Ewigkeit in sich zusammenzwängte, daß sein Freund des Todes war, wenn er unten am Dache das Gleichgewicht nicht wiederfand, sondern weiterrollte.

In einer Gegenwart des Geistes, die er nachmals selber nicht begriff, fuhr er ihm blitzschnell nach und faßte ihn, der besinnungslos eben am Rande des Daches hieng, bei den Haaren und hielt ihn. Damit waren sie beide gerettet. Toni schmiegte sich schluchzend an seinen Kameraden und weinte unaufhaltsam. Und voll Scham verriet er, was er bisher in seiner Eitelkeit verborgen hatte:

»Ich kann nicht so herumsteigen, klettern und laufen wie du, ich wollte es dir nur nicht sagen. Hast du es denn nicht bemerkt? Ich habe nur ein Auge. Wenn ich dirs gesagt hätte, dann hättest du mich ausgelacht. Aber jetzt weißt du's, ich kann ja nichts dafür.« Damit faßte er unter sein linkes Augenlid und nahm ein blaues, gut gearbeitetes Glasauge aus seiner Höhle, die darunter leer und rot gähnte.

Dieter, der wohl noch nie von solchen Gebrechen gewußt und darum auch den starren Ausdruck dieses unbeweglichen linken Auges bisher nicht wahrgenommen hatte, schlug ihm, rasch be-

sonnen, aber unter Tränen in seinen zwei gesunden Augen, auf die Schulter: »Du siehst drum auf einem Auge für zwei und mehr als ich, denn ich habe bis heute nicht einmal dich ordentlich angeschaut.«

Der Toni hatte dieses Aug eingebüßt, als er nach dem Tode seiner Mutter, der ersten Frau des Herrn Scharrer, bei einer bösen Pflegerin erkrankt war. Dies und anderes Erbe von Leid und Elend machte sein junges Leben kurz, heiß, begierig und schwer und würgte es vor der Zeit hin, die sonst einem Menschen vergönnt ist.

Sie gingen dann still und bedrückt über die hohe Stiege der Aula hinab und sprachen nichts. Als sie Abschied nahmen, schenkte Toni dem Dieter die einzige Kostbarkeit, welche er besaß, eine Zigarettenbüchse aus schwarz lackiertem Holz, auf welcher ein rumänischer Krieger abgebildet war, der, seines Landes Fahne schwenkend auf einen besiegten Türken trat. Toni hatte diese Dose von seinem großen Bruder bekommen, dem Matrosen, und gab mit ihr das Schönste, was er hatte, dem Freunde, der nun alles von ihm wußte.

Dieters Blick hatte heute über der Erde gehangen und war in den leeren Abgrund niedergetaucht. Es gehörte die Kraft der Jugend dazu, sich aus solcher grauenhaften Tiefe wieder aufzuschwingen, die Federn zu schütteln, die eben sich im Strom des Verderbens genetzt, und von neuem die munteren, hohen Flüge zu beginnen.

Der Erwartungslose

Von **Grete Wolf**

Dies ist ein Tag . . . Und noch ein Tag . . . So rollen
Sie ungezählt zum All, das sie gesandt.
Vom Tag ist zur Unendlichkeit sein Wollen
Und seine Seele flugleicht hingespannt.

Sein Wissen geht die stillen dunklen Wege,
Tiefquellend aus der Wesenheiten Schoß:
Gott du bist groß —
Wer bin ich, daß mein Wille dich bewege!

Pferderennen

Von **Berthold Viertel**

Still zieht mein Blick mit diesem Rudel Reiter
Im fernen Grün: der noch geschlossen dicht,
Wie spielend hinläuft, dort im Bogen weiter,
Dann näher kreist, nun in die Nähe bricht.

Da kommen sie, über den Mähnen liegend,
Sich, Mann und Tier, hinwerfend durch die Zeit,
Noch alle wollend, und noch keiner siegend —
Und plötzlich weiß mein Herz die Schnelligkeit.

Und jetzt: ein braunes mit befreitem Sprunge
Durchdringt den Rudel — ungehemmt davon!
Es hat den Sieg im übersichern Schwunge
Und trägt ihn weit vor allen schon.

Der Rudel ist entwirrt — ein Zweiter,
Ein Dritter reißt sich vom verstrickten Feld.
Im Fluge horcht zurück der erste Reiter,
Der schon sein Tier mit leichten Händen hält.

Meine Wiener Vorlesung

Am 3. Mai hat, ohne Presse und ohne eine andere Ankündigung als durch den Umschlag der ‚Fackel' und trotz der Schranke eines weitläufigen Verfahrens, das nur angemeldeten Besuchern den Eintritt ließ, vor einem dichtbesetzten Saal meine erste Wiener Vorlesung stattgefunden. Das Programm umfaßte eine ungedruckte Schrift »Heine und die Folgen« und »Die chinesische Mauer«; ich mußte aber auch »Die Welt der Plakate« lesen.

Wiewohl an die Presse keine Einladung ergangen war, ließ es sich die Arbeiter-Zeitung nicht nehmen, den folgenden Bericht erscheinen zu lassen:

Vorlesung Karl Kraus. In einem vom Akademischen Verband für Literatur und Musik veranstalteten Abend trat Dienstag abends Karl

Kraus, der Herausgeber der ‚Fackel', als Vorleser auf. Kraus, der sicherlich zu den stärksten schriftstellerischen Talenten Wiens zählt, ist hier, soweit die Öffentlichkeit durch die Zeitungen repräsentiert wird, fast unbekannt; aber aus seiner teils selbstgewollten, teils aufgedrungenen Einsamkeit übt er dennoch starke Wirkungen aus. Er las zuerst einen ungedruckten Essai: Heine und die Folgen. Kraus betrachtet Heine ausschließlich als Artisten: in welcher Einschränkung aber eigentlich die Beschränktheit des eigenen Gesichtskreises sichtbar wird. Heines »Folgen« sind danach die Feuilletonisten, die Stilschwindler, die in Heine das Vorbild der Beherrschung der Form bekommen haben, welche es ihnen nun so leicht mache, ihre innere Armseligkeit, ihre unkünstlerische Ideenlosigkeit als Geist, Stimmung, Psychologie, kurz als Kunst zu servieren. Heines Ruhm beruhe auf Eindrücken der Jugend, aber die »Folgen« liegen doch schon in ihm: in seiner manierierten Poesie (Kraus läßt von Heine nur die Lyrik des Todes gelten), in seinem Witz ohne Anschauung, in seinem ganzen Wesen, das kein schöpferisch-künstlerisches, nur ein journalistisches war. Das alles trägt Kraus in einer Sprache vor, die von Geist und Witzen geradezu funkelt. Vielleicht zu sehr, als daß ein starker und sich einbohrender Eindruck entstehen könnte. Es ist das besondere Talent dieses Sprachkünstlers, seine Gedanken in Antithesen vorzutragen, sie in einem Gleichnis ausströmen zu lassen, in einem Bilde gleichsam zusammenzuballen. Das ist oft ungemein anschaulich und man hat nicht selten das Gefühl einer blitzartigen Erhellung: als ob das Bild ebenso das Notwendige wie das Endgiltige ausdrückte. Aber damit der Geist der Gedanken voll wirke, muß sich der Geist der Worte freiwillig beschränken; sonst erdrückt dieser jenen. Indem Kraus darauf verzichtet, dem Leser auch den gedanklichen Prozeß zu bieten, ihm nur das Ergebnis vorlegt, den Gedanken nicht beweist, sondern herrisch aufnötigt, zwingt er die Leser zwar in den Bann seiner Sprachkraft, entläßt sie aber ohne jenes tiefe Behagen, das sich nur beim Mitdenken, das auch ein Miterleben ist, einstellen kann. Seine Überfülle der geistreichen Worte beunruhigt, und man wird die Empfindung nicht los, als ob man von den schillernden Antithesen einfach überrumpelt und vergewaltigt würde. Das hängt ohne Zweifel damit zusammen, daß Kraus eine fast schwärmerische Verehrung vor der Sprache hegt. Sicherlich ist ein Schriftsteller, der den sprachlichen Edelgehalt so ernst nimmt, in unserer Zeit der Sprachverhunzung eine beachtenswerte Erscheinung; aber Selbstzweck darf der sprachliche Glanz und Prunk doch nicht sein; mehr als das Material, aus dem der Künstler sich die Form seiner Gedanken holt, darf die Sprache nicht werden. Das ist die Gefahr: daß aus dem Sprachkünstler ein Wortvirtuose wird. Und was Kraus' Schroffheit in der Verurteilung der Presse als wirkender Unkultur betrifft, so liegt ihr, von der häßlichen und törichten Ungerechtigkeit dieses verallgemeinernden Urteils ganz abgesehen, ebenso eine Überschätzung wie eine Unterschätzung zugrunde. Denn jene gerissenen Psychologen ergeben beileibe nicht die Institution, und daß der Zeitungsinhalt, über die Vermittlung des Stofflichen hinaus, nicht künstlerisch geformt werden könnte, ist gewiß nicht wahr; ohne den Ruhm der Unsterblichkeit in Anspruch zu nehmen, kann ein Jour-

nalist auch ein guter Schriftsteller sein. Übrigens müßte die Kritik hier viel tiefer schürfen; von jener geistigen Verderbnis ist Heinrich Heine weit weniger die Ursache als der Kapitalismus, der die geistige Produktion, genau wie die Produktion der materiellen Güter, zu einer Produktion von Waren gemacht hat . . . Dem Heine-Essai folgte »Die chinesische Mauer«, eine an die Ermordung der Else Siegel im Chinesenviertel in New-York anknüpfende Phantasie, die mit stellenweise dämonischer Kraft die europäische Geschlechtsmoral verhöhnt. In dem überfüllten Saale war viel begeisterte Jugend anwesend, der Beifall stürmisch, der Enthusiasmus ehrlich. Für den Schriftsteller, der sich Feinde freudiger erwirbt als Freunde, bildete der interessante Abend eine Genugtuung.

f. a.

Diese Kritik ist in jeder Hinsicht erfreulich. Nicht weil ich nach ihr »zu den stärksten schriftstellerischen Talenten Wiens zähle«; nennte sie mich das stärkste, müßte ich noch immer nicht in Größenwahn verfallen. Aber sie ist wertvoll, weil sie mir mit jedem Wort ein Beispiel gibt für das, was ich sage und worein sie nicht dringt. So weit entfernt vom Sprachproblem und damit von Inhalt, Form, Tendenz und Thema des Vortrags sie ihre intelligente und anständige Meinung sagt, so deutlich steckt sie die Grenze ab, die das beste Aufgebot von Scharfsinn und Ehrlichkeit noch immer von einem tieferen Erfassen der Kunstdinge trennt. Dieses tiefere Erfassen dem programmgemäßen Aufspüren kapitalistischer Verderbnismotive gegenüberzustellen, hat freilich wenig Wert. Eine Verständigung zwischen der Logik und der Kunst gibt es nicht, denn die Logik versteht alles, nur nicht das eine, daß es der Kunst nicht darauf ankommt, verstanden zu werden. Daß es sich ihr nicht darum handelt, dem Leser einen Gedanken zu »beweisen«, weil ein Beweis kein Gedanke ist; und daß sie den Gedankenprozeß mit Ausschluß der Öffentlichkeit durchführt, weil die Zumutung, die Leser, alle Leser auf einmal, »mitdenken« zu lassen, eine trostlose demokratische Forderung ist. Wenn man so alles coram publico bereinigen sollte, das gäbe eine schöne Schweinerei auf dem Forum! Allen wäre zuletzt die Sache klar, nur mir nicht. Die Kritik streift hier ahnungslos das Problem selbst: daß die Gaben der Kunst mit den Aufgaben des Journalismus verwechselt werden. Er ist dazu da, den

»Miterlebenden« ein Vergnügen zu verschaffen; sie dient den Nacherlebenden. Vor der Gefahr, daß aus dem Sprachkünstler ein Wortvirtuose wird, kann nur warnen, wer das Sprachproblem als Formproblem mißversteht. Dann aber müßte er sich eigentlich wundern, daß jener sich gerade das Artistentum Heines vorgenommen hat. Denn der Artist Heine wird nicht vom Politiker getrennt, sondern vom Künstler. — Immerhin beschämt solche Kritik, die nicht schweigt und doch den Kunstwert stark genug fühlt, um an ihm nicht ein durch alte Polemik erhitztes Mütchen zu kühlen, durch Klugheit und Gewissenhaftigkeit die ganze stumme Preßrache Wiens.

Sonst erschien nur noch in der Berliner Wochenschrift Der Sturm — in der Nr. 12, die auch einen Essay von Else Lasker-Schüler über mich und dazu eine Zeichnung von Oskar Kokoschka brachte — von einem mir unbekannten Autor ein Bericht, dem hier einige Stellen entnommen werden:

Die Wiener Vorlesung Karl Kraus

Am 3. Mai hielt Karl Kraus zum ersten Mal in Wien eine Vorlesung aus eigenen Schriften. Die ganz exzeptionelle Bedeutung des Herausgebers der ‚Fackel' an dieser Stelle darzulegen, wäre überflüssig. Wer den ‚Sturm' liest, kennt auch Karl Kraus, kennt seine unübertreffliche Sprachkunst, sein unheimliches Temperament und seine noch unheimlichere Treffsicherheit; weiß, daß Kraus der erste Satiriker Österreichs ist, umjubelt von fanatischen Anhängern und gefürchtet von seinen Gegnern, denen keine andere Waffe gegen seine wuchtigen Angriffe, seinen schneidenden Hohn, seine zermalmende Verachtung zu Gebote steht, als ein starres, ununterbrochenes, impotentes Schweigen . . . Daß dieses Schweigen nutzlos ist, bewies die Vorlesung. Der Saal war überfüllt, als Karl Kraus das Podium betrat und zu lesen begann. Der Ausdruck der scharfen Züge ist kühl, spöttisch, überlegen. Und bevor Kraus zu sprechen beginnt, weiß man, daß seine Stimme klar und scharf ist . . . . . Dann las Kraus »Die chinesische Mauer«, seine schnell berühmt gewordene Arbeit, in der er das Problem der beiden Rassen von allen Seiten beleuchtet. Man kennt den wuchtigen Anfang, der dröhnend und unvermittelt niederfährt, wie ein einschlagender Blitz . . . . . Kraus arbeitet hier mit den einfachsten Mitteln und beweist dadurch seine große Künstlerschaft. Außerordentlich fesselnd war es, den Vorlesenden zu beobachten. Wie sein Gesicht starr und drohend wurde; wie seine Schultern sich raubtierartig hoben; wie seine Rechte in kurzen Rucken über den Tisch zuckte, sich ballte, sich um eine unsichtbare Gurgel zu

krallen schien, den Niagara von Worten gestaltete, der auf die atemlos horchenden Menschen niederbrauste, bis zu jenem titanenhaften Schluß, in dem die angestaute Hochflut sich befreit und majestätisch ausbreitet . . . . . Da der Beifall nicht enden wollte, entschloß sich Kraus zu einer Zugabe: Er las »Die Welt der Plakate«, diese witzige Betrachtung voll souveränen Humors. Alles in allem: ein außerordentlicher Abend, getrübt nur durch den beschämenden Gedanken, daß man es so lange versäumte, die Schönheit Krausscher Sprachkunst verbunden mit der Schönheit Krausscher Sprechkunst auf sich wirken zu lassen. Denn nicht Kraus ist schuld, daß dies seine erste Vorlesung in Wien war, sondern Wien.

Mirko Jelusic

Die Vorlesung wird am 3. Juni in Wien, im Herbst in mehreren deutschen und österreichischen Städten wiederholt werden.

Philosophen

Von **Karl Kraus**

Ich preise mich im Besitz der Midasgabe, daß jede Stelle eines Journals, einer Zeitschrift, eines Verlegerprospekts, die nur mein Finger berührt, Blech ist. Ich könnte ein Literaturblatt mit geschlossenen Augen lesen — ich revidiere diese ganze Schmach seit elf Jahren mit unausgeruhtem Hirn, das glücklich wäre, wenn keine neuen Mißeindrücke es zur Reaktion zwängen. Ich tippe nur so durch die Kolumnen, und ein ganzer Schwarm von Dummheit erfüllt mir das Zimmer, ein ganzer Schwaden von jener hundsgemeinen Intelligenz, die verderblicher ist als ein Kometenschweif, verpestet mir die Luft. Und aus dem letzten Eckchen eines Zeitungsblattes, das noch unter meiner Lektüre liegt, lugt mir, da ich sie durchfliege, schon die Judasfratze des Jahrhunderts hervor, immer dieselbe, ob es sich um den Journalisten oder den Mediziner, den Hausierer oder den Sozialpolitiker, den Spezereikommis oder den Ästheten handelt. Immer derselbe Stupor, vom Geschmack gekräuselt und mit Bildung gefettet. Im Frisiermantel der Zeit sind alle Dummköpfe gleich, aber wenn sie sich dann erheben und von ihrem Fach zu reden beginnen, ist der eine ein Philosoph und der andere ein Börsenagent. Ich habe diese unselige Fähigkeit, sie nicht unterscheiden zu können, und ich agnosziere das Urgesicht, ohne daß ich mich um die Entlarvung bemühe. So wie ich auf der Straße einen Redner von hinten nach der Stimme feststelle, die ich vor zwanzig Jahren einmal gehört habe, oder beim Durchsuchen jahrzehnte-

alter Korrespondenzen aus Format und Farbe eines umgelegten Briefkuverts den Absender errate. Das klingt wie Kammerjägerlatein. Aber wenn es nicht wahr wäre, so wäre auch die Aufnahme, Fixierung und Typisierung aller Eindrücke des öffentlichen Lebens eine unmögliche Leistung. Eigentlich ist sie es und was mir not täte, wäre, daß einmal acht Tage lang die Gemeinheit der Welt, der Fortschritt und die Geselligkeit, ausspannt, damit wenigstens nichts Neues dazu komme, denn an dem Alten ist immer noch genug zu verarbeiten. Und da die Erfindung der Buchdruckerkunst und nicht der Komet den Weltuntergang bewirkt, so müßte wenigstens ein Setzerstreik die ersehnte Pause bringen. Die Gesichter und Stimmen der Leute, die dann nach den Zeitungen riefen, gäben noch immer so viel fürchterliche Anregung, daß ich nicht müßig wäre, aber mir's wenigstens einteilen könnte. Jedes Ereignis, über das ich nichts lese, ist Ruhe, jedes Gebiet, das ich nicht betrete, Erholung. Je weniger ich weiß, desto besser errate ich. Ich habe nicht Soziologie studiert und weiß nicht, daß der Kapitalismus an allem schuld ist. Ich habe die christliche Entwicklung der jüdischen Dinge nicht studiert und weiß nicht, was gewesen ist. Aber ich lese in der Kleinen Chronik und weiß, was sein wird. Ich ergänze mir ein Zähnefletschen, eine Geste, einen Gesprächsfetzen, eine Notiz zu dem unvermeidlichen Pogrom der Juden auf die Ideale. Daß unsere Kultur den Einbruch des Weinreisenden in das Geistesleben bedeutet, spüre ich an den kleinsten ihrer Äußerungen; und mir genügt die Ahnung, daß es Gebiete geben muß, in denen sich der Einbruch als Festzug abspielt.

Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen und ihr Ruf als Kommiswissenschaft steht heute unbedingt fest. Die Philosophie halte ich mir vom Leib, weil ich das Gefühl habe, daß sich hier tagaus tagein das Schlimmste begibt, und weil ich zu gut informiert werden könnte. Denn hier scheint ein Rotwälsch eigens erfunden, um den Unwert jener, die sich dem Gewerbe ergeben, als Schleichgut in die Kultur zu schmuggeln. Man muß nur den Mut haben, dem Jargon zu mißtrauen und durch Zeit und Raum, durch das intellegible Ich und die immanente Gottheit und durch die religiöse Substanz und die Monadologie hindurchzulesen, so wird man auf einen betulichen Reporter stoßen, der, wenn er Zeit und Raum zur Verfügung hat, Feuilletons im Dutzend liefert. Herr Oskar Ewald kassiert jetzt den Nachruhm Otto Weiningers ein. Er hat ein Werk von über 880 Seiten geschrieben. Der Himmel, der Kometen sendet, bewahre

mich davor, daß ich sagen könnte, ich hätte dieses Werk gelesen. Ich kann sogar sagen, daß ich dieses Werk nicht gelesen habe. Aber ich kenne die Aufsätze, die derselbe Herr Ewald in deutschen und österreichischen Revuen veröffentlicht hat. Und ich habe immer die kleinen Schriften eines Autors als Warnung empfunden, die großen zu lesen, woraus es sich erklären mag, daß ich über die Autoren so gut Bescheid weiß, ohne daß ich gezwungen war, meine Bildung zu vermehren. Wenn einer auf neun Seiten ein Schwätzer ist, so ist es gewiß keine Frivolität, zu zweifeln, ob er auf neunhundert ein Philosoph sein könne. Dagegen ist es sicher, daß in solchen Dimensionen auch die geringste Fähigkeit einen Schein erwirbt, dessen sie in engem Spielraum sofort verlustig geht. Herr Ewald wird jetzt in den Literaturblättern als Gigant beschrieben, aber ich habe noch keinen Leser seiner Aufsätze getroffen, der Appetit auf seine grundlegenden Werke gehabt hätte, und die Unmäßigen, die diese zuerst gelesen haben, sagen, es könne nicht derselbe Autor sein. Und doch ist es derselbe, nur daß die Philosophie ein Kostüm ist, das man nicht alle Tage anzieht, und daß nur der auch anders kann, der nichts kann. Herrn Ewalds großes Werk »Gründe und Abgründe«, dessen Untertitel »Präludien zu einer Philosophie des Lebens« lautet — die eigentliche Philosophie des Lebens steht noch aus und das Leben selbst nimmt sich Herr Ewald von jenem Leben, das sich Weininger genommen hat —, das große Werk wird jetzt von den Berufsflachköpfen im In- und Ausland in einer Tonart gepriesen, nicht als ob Nietzsche nie gelebt hätte, nein, als ob er an Ewald gestorben wäre. »Unsere Zeit täuscht uns auf allen Gebieten durch Überwuchern von Surrogaten«, beginnt ein Herr in einem Berliner Blatt, und schon erwartet man, jetzt werde die Enthüllung kommen, daß die Gründe des Herrn Ewald seicht und seine Abgründe ungefährlich seien. Im Gegenteil, der Mann empfindet »das Dasein dieses Buches als eine Lebenssteigerung«. Ewald biete »aus dem Reichtum einer großangelegten, profunden Natur Bausteine zu einer Philosophie des Lebens«. Das ist wahr, aber es hätte der Vollständigkeit halber auch gesagt sein müssen, aus wessen Natur. Der Selbstmord Weiningers, den Herr Ewald überlebte, hat nicht nur »Geschlecht und Charakter« berühmt gemacht. Aber Herr Ewald hat, wie wir hören, nicht nur Nietzsche, sondern auch Weininger »innerlich verworfen«, und wie wir schon aus der Inhaltsangabe dieser Überwindung ersehen, Weininger mit Erkenntnissen, die von Nietzsche, und Nietzsche mit Erkenntnissen,

die von Weininger stammen. Ewald »rührt an die tiefsten Mysterien«; aber da sie nicht ihm gehören, so hätte er sie nur besichtigen sollen. Der Berliner Kritiker freilich ist anderer Ansicht. »Ich schließe mit der Konstatierung«, schreibt er, »hier endlich einmal sagen zu können, auf einen großen und erhabenen Geist gestoßen zu sein, der sicher dazu berufen ist, die Epoche Nietzsches zu überwinden usw.« Dieselben Töne hört man jetzt überall. Wo der Sitz der Korrespondenz ist, die diese falschen Nachrichten verbreitet, weiß ich noch nicht. Aber irgend ein Bureau ist in voller Tätigkeit, welches der Überzeugung zu sein scheint, daß sich der Ruhm eines Um- und Umwerters durch Reklamenotizen halten lässt. Überall dieselben Versicherungen: »Gedankengebäude . . . hinausragt . . . Tiefe des Weltgefühls . . .« Ewald »überrage Weininger an Reife und innerer Festigung«, meint die ‚Österreichische Rundschau', die allerdings nur von den Seekranken der Lloydschiffe gelesen wird, aber die Neue Freie Presse meint, Ewald habe »den Drang in sich gefühlt, dem einsamen Meister von Sils-Maria nach-, ja über ihn hinwegzufliegen«. Dieser Drang ist Herrn Ewald schon zuzutrauen. Sein Buch habe ich, wie gesagt, nicht gelesen, aber in den Aphorismen, die sein Buch enthält, habe ich gern geblättert und da gewahre ich allerdings auch den Drang, meine Aphorismen abzuplatten. Er gibt freilich jedem einen Titel und schmückt auch jede Seite mit netten Zusammenfassungen wie: »Distanzen«, »Mysterien«, »Hölle und Himmel«, »Höhen und Tiefen«. Aber was nützt das? Es ergibt noch immer keine Höhen, keine Tiefen, nicht Himmel und Hölle und keine Mysterien. Höchstens Distanzen. Herr Ewald ist so sprachfern, daß er sich von der Leichtigkeit, ein tausendseitiges Buch zu schreiben, verführen ließ und vor der Schwierigkeit nicht zurückschrak, Aphorismen draufzugeben. Aber er wirds gewiß nicht wieder tun. Wer wird denn umständlich in einer Zeile ausdrücken, was man bequem in hundert Seiten sagen kann? »Der Stil ist nicht das Kleid, sondern die Seele des Künstlers«, schreibt Herr Ewald. Ich will nicht sagen, daß der Gedanke von mir ist, wie mancher andere, er ist von jedem Künstler, nur nicht von Herrn Ewald; denn der Satz, in dem er ihn sagt, ist schlecht wie alle andern. Aber wenn der Stil die Seele des Künstlers ist, so habe ich die Seele des Herrn Ewald in jenen populären Aufsätzen gefunden, mit denen er die deutschen Zeitschriften versorgt. Und wenn die Wissenschaft nach einem andern Wahrwort heute nur aus Werken besteht, die ein Jud vom andern abschreibt, so besorgt Herr Ewald

diese Aufgabe in eigener Regie, indem er seine Dünnsauce immer von neuem verdünnt. Solche Schreiberei, die noch bedenklicher ist als der landläufige Feuilletonismus, weil dieser wenigstens an allen Fächern schmarotzt, während jene sich das Air spezieller Wissenschaftlichkeit gibt, ist hinlänglich charakterisiert durch einen Satz, mit dem Herr Ewald in dem Artikel »Das Weib in Kunst und Weltanschauung« sichtlich zum Schlusse eilt. Nachdem er die ganze Seichtheit eines tiefen Problems ausgeschöpft hat, schreibt er wörtlich: »Wir können zum Abschluß dies Verhältnis von einer noch tieferen Seite her beleuchten.« Nu, ist der Stil nicht die Seele des Künstlers? Natürlich hat Herr Ewald mit sämtlichen Meinungen, die er jetzt in den alten, neuen und noch nicht gegründeten deutschen Revuen vertritt, vollständig Recht. Er vertritt die Meinungen so sehr, daß man sie wirklich nicht mehr über die eigenen Füße bringt. Er ist ein gutes Exempel für die Wertlosigkeit der richtigen Meinung. Er läßt es sich etwa nicht nehmen, das Genie gegen die Psychiatrie zu schützen. Wo er recht hat, hat er recht. Aber als ichs gelesen hatte, schwor ich mir zu, von jetzt an die Psychiatrie gegen das Genie zu schützen. So ganz und gar vertreten schien mir die richtige Meinung zu sein. Man wird bald wirklich nichts mehr erleben können, ohne daß einem die Individualität kompromittiert wird. Wenn diese Echos sich nur einmal verfrühen, sich einmal nur zuerst bemühen möchten, man könnte wieder Freude an seinem Ruf bekommen. Aber so laufe ich nächstens aus der Gegend! »Zu einem solchen Phänomen muß man Stellung nehmen«, schreibt Herr Ewald über die Pathologisierung des Genies, »und zwar in möglichst unparteiischer Art, alle Argumente sorgsam abwägend.« Tue er. Aber wenn er Stellung nimmt, lege ich mich nieder. »Von diesem höheren Gesichtspunkte ist es mithin begreiflich, daß wir heute, auch in unserm Verhältnis großen Geistern gegenüber, die subjektive Seite stärker hervortreten lassen, dem Persönlichen, dem Menschlichen, Allzumenschlichen, unsre Aufmerksamkeit schenken«, schreibt Herr Ewald. Er ist, wie man sieht, ein Eigener. Er fühlt den Drang in sich, über Nietzsche hinweg-, und es ist ihm sogar gelungen, dem Marco Brociner nachzufliegen. Herr Ewald hat die Psychiater aufs Korn genommen, er ist wahrscheinlich ein Satiriker. Mit bitterer Ironie bemerkt er: »Wie schade, daß sie (die Genies) nicht gesund und normal waren! Sie würden

wahrscheinlich geheiratet haben und wären gute Familienväter und brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft geworden. Aber ich will der Verlockung nicht nachgehen und an Stelle des verdienten Spottes, zu dem eine solche Betrachtungsart herausfordert, objektive Kritik treten lassen«. Wie schade, daß er der Verlockung nicht nachgegangen ist! Es hätte sich gezeigt, was schwerer ist, nachzugehen oder Stellung zu nehmen. Aber so schreibt Herr Ewald, wenn man ihn der Verpflichtung enthebt, zu Zeit und Raum Stellung zu nehmen. Schreiben die andern anders? Und muß ich ihre philosophischen Werke lesen, um zu wissen, wie sie schreiben? Muß ich ihre Bandwürmer untersuchen, um zu wissen, was in ihnen steckt? Der Privatdozent Ewald sagt, der Stil sei die Seele des Künstlers, und erspart mir wirklich durch ein paar Zeilen die Beachtung seiner grundlegenden Werke. Der Professor Vaihinger aber, der Kant-Gelehrte, kommt mir mit einem Waschzettel unter die Augen, den er über Nietzsche geschrieben hat. Mir genügt es: »Nietzsche ist heute ein literarischer Machthaber ersten Ranges ... Nietzsches Schlagwörter tönen überall wieder, wie ‚Jenseits von Gut und Böse', ‚der Wille zur Macht', ‚die Vielzuvielen', die ‚Umwertung aller Werte', ‚der Übermensch' und manche andere ähnliche, schon geläufig gewordene Wendungen ... Der Gründe, welche den Erfolg Nietzsches erklären, gibt es verschiedene; der eine Grund wirkt mehr auf diesen, der andere mehr auf andere.« Und über Nietzsche als Stilkünstler: »Er handhabt die Sprache mit seltener Virtuosität ...«

Es ist entsetzlich. Der Journalismus ist ein Übel, aber wir können ihm schließlich nicht wehren, weil wir nicht wüßten, was wir mit den Journalisten anfangen sollten, wenn es keine Zeitungen gäbe. Sie könnten höchstens, wenn sie ihr Sitzfleisch pflegen wollten, Philosophen werden. Aber die Philosophen, die den Ehrgeiz haben, auch mit der Hand zu arbeiten, sind eine überflüssige Plage. Alle Achtung vor ihrem Wissen, ihrem Fleiß und ihren sonstigen sozialen Tugenden, und mögen sie in Gottes Namen in den Hörsälen den jungen Leuten erzählen, was sie wollen; aber diese Gier nach Druckerschwärze ist des Teufels. Sie führt zu Verwechslungen. Man will einen Journalisten packen und hat einen Philosophen entlarvt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

eben erschienen:

Negerkönigs Tochter

Eine Erzählung von
OTTO STOESSL

München und Leipzig, Georg Müller

OTTO SOYKA

Herr im Spiel

Roman

yperion-Verlag Hans von Weber München 1910

Menschen von Gottes Gnaden

Erzählung von

Karl Borromäus Heinrich

Albert Langen, München

DER STURM

OCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

HERAUSGEGEBEN von HERWARTH WALDEN

cheinungstag: Donnerstag

Einzelbezug: 10 Heller — Jahresbezug: K 5.— Halbjahrsbezug: K 2.50
Vierteljahrsbezug: K 1.25

benummern kostenlos durch den Verlag DER STURM, Halensee-Berlin, Katharinenstraße 5. — DER STURM liegt in den Tabak-Trafiken auf.

enthält in der kürzlich erschienenen Nr. 12:

ne Zeichnung von Oskar Kokoschka: Karl Kraus,
nen Essay von Elise Lasker-Schüler: Karl Kraus
und einen Bericht über die Wiener Vorlesung

Korffs Cacao
Korffs Chocolade

Bureau für Österreich:

Wien, VI. Mariahilferstrasse 117

Autoren verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigensten Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags **sub C. M. 410** bei **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig** H. 4200 D.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

DIE FACKEL

Herausgeber **KARL KRAUS**

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18 Nummern, portofrei	. . . . .	K 4.50
	36 „ „	. . . . .	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18 „ „	. . . . .	Mk. 4.—
	27 „ „	. . . . .	„ 6.—
	36 „ „	. . . . .	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

INHALT der vorigen Doppelnummer 301/302, 3. Mai 1910: HEINRICH MANN: Die Unschuldige / STANISLAW PRZYBYSZEWSKI: Die Tat / AUGUST STRINDBERG: Der Hundsfott/FELIX STÖSSINGER: Carlos und Nicolas/ALEXANDER SOLOMONICA: Die vierte Schwester/BERTHOLD VIERTEL: Vorfrühling / LUDWIG ULLMANN: Ölberg / FELIX GRAFE: Das Lied / ROBERT SCHEU: Karl Lueger / Selbstanzeige / KARL KRAUS: Glossen

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

NR. 305/306 20. JULI 1910 XII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

KARL KRAUS: Schoenebeckmesser / KARL KRAUS: Die kretensische Frage / AUGUST STRINDBERG: Über Ansichten / PETER ALTENBERG: Der einsame Park / BERTHOLD VIERTEL: Stunden / OTTO STOESSL: Aus Goethes Tagebüchern / RUDOLF EHRLICH: Wie warst du schön / ALBERT EHRENSTEIN: Traum / LUDWIG RUBINER: Henri Matisse / KARL BORMANN: Abend / KARL KRAUS: Glossen / KARL KRAUS: Der Biberpelz / Selbstanzeige

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN — BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187

Im Herbst erscheint:

Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen

Gesammelte Essays

von KARL HAUER

VERLAG JAHODA & SIEGEL, WIEN

Negerkönigs Tochter

Eine Erzählung von

OTTO STOESSL

München und Leipzig, Georg Müller

Soeben erst erschienen:

OTTO SOYKA

Herr im Spiel

Roman

Hyperion-Verlag Hans von Weber München 1910

Menschen von Gottes Gnaden

Eine Erzählung von

Karl Borromäus Heinrich

Albert Langen, München

DIE FACKEL

Nr. 305 306 | 20. JULI 1910 | XII. JAHR

Schoenebeckmesser

Von **Karl Kraus**

Wenn die Erinnerung an Herrn Maximilian Harden, die hin und wieder noch durch einen Wirtshausexzeß des Milchhändlers Riedel aufgefrischt wird, verrinnen sollte, wenn es selbst meiner philologischen Mühe nicht gelingen möchte, seine Prosa unsterblich zu machen, so wird sich doch einst ein deutscher Sittenforscher dazu entschließen müssen, das Profil dieses zwischen Staats- und Bettgeheimnissen angestrengten Chiffreurs nachzuzeichnen. Denn daß die deutsche Intelligenz durch ein paar Jahre geglaubt hat, aus einem Zettelkasten spreche eine Pythia und ein Informationsbureau sei ein Janustempel, ist die stärkste aller erweislichen Wahrheiten. Und die lustigste, wie schnell der Glaube in dieser allen Wahrheitsuchern und Nordpolfindern, Luftgauklern und Erdenschwindlern hingegebenen Zeit kaput wird. Wir verstehen eines Tages nicht mehr delphisch; und vor uns steht ein Januspolitiker, mit zwei Gesichtern, von denen das eine vorwärts sieht, das andere rückwärts, jenes auf den Hosenlatz der Nation und dieses auf ihren Hintern. Hütet euch vor seinem wissenden Blick, ihr deutschen Soldaten; zeigt ihm die Front nicht und kehrt ihm nicht den Rücken; ihr Goeben und Moltke, habt Acht! Nicht mehr gefährlich ist er, aber zudringlich. Nicht über Krieg und Frieden entscheidet er jetzt, aber über eure Siege und Niederlagen im Bett. Eine Zeit der Geschlechtsparade ist angebrochen: weh dem, der normwidrig adjustiert ist; weh dem, der im

---

Zuerst in der Halbmonatsschrift ‚März' erschienen.

Vordertreffen seinen Mann nicht gestellt hat. Pardon wird nicht gegeben. Wer sich den Luxus eines Privat- und Familienlebens gestattet, muß sich auch eine Kritik gefallen lassen. Und wie's bei Schoenebecks zuging, das zeigt uns nicht nur die öffentliche Berichterstattung über eine geheim durchgeführte Verhandlung. Nein, dort, wo der Reporter verzichtet, dort, wo selbst unsere Phantasie diskret wird, eben dort tritt Herr Maximilian Harden dazwischen, duldet keine Heimlichkeiten, dreht die Lampe auf, die's nicht wissen soll, spricht aus, »was ist«, ruft Zeugen zur Tat, wälzt ein Protokoll heran und sorgt dafür, daß auch nicht ein Tropfen erweislicher Lustbarkeit verloren gehe. Auf die Frage, ob man im Dunkeln erröten könne, läßt er sich nicht ein, da er weder ein Dunkel zugibt, noch ein Erröten kennt. Was an Tatsachen nicht zu haben ist, ersetzt er durch die Erkenntnisse seiner ausschweifenden Psychologie. Und mit einem Wissen, dem nichts Menschliches fremd, und mit einem Besserwissen, das über alles Menschliche informiert ist, mit dem ganzen Rüstzeug einer neuzeitlichen Bildung, die Juristerei, Philosophie und Medizin und leider auch Pornolalie studiert hat, und mit einem Eifer, der von der Erschaffung der Welt anfängt, die Bibel plündert und Allenstein das Olsztyn der masurischen Polen nennt, um auf die Hauptsache, die sexuellen Gewohnheiten des Herrn v. Goeben zu kommen, bepackt mit Erudition, Information und Sensation wie noch nie: so tritt Herr Maximilian Harden in das Schlafzimmer des Hauses Schoenebeck.

Ein Journalist, der, bevor er die zugkräftigsten Gemeinheiten über einen Toten und über eine Frau losläßt, nicht einmal so viel Takt beweist, mit seinen geographischen und historischen Kenntnissen über eine Provinzstadt zurückzuhalten. Ungescheut, mit einer Indiskretion, die den verborgensten Winkel des Zettelkastens nicht schont, enthüllt er uns, daß die Alle ein Nebenfluß des Pregel ist, und daß dort Marschall Soult 1807 vier Tage vor der Schlacht bei Eylau den

russopreußischen Nachtrab schlug. Daß Allenstein 30.000 Einwohner, ein Hochmeisterschloß und eine restaurierte katholische Kirche hat und die Bevölkerung Handel mit Holz, Leinwand und Hopfen treibt. Was das uns angeht, fragen wir, die an solchen Intimitäten nachgerade genug haben und denen das Exhibitionieren mit Baedekerbildung ein Ärgernis ist. Zur Sache! möchten wir rufen, weil wir auf die Beweisführung gespannt sind, wie Herr von G. durch Frau von Sch. zu einem normalen Geschlechtsverkehre veranlaßt wurde. Aber noch ist, nach der geographischen Belästigung, der Speicher des historischen Wissens nicht entleert. Goeben ist nämlich »Sohn aus der zweiten Ehe eines Gutsbesitzers, der als Sechzigjähriger an Leberkrebs starb«. Die Mutter war fünfunddreißig Jahre alt, als das Kind geboren oder vielmehr »ihrem Schoß entbunden wurde« (dies nebenbei zur Aufklärung für solche, die noch immer glauben, daß der Storch die preußischen Offiziere bringt). Man sieht, wie wenig man in der Schule gelernt hat und was man alles fürs Leben braucht. Wie der Famulus stehen wir vor dieser faustischen Fülle. Zwar wissen wir jetzt schon viel, doch möchten wir alles wissen. Also: Herr von Goeben war eine »schwere Zangengeburt«. »Arm und Bein sind rechts um einen Zentimeter kürzer als links.« Obs genau stimmt, wissen wir freilich nicht, haben aber das Vertrauen. »Als Kind hat er an Masern, Scharlach, Keuchhusten, Skrofulose gelitten und sich einen Leistenbruch zugezogen.« Nun haben wir bisher geglaubt, daß zwar Masern und Scharlach Krankheiten sind, die angezeigt werden müssen, daß aber ein Leistenbruch zu jenen Privatangelegenheiten gehöre, die der Mensch mit sich selbst auszumachen hat, und zu jenen Leiden, auf die sich das ärztliche Geheimnis eben noch bezieht. Dieser Arzt aber kennt kein Geheimnis, so wenig wie dieser Jurist, dieser Historiker, dieser Geograph, dieser Archäolog, dieser Flugtechniker, dieser Journalist eines kennt. Er ist durch das Leben des Hauptmanns von Goeben

gezogen, er hat seine Entwicklung mitgemacht, er stand zu Füßen seines Bettes, er begleitete ihn in den Burenkrieg, er war dabei, als er verwundet wurde und zwar »an Armen und Händen, an der Hüfte und dem fünften Metakarpalknochen« — kein Wunder, daß er ihm jetzt auch eine Mappierung seiner Sexualpläne vorweist. Er hat seinen Jugendsünden beigewohnt, er kennt seine vorzeitige Männerschwäche. Nichts ist ihm, in all den Jahren, in denen er doch mit der Liebenberger Tafelrunde vollauf zu tun hatte, entgangen. Und er weiß auch, daß Goeben »von seinem auf ihn stürzenden Pferde an Darm und Niere gequetscht« wurde, und daß er hierauf an Malaria und Schwarzwasserfieber erkrankte, bis er nach einer langwierigen Furunkulose 1906 als Batteriechef zum Masurischen Feldartillerieregiment Nr. 73 versetzt wurde. Wann? Vor Weihnachten? Nein, »im Advent«. Und endlich lernt er Frau von Schoenebeck kennen. Die hat vom Major Schoenebeck zwei Kinder? Nein, das ist der Mann, »in dessen Umarmung sie zwei Kinder empfangen hat«. Was tut Goeben? Er küßt sie? Aber nein, er »drückt, selig zunächst schon in dem Bewußtsein, lange genährtem Heilandwahn so brünstigen Glauben geweckt zu haben, seine Lippen auf den Mund der Frau, die sich, in der Ohnmacht überquellenden Dankbedürfnisses, erfröstelnd in seine Arme gleiten ließ«.

Seitdem Herr Maximilian Harden einmal Wedekinds »Frühlingserwachen« das »Männern der Knaben und Böckeln der Mädchen« genannt hat, wissen wir, daß er eine deutliche Sprache liebt. Seitdem er einmal gesagt hat, daß in einem andern Drama die Heldin den Helden »an der Wurzel des Paarungtriebes kitzelt«, wissen wir, daß er ein Ding beim rechten Namen nennt. Kein Zweifel, er wird uns aus dem Traumleben des Herrn von Goeben, in dem er sich so gut auskennt wie in einem Konversationslexikon, schon erklären, was diesen Kavalleristen bestimmt hat, sich so lange vom Weibe fernzuhalten und lieber »im Sattel den Akkumulator seines Geschlechtstriebes zu entladen«.

Herr Harden bedauert, daß den Herrn von Goeben »keiner je vor schädlichem Mißbrauch des Zeugungorganes gewarnt« hat. Wir bedauern, daß es keinen Strafgesetzparagraphen gibt, der die Weglassung des »s« in einem fremden Körperteil weithin als eine verächtliche Handlung brandmarkt. Wir bedauern, daß es kein literarisches Berufsgericht gibt, das einen Schandpreis der Diskretion einem Journalisten verleiht, dem eine so delikate Umschreibung gelungen ist wie diese: »Der Artillerielieutenant tut wie Onan, Judas zweiter Sohn von Sua, den des Herrn Zorn traf, weil er, statt bei des Bruders Witib zu liegen, seinen Keimsaft in die Erde sickern ließ«. Wir bedauern, daß es keine Organisation des Abscheus gibt für den Fall, daß ein Publizist selbst an jenes Geheimnis geschlechtlicher Betätigung greift, welches bisher der Natur der Sache nach mit keinem Zeugen geteilt wurde. Aber die neurologische Obduktion Goebens — nein, »des aus kränkelndem Stamm Ersproßten« — ist noch nicht zu Ende. »Ob ihn je ein Mannesleib reizte?« fragt Herr Harden, den eine langjährige Erfahrung auf diesem Gebiete gegen solche Möglichkeit stumpf gemacht hat. Endlich ist's heraus. Eine unverbindliche Frage. Goeben war Offizier, und Herrn Harden könnte es nicht überraschen. Goeben »hat's geleugnet«. Nun, Harden will's mindestens dahingestellt sein lassen. »Die besondere Art seiner Lustvorstellung ließe leicht darauf schließen.« Positives hat er nicht erfahren können; die Detektivbureaus gegen die Armee zu mobilisieren, lohnt sich nur, wenn außer dem Vaterland das eigene Wohl gefährdet ist. »Einerlei«, meint Herr Harden; will die Sache nicht weiter untersuchen und läßt es beim Rade bewenden. Denn schließlich bietet ja der selige Goeben durch sein »schmähliches Geheimnis«, um das Herr Harden weiß, genug Handhabe für einen aufgeregten Moralisten. Und wie erst durch seinen Verkehr mit der Frau von Schoenebeck! Herr Harden erinnert zu diesem Punkte an die »Leistungfähigkeit der Lieutenantszeit«, während

hingegen den Hauptmann »häufige Schweißausbrüche schwächen« und seine Exzesse »sich von Mond zu Mond mehren«. Herr Harden sagt's nun gradheraus, es handle sich um Masturbation, und »der fast Siebenunddreißigjährige, der als Batteriechef« — bisher war nur von Akkumulatoren die Rede — »nach Allenstein versetzt wird, hat als ein Glücklicher niemals noch den Leib eines Weibes umschlungen«. Endlich also lernt er Eine kennen. Frühling ists. Oder mit einem Wort: »Der Lenz kommt ins Pregelland«. Goeben denkt, die könne er haben? Nein, so einfach geht das nicht, sondern: »In schwüler Mittagsstunde bebrütet, während des Heimrittes vom Übungplatz, die Sonne in Goebens Hirn die Hoffnung, jetzt, so spät noch, das volle Glück der Mannheit zu erlangen«.

Die Mutter ließ ihn einst — Herr Harden weiß es — im Scherzspiel auf ihrem Rücken reiten. Und Herr Harden weiß, daß sich im Unbewußten des Knaben dieser Eindruck festgesetzt hat. Ob er nun bei der Assoziation dabei war, oder den Hauptmann untersucht, oder gar ein Werk über Psychoanalyse gelesen hat; ob er's vom Hörensagen weiß oder ob es ihm am Ende ein Hofrat und fünf Ärzte aus dem Annoncenteil der ‚Zukunft' eidlich bestätigt haben — Herr Harden weiß, welche Vorstellung dem Herrn von G. beim Reiten zu schaffen macht. Nun wird es an Frau von Sch. sein, ihn beim Huckepackspiel herumzukriegen. So wird die »männische Willensleistung« ohne Zweifel einmal zustande kommen. Die Frau behauptet aber, ihr eigener Mann »vertiere zum unersättlichen Bullen, der sich Tag vor Tag auf die Kalbe stürzt, zum geilsten Bock, dessen Gier zwischen zwei Sonnen mindestens einen Geschlechtsakt erzwingt«. Unglaublich; und was sagt Goeben dazu? »Doppelt brennt vor dem Schreckbild solcher roh prassenden Übermännlichkeit die Schmach eigenen Unvermögens.« Die Frau will »von dem Lakentyrannen befreit« sein und zugleich »den Kiefertaster des Männchens zu neuem Tatversuch wachkitzeln«. Das heißt, sie will den Major los sein und

den Hauptmann kriegen. Sie ist selig in dem Gedanken; sie versichert also, »der Rausch der Verheißung habe ihr das Bewußtseinstor überschwemmt«. Soll sie sich denn an ihren gierigen Mann wegwerfen? Oder einfacher gesagt: sollen »ihre nie nach Lust getränkten Sinne, wie dürstende Hunde an besudeltem Rinnsal, sich an unsauberem Born kühlen? Grauen, Ekel, alle Wächter schamhafter Liebe überrennen, rings um die Seelenfeste die Leuchtfeuer löschen und im Dunkel des Ehebettes von dem über dicht verhängten Pupillen Röchelnden in stummer Wonne nehmen, was der Mann zu geben vermag und der Liebste versagen muß?« Trotz solchen Hindernissen — endlich »gelingt, was noch nie gelang: die Mann und Weib zum Gattungdienst nach der Norm der Natur einende Paarung« ... Und wo begibt sich das alles? In Allenstein? Nein, so plump ist Herr Harden nicht, den Ort zu verraten. »Im Allestädtchen«, sagt er diskret. Herr von Schoenebeck, hat sie erzählt, habe »ihr die Haut gepardelt«? So etwas kann einem Publizisten, der Sexualklatsch verbreitet, nicht passieren; denn die Beleidigten sind zum Teil tot, zum Teil im Sanatorium. Vielleicht hätte Herr von Goeben auch nicht den Mut gehabt. Denn er war einer, »der mit dem prahlerisch ausgereckten Geäst seines Wesens doch keinen Bezirk der Mannheit ganz zu decken vermag«. Wie wollte er ursprünglich den Major umbringen? Mit Arsenik? »Die schafft er herbei.« Aber da einerseits eine weibliche Arsenik ohne Wirkung bliebe und anderseits auch Frau von Schoenebeck nicht dafür ist, so muß ein anderes Mittel gewählt werden. Er zögert. »Wie am Vaal einst der Stacheldraht, drückt der Hohn des Weibes sich dem Soldaten in die Brustwehrhaut.« Und es geschieht.

Wer das dem Major Schoenebeck vorher gesagt hätte! Wer ihm gesagt hätte, »unter dem Pfühl, an dem noch seines Schweißes Ruch haftet, wärme die Brust seines Weibes den zuckenden Leib Hugos von Goeben und aus dem oft unter Saugküssen erstickten

Gewisper der Beiden webe sich die letzte Masche eines Mordplangespinnstes, das in der nächsten Nacht den Hausherrn drosseln solle«! Er hätt's nicht geglaubt. Denn er wußte zwar, wie sie's getrieben hat, kannte sogar aus Briefen »das Hengstgewieher der Angekörten«, aber schlief fest »wie ein Grimbart im Winterkessel«. Er wußte, daß sie es »mit dem graugelben Bombenhugo« halte, aber an Mord hätte er nicht geglaubt. Sie war ihm ein bequemes Lusttierchen, das gibt Herr Harden zu, lobt die Auffassung und läßt das Lied vom braven Mann erklingen, der seinen bunten Rock, seine Kinder und seine Jagd über alles liebt und der sich rackert, während seine Frau auf »Lendenerlebnisse« ausgeht. Herr Harden billigt die sexuelle Indulgenz eines Mannes, von dem er uns vorher schlicht erzählt hat, daß er »mit dem Gelde der Frau behaglich leben und seine Gäste besser bewirten kann als mancher Brigadier«. Und er vertritt auch den männlichen Standpunkt sexueller Kommodität. Hat solch biederer Jägersmann schon ein Lusttierchen im Haus, so benütze er es und hänge sein Geweih unter die Jagdtrophäen. Was des Mannes Recht ist, wird bei der Frau geduldet: aber auch nur, weil der Skandal vermieden und das Geld behalten werden soll. Mit einer unbezahlbaren Geste der Verachtung aber für das »Ewig-Läufische« finden sich die deutschen Männer in solcher Situation zurecht, die ihnen besonders dann bequem ist, wenn sie selbst ein Bedürfnis fühlen. »Kann, wenn ich will, mein Lusttierchen haben.« Dieses Wort, das Herr Harden dem Herrn von Schönebeck in den Mund legt, ist das tiefste Bekenntnis dieser infamen Sittlichkeit, die den begehrenden Frauen mit Kriminalität und Psychiatrie beikommt, wenn sie sie zufällig nicht für die begehrenden Männer pardonniert hat. Ich weise es von mir, mich mit dem Meistersinger der bürgerlichen Moral, mit dem Beckmesser ehelicher Potenz, mit dem Höfling der »Lakentyrannen« und dem Profosen militärischer Normwidrigkeit über erotische Probleme auseinanderzusetzen. Ich werde mit ihm nicht darüber streiten, ob eine Frau wirklich eine

»aus dem Bereich der Weibheit Geschiedene« ist, ob sie wirklich »einen Aussatz blößt, den die Winkeldirne noch vor Jedem, den sie nicht wegscheuchen will, bürge«: wenn sie ihrem Geliebten von der Manneskraft seines Vorgängers spricht. Ich werde den geschwollenen Plattheiten dieses Moralphilisters nicht mit dem erotischen A B C begegnen, daß eine Frau in der trotz Herrn Harden wichtigsten Situation ihres Lebens immer nur spricht, was der Mann hören will, und daß die Lustvorstellung des Mannes von seiner ethischen Persönlichkeit ebensowenig determiniert ist wie von irgendeiner sittlichen Konvention der unbeteiligten Außenwelt. Ich werde Herrn Harden nicht zu beweisen suchen, daß Frau von Schönebeck in ihren Taten viel weniger den Bereich der Weibheit verließ, als Herr Harden in seinen Worten den Bereich der Mannheit. Ich werde ihm nicht zu beweisen suchen, daß die Lusttierchen eine milliardenmal wichtigere Rolle in der Kultur des menschlichen Geistes gespielt haben als die Bettwanzen, die schließlich nichts weiter geleistet haben, als daß sie dabei waren. Ich werde ihm nicht einmal klarzumachen versuchen, daß auch Herr von Goeben sich dem männlichen Ideal endlich nähert, dort, wo er die Frau, die ihm die Liebe beigebracht hat, verrät, weil er nämlich inzwischen erfährt, daß sie auch Andern die Liebe beigebracht hat. Und fern sei es von mir, Herrn Harden zu erklären, daß bis dahin Herr von Goeben mit seiner Liebesverlorenheit noch immer mehr Ehre aufgehoben hat, als Herr Harden mit seiner nachschmeckenden Entrüstung. Er hatte, bis er das rechte Weib fand, mehr Phantasie als Herr Harden, und als er es fand, mehr Erlebnis. An all dem, was Herr Harden hier auszusetzen hat, kann eine starke Natur zum Künstler werden. Jener hat wenigstens ein intensives Leben hinter sich und könnte der nachstümpernden Kunst seines Sittenrichters wie Fiesko spotten: Ich habe getan, was du nur maltest!

Denn von all dem, was Herr von Goeben genossen hat, scheint Herr Harden zu gut reden zu können. Ich will

ihm den Genuß des Redens nicht mißgönnen, ich will nicht in sein Privatleben greifen, das er durch seine publizistische Entrüstung eröffnet hat. Aber er wende sich den japanischen Niederlagen im russischen Kriege zu und lasse seine Hand von Dingen, von denen er nichts versteht. Sein geschlossener Unstil, lästig genug, wenn er sich an politischen Tatsachen vergreift, wird bei der Behandlung tieferer Lebensprobleme zur Qual, aber nicht zu jener, aus der die Liebessklaven ihre Wonnen schöpfen. Herr Maximilian Harden findet keinen Dank. Nicht bei der Unmoral, gegen die er die sittlichen Gewalten hetzt, und nicht bei den sittlichen Gewalten, denen er die Unmoral zu lebendig einliefert. Er, der tüchtigste Markthelfer der Moral, hat es erleben müssen, daß ihm der preußische Staatsanwalt den Artikel über den Fall Schoenebeck konfisziert hat. Denn offenbar gibt es in Berlin einen Gerichtsdolmetsch für Delphisch, und der hat, ohne die Tendenz des Herrn Maximilian Harden zu erfassen, an der Schilderung Anstoß genommen. Mißverständnisse über Mißverständnisse. Ich finde wieder die Schilderung harmlos und die Tendenz sträflich. Wenn man den Artikel übersetzt, wird man sehen, daß Herr Harden die harmlosesten, alltäglichsten Vorgänge der Menschheit in ein schiefes Licht zu bringen sucht. Das macht: er sieht die Welt durch ein Schlüsselloch. Man sei aber einmal vorsichtig, lasse den Schlüssel stecken, und man kann sicher sein, daß der Schriftgelehrte draußen seine Weltanschauung verliert.

Die kretensische Frage

Von **Karl Kraus**

Münz, dem noch die griechische Königsfamilie entgangen war, hörte, daß sie in Korfu sei, und beschloß das Versäumte nachzuholen. Er fuhr nach Korfu, zog den König sofort ins Gespräch, und die Folge war, daß es beinahe zum Krieg zwischen Griechenland und der Türkei gekommen wäre. Das ist kein Witz. Die Untertanen der Könige, die sich mit Herrn Münz einlassen, müssen auf alle Eventualitäten gefaßt sein. Im Vordergrund gibt ein Schmock seine Visitkarte ab, und hinten sprechen schon die Kanonen. Sie sprechen nicht mit Herrn Münz, er wird nicht hören, was sie sprechen, er schreibt schon seinen Leitartikel, und denkt höchstens an die bekannten Kugeln der rituellen Küche, die noch keinem Leipniker ein Loch in den Bauch gerissen haben, wenn hinten, weit, in der Türkei, die Völker aufeinander schlagen. Denn das ist die Folge, wenn einer unserer Mitarbeiter Gelegenheit hatte. S. Mz. war also in Korfu. Der Generaladjutant konnte ihn »sich nicht einmal setzen heißen«. Es ist Namenstag des Königs. Der Generaladjutant hat die Wahl zwischen dem Tedeum und dem Münz. Er wählt das Tedeum. Münz hat eine Empfehlung an Herrn Theotokis, um dessen Brust »sich das breite blaue Ordensband des griechischen Erlösers schlang«. Diesem Herrn konnte also nichts passieren. In der Tat, die Konversation hatte kaum begonnen, »als plötzlich Mr. Mac Kinnan, der erste Offizier der Yacht ‚Rovenska', die uns hieher nach den jonischen Gewässern getragen hatte, hereinstürmte und uns fast atemlos zurief: ‚A royal message!' (Eine königliche Botschaft)«. »Was war es, das unseren sonst so gleichmütigen schottischen Freund ein so hastiges Tempo einschlagen ließ?« Nun, was wird es gewesen sein? Eine Einladung von S. M. an S. Mz. Der König sprach's, der Page lief, und Herr Theotokis war erlöst. Der Münz vertröstet ihn auf Nachmittag und geht zum König. Der König sagt ihm alles, was er auf dem Herzen hat. Zunächst eine Frage im Vertrauen: »Haben Sie gehört, daß man an die Berufung einer anderen Dynastie auch nur einen Augenblick gedacht hat?« Münz schüttelt den Kopf, er müßte es doch wissen. Der König: »Können Sie es allen Leuten recht machen? Und Sie stehen doch einem kleineren Pflichtkreise vor und brauchen darum einen kleineren Kreis von Menschen zu befriedigen.« Wer sagt das! Vielleicht, ja, gibts mehr Griechen als Abonnenten der Neuen Freien Presse; die sind aber dafür über die ganze Welt zerstreut! Der

König fragte nun den Münz – also was – raten wir! Nun, wir haben's erraten: »Der König fragte mich, ob ich zum erstenmal in Griechenland wäre, und wie es mir in Athen gefallen hätte.« Es scheint sich um eine Verabredung der Balkanfürsten zu handeln, hauptsächlich diese eine Frage — ob er und wie es ihm — an den Münz zu stellen. Er merkt aber nicht, daß er gefrozzelt wird, und beteuert, wie in Konstantinopel, in Sophia, in Bukarest: »Zum erstenmal im Leben, Majestät.« Und fährt fort, wie der gebildete Mann in den »Lokalzugstudien«, der immer von Wien nach Baden fortfährt: »Daß ich glücklich war, mit den zaubervollen Stätten, auf denen die Glorie der Antike liegt, sozusagen ein Wiedersehen zu feiern — ein Wiedersehen insofern, als wir im Geiste ja all das von früher Jugend an schon geschaut hatten — brauche ich kaum hervorzuheben. Aber auch das Moderne in Athen hat mir vielfach gefallen — die herrlichen, von griechischen Patrioten zu Gemeinzwecken gestifteten Paläste — die sauberen schönen Straßen — ein Hotel allerersten Ranges. In Athen allerwärts Komfort.« Und nun nimmt der König die Gelegenheit wahr, weil der Münz schon einmal da ist, von ihm die kretensische Frage lösen zu lassen. »Seit dem Jahre 1863 sitze ich auf dem Thron, und von der ersten Stunde an hatte ich die kretensische Frage auf dem Buckel«, sagt der König wörtlich und denkt, der Münz könne, da er sich gerade in dieser Gegend aufhält, die Sache prima vista erledigen. Der Münz macht auch sofort eine hochpolitische Bemerkung, worauf der König sagt: »Also auch Sie werfen uns vor . . . Darauf antworte ich Ihnen . . .« Und es fällt richtig das Wort Statusquo. »Sie waren, wie ich höre, in Kreta? Was hat man dort bis zur Ankunft des griechischen Oberkommissärs geleistet? Nichts, gar nichts.« »Ich kann Eurer Majestät nur recht geben. Dort ist ja noch das reinste Mittelalter in Hinsicht auf alle Verkehrsverhältnisse.« (Wir haben später erfahren, daß man dem Münz in Kreta gesagt hat: »Wir können nicht einmal untereinander normal verkehren.) Der Münz fragt den König, ob es auch andere Inseln gibt, die griechisch sind und gleichwohl zur Türkei gehören. Der König zuckt die Achseln und sagt, daß er nur Kreta will. Münz: »Eurer Majestät, wie mir scheint, durchaus gerechtes Verlangen, entspricht meinen Gesinnungen«. Der König empfindet lebhafte Genugtuung. »Nach einer etwa halbstündigen Unterredung entließ mich

der König, begleitete mich noch durch das nebenstehende Gemach und machte eine Anspielung, daß er mich wohl noch in Korfu wiedersehen würde.‹ ›Für alle Fälle aber gab er mir Grüße für eine besonders charmante und schöne Dame der Wiener Gesellschaft mit.‹ (Münz ist diskret und nennt keinen Namen.) Inzwischen ist der König von England gestorben. ›Ich war nun der sicheren Annahme‹, sagt Münz, ›daß unsere Einladung zu Hofe, die wir den Tag zuvor bekommen hatten, noch im letzten Augenblick widerrufen werden würde.‹ Da hat er aber nicht mit seiner Beliebtheit gerechnet. Die kann es mit jeder Hoftrauer aufnehmen. Bald hörte er denn auch, ›daß es bei der Einladung bliebe; es wäre ja, meinte der Generaladjutant, nur ein Mahl im engsten Kreise. . . .‹ Da darf der Münz nicht fehlen. Der Münz in Korfu — das läßt sich der König nicht zweimal sagen. Die Stimmung bei Tisch war zwar ›etwas gedrückt‹, aber sie war da. Was König von England! Wenn der Münz von der Presse zum erstenmal im Leben in Griechenland ist, so wäre eine Nichtzuziehung zum Familiendiner eine so eklatante Verletzung der internationalen Höflichkeit, daß man gar nicht einmal daran denkt, so etwas zu riskieren. Wegen des Münz einen Krieg mit der Türkei — ja; aber doch nicht einen mit der Neuen Freien Presse! Der König, ›im ganzen schweigsam, richtet doch zeitweise das Wort an mich‹. ›Einmal sagt er: ‚Mit Bedauern habe ich Sie gestern in einer Loge im Theater gesehen.' ‚Warum, Majestät mit Bedauern?'‹ Und der König antwortet nicht, wie man erwartet hat: Weil ich Sie im Theater gesehen habe, sondern: Weil die Vorstellung viel zu wünschen übrig ließ. Und nun macht der Münz eine sehr feinsinnige Bemerkung: ›Aber es hat mir doch Genugtuung bereitet, zum erstenmal im Leben von der Bühne herab griechische Laute zu hören, und war es auch nur die Übersetzung des ‚Walzertraum'. Alle Achtung, Majestät, vor der Begabung des Komponisten, meines österreichischen Landsmannes. Aber wir haben das bessere Geschäft gemacht, wenn die Griechen uns ihre Tragödien gaben und dafür unsere Operetten eintauschen.'‹ Bravo! Dafür wird ihm der Kronprinz vorgestellt. ›Der Kronprinz ist eine kräftige Gestalt, dem man kaum ansieht . . . Er spricht gut deutsch.‹ Der Münz nicht. Der Kronprinz gibt dem König an Offenherzigkeit nichts nach und beklagt sich beim Münz über seine Ausschließung aus dem Generalkommando. Münz tröstet: ›Der zukünftige König der

Hellenen mag doch, auch wenn er jetzt nicht mehr das Armeekommando innehat, noch immer eine große Mission haben.« »Der Kronprinz rühmte die Vorzüge der Griechen, beklagte es aber, daß bei ihnen eine geringere Neigung, Disziplin zu halten, vorhanden sei, als etwa bei den Deutschen, dem Volke der eisernen Disziplin.« Er bemerkte: »Die Griechen sind eigentümlich.« Sie verübeln nämlich dem Kronprinzen das Radfahren, das Schlittschuhlaufen und das Tennisspielen. Der Münz sagt: »Das befremdet mich, königliche Hoheit. Der Sport ist ja eigentlich ein Vermächtnis des auf die höchste körperliche Ausbildung bedachten Griechentums an die Menschheit.« Man sieht, es war höchste Zeit, daß das Gespräch durch das Erscheinen der Königin unterbrochen wurde. Nun war die offenherzige Familie schon fast vollzählig um den Münz versammelt. Die Königin »legte« ihm auch sogleich etwas »ans Herz«. Nämlich, »Korfu nicht zu verlassen, ohne einige Ausflüge in die Umgebung gemacht zu haben«. Vielleicht meinte sie aber: einige Ausflüge in die Umgebung zu machen und dann Korfu zu verlassen. Dieses sei »ein wahres Paradies«, sagte sie und begann den Baedeker zu zitieren: »Weithin ziehen sich wundervolle Straßen, die man nicht nur bequem mit Wagen, sondern auch mit Automobilen befahren kann.« Jetzt kam aber ein heikles Thema. »Die Königin meinte, sie vermißte in meiner Aussprache des Deutschen die wienerischen Anklänge.« Das hatte sie gut heraus. »Ich erwiderte ihr, daß meine Heimat in Mähren wäre, in einer Gegend, in der sich das slavische und das deutsche Element berührten«. »Es sind wohl Czechen«, versetzte die Königin boshaft, »die dort neben den Deutschen wohnen«... Die Königin kam dann noch »auf die Kraft der Sonne, die, in der Form von Sonnenbädern angewendet, gewisse Krankheiten heile«. Die Königin ist nämlich Samaritanerin von Beruf. »Sie denkt sehr menschlich«. »Die Schrecken des Krieges kennt sie aus eigener Anschauung. Sie hat die Folgen des griechisch-türkischen Feldzuges aus der Nähe gesehen . . .« Des vergangenen. Nun sieht sie aber auch die Ursache des künftigen aus der Nähe, nämlich den Herrn Münz. Sir Wächter mischte sich jetzt ins Gespräch, jener Herr, der bekanntlich eine Föderation auf wirtschaftlicher Grundlage will. Endlich hat aber auch der Prinz Georg Appetit auf den Münz bekommen, tritt

herzu und stellt einige Fragen an ihn, wie: »Haben die Türken auch nur das geringste Anrecht auf Kreta? Haben sie dort etwas geleistet? Und sind denn nicht auch die Mohammedaner auf Kreta Griechen?« Anstatt nun schlicht zu sagen: »Was wollen Sie von mir haben?« oder »Weiß ich?« oder »Ihre Sorgen möcht ich haben!« oder was man sonst eben in solchen Situationen zu sagen pflegt, läßt sich der Münz in Debatten ein. Erst nachdem er die fortwährenden Anspielungen sämtlicher königlichen Familienmitglieder auf Kreta und die Kretenser und das Kichern des Prinzen, dem die Königin einen Rippenstoß gab, endlich kapiert hatte, zog er es vor, sich zu entfernen. Der König rief ihm nach: »Und bitte nochmals, vergessen Sie nicht, die reizende Frau ... in Wien von mir herzlichst zu grüßen.« (Münz ist diskret und nennt keinen Namen.) Der König wollte ihm einen Gegenbesuch auf der Yacht machen, »der Tod des Königs Eduard jedoch veranlaßte ihn, diesen Besuch zu unterlassen«. Das ging also doch nicht. Aber der Kronprinz ließ es sich nicht nehmen. »Schlag 5 Uhr« kam er zum Tee (weil es doch sonst kein five o clock-Tee gewesen wäre). Einige Barken schwammen heran, die dem Münz »ein veritables neapolitanisches Ständchen darbrachten«. Es war sehr schön. »Der Kronprinz brach nach zweiundeinhalbstündigem Aufenthalt«, und zwar auf, zum Schlosse, wohin ihn aber der Münz noch begleitete... »Als wir den Tag darauf erwachten, sahen wir den Vater Ätna, wie er sein Morgenpfeifchen rauchte.« Das ist eine sehr euphemistische Bezeichnung für das, was der Vater Ätna tat, als er den Münz sah. Am Abend — das heißt, »als der Tag zur Rüste ging« — wandelte der Münz bereits »bewegten Herzens unter den Trümmern von Messina einher«, nicht ohne dem Gedanken Ausdruck geben zu können, »wie nahe im Leben Zauber und Tod, Herrlichkeit und Untergang aneinander gerückt sind«. Gewiß, es ist im Leben häßlich eingerichtet. Aber der furchtbarste Kontrast ist doch zwischen einem Interview und einem Krieg. Ein König wird beim Anblick eines Reiseschmocks redselig, und Europa steht in Flammen. »Konstantinopel, 8. Juni: Die Mitteilungen der Neuen Freien Presse über die Äußerungen, welche König Georg von Griechenland zu einem Mitarbeiter dieses Blattes gemacht hat, sind gestern im Ministerrat besprochen worden.« Man verlangt ein Dementi, man droht mit dem Boykott gegen Griechenland. Der König schwankt. Die Neue Freie Presse bleibt aufrecht.

Die Rubrik »Die Äußerungen König Georgs zu einem Mitarbeiter der Neuen Freien Presse« wird fortgeführt. Der Großvezier fordert den griechischen Gesandten auf, die Äußerungen des Königs über die Annexion Kretas zu widerrufen. Der ‚Tanin' verlangt »ein amtliches Dementi oder Krieg«. Die griechischen Untertanen, die in der Türkei leben, sollen ausgewiesen werden. Auch in Salonichi hat sich ein Boykottkomitee konstituiert und die Sperre über die griechischen Schiffe verhängt. Die Erregung ist im Zunehmen. Man fordert die Einberufung eines Kongresses aller Berliner Vertragsmächte. Man nennt die Äußerungen des Königs einen »schrecklichen Selbstmord«. Es geht das Gerücht, daß Griechenmassakres geplant sind. Der Münz befindet sich auf der Rückreise in die Redaktion. Der König schwankt. Die Neue Freie Presse bleibt aufrecht. Wird sich der König für den Krieg oder gegen die Neue Freie Presse entscheiden?... Er läßt dementieren. Die Retorsionsmaßregeln werden zurückgezogen. Es tritt Beruhigung ein. ‚Tanin' erklärt, nunmehr werde kein verantwortlicher Leiter in Griechenland mehr die Türkei verletzende Erklärungen geben. Pfui, ruft die Neue Freie Presse: »Die merkwürdige Geschichte, wie König Georg unter dem Hochdruck einer internationalen Verwicklung zu dem Dementi der gegenüber unserem Mitarbeiter gemachten Äußerungen gezwungen werden soll, ist von uns wiederholt mitgeteilt worden. ‚Tanin' spricht jedoch von einem bereits veröffentlichten Dementi, das wir nicht kennen. Bisher ist uns dieses Dementi nicht zugekommen. Unser Mitarbeiter hat gewissenhaft über das berichtet, was ihm der König gesagt hat, und seine Mitteilungen bleiben aufrecht, mag nun das Dementi erscheinen oder nicht. Anm. d. Red.« Sie besteht auf dem Krieg. Ihre welthistorische Frechheit wird auch aus diesem Feldzug siegreich hervorgehen. Sie läßt den Münz nicht im Stich. Er verläßt den Balkan im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung. Er hat schon mit vielen Königen gesprochen, aber keiner hätte es gewagt, nachträglich etwas, was er nicht gesagt hat, in Abrede zu stellen!... Man kann wirklich begierig sein, wie sich der König da herausgewunden hat. Ein Gerücht besagt, er habe ein diplomatisches Meisterstück vollbracht. Das ganze war ein Mißverständnis. Alles bleibt aufrecht, nur habe es sich nicht um die kretensische Frage gehandelt, sondern um die Frage, ob der Kretinismus heilbar ist.

Über Ansichten

Von **August Strindberg**

Unter Ansichten versteht man im allgemeinen Gedanken, Meinungen, aber das Wort bedeutet wohl nur Gesichtspunkte, bei alltäglichen Leuten. Wenn man daher weiß, welche Stellung ein gewöhnlicher Mensch in der Gesellschaft einnimmt, so kann man seine Ansichten im Kopf ausrechnen. Einer aus der Oberklasse sieht ja das Untere in Verkürzung, und einer in der Unterklasse das höher Stehende in Verkürzung. In der Perspektivlehre heißt der Gesichtspunkt der Oberklasse Vogelperspektive und der Gesichtpunkt der Unterklasse Froschperspektive.

Es ist ja klar, daß sich die Sache nicht ebenso ausnimmt, wenn man sie von oben oder von unten sieht. Und wenn einer aus der Oberklasse einmal Froschperspektive anlegt, so ist das abnorm, nicht aufrichtig, und erregt Mißtrauen; oder er ist ein Übergangener, ein Deklassierter, mit einem Wort, ein Mißvergnügter. Wenn einer aus der Unterklasse ein einziges Mal seine Klasse von oben sieht, so ist er ein Lakai oder er ist zu Geld gekommen.

»Ansichten austauschen«, ist nur leeres Gerede, denn das kann niemand gutwillig tun; aber Ansichten ändern, das muß man, wenn sich der Gesichtspunkt ändert, das heißt, wenn einer aus der Oberklasse zur Unterklasse sinkt oder einer aus der Unterklasse zur Oberklasse steigt.

Die Bürgerschaft oder Mittelklasse hat einen schwankenden Gesichtspunkt, der durch ihre Stellung zwischen Oben und Unten bedingt ist. Und darum wirkt die Mittelklasse unentschieden, charakterlos; und wird sehr oft Gegenstand des Hasses der beiden bestimmten Klassen, weil sie nicht Partei ergreifen kann, was ja schwer ist.

Aus der schwedischen Handschrift. Die Buchausgabe der Bekenntnisse erscheint erst 1911.

Wenn man dann fragt, wer recht hat, ist die Antwort: jeder hat unrecht oder recht von seinem Standpunkt, denn beide sehen ja die Sache in Verkürzung, von oben oder von unten.

Die Mittelklasse müßte also den richtigen Blick auf die Sache haben, weil sie sie vom richtigen Milieuniveau betrachtet; aber davon wollen die andern beiden nichts hören. — —

Wenn man Nationalität, Religion, Alter, Geschlecht eines Menschen kennt, so kennt man im allgemeinen dessen Ansichten oder Gesichtspunkt. Ein Finnländer und ein Pole werden immer das gutmütige russische Volk für Spitzbuben halten; ein Protestant oder Heide wird immer glauben, die Jesuiten seien Meuchelmörder, obwohl der Orden von dem edlen Ignatius Loyola gestiftet wurde, um das Christentum zu retten; der Junge glaubt immer mehr vom Leben zu wissen als der Alte, obwohl er nichts weiß; eines Weibes Gesichtspunkt oder Ansichten in der Frauenfrage weiß man vorher; Rosa Bonheur hat dürftige Bilder gemalt (die Troyon und Breton viel besser gemacht haben), ergo ist das Weib ebenso begabt, wie der Mann; wenn aber die Frau ihre Überlegenheit über den Mann zeigen will, überfällt sie ihn, ihren besten Freund, während des Schlafes und mordet ihn; das ist Überlegenheit im Bösen, was Unterlegenheit ist. — —

Entschiedene Parteimänner laufen in erregten Zeiten wie philosophische Systeme umher, angetan mit den Ansichten der Partei. Von diesem Standpunkt beurteilen sie Menschen, Nationen, Bücher, Zeitungen, sogar Kunstwerke, Theater und Musik.

Wenn du mit einem Sozialisten über einen abwesenden Menschen sprichst, so blinzelt er erst und überlegt eine Sekunde, ob der Abwesende dafür oder dagegen ist, und gleich ist sein Urteil fertig:

— Das ist ein Bube! Das ist ein guter Kerl!

Summarisch nur!

Sieht er ein Schauspiel, so ist es ein Meisterwerk, wenn der Arbeiter gelobt wird und der Kapitalist

unsympathisch ist oder wenn nur ein Parteifreund das Stück geschrieben hat.

Etwas so Unschuldiges wie ein gemaltes Bild kriegt ein anderes Kolorit, wenn es von einem Parteifreund gemalt ist. Farbe und Zeichnung werden meisterhaft, auch wenn sie elend sind.

So werden viele falsche Werte ausgegeben, falsche Münzen, falsches Ansehen; falsche Größen werden gekrönt und wirkliches Verdienst entwertet. — —

Im Reichstag weiß man ja, daß ein halbwegs gesicherter Landmann Agrarier ist und mit den Mitteln des Staates sparsam umgeht; daß ein Militär (falls nicht übergangen) der Ansicht ist, die Verteidigung müsse beständig verstärkt werden; ein Artillerist hält den Bau von Festungen für notwendig; ein Marineoffizier will die Flotte vergrößert sehen; der höhere Beamte will mehr Regierung und strengere Gesetze haben u. s. w. — —

Die heftige Liebe zu den Japanern hat mindestens zwei Ursachen. Die erste war der Russenhaß, die zweite der Christentumshaß der Heiden. Die Japaner sollten den Heiden als Anschauungsmaterial dienen, um zu zeigen, wie die Zivilisation ohne Christentum existieren könne. Aber die Zivilisation äußerte sich in Schlachtschiffen und Sozialismus, Streichhölzchen und Zylinderhüten, Darwinismus und Frauenfrage. Das war eine Tendenzsympathie, die sich nicht verminderte, als man die Opferpriester mit großen Messern in den Händen sah, oder als man hörte, daß der Kaiser und die ganze Nation Spiritisten seien, die mit den Geistern der Abgeschiedenen sprechen.

Bei einer unvernünftigen Sympathie drückt man vor den Inkonsequenzen ein Auge zu oder leugnet die Tatsache. — —

Wenn nun der Mensch seine Zeitung liest, so erfährt er nichts Neues, sondern nur was er schon gewußt hat; alles, was die Sache in ein anderes Licht setzen könnte, wird ausgelassen, ignoriert, gefärbt. In

den Zeitungen der andern steht etwas ganz anderes, oder das Gegenteil, wenn man es zweimal liest.

Ebenso ist es mit den Büchern. Jeder liest seine Dichter, bei denen er seine Ansichten ausgedrückt findet; die andern Bücher liest er nicht; auf die Art kommt er nie aus seiner Tauchertracht und seiner Luftblase.

Treffen sich Menschen von verschiedenen Ansichten und Lagern, so geraten sie entweder in nutzlosen Streit oder sie schwatzen Unsinn. Überzeugt wird niemand, auf Gründe hört niemand, nicht einmal tatsächliche Aufklärungen nimmt jemand an, und sie trennen sich, ebenso klug wie vorher.

Treffen sich Menschen vom selben Lager und mit denselben Ansichten, so haben sie einander nichts zu sagen, weil sie die Ansichten des andern im Voraus kennen. Dann setzen sie sich hin und spielen Karten oder machen Musik, und das ist gut.

Mit einem Wort, die Ansichten liegen hinten in einer Spinndrüse und von dort werden Fäden und Netze gesponnen, wenn es nötig ist. — —

Als der große Tichborneprozeß 1866 in England eröffnet wurde, teilte sich die Menschheit sofort in Lager mit bestimmten Ansichten über Ortons Legitimität. Obgleich Untersuchung und Urteil erst 1874 fertig wurden, hatte der Unterpfarrer von Rösbo schon 1868 sein Urteil fertig: »Orton ist Erbe«. Der Kronvogt von Almsätra, tausend Meilen von der Gerichtsstelle, war dagegen zu einer entgegengesetzten Ansicht gekommen, weil er als Jurist und Steuererheber soviel Betrügerei beim Bezahlen der Steuer und Teilen der Erbschaft erlebt hatte. Jeder spann sein Netz und blieb darin sitzen. Als Orton 1874 zu vierzehn Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, sandte man Petitionen von der ganzen Erde, auch aus Rösbo, »für den Märtyrer der englischen Heuchelei und des elenden Rechtswesens«.

Erst 1895 gestand Orton, daß er der Betrüger und der Sohn eines Schlächters aus Wapping sei.

Das überzeugte die Petitionäre für seine Unschuld

nicht, sondern sie meinten, er habe den Verstand verloren. — —

Auch im alltäglichen Leben laufen die Menschen mit fertigen Ansichten herum. Wenn man in gemischter Gesellschaft ein gleichgültiges Begebnis erzählt, so wird es gleich durch verschieden gefärbte Gläser gesehen. Man kann auch, ohne es zu wollen, einen Sturm von Leidenschaften wecken, wenn man einen unbekannten Kontakt berührt hat, der Ströme von uns unbekannten Interessen schließt. Wir verstehen nicht, »warum der Mensch so böse wegen nichts wurde«; aber der Eingeweihte weiß, wo der Knopf zum »Widerstand« saß.

Eine andere gleichgültige Tatsache wird erzählt. Jeder holt und zieht sie nach seiner Seite, das Bedeutungslose wird sehr wichtig, die Tatsache wird entstellt, gedeutet, gefärbt und zu den Zwecken eines jeden benutzt, wenn sie auch durchaus nicht dazu paßt.

Wer die Tatsache aussprach, gab nur die Wolle; die andern spannen allerhand Garn und dann webten sie Gewebe oder Netze, um die Seelen von einander zu fangen. — —

Es ist also die Selbstsucht oder die höllische Herrschsucht, die alle Urteile fälscht.

Der Weise und der Religiöse sucht sein Urteil von Stellung, Interesse, Leidenschaften frei zu machen.

Brutus verurteilt seinen Sohn zum Tode, Dante seinen Lehrer zum Inferno. Der Religiöse allein hat den Mut, seine Irrtümer abzuschwören und einzugestehen: ich habe unrecht gehabt.

Richter, Staatsmann und Regent sollten immer über Interessen und Leidenschaften stehen, dann würde der Staat gelenkt wie ein Dampfer, unabhängig von den Winden; dann würden Urteile gefällt, die unabhängig von Verwandtschaft und Freundschaft sind. Aber nur vor Gott kann man auf sein Selbst verzichten; es dem Feinde zu Füßen legen, auch wenn dieser recht hat, ist so schwer, weil der Feind beinahe niemals edelmütig ist, denn das ist das Schwerste von allem. Man glaubt ihm einen schlechten Dienst zu tun,

wenn man einräumt, daß er recht hat: dann schwillt sein Hochmut und seine Grausamkeit wächst. Und nicht Verlangen nach Wahrheit hat ihn getrieben, sondern Lust, recht zu behalten und zu ducken; und die Menschen sind so, daß sie sich mit ihren Ansichten identifizieren; und wenn sie dafür kämpfen, so ist die Triebfeder der Wille zur Macht oder die Lust, ducken und treten zu können.

Darum fordern sie auch, man »solle fremde Ansichten respektieren«. Mit fremden meinen sie nur ihre eigenen Ansichten, denn sie respektieren niemals fremde.

Der einsame Park

Von **Peter Altenberg**

Im Parke waren Sträucher wie Bergsträucher im Bergsturm mit ganz verbogenen und zusammengebogenen Zweigen. Die Blüten dufteten wie Bergblüten in unzugänglichen Geklüften, zart und von einer andern Erde geboren, geheimnisvoll infolge von Verfeinerungen. Daneben hing in einem Käfig die Turteltaube des Knaben Hans Otto Erik, des einzigen gesunden Menschen im Parke. Und selbst von ihm sagte seine bleiche reizende französische Gouvernante: »C'est un enfant mélancolique. Il a des regards pour moi comme si j'etais une princesse de France. Il a toujours peur qu'on ne me traite pas comme son coeur tendre me traite dans chaque minute. Je crois qu'il haït tous les gens qui ne se prosternent pas devant moi. Quand il m'apporte une chaise du jardin, c'est comme le fiancé l'apporterait à sa bien aimée. Je crois qu'il est par trop malheureux que je suis bonne et servante. C'est un enfant mélancolique. — — Il voit déjà que le monde est autrement qu'un coeur tendre le commande. Je voudrais lui dire: Otto Erik, on me paye pour mes services! mais il ne comprendra rien de toutes ces choses, comme si on dirait

à un poète que le monde entier est une grande affaire de bourse —«

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Fürst hat sich mit der Weltordnung leichter abgefunden, denn wenn er beim Spaziergange mit der flachen Hand jeden Baumstamm berührt, ist er bereits glücklich und zufrieden.

Die »Königin«, welche niemals eine Königin war, kniet vor dem abgeschlagenen Mandelbaum nieder und betet für sein Schicksal, daß er wieder wachse. Pflanzen und Vögel sind ihre Domäne, und wenn der Dachdecker das Dach ausbessert, beschimpft sie ihn wegen der gestörten Vogelnester. Über die Menschen hat sie keine Herrschaft, aber Pflanzen und Tiere müssen es sich gefallen lassen, daß sie sich ihrer wie eine Schutzgöttin annimmt.

Dem jungen Fräulein ist der erste Kuß unter einer Gaslaterne ins Gehirn gestiegen, und indem sie alle eventuellen schrecklichen Ereignisse vorausahnt, fürchtet sie sie und sucht sie zugleich auf. So flieht sie vor sich selbst in der Todesangst, sich einmal zu finden und in diesem Augenblicke für ewig sich zu verlieren — — —

Der Baron blickt durch sein Schildkrotmonocle kalt und hart auf den Irrsinn der Welt. Er denkt: »Idealisten und Träumer, Religionsstifter und Weltbeglücker, was quält Ihr euch ab, um diese Herde von Milliarden blökender Schafe, die euch nie verstehen werden und von euch nichts profitieren als einen öden Religionskultus! Meine alte Wirtschafterin stopft mir meine Zigaretten und meine Strümpfe, und die Probleme der Welt sind mir nichts, je tiefer ich sie erkannt habe! Bismarck hat Deutschland geeinigt — aber China, Japan und Amerika können dieses Werk in wenigen Monaten zunichte machen! Jeder Mensch baut sich sein Nestchen. Daß ich mir keines baue, ist meine tiefste Größe! Ich lache über nichts, ich weine über nichts und nichts kann mich rühren. Ich sehe nur die schauerliche Herr-

schaft der Unvollkommenheiten in allem und in jedem! Da putze ich mir dann mein Schildkrotmonocle und lasse die Leute über meinen angeblich komplizierten Charakter sich ihre Köpfe zerbrechen. Vielleicht habe ich dann doch den Rebbach, daß irgend jemand mich für eine nicht ganz unbedeutende Persönlichkeit hält. Das bin ich in der Tat, denn die andern nehmen die Dinge des Lebens blöd ernst, während ich sie weise lächerlich finde!«

Der Dichter allein in diesem einsamen Park nimmt die Leiden der Menschen religiös und ernst, und indem er weder sich noch ihnen helfen kann, erlebt er die Martyrien der Gefolterten und der Gekreuzigten. Ihm fehlt sowohl der Wahn als der Skeptizismus, und er geht an der Hoffnung und an der Hoffnungslosigkeit in gleicher Weise schmählich zu Grunde!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Dichter küßte jedesmal beim Abschied den Knaben Hans Otto Erik auf die Stirn und dieser machte dabei ein verlegenes und geschmeicheltes Gesicht.

»Mademoiselle, pourquoi ce monsieur m'embrasse-t-il toujours si tendrement sur le front avant de partir?«

»C'est un poète, mon enfant, c'est à dire il voit en toi des choses que personne ne voit que Dieu et peut-être ta petite gouvernante —«

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Besitzerin des Parkes hatte ihre edlen Kräfte ausgegeben in Gattenliebe und Kindersegen. Oft dachte sie an ihre süße Achtzehnjährigkeit, da ihr wie einem braunen Engel im weißen Mousselinekleid die goldenen Tore des Lebens weit offen standen. Was sah sie da alles, und was sah sie da alles nicht! Aber jetzt sagte sie: »Ich lasse mich nie mit meinen beiden Knaben photographieren. Es ist, wie wenn man lichte Blüten mit ihren dunklen schweren Wurzeln, an denen düstere Erdklumpen hängen, voll Kraft und unbekannten Salzen

mitphotographierte. Lassen wir die Wurzeln versteckt im Erdreich, und wenn es jemand ahnt, so wollen wir ihm dankbar sein und ihm einen verständnisvollen Blick geben!«

Aber der Dichter blickte sie an und sagte: »Gnädige Frau, eine adelige Frauenseele altert nie! Sie verjüngt sich, aber niemand merkt es. Die Stunden der Nacht, in denen sie keinen Schlaf mehr findet, die allein wissen davon zu erzählen.« —

Während dieses Gespräches ging der alte Fürst mit seinen eiligen Schritten vorüber und berührte mit seinen Händen flüchtig jeden erreichbaren Baumstamm. Damit waren für ihn alle geheimnisvollen Rätsel des Lebens gelöst, und eine seltene Ruhe kam über ihn infolge seiner segensreichen Tätigkeit — — —

Stunden

Von **Berthold Viertel**

Es wird Nacht

Auch heute noch sah ich zerstieben
Den schönen Tag raketenhaft.
Hin ohne Werk und Leidenschaft!
Und nur die Angst ist mir geblieben.

Gebet

Nun öffne, Furchtbarer, dein Stahlvisier!
Nur einen Blick aus deutlichem Gesichte!
Wenn du mich retten willst, Vorsitzer im Gerichte!
Ich habe grenzenlose Angst vor dir!

Es wird Tag

Erhörung komme, wie der Tag entbrennt:
Plötzlich ist Glorie rings am Firmament.
Ich will geduldig und gewärtig sein,
An meinem Tage ist die Gnade mein.

Aus Goethes Tagebüchern

Von **Otto Stoessl**

Die große Weimarer Ausgabe enthält sämtliche Tagebücher Goethes mit ihren kurzgefaßten, aber genauen, über 58 Jahre erstreckten Aufzeichnungen. Sie reihten die Ereignisse ohne erkennbare Wertabstufung, Gelegentliches neben Bedeutendem, Gedanken — Goethesche Gedanken — neben zufälligen Tatsachen auf.

Die eigentümliche Schicksalhaftigkeit des großen Menschen, die völlige Durchdrungenheit eines Menschgottes von allem Seienden, das, weil es ihm begegnet, weder zufällig, noch unwichtig sein kann, dieses Bewußtsein höchster wertverleihender Kraft ließ ihn mit so unbeirrbarer Genauigkeit die Geschehnisse jedes Tages verbuchen. Ihm war jeder Halm auf der Wiese, die er trat, heilig, denn er hörte das Gras wachsen.

Aus diesen, kaum zu überblickenden Diarien, welche ohne die göttliche Einsicht des Erlebenden für den heutigen Leser in ihrer Gesamtheit weder verständlich, noch erforderlich sein dürften, brachte der Inselverlag eine sehr knappe Auswahl. Ob sie glücklich oder hinreichend ist, möchte nicht einmal gültig beurteilen, wer die Weimarer Ausgabe kennt, denn jedes solche Exzerpt beruht auf willkürlichem Ermessen. Die Erläuterungen zu den einzelnen Stellen scheinen keinesfalls besonders genau oder genügend. Doch bleibt dies alles gleichgiltig neben der Tatsache, daß nun eine solche Auswahl da ist.

Ich habe den für meinen leidenschaftlichsten Genuß und für die Entrücktheit dieser Lektüre nur allzukleinen Band mit jenem Gefühle höchsten möglichen Glückes durchflogen, das von allen Geistern der Menschheit nur Goethe geben kann. Ich begann diese Tagebuchblätter in der trübsten, von der Gemeinheit des Daseins bis zur Verzweiflung hinabgehetzten Gemütsverfassung zu lesen und hörte auf in dem heiteren seelischen Gleichmaß eines Getrösteten und Beruhigten, in einer gleichsam entsühnten Betrachtung.

Keinen, der Goethe lesen kann, wird diese innerste Verwandlung Wunder nehmen, oder übertrieben dünken. Sie zu erklären fällt freilich ebenso schwer, wie überhaupt die eigentümliche schwebende Gehaltenheit aller Beziehungen zwischen Seelen und Dingen. Gerade diese rätselhafte Erhöhung des Lebensgefühles, die jeder Sterbliche auf seine Weise und nach seinem Maß bei dem oder jenem Anlaß erfährt, bietet aber die einzige würdigste Gewißheit absoluter Existenz und ihr einziges Licht.

In Keines Macht stand es jemals, seit wir das Andenken großer Menschen heiligen, diese innerste Erhellung so durchaus, so stetig und so sicher zu erwecken, wie dies Goethe mit jedem Wort und jeder Berührung vermag.

Andere gewähren Augenblicke, er schenkt das Leben.

Ich weiß, daß hier eine Frage mich ansieht: Shakespeare? Die größten Schöpfer spotten der Wertvergleiche, denn jeder ist in seiner Weise einzig, unwiderbringlich und unschätzbar. Nur ihre Wirkung mag etwa gegeneinander abgewogen und ihr Inhalt beiläufig ermessen werden.

Shakespeare enthält nun allerdings den weitesten Bereich des Menschlichen als das erhabenste Gefäß, worein je die Fülle der möglichen Charaktere und Äußerungen geborgen wurde. Aber seine Objektivität und seelische Weiträumigkeit ließen ihn und die Nachgeborenen nahezu ganz von seinem eigensten Ich absehen, das bloß mittelbar und mystisch aus seinen Dramen erschlossen, nicht erschaut werden kann.

Im gemeinen Leben gewährt nur der Anblick der vom Menschen gleichsam befreiten Natur die volle Beseligung der reinen Kontemplation, hingegen erschüttert die Betrachtung menschlicher Zustände und Charaktere, Kämpfe und Lösungen unser Gemüt allemal aufs neue. Es bleibt Sache des Einzelnen, seine Welt mit der unbewegten Größe der Natur immer wieder in Einklang zu bringen. Shakespeare, der Dramatiker

stellt uns mitten in diesen Widerstreit und überläßt uns dem Schicksal des Menschen unter Menschen. Seine Ruhe ist die Grausamkeit der sich allem auferlegenden Natur, das Glück, das er gewährt, die eindringliche Qual des Erkennens. Goethe, der heroischeste Idylliker, überwindet selbst den Konflikt zwischen Mensch und Natur, das irdische Tun als ein Vorspiel des seinen und gibt schließlich Einheit, Vollendung und Friede der Ewigkeit. Shakespeare bleibt der schärfste Stachel, dem Menschentum ins Gehirn gebohrt, die antreibende, aufzwingende, erhöhende Gewalt, Goethe aber der nach allen Sintfluten Lächelnde, die Meeresstille und glückliche Fahrt, der milde Entlaster von allen Qualen, der Silberblick des gestirnten Himmels, die Augenweide der grünen Rasen. Es ließe sich fragen, ob nicht Shakespeare dem Gewissen und Erkennen, der Zucht der Menschen näher sei, aber dem Glück der Irdischen hat keiner liebreicher sich geneigt, als Goethe.

Die objektive Bedeutung dieser Tagebücher werde gewiß nicht übertrieben. Sicherlich sind sie an sich nicht das Größte, das von ihm stammt, aber Goethe entläßt kein »an sich«, ehe er es nicht gesegnet hätte. Über alles Einzelne hinaus, das man vergißt, greift die bleibende Wirksamkeit des Einzigen mit unzählbaren Assoziationen und hebt den Lesenden in einen Zustand ungemeinster Entrücktheit, dem Urwesen entgegen.

Der Goethesche Glaube an sich selbst war eine Religiosität über jedes Ichgefühl hinaus, eine göttliche Bewußtheit, die fortwirkend jeden Nachkommen aufs neue umfaßt. Andere Mythen der Menschheit sind von Menschen mit Masseninstinkten und Gemeingedanken ersonnen worden, um Gesamtzwecken zu dienen. Der Mythos Goethe ist von Goethe geschaffen und überragt allen Glauben durch die Erfüllung eines Lebens, durch eine Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit, die weder des Zweifels, noch der mystischen Überredung bedarf. Hier hat die Natur ein Wunder offenbart, das zu verehren beglückt und befreit, nicht beschämt und bindet,

ein einzigesmal hat sie Gedanken, Taten, Schicksale, Werke zum Beweise des Menschentums selbst, in der bündigen Einheit einer Gestalt erstellt.

Die Religionen haben keinen andern Sinn, als über die allgemeine Fragwürdigkeit hinwegzuhelfen, indem sie eine unbeweisbare, transzendente Gewißheit ausbieten.

Die Religion Goethe tröstet mit ihrer Wirklichkeit: es gibt doch einen Menschen, Goethe lebt.

So wandelt ein Irdischer mit allen körperlichen und seelischen Merkmalen der Sterblichkeit, mit Leiden, Kümmernissen, Enttäuschungen, Hoffnungen, Scherzen, Begierden, allen Menschen verwandt, doch himmelweit als ihr Gleichnis durch die Ewigkeit unserer Sprache.

Die Tagebücher zeigen, was sie so über alle Maßen ergreifend macht, eben das Menschliche im Erhabenen. Der schöpferische Geist befreit sich im Kunstwerk von seinem Zufälligen und Zuständlichen. Wenn wir dies Gebilde betrachten, forscht unser geheimstes Verlangen nach dem eigentlichen Antlitz des Schaffenden hinter den Masken von Formen und Worten. In solchen Alltagsaufzeichnungen badet sich das Individuum gleichsam nackt in seiner Wirklichkeit. Das ist die wahre Probe auf sein Gotttum.

Es wird notiert, wer zu Besuche kam, anfangs in der ersten, noch glühenden Weimarer Zeit leuchten Gefühlsausbrüche mit furchtbarer Pracht auf, jedes Gespräch mit den Weimarer Leuten wird aufgezeichnet, wobei die Namen der Nächsten durch Symbole ersetzt sind, so erhält der Großherzog das Zeichen des Jupiter, die Stein das der Sonne, eine schöne Gräfin wird als Venus geführt. Und siehe, der Gott hat Götter geadelt! Langsam leiten die Blätter hinüber zur Gefaßtheit und abgegrenzten Stetigkeit des mittleren Alters, zur sanften Güte und Großvaterzärtlichkeit des Greises. Die Gefühlsbekenntnisse, die anfangs nicht häufig zwar, doch umso gewaltiger loderten, bleiben dann ganz unterdrückt. Welches Schweigen! Ein Mensch ist zur

Natur selbst geworden, die groß genug waltet, um in Stummheit zu erscheinen. Aber welche Ahnung von Unmeßbarkeit der Empfindungen hinter den dürren Eintragungen von Tod um Tod! An dem Herrn dieser Zeit gingen Reihen von Menschen vorüber, man brachte ihm, was jegliche Ernte an Neuem erzeugt, gleichsam als Weihgeschenk dar, damit sein Blick freundlich darauf ruhe und es segne. So nahm er Kleines und Großes mit gleicher Güte hin und entließ es ganz durchhellt und geweiht. Nicht einmal die lieblichen spielerischen Fragwürdigkeiten des Witzes durften fehlen, wie anmutig die Anekdoten, wie goethisch, sie zu bewahren!

Alles Mythische verdankt einer fernen Wirklichkeit sein zauberisches Fortleben, der Mensch erzeugt sich seine Götter immer nach seinen schönsten Ebenbildern, aber die Zeiten verwischen gerade das Individuelle, löschen den wirkenden Anlaß aus und vererben die gleichsam ihres Kernes entleerte Schale, so daß nur ein unbestimmter Schein die nötige religiöse Dämmerung erzeugt, nicht erhellt.

Goethe hat seinen Mythos ganz und gar durchgelebt, durchgebildet und bis in das Andenken jeder Wagenfahrt nach Ilmenau überliefert. Er ist das erste Götterbild, welches vom Gotte selbst geschaffen worden, und woran die Armut und Geringheit der Gläubigen, das schlechte Gedächtnis und die Torheit nicht sündigen können.

Wie warst du schön

Von **Rudolf Ehrlich**

Mädchen am Gestade meiner Träume,
wie warst du schön,

wenn der Abend kam
und an den verweinten Weiden vorüberzog,

wenn deine Hände milde wurden
und sich zum Kranze mir um den Nacken schlangen.

Wie warst du schön,
unter der perlmutternen Heimfahrt des Tages.

Traum

Von **Albert Ehrenstein**

Als ich die Nacht durchwachte,
kam mir die Zeit herein,
hin glitten sachte
Träume und Tode mein.

Der Knabe, der im Sande
mit Muscheln Spiele trieb,
mit manchem Tande
die Zeit vorüberhieb,

derselbe stets zu sein!
O weh der Muschelspiele,
du lange Weile,
ihr ewig gleichen Ziele —

nur nicht auch tot derselbe sein!

Henri Matisse

Von **Ludwig Rubiner**

In einem Zimmer mit Bildern von Henri Matisse hat man zuerst die Empfindung, in eine ganz frühe Morgenstunde zu kommen, in der es noch trübe ist, und wo die gemalten Räume und Farben nur durch eine große Einfachheit zum Auge dringen.

Das Gefühl von etwas ganz Frühem bleibt. Eine Erinnerung, gar nicht mysteriös, Erinnerung an Kinderjahre, in denen man ernsthaft aus jammervollen Tuschkästen bedeutende Symbole auf ungeeignetes Papier schmiert: Wein mit dem rötlichen Braun, Früchte mit dem vorhandenen Gelb. Und man malt, ohne die Töne je in trübe Brechnungen zu mischen, alle Dinge der Welt mit jenen Farben des Malkastens, deren Grundwirkung mit den Grundtönen der Gegenstände korrespondiert.

Matisse läßt erstaunen, daß ohne die wüsten Zufälle dieser Kindertechnik, Gemälde jene wunderbare Unbefangenheit des Symbolischen zeigen können.

Die Biographie eines Künstlers besteht in dem

Belichten des finsteren Urwaldes, in dessen Wirrnis die Phantasie mit dem Willen verzweifelte Schlachten schlägt. In dem Hörbarmachen des Zusammenpralls von Stimmung und Formerkenntnis. Und in dem Bericht von dem Umlisten und Umschleichen, dem Niederringen und Vergewaltigen überreich heranstürzender Formen. Diese Wanderung durch Labyrinthe von Phantomen, und aller Kampf und Marsch führen uns hin zu dem einen Ziel der großen Klarheit und Helle. Alle Mühen dienen nur der Befreiung der Formen von den Arabesken des Zufalls. Der Künstler arbeitet nur, um seine ewige Vision von der letzten Grundform des Schauens, die ihm erscheint, wie dem religiösen Ekstatiker das Urlicht, in Ausdruck setzen zu können.

Das Schaffen Henri Matisses steht unter dem Zwang dieser Vision. Es gibt Bilder von Matisse, mit denen sich der Maler dem ganz persönlichen Lebensglück eines tiefen, geheimnisvoll aufrauschenden Violetts hingegeben hat, die Lust auf Luft gestimmter Farben genoß, die konturlos brünstig aus dem Pinsel strömen. Hier malte er von sich selbst. Dann gibt es Bilder, in denen die Dinge einfach auf die Wiedergabe der Naturstimmung beobachtet sind. Harte Kompositionen, sehr sorgsam in der Perspektive; Arbeiten eines Malers, der sich unter die Strenge immerhin konventionsloser Akademien nimmt.

Und nun die Bilder, auf denen jeder Körper durch den Ausdruck seiner stärksten und augenscheinlichsten Funktion in die farbige Fläche gespannt wird. Es sind die Werke, die auf Matisses eigentliche Bestimmung für unsere Zeit weisen. Urgefühle erscheinen hier unmerkbar umgewandelt in Erkenntnisse, die nur durchs Auge möglich waren. Man sieht plötzlich den psychischen Ausdruck von Leibern und Dingen, nicht in der Stimmungsmusik taumelnder Lichter, sondern in der unmittelbaren Auslegung irgend eines räumlichen Gesetzes, das bis dahin verborgen blieb. Dieser Maler zeigt das Schicksal der Dinge: das Unabänderliche und in sich Vorbestimmte eines Stillebens, oder

eines Frauenaktes, oder der einfachen Situation, wie eine Frau am gedeckten Tisch sich zu schaffen macht. Das Schicksal ist: im Raum zu sein. Der Akt einer liegenden Frau scheint auf einmal in seiner ganzen malerischen Bestimmung offenbart, wenn man aufnimmt, daß jede Linie von den mächtigen Auskrümmungen der sinnlichen Schenkel beherrscht wird. Die einfache schattenlose Orangegrundfarbe der Apfelsinen neben dem unvermischten Gelb der anderen Früchte, das in gerade noch Gestalt bestimmende Konturen gezwängt ist, enthüllen die unerklärlichen psychischen Erregungen, durch ein Stilleben. Die Bestimmung dieser Früchte ist, gelb und orangefarb zu sein.

Das ist eine neue Kunst. Ihre Wirkungen erfüllen sich nur noch in den Räumen des rein Psychischen. Da ist etwas Absolutes, Reines, etwas jenseits aller Grenzvermischung. Matisse entsagt den wunderbaren Rauschempfindungen und den Ahnungen von bunten Halluzinationen, den Stimmungen, die das Nachgenießen der Nervenerinnerungen, schwankend zwischen Naturalismus und Farbendekoration, hervorbringt. Die Sachlichkeit hat jetzt eine neue Bedeutung gewonnen.

Die impressionistischen Maler ordneten das Licht in ihren Bildern nach den erhöhten Schwingungen ihrer aufs Helle gestimmten Nerven. Der Betrachter der impressionistischen Bilder faßt die schwingenden Stimmungen zusammen, in dem zarten Rausch eines Komponisten, dessen Musik in einen Schluß von schillernd und glückselig ausgespannten Durakkorden aufsteigt. Die Sachlichkeit des Impressionismus lag in der Kraft des Einzelnen, das eigene Licht und den eigenen Glanz des Innern in die Dinge der Natur aufzulösen. So mußte der Betrachter aus den Naturdingen des Bildes die Synthese für die festlichen Stimmungen des Künstlers finden. Dieses romantische Wesen des Impressionismus beruhte immer auf einem intimen Zwiegespräch. Der einzelne Künstler stellte seine Auflösung gegenüber der Zusammenfassung des Betrachters. Nur immer ein Einziger stand vor einem

Einzigen, Subjekt gegen Subjekt. Es gibt kein impressionistisches Fresko. Denn das eigentliche Wesen des Bildes und seine eigentliche Wirkung konnte nur unter zwei Menschen erledigt werden.

Bei Matisse gibt es heute keine Intimität und keine Stimmung mehr. Gerade die »Stimmungslosigkeit« seiner Arbeiten, die ihm zum Vorwurf gemacht wurde, erweist vielleicht den größten Sieg eines Künstlers unserer Zeit über alle schwelgerischen Abenteuer, die vor der Härte der Kunst ausweichen. Diesen Bildern entnimmt man nichts von den privaten Empfindungsangelegenheiten des Künstlers, man wird nicht beglückt oder betroffen vom Lichte seiner persönlichen Begeisterung. Das Bild ist nicht mehr das bloße Medium, durch das die privaten Gefühlsbeziehungen zwischen Künstler und Betrachter sich entgegenstrahlen. Man weiß garnichts mehr vom Künstler selbst, ahnt, seit das Bild besteht, nicht einmal, daß er überhaupt existiert. Es gibt nur noch Beziehungen vom Bilde selbst zum Betrachter. So hat auf einmal das Bild eine noch nie dagewesene große und allgemeine Gefühlsbedeutung bekommen, hinaus über jede Stimmung des Moments.

Matisse bringt die einfachsten und stärksten Funktionen jedes Körpers und Raumes, und nur die, welche für die Erfahrung des Auges die bekanntesten sind, zum Ausdruck mit den Mitteln der Fläche, des Zweidimensionalen. Alles muß seine Beziehungen, ganz auf letzte Erfahrungsmomente gebracht, innerhalb der Wirkungen des absolut Zweidimensionalen zeigen. Bei diesen Bildern versucht man nicht einmal mehr auf die die dritte Ausdehnung der Körper und die Raumperspektive zu raten. Der Betrachter ist sich jederzeit bewußt, daß alle Dimension des Raumes wohl in der Natur da ist, aber er ist stets innerlich gezwungen, zu fühlen, daß die Raumdimension der Natur nicht in dem Wesen dieser Malerei enthalten sein kann.

Dieses Einspannen der Formen in die malerischen

Möglichkeiten des Zweidimensionalen verhält sich zur Raumausdehnung der Natur wie Erscheinung zu Erkenntnis. Die einfachste Erscheinungsform der Dinge und die einfachste Form des Malerischen treffen sich hier. Dadurch entsteht eine ungeheure und so beziehungsvolle Vieldeutigkeit des Bildes. Plötzlich hat beim Betrachter jedes Ding des Gemäldes wieder jene stoffliche Bedeutung wiedergewonnen, die es in der Natur hat; denn der Betrachter erkennt sofort das rein Symbolische der zweidimensionalen Form. Man weiß auf einmal wieder von jedem Wesen im Gemälde den Gefühlswert und die Bedeutung, die es im Leben hat. Vor dem Frauenakt weiß man, daß die Nacktheit des Bildes im Leben Geschlecht ist, und das Porträt erinnert an die Kraft psychischer Ströme im Leben. Der Betrachter erfüllt die Wesen des Bildes nun wieder mit den Erfahrungen, den Stimmungen und Wünschen seines eigenen persönlichen Lebens. Matisse zeigt den Beginn einer Freskokunst, deren Wirkung auf die Massen in der Fähigkeit des Bildes zum Aufsaugen jeder individuellen Gefühlsnuance ruht.

Dieses heftige Besinnen auf die Bedeutung des Gemalten in der Wirklichkeit und auf die Gewißheit, daß das Malen ein rein symbolischer Akt sei, erinnert an die Jahre der Kunst vor Giotto, ehe die Entdeckung der Raumillusion im Bilde die Grundlagen der ganzen Renaissancemalerei schuf. Giottos Formwerk und alle Mühen der Renaissance um die Perspektive entsprangen der Sehnsucht nach einer Oberherrschaft des Prinzips der Symmetrie. Das Symmetrienprinzip, dieses Erbteil der späten Antike, hat ein furchtbares und aufreibendes Ringen in der Kunst der Jahrhunderte zur Folge, alle Versuche, in die zwei Dimensionen des Flächenbildes eine Raumerkenntnis, die dritte Dimension, zu legen. Wie die mächtigen Strahlen eines starken Springbrunnens bogen sich diese Formbegierden der Symmetrie über die Zeiten, und während sie im neunzehnten Jahrhundert in tausendfarbigen Verkürzungen niedertropften, ließen sie in den Künsten des Naturalismus

noch einmal die letzten, qualvoll und matt aufzischenden Funkenlichter ihrer Kämpfe erkennen.

Matisse ordnet die Form nicht mehr nach der Symmetrie-Diktatur des Raumes. Er spannt unser Auge in die Beschränkung der zwei Dimensionen der Fläche, und er gibt unserer Zeit dafür das merkwürdige Glück, Schicksal und Bedeutung in den Formen der einfachsten Dinge des Lebens zu erkennen.

Abend

Von **Karl Bormann**

Ach, und wo führen all diese Wege hin?
Der Wolken buntes Leuchten — was meint es nur?
Mich treibt ein einsames Entzücken
singend im Herzen immer weiter.

Daß doch die Sonne grade im Niedergang
die frohsten Farben leicht in die Lüfte streut!
Da glaubt ich mit den leeren Händen
unverlierbare Schätze zu halten.

Vielleicht hat auch, wer gegen den Abgrund zu
auf schwarzen Rossen in Tod und Vernichtung stürzt,
solch immer erneutes Glück in den Augen
und auf den Lippen ein trunkenes Lachen.

Glossen

Von **Karl Kraus**

Das Gefolge

»An das P. T. Publikum! In Zeitungsberichten über den Besuch unseres Kaisers in der Rotunde wurde über den angeblichen Besuch des Monarchen beim Pavillon unserer Konkurrenz berichtet. Demgegenüber stellen wir fest, daß Se. Majestät nur bis zum »Sarg«-Pavillon

geführt wurde und von dort aus einen Blick in das Innere der Rotunde warf. Die Nahrungsmittelabteilung wurde Sr. Majestät gar nicht gezeigt und somit konnte der Kaiser weder unseren Pavillon noch denjenigen der Konkurrenz besichtigen.

Wir bitten, von dieser Richtigstellung Kenntnis zu nehmen.

Hochachtungsvoll

. . . . G. m. b. H.«

Für Geld ist von der Presse nicht nur ein Kaiserwort zu haben, sondern sogar das Zugeständnis, daß es für Geld zu haben ist. Ein Gesetz gegen unlautern Wettbewerb gibt es in Österreich nicht, einen Paragraphen gegen Ehrfurchtsverletzung gibt es: aber er wird durch das Fehlen des Gesetzes gegen unlautern Wettbewerb außer Kraft gesetzt. Die Ehrfurcht vor dem Kaiser zu verletzen steht jenen frei, die sie zum Objekt des unlautern Wettbewerbes zu machen wünschen. Eine Behörde, die seit Jahrzehnten die in keinem Staat der Erde mögliche Schmach verkaufter Kaiserworte duldet, bleibt auch vor dem Schauspiel unbewegt, wie die Krone in den Streit der Inseratenagenten gezogen wird. Und in einem Lande, in dem auch dies möglich ist, wagen die Feuilletonhallunken von der allem Amerikanismus abgewandten alten Kultur zu schwärmen. In demselben Lande, in dem es unmöglich wäre, ein kunstkritisches Urteil des Kaisers zu erörtern, weil nicht wie in Deutschland die Ehrenbeleidigung der Majestät, sondern die Verletzung der Ehrfurcht bestraft wird, und weil dieser Tatbestand schon im Widerspruch der Meinung und überhaupt dann gegeben ist, wenn man ihn finden will — in demselben Lande ist es erlaubt, ein kaiserliches Firmenlob zu erlügen, zu verleugnen, zu reduzieren, zu steigern. Der Kaiser, der der Industrie helfen will, kann nicht wissen, zur Förderung welcher Zwecke die Wissenden seine achtzig Jahre bemühen, und kein Obersthofmeister, Generaladjutant oder wie der Herr sonst heißt, findet sich, der hier ein aufklärendes Wort wagte. Denn die Ehrfurcht vor der Presse zu verletzen, verbietet ein Gesetz, das wir haben, wenn es auch noch nicht sanktioniert ist. Keiner dieser Fürsten, Grafen und Würdenträger traut sich, das Gefolge von Akquisiteuren zu verscheuchen. Und der Hirsch schreitet nach wie vor hinter dem Kaiser, und es sind nach der Beschreibung dieses gräßlichen Schauspiels in der ‚Fackel' sogar neue Hirsch-Karten ausgegeben worden, »offizielle Postkarten«, wie sie jetzt ausdrücklich heißen, auf denen sich die Frechheit der Presse und die Preßfurcht der Ausstellungsleiter zu einem grotesken Justament vereinigt

haben. Es gibt jetzt eine Hirsch-Karte, auf der der Vertreter der Neuen Freien, nunmehr ohne gelben Überzieher und ohne die leiseste Andeutung von Hosenbandeln, aber im Gehrock und mit Schirm, unerhört vornehm und mit einer Feierlichkeit, die nach ihrem Platz in der Fronleichnamsprozession schreit, unmittelbar hinter dem Kaiser einhergeht, gefolgt von dem Generaladjutanten Grafen Paar, der dem Hirsch à la suite beigegeben ist. Ursprünglich wollte ich diese Karte einem Teil der Auflage dieses Heftes beilegen, und nie wäre eine frappantere Illustration zu dem hier tausendfach besungenen Sieg der Presse über die legitimen Mächte in Staat und Gesellschaft erschienen. Man traut seinen Augen nicht; man hält es nicht für möglich, daß vor dieser in Dingen der Majestät überempfindlichen Judikatur so etwas wirklich bestehen könne, fragt, ob gegen diese Honoratioren und Exhibitionisten, die solche Scherze zu machen wagen, nicht die Anklage erhoben, ob nicht das Ärgernis in der nächsten Stunde aus den Schaufenstern der Ansichtskartenhandlungen entfernt werde; und ist überzeugt, daß die Äußerung, die der Kaiser vor einem Bild getan hat: »Dieser Hirsch ist aber entsetzlich!«, sich auf die Situation beziehen müsse, die erst zu einem Bilde hergehalten hat. Denn es ist vollkommen undenkbar, daß man irgendeinem Staatsoberhaupt, dessen Familie beiweitem nicht auf eine mehrhundertjährige Exklusivität gesellschaftlichen Verkehrs zurückblickt, daß man selbst dem Herrn Roosevelt, der doch an allerlei gewöhnt ist, die konstante Gefolgschaft — nicht aller, das ginge noch — nein, eines einzigen individuell riechbaren Sancho Pansa vom lokalen Teil zuzumuten wagte. Es ist auch vollkommen ausgeschlossen, daß irgendwo anders in dem Augenblick, in dem der Momentphotograph eine Jagdausstellung betritt, diese ganze Meute von Titeljägern, diese Koppel von Konsuln und Parasiten losgelassen würde, daß sich die Kaiserlichen Räte malerisch um den Kaiser zu gruppieren wagten und die schweißenden Hirsche ein freundliches Gesicht dazu machten, und daß man in allen Schaufenstern einer Stadt das illustrierte Hoch! eines Maules zu sehen bekäme, das einem Manne gehört, der durchaus von der siebenten in die sechste Rangsklasse vorrücken will. Dieser ganze Triumph der Gewinnsucht und Zudringlichkeit um, durch und über die Majestät ist in keinem Lande der Welt möglich, außer eben in diesem durch jede Bloßstellung in immer noch tiefere

Schmach masochistisch gepeitschten Österreich. Und in keinem wäre der Fall möglich, daß der Handel mit Kaiserworten nur umso schamloser getrieben wird, seitdem einmal ein Handelsrichter, der über ihre Preiswürdigkeit zu entscheiden hatte, die bloße Zumutung für eine Majestätsbeleidigung erklärt und die Abtretung des Aktes an die Staatsanwaltschaft angedroht hat. Nirgendwo wäre es möglich, daß sich die Agenten auf offener Straße um die Aufträge auf Kaiserlob balgen und daß dann noch Journalisten, die bei dem Handel zu kurz kamen, die finanzielle Enttäuschung in ethische Entrüstung kleiden. Denn es scheint etwas geschehen zu sein, was die Leute, die die Kaiserworte veröffentlichen, zur loyalen Mißbilligung des eigenen Unfugs treibt. Ja, wenn nicht alle Anzeichen trügen, hat die Neue Freie Presse diesmal nicht fünf, sondern nur vier Gulden für die Zeile bekommen. Ein Annoncenbureau scheint das Monopol auf Kaiserworte an sich gerissen zu haben und läßt die Blätter nicht mehr so viel verdienen wie früher. Und in der ‚Österreichischen Faktorenzeitung', die sich eigentlich mit derlei Angelegenheiten nicht zu befassen hätte, so lange sie für ›Faktoren‹ schreibt, die Druckereileiter sind und nicht galizische Vermittler für alles, wird unter dem Titel ›Österreichische Gewerbeförderung‹ die folgende Notiz veröffentlicht:

Aus Anlaß des wiederholten Kaiserbesuches der Jagdausstellung bringen unsere Tagesblätter spaltenlange Berichte und zitieren alle hiebei fallenden Bemerkungen des Monarchen. Man sollte nun glauben, daß diese Berichte ein ungefärbtes Spiegelbild der Besuche geben sollen, wozu ja die Tagespresse gewissermaßen verpflichtet ist; dies trifft nun leider nicht zu und die ohnehin schwer belasteten Geschäftsleute werden gezwungen, die Wiedergabe des Besuches der einzelnen Etablissements durch den Kaiser extra zu bezahlen, und zwar die Druckzeile mit zehn Kronen! Wer darauf verweist, daß er diese horrende Summe nicht zu zahlen vermag, und um etwas Entgegenkommen bittet, der bleibt unberücksichtigt, und selbst die schmeichelhaftesten Kaiserworte werden unterschlagen. Da sich mit der Ausbeutung dieser Kaiserbesuche ein Inseratenagent befaßt, der anscheinend gar nicht genug bei der Sache herausschlagen kann, so wäre es wohl Pflicht der kompetenten Stellen, diesem Treiben mehr Beachtung zu schenken und diejenigen, die mit den Mitteln haushalten müssen, nicht einfach unterdrücken zu lassen. Die Aussteller haben wohl ein Recht darauf, die Bewertung ihrer Objekte nicht von solchen Geschäftspraktiken abhängig machen zu lassen! C. H.

Der Verfasser dieser Notiz ist der Druckereileiter der Neuen Freien Presse. Aber das ist nicht Rebellion, wie man auf den

ersten Blick vermuten könnte. Das ist Treue gegen den Unternehmer, der von dem Schacher mit Kaiserworten lebt, aber nicht vor den eigenen Kunden patriotisch beklagen kann, daß er zu wenig bekommen hat.

* * *

So ist das Leben

(Aus einer und derselben Zeitungsspalte)

Laut Mitteilungen von Wiener Tagesblättern wurde der Chefredakteur der ‚Österreichisch-ungarischen Sparkassen-Zeitung', Heinrich P., am 20. d. M. unter dem Verdachte der Erpressung verhaftet.

Herrn Gustav S., Eigentümer und Herausgeber der ‚Österreichisch-ungarischen Sparkassen-Zeitung', wurde in Anerkennung seines publizistischen Wirkens der Titel eines kaiserl. Rates mit Nachsicht der Taxe verliehen.

* * *

Vom Lynchen und vom Boxen

»Ich bitte Sie, zu erklären, daß die in Mastodon, Mississippi, vollzogene Lynchung des Negers Curl in aller Ruhe und in vollster Ordnung vor sich ging. Sie wurde von den angesehensten Leuten des Ortes, Bankiers, Advokaten, reichen Landwirten und Kaufleuten, geleitet.... Ich kann sagen, daß noch niemals vielleicht an einer Lynchung so viele wahrhaft vornehme Menschen sich beteiligt haben . . .«

Diese Erklärung erschien, wie die verläßliche Schere des Neuen Wiener Journals behauptet, in vielen amerikanischen Blättern. Sie war ein Protest gegen die mögliche Unterstellung, daß es bei dieser Lynchung grausam zugegangen sei. Im Gegenteil wurde nichts getan, was irgendwie gegen die Vorschriften einer humanen Lynchung verstoßen hätte.

»Ich verlangte für mich nur ein einziges Vorrecht: ich wollte beim Hochziehen des Negers, den wir aufknüpfen wollten, als Erster den Strick in die Hand nehmen. Meine lieben Freunde und Nachbarn erklärten diesen meinen Wunsch für durchaus berechtigt und legten mir kein Hindernis in den Weg. Aber ich glaube, daß der Neger schon vor Angst tot war, als ich mit einem starken Zug ihn in die Luft hinauf beförderte. Er bewegte sich nicht mehr und zappelte nicht mehr mit den Gliedern; von dem Augenblick, in welchem er hochgezogen wurde, zuckte kein Muskel seines Körpers mehr.«

Aber auch bis dahin wurde nichts unterlassen, was der Philantrop vorzukehren hat, wenn es gilt, dem Schwachen beizustehen:

»Bevor ich noch den Strick in Bewegung setzen konnte, mußte ich den Neger stützen, denn die Beine zitterten ihm so, daß er nicht stehen konnte.«

Ein Akt christlicher Nächstenliebe, der um so größere Anerkennung verdient, als gerade bei Lynchungen sonst fast durchwegs etwas rücksichtslos verfahren wird. Der Verfasser der Erklärung ist ein Steuererheber namens Miller, dessen Bruder nämlich, ein Polizeibeamter, vom Neger Curl getötet wurde. Auch für diese Tötung wird ein Grund angegeben. Der Polizeibeamte wollte den Neger Curl verhaften. Aber auch dafür wird ein Grund angegeben: »weil Curl an eine weiße Frau einen beleidigenden Brief geschrieben hatte«. Ob auch dieses Vorgehen einen Grund hatte und ob etwa der Brief eine Antwort auf einen schmeichelhaften Brief war, haben wir nicht erfahren. Aber bald darauf wurden tausend Neger gelyncht und der Grund, hieß es, war ein Sieg im Boxen, den ein Neger über einen Weißen errungen hatte. Vielleicht war aber dieser Grund nur ein Vorwand, und vielleicht lag bloß die Gefahr nahe, daß tausend Neger an zehntausend weiße Frauen beleidigende Briefe schreiben könnten. Die verläßliche Schere des Neuen Wiener Journals hat uns darüber mit einer Schilderung vom Negerhaß in Amerika beruhigt, in der es hieß:

Der Schwarze ist in den Augen des Amerikaners eben nun einmal kein richtiger Mensch. Die amerikanische Dame, die sonst an Prüderie mit mit ihren Stammesgenossinnen in der ganzen Welt es reichlich aufnimmt, kleidet sich in Anwesenheit eines Negers ruhig an oder aus, und wenn die erstaunte europäische Freundin sie darob zur Rede stellt, so antwortet sie kaltblütig: »Der Nigger ist doch kein Mann!«

Sehr richtig! Aber die europäische Freundin soll nur nicht so erstaunt tun. Auch sie würde sich, wenn ein Somali-Dorf in die Nähe kommt oder bei sonst einer besonderen ethnographischen Gelegenheit, in Anwesenheit eines Negers ruhig an- oder auskleiden. Denn ob der Nigger kein Mann ist, davon möchten sich alle, die Weiber sind, gern überzeugen. Und weil das ihre Männer fühlen, darum werden sie die Nigger vom Erdboden weglynchen, bis diesen kein Muskel mehr zuckt. Bankiers, Advokaten, Landwirte und Kaufleute und alle wahrhaft vornehmen Menschen werden sich an dieser Lynchung beteiligen. Und werden dann sagen, daß sie doch besser boxen können. Und nur einen Champion werden sie nicht besiegen: den Neger der weiblichen Phantasie. Denn

den hat den Weibern die Natur als Entschädigung für den reellen Christen gegönnt.

* * *

»Ehrlich 606«

In einem Leitartikel über die Syphilis, zu der jetzt also — infolge des Zwischenfalls der Ehrlichschen Entdeckung — sogar die Neue Freie Presse Stellung nehmen muß, teilt jene das Los aller Mächte, die dem Liberalismus über den Kopf wachsen. Durch Jahre totgeschwiegen, wird sie jetzt zwar angegriffen, aber nicht genannt. Wenigstens nicht im Leitartikel. Die Neue Freie Presse spricht von »Ehrlichs unaussprechlichem Mittel«, weil es Dioxydiamidoarsenobenzol heißt: aber sie spricht es noch immer geläufiger aus als die Krankheit, gegen die es erfunden wurde. Hier hilft sie sich, so gut es geht, mit den folgenden Bezeichnungen: »Eine seit etwa fünf Jahrhunderten bekannte Seuche.« »Wir kennen sie aus dem in ewiger Jugend blühenden Werke des alten Rabelais.« »Das Leiden des armen Heinrich, für den die süße reine Ottegebe ihr Herzblut gab.« »Das verzehrende Übel, das Ulrich von Hutten zu Tode quälte.« »Eine der schauerlichsten Seuchen, die den Kranken in Scham und Elend verkommen läßt und die einen Augenblick des Vergessens noch an Kindern und Kindeskindern rächt.« »Eine fürchterliche Plage.« »Dieses allertückischeste, allerschleichendste Übel.« »Diese Gräßlichkeit.« »Dieses Gift im Körper.« »Diese Krankheit.« Nun, Verwechslungen sind da wohl ausgeschlossen. Der Hinweis auf Rabelais, Hutten und den armen Heinrich genügt, um klar zu machen, daß nicht die ‚Fackel' gemeint sein kann. Und zum Überfluß erklärt die Neue Freie Presse, »im Speyerhaus in Frankfurt, wo Ehrlich arbeitet«, sei »auch ein gutes Stück falscher Moral begraben worden«. So daß also die Syphilis doch darauf hoffen kann, selbst im Leitartikel einst mit vollem Namen genannt zu werden, nämlich wenn sie nicht mehr sein wird. Ein schwacher Trost, aber anders ist da nichts zu wollen. Was soll man zum Beispiel zu einem »Augenblick des Vergessens« sagen, der noch an den Kindern und Kindeskindern gerächt wird? Man würde »Verweile doch, du bist so schön« sagen, wenn es nicht eben jener Augenblick wäre, dem die Kinder und Kindeskinder,

ach, ihre Entstehung danken. Daß sie ihm auch ihr Verderben danken, ist ein alttestamentarischer Fluch, mit dem die Natur das Christentum narrt. Und sie ist am Ende auch nicht gesonnen, sich von der fortschreitenden Wissenschaft ihre Würgengel zähmen zu lassen. Die apokalyptischen Reiter wird die apokalyptische Zahl 606 vielleicht doch nicht bannen. Was würde die Moral ohne ihre Syphilis anfangen? Diese war nicht die Gefahr, sondern die Schutzvorrichtung. Nicht die Moral hielt die Menschen ab, sich die Syphilis zuzuziehen, sondern die Syphilis hielt sie ab, sich der Moral auszusetzen. Sie wären ihr rettungslos preisgegeben. Sie würden alle schuldig werden, die heute nur krank werden. Heute ist die Syphilis eine Krankheit, die man hat, aber nicht nennt. Wenn es wirklich so weit kommen sollte, daß man sie nennt, aber nicht hat, es wäre ein Zustand, den die Gesellschaftsordnung nicht um einen Tag überlebte. Es wird nicht so weit kommen. Man hat die Scham vor dem Apotheker nicht in den Kalkül gezogen. Die Beschaffung jenes Mittels, das im Jahre 1910 gegen jene Krankheit gefunden wurde, die eine Folge jenes Augenblicks ist, dem die besten Christen ihr Dasein verdanken, wird mit großen Schwierigkeiten verbunden sein. Nur eine Menschheit, die alle Scham abgelegt hat, wäre bereit, sich von deren letzten Folgen kurieren zu lassen. Und so besteht die Aussicht, daß Dioxydiamidoarsenobenzol unaussprechlich bleibt und der Name Ehrlich nur mit der Erfahrung verknüpft sein wird, daß Syphilis am längsten währt.

* * *

Was ist ein Name . . .

Die einzige gute Sache, die im Annoncenteil der Wiener Presse bisher vertreten wurde, sie wird unterdrückt, das einzige anständige Inserat in dieser Fülle von Betrug und Unfug, es wird nicht geduldet. Diese traurige Wahrheit spricht mit beredten Worten aus dem folgenden Schreiben, das der Empfänger, der diskret genug war, seinen Namen herauszuschneiden, mir übermittelt hat:

Wien, am 25. Juni 1910

Herrn . . . ., Wien.

Laut Auftrag des k. k. Preßbureaus dürfen wir Inserate, in welchen die Worte »Gummi« oder »Fischblasen« vorkommen, nicht mehr in unserem Blatte zur Einschaltung bringen. Da in dem Inserat Ihrer werten Firma sich leider diese verbotenen Worte befinden, erlauben wir uns an Sie mit der höflichen Bitte heranzutreten, für dieselben eine geeignete Textänderung vorzunehmen. Wir können Sie versichern, daß wir nicht aus eigener Initiative mit dieser Bitte an Sie herantréten, sondern von dem k. k. Preßbureau, welches in dieser Angelegenheit allgemein vorgeht und dieselbe Änderung für alle anderen Blätter verlangt, gezwungen werden.

Im Voraus bestens dankend, zeichnen wir

hochachtungvoll

V. Chiavacci's

‚Wiener Bilder'

Illustriertes Familienblatt.

Herr Chiavacci hat kürzlich den Bauernfeld-Preis bekommen. Er verdient ihn für den warmherzigen Eifer, mit dem sein Familienblatt die gute Sache retten will, wenn ihr die Behörde schon den üblen Namen versagt. »Die Sache wills, die Sache wills, mein Herz! Laßt sie mich euch nicht nennen, keusche Sterne!« Herr Pötzl, der auch kürzlich den Bauernfeld-Preis bekommen hat, duckt sich und gibt die Sache preis. Wiewohl das Neue Wiener Tagblatt wahrlich schon schlechtere Artikel gebracht hat als solche, und wiewohl doch nichts die Interessen eines Familienblattes mehr alteriert als die Verhinderung einer Sache, die zur Verhinderung der Sache dient. Auch die Neue Freie Presse, die doch einsehen müßte, daß diese Pariser Artikel die besten sind, und jedenfalls viel besser als die des Herrn Berthold Frischauer, wirft die Flinte ins Korn. Freilich ist sie kein Familienblatt. Und der Staat wiederum ist ein Familienvater, der auf Vermehrung hält. Er braucht Soldaten. Aber er läßt es doch oft selbst nicht so weit kommen, indem er nämlich zweijährige Kinder, die kein Obdach haben, auf der Straße sterben läßt. Wäre es da nicht sittlicher, solchen Jammer im Keime zu ersticken, anstatt auf Annoncen Jagd zu machen und die Flüche verzweifelnder Eltern sich nachdonnern zu lassen? Wenn schon in Spitälern und Asylen kein Platz für tuberkulöse Kinder ist, soll darum auch in den Annoncenrubriken kein Platz für das Mittel sein, das uns

auf eine legitime Art den Anblick dieses irrenden Elends erspart? Und der Staat sollte schließlich bedenken, daß es außer einer kupplerischen Sittlichkeit, die zwischen den Begriffen Gummi und Sünde vermittelt, auch noch hygienische Zwecke gibt, und daß er deren Verfolgung erschwert, wenn er ihre Förderer verfolgt. »Ehrlich 606« dürfte dort oft zu spät kommen, wo ein Blick in den Annoncenteil präservativ gewirkt hätte. Ist etwa die Bilanz des Bankvereines reeller als solches Angebot? Der alte Kindskopf Staat sollte endlich einmal wissen, wo er uns zu schützen hat, und daß es lächerlich ist, bloß den Schutz zu verhüten. Er denkt aber, es sei besser, daß die Bürger durch unsittliche Handlungen krank werden, als daß sie durch ein Gesundheitsmittel auf unsittliche Gedanken verfallen. Darum hat das problemschwere k. k. Preßbureau – das, wie wir gehört haben, »allgemein vorgeht« – sichs in den Kopf gesetzt, die Urheber von Pariser Artikeln zu Stilkünstlern zu erziehen. Herrn Chiavacci — es soll der Dichter mit dem Gummikönig gehen — bleibt nichts übrig, als ihnen zuzureden. Man kann schließlich alles umschreiben. Selbst die Bitte an den Inserenten könnte man mit den Worten umschreiben: »Was ist ein Name? Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften.« Und würde immer wieder die Vorstellung der Rose wecken. Wie will der Staat das ändern? Da wäre es schon logischer, die Rosen zu verbieten. Denn jedes Wort, das sie umschreibt, bringt sie uns nahe und um so näher, als wir die Freude des Erratens dazu bekommen. Vorstellungen leben sich ein. Wenn man heute das Wort »Dummheit« sagt, denkt man gleich an »behördliche Maßnahme«. Um ein Wort vor dem Verstandenwerden zu schützen, müßte man es häufig wechseln. Das österreichische Vorstellungsleben würde ein wenig aufgemischt werden, die Sittlichkeit hätte ihren Profit, nur den Händlern wäre nicht gedient, die doch ihre Ware an den Mann bringen wollen. »Gummi« — das war einmal ein ganz anständiges Wort. »Vorsicht« — das war einmal der Tapferkeit besseres Teil. »Hygienische Artikel« — da weiß man auch schon, was gemeint ist. Man soll's nicht und soll's doch wieder wissen. Eine verdammt schwere Aufgabe. Ein unzerreißbares Dilemma. Nennen wir den Fall einen gordischen Knoten — so wird man doch wieder aha! sagen. An den Inserenten ist es, sich den Kopf zu zerbrechen. Den Bauernfeld-Preis dem, der die richtige Lösung findet!

* * *

Das Paradies der Erpresser

Ein ehemaliger Offizier erschien bei einem ihm bis dahin unbekannten Frauenarzt und verlangte sechstausend Kronen; im Weigerungsfalle werde er ihn wegen sieben Fruchtabtreibungen der Staatsanwaltschaft anzeigen. Der Arzt wies den Mann ab. Drei Tage darauf erhielt er einen rekommandierten Brief, in dem die Drohung wiederholt, mit dem »Offiziersehrenwort« bekräftigt und ihm ein letzter Termin gesetzt wurde. Der Oberleutnant wurde wegen Erpressung angeklagt. In der Verhandlung erklärte er, er habe aus ethischer Überzeugung gehandelt und den Arzt durch den Erlag der Summe einen Schuldbeweis erbringen lassen wollen. Der Arzt erklärte, er habe keine Furcht gehabt, da er ein gutes Gewissen habe. Der Gerichtshof sprach den Angeklagten frei. Dieser habe zweifellos in gewinnsüchtiger Absicht gehandelt, aber da sich der Bedrohte nicht gefürchtet habe, liege keine Erpressung vor. Für die österreichischen Erpresser eröffnet sich somit eine neue Chance. Entweder — so war es schon bisher — hat der Bedrohte ein schlechtes Gewissen: dann zahlt er, und der Erpresser lebt herrlich und in Freuden. Oder — das ist die neue Ära — der Bedrohte hat ein gutes Gewissen: dann wird der Erpresser freigesprochen und versucht es ein Haus weiter mit mehr Glück. Bis jetzt wurde er bloß nicht angeklagt, weil der Bedrohte eher zahlte als daß er zugab, ein schlechtes Gewissen zu haben. Jetzt wird er angeklagt, aber nur dann eingesperrt, wenn sich auch der Bedrohte einsperren läßt, das heißt, wenn er eher zugibt, ein schlechtes Gewissen zu haben, als daß er zahlt. Früher erpreßte nur der Erpresser; jetzt hilft ihm dabei die Justiz. Der Staatsanwalt hatte den Arzt gefragt, ob er nicht auch im Falle des guten Gewissens »fürchten mußte, daß eine polizeiliche Anzeige gegen ihn im Kreise seiner Kollegen peinlich wirken könnte«. Als der Zeuge dies für ausgeschlossen erklärte — weil bekanntlich noch nie ein Wiener Frauenarzt vom andern geglaubt hat, daß er Fruchtabtreibung begehe und weil Fruchtabtreibung eine Handlung ist, die die Frauenärzte noch entschiedener verpönen als das Gesetz —, war der Gerichtshof beruhigt. Um den Erpresser zu verurteilen, hätte er das Geständnis des Arztes gebraucht, daß er ein schlechtes Gewissen habe. Da dieser es trotz wiederholter eindringlicher Befragung nicht zugeben wollte, blieb dem Gerichtshof nichts übrig als den Erpresser freizusprechen, mit der Begründung, daß »bei dem über

jeden Verdacht erhabenen Arzt die beabsichtigte Wirkung nicht eingetreten sei«. Die Wirkung, die ein Erpresser beabsichtigt, ist nämlich nicht so sehr der Empfang von 6000 Kronen als die Angst des Spenders. »Die Eignung einer Drohung muß nach der Individualität des Bedrohten beurteilt werden«. Bei Schweißausbruch des Bedrohten wäre der Tatbestand der Erpressung zweifellos gegeben. Daß der Arzt gerade durch seine Unbefangenheit den Beweis für die Gefährlichkeit der Drohung liefern könnte, daß gerade seine Furcht lieber die Harmlosigkeit zugeben würde als die Furcht, und daß sich in seinem Gefühl die infame Alternative »Geld oder Anzeige« vielleicht schon zur infameren Alternative »Freispruch des Erpressers oder Anklage wegen Fruchtabtreibung« gesteigert hat — das bedenkt diese Paragraphenpsychologie nicht. Diese Gerechtigkeit verurteilt einen Burschen, der auf der Ringstraße ein Handtäschchen erbeutet, zu lebenslangem Kerker, weil die Besitzerin erschrocken ist, und spricht den Erpresser frei, weil der Arzt ein gutes Gewissen hat. Der Vorsitzende wird hoffentlich konsequent bleiben, wenn ich jetzt so zu ihm spreche: Dafür, daß Sie dem Arzt sein gutes Gewissen attestiert und den Erpresser freigesprochen haben, haben Sie von jenem die Behandlung Ihrer Geliebten und von diesem die nächste erpreßte Summe zugesichert bekommen. Ich verlange von Ihnen, daß Sie mir die Hälfte des Betrages geben, widrigenfalls ich die Anzeige wegen Verbrechens des Mißbrauches der Amtsgewalt, Vorschubleistung zur Fruchtabtreibung und Teilnahme an einer Erpressung erstatten werde. Da Sie aber ein gutes Gewissen haben und über jeden Verdacht außer über den der Naivität erhaben sind, erwarte ich meinen Freispruch von der hiemit begangenen Erpressung.

* * *

Der soziale Ton

Nur aus dem Gerichtssaalbericht dringt das Echo der Zeit. Nur die verstümmelte Anklageschrift oder das schlecht mitgeschriebene Referat eines Votanten führt die echte Sprache der beleidigten Gesellschaftsordnung. Wenn der letzte Flimmer von Logik weggeblasen ist, kommt die Dummheit erst zu plastischer Geltung. In München wurde ein Anarchistenprozeß geführt, dessen Angeklagte sich von einem Absynthrausch der neunziger Jahre, von

einem ausgelebten Vagantenideal und etwa noch von dem Programm: »Wir wollen in die böhmischen Wälder gehen und dort eine Kabarett-Truppe sammeln!«, zu unvorsichtigen Redensarten hatten hinreißen lassen. Anstatt nun diese harmlosen Leute lebenslänglich im Prytaneum zu verköstigen, hat man sie bloß freigesprochen. Und darum Räuber und Kabarettiers! Über diesen Justizmord aber brachten die Zeitungen spaltenlange Berichte und in der Einleitung standen die Worte der Anklageschrift, die die Angeklagten wie folgt charakterisiert: »Sie waren es, welche Bombenattentate, Gütergemeinschaft, freie Liebe und dergleichen empfohlen und Pläne zu Einbruchsdiebstählen, Zerstörung öffentlicher Gebäude durch Dynamit erörtert und bereits bestimmte einzelne Verbrechen in Aussicht genommen haben«. Das einzige, das sie fast ausgeführt haben, soll die freie Liebe gewesen sein. Aber der Staatsanwalt traut einem dergleichen immer erst zu, wenn er ihn schon des Bombenwerfens überwiesen hat.

* * *

Der geistige Ton

Einem verstorbenen Baurat ruft ein liberaler Parteigenosse nach: »In seinem Elemente war er — und dafür zeugen die zahlreichen Bauten von Gotteshäusern, die im In- und Auslande nach seinen Plänen errichtet wurden — wenn er Gelegenheit hatte, den Stein zum Rollen zu bringen für den Gedanken des Bauwerkes, dessen Schaffung ihm oblag«. Dieser Stein ist nicht identisch mit dem konservativen Grundstein, der bei einem Bauwerk gelegt wird, sondern ist ein fortschrittlicher Stein, der zum Rollen gebracht wird. Woraus sich die vielen Hauseinstürze des liberalen Gedankens erklären mögen. Wie aber beschreibt die Neue Freie Presse das Verhalten des Publikums bei einer Regenkatastrophe? »Die drängende Masse schwoll lawinenartig an« und »die Aufrechterhaltung des Überfüllungsverbotes angesichts des Elementarereignisses ließ eine Flut von Verwünschungen hervorbrechen«. Es kam jedenfalls auch zu stürmischen Auseinandersetzungen, man tappte lange im Nebel der Ungewißheit, ob noch eine Elektrische gehen werde, bis sich infolge der Versicherung, daß dies der Fall sei, die Stimmung aufheiterte.

* * *

Der gebildete Ton

Manchmal liest man einen Satz, welcher einem den ganzen Haß gegen die formale Bildung zuführt, den man fürs Leben braucht und den man sich sonst erst umständlich aus Büchern, Leitartikeln, Universitätsvorlesungen und gesellschaftlichem Verkehr zusammenklauben muß. So schreibt zum Beispiel der Herr Doktor Viktor Ruß — gewiß nicht nur einer der maßgebendsten, sondern auch einer der gebildetsten Männer dieser an ihrer fürchterlichen Bezeichnung noch immer nicht krepierenden »Jetztzeit« — in der Neuen Freien Presse die folgenden Worte, in denen der Bildungs-Ruß die greifbarsten Formen angenommen hat:

Diese Tatsache war für den mit der Vorberatung betrauten Permanenzausschuß des Staatseisenbahnrates mitbestimmend, daß sein Subkomitee eine Expertise einberief, über deren vorläufiges Ergebnis nicht so sehr, weil des Materials viel geliefert wurde, als vielmehr über deren vorläufigen Eindruck Mitteilung zu machen, die Redaktion mir den Wunsch ausgesprochen hat, den ich als Vorsitzender dieser Enquete unbefangen zu erfüllen gerne bereit bin.

Was gebührend zur Kenntnis zu nehmen, ich in diesem Falle nicht anstehe ausdrücklich und unter Hinweis auf den durch dieses vorläufige Ergebnis des Permanenzausschusses der liberalen Ödigkeit erzielten Eindruck zu erklären, weil es sich um eine Tatsache handelt, die für den Staatseisenbahnrat mitbestimmend sein könnte, ähnliche Verkehrshindernisse unbefangen zu beseitigen, womit ich die Ehre gehabt zu haben wohl gespeist zu haben wünsche.

* * *

Die Milderungsgründe

So rächt sich der Journalismus für die Diskretion der Militärjustiz:

Neue Freie Presse: »Man glaubt, daß als Milderungsgründe angenommen wurden: Die sehr gute militärische Dienstleistung des Angeklagten und seine von den Psychiatern konstatierte geistige Minderwertigkeit.«

* * *

Ein Fall von Inkompatibilität

Die Militärstrafprozeßordnung ist schließlich noch erträglich. Ein Blumenkorso meinetwegen auch. Aber beides zugleich — das geht nicht! Zu den Plagen der Hofrichter-Affäre hat dieser entsetzliche Parallelismus gehört: Tagtäglich, im Morgen- und Abendblatt, »wurde gemäß den Bestimmungen der Militärstrafprozeßordnung das geschöpfte Urteil dem Korpskommandanten G. d. I. von Versbach-Hadamar vorgelegt«, und in der benachbarten Spalte schon »bemerkte man u. a. die Gemahlin des Korpskommandanten G. d. I. Versbach v. Hadamar (rosa Rosen und Tülltuffs)«. Wenn ein Ehepaar in die Öffentlichkeit tritt, so muß doch eine gewisse einheitliche Grundstimmung vorwalten. Wenigstens in den Tagen so wichtiger Entscheidungen. Also künftig, wenn ich bitten darf, entweder die Häuslichkeit Albas ohne Blumenkorso, oder Pflichten der Saison ohne Todesurteil. Nur kein Durcheinander!

* * *

Was man in Amerika von Österreich weiß

Aus dem New York Herald vom 5. Juli 1910:

In the dual Monarchy

Mr. and Mrs. W. K. Vanderbilt and Mr. Winfield Hoyt have arrived at the Hotel Stern, Marienbad.

Dr. Paul Cohn, of Vienna, has arrived in Carlsbad for a short sojourn.

* * *

Theaternachrichten

» . . . Deshalb war das laute Händeklatschen, mit dem man Ehrlich begrüßte, wohl berechtigt. In seiner bescheidenen Art lehnte er übrigens für sich den Beifall ab . . .«

Trotzdem wiederholt gerufen, zum Schluß nicht endenwollender Beifall . . . Tristan gesungen? Nein, Menschheit von Syphilis befreit.

*

»Aus Nürnberg schreibt man uns: Der Charakterdarsteller L. . . . . von der zu Hunderten anwesenden Menge mit stürmischem Beifall empfangen.«

Franz Moor gespielt? Im Gegenteil. Die Operettensängerin M. bei einer Kahnpartie vom Ertrinken gerettet.

*

Die zweite Nachricht bedarf eines Kommentars. Der Begriff »Charakterdarsteller« gewinnt dank der Sozialisierung des Schauspielerstandes seinen vollen Edelgehalt. In früheren Zeiten hätte der Kollege, der mit der Kollegin eine Kahnpartie unternahm, sie ertrinken lassen, in dem trügerischen Glauben, daß er dann allein für die Hervorrufe des Publikums werde danken können. Heute wissen die Schauspieler bereits, daß sie gerade durch Werke der Nächstenliebe bei Presse und Publikum reüssieren. Es wäre bedauerlich, wenn die ethische Entwicklung der deutschen Schauspieler durch die Enthüllungen, die soeben über den Herrn Nissen hereingebrochen sind, wieder aufgehalten würde. Es besteht die Gefahr, daß jetzt dieser um die Hebung der schauspielerischen Ethik so verdiente Mann unter die Schwelle des Standesbewußtseins hinabgestoßen wird. (Siehe die Broschüre »Nissen, Ein Kapitel Bühnengenossenschaft« von Karl Vogt.) Man sollte aber den Schauspielern, die das redliche Bestreben haben, sichere Kantonisten zu werden, ihre Ideale nicht unnötig verteuern. Sie wollen nicht, daß ihre Kolleginnen Prostitution treiben. Dafür sind sie bereit, sie erforderlichenfalls vom Ertrinken zu retten. Sie sind edel, hilfreich und gut. Vergessen wir nie, daß die Arbeit undankbar genug ist. Was geschieht zum Beispiel, wenn ein Revolverjournalist am Ufer steht und man keine Hand frei hat, um den Hut zu ziehen, und nicht die Geistesgegenwart besitzt, »Grüß Gott, Doktor!« zu sagen? Dann war die Rettung umsonst: die Notiz erscheint nicht.

* * *

So schlecht wie einst

Wenn die Reinhardt-Gesellschaft Wien wieder verläßt, ist die Kritik dümmer geworden, und das Burgtheater muß es büßen. Nun hat es ja das Burgtheater nicht besser verdient, und wiewohl seine Zwerge in der Aufmachung des Herrn Reinhardt und zumal wenn sie als Gäste nach Wien kämen, ins Riesenhafte wüchsen, so mag man zugeben, daß das Burgtheater heute auch unverdienten Tadel verdient hat. Denn ein Theater, welches sich von Pompeji bloß dadurch unterscheidet, daß es keine Trümmer hat, und welches ausschließlich auf die Versicherung der Fremdenführer angewiesen ist, hier sei einmal die Wolter gegangen, hat für Einheimische die Kasse zu schließen. Im allgemeinen Mangel an schauspielerischen Persönlichkeiten liegt gewiß ein hinreichender Grund, ein einzelnes Theater zu entschuldigen, obschon kein hinreichender Grund, es

zu besuchen. Aber wenn es ein Theater gibt, dem auch die Nachsicht versagt werden muß, so ist es das Burgtheater, und keines hat wie dieses die Verpflichtung, einen ehrenvollen Tod einem schmählichen Leben vorzuziehen. Traditionslose Bühnen mögen sich von unternehmenden Budapestern die Kultur und und sonstige Surrogate einwirtschaften lassen. Das Burgtheater hätte seinen Namen zu ändern, wenn es seine Vergangenheit zu überleben beabsichtigt, es hätte auf seinem Zettel bloß den berühmten Punkt zu belassen, den man infolge einer Anregung der ‚Fackel' voreilig beseitigt hat, und es dürfte dann getrost auch gute Kinematographenvorstellungen geben, die immer noch würdiger wären, als schlechte Klassikervorstellungen. Sicherlich, die Noblesse dieser Wüste, die es bisher verschmäht hat, sich mit malerischen Ausreden zu verleugnen, ist sympathischer als jenes zudringliche Fata morgana-Spiel, das in jedem Sommer unsere Kamele beglückt. Aber das Theater ist nicht dazu da, Mittelschülern die Lektüre der Klassiker zu ersparen. Wenn der Zeit, in der wir leben, schauspielerische Persönlichkeiten nicht abzugewinnen sind, so dränge sich ihr das Burgtheater nicht auf. Sonst gibt es sich einer Ungerechtigkeit preis, die einen Theaterdirektor für den Lauf der Welt verantwortlich macht, und jener kritischen Ungezogenheit, die einen toten Adler ermuntert, sich an einem lebenden Spatzen ein Beispiel zu nehmen. Sobald Herr Reinhardt ins Land kommt, sobald seine neurasthenischen Schlierseer unsern Theatersommer eröffnen, kann sich die junge Kritik nicht fassen vor lauter Horizonten. So stelle ich mir die erste Unterrichtsstunde vor, wenn die sexuelle Aufklärung ein obligater Gegenstand sein wird. Peinlich ist dabei außer der jugendlichen Freude nur, daß sie sich seit so vielen Jahren wiederholt, und daß die Dümmsten in der Klasse am lautesten wiehern. Das ewig neue Erlebnis verführt sie, die Mutter zu beschimpfen, die sie nur geboren hat, ohne ihnen zu sagen, wie es dabei zugegangen ist. Welcher von den Herren, die heute in Theaterdingen den Mund voller nehmen, als es ihrem Temperament geziemt, hätte ein Recht, zu leugnen, daß auch er der alten Burgtheaterkunst seine ganze kleine Geistigkeit verdankt? Anstatt die neue Burgtheaterkunst an der alten zu messen, sagen sie, es sei dieselbe, und wagen es, dieser Herrn Reinhardt als Meister zu empfehlen, dessen schauspielerischer Fond ein vierter Galerieschall eines Lewinsky-Tones ist und dessen dramaturgisches

Imperium bloß die allgemeine Tüchtigkeit eines Ellbogennaturells bedeutet, die sich ebensogut im Bankfach und im Feuilleton ausleben könnte. Das Burgtheater aber ist so echtes Theater, daß es eben in einer Epoche, die keine schauspielerischen Naturen hervorbringt, schlechtes Theater sein muß, während der findige Geist, der keine Vorurteile und keine Erinnerung zu besiegen hat, eine praktikable Verbindung von Balletschule, Opiumkneipe und Bildergalerie uns für Theater ausgeben kann. Wenn nun eine gläubige Kritik das Burgtheater tadeln will, so sollte man doch verlangen können, daß ihre Besinnung immerhin zur Erkenntnis des Unterschiedes zwischen einst und jetzt reicht und daß sie vor den Wundern der Berliner Gastspiele bloß das heutige Burgtheater verkleinert. Wie mag es uns nun überraschen, daß wir, auf die hundertjährige Wahrheit gefaßt, das Burgtheater sei nicht mehr das, was es einst war, die Meinung zu hören bekommen, es sei trotz dem Berliner Beispiel so schlecht wie einst! Einer will einer Burgtheatervorstellung das Schlimmste nachsagen und sagt: »Einen Abend lang war es möglich, sich einzubilden, wir seien noch in den Achtzigerjahren des vorigen Säkulums. Diese Vorstellung hätte ebensogut unter Adolf Wilbrandt stattfinden können.« Es wird also gottseidank zugegeben, daß in der Zeit der Wolter, der Meixner, Baumeister und Sonnenthal, der Gabillons und Hartmanns, der Mitterwurzer, Krastel und Robert die Sache zur Not ebenso geglückt wäre. »Was man sah und hörte, war von einer achtbaren Schablone, von einer respektablen Banalität . . . Da war alles von einer ganz und gar unwichtigen Bravheit.« Mit einem Wort, ganz so wie damals. »Ich habe keinen einzigen Akzent, keine Gebärde, kein Wort mit aus dem Theater genommen, davon mein Herz schneller geschlagen hätte, nichts, wodurch ich in meinem künstlerischen Besitzstand glücklicher und reicher geworden wäre.« Also ganz wie in der Theaterzeit, in deren Erinnerung unser Herz schneller schlägt und die, wenn Theatereindrücke solches vermögen, unsern künstlerischen Besitzstand geschaffen hat. Bei manchen Leuten, die später Journalisten wurden, scheint es ihr nicht gelungen zu sein. Es war eine arme Zeit, die ein reiches Theater hatte. Das Burgtheater schwindelt sich nicht durch die Zeiten; es kann nicht hochstapeln. Aber es sollte auch nicht als Bettler den Verkehr hindern.

* * *

Wiener Impressionismus

»Sie war fahl geworden. Ihre Schritte hingen schwer am Boden.« Plötzlich wurde es anders, sie schien förmlich Flügel bekommen zu haben. »Er ahnte die Zusammenhänge.« Und »wer hatte ihr die Flügeln verliehen?« Der so fragte, hieß Ludwig. Aber der Papagei schrie »Arthur«. Da sagte sie: »Laß mich den Vogel hinaustragen. Er macht solchen Lärm.« Und sie trug den Vogel hinaus. Ludwig wurde bleich. »Also Arthur war's, sein einziger Freund, der Dichter. Ewigen Frühling trug er in sich.« Da machte Ludwig einen Vorschlag zur Güte. »Ich möchte sehr gern, daß Arthur heute zum Nachtmahl kommt.« Dann ließ er die beiden Bruderschaft trinken. Er ging aus dem Zimmer. »‚Wer alles versteht, muß alles verzeihen und leiden, leiden', fühlte er.«

Das ist in einem Wiener Tagesblatt gedruckt worden. Gewiß täte dieser Ludwig gut, den Papagei abzuschaffen. Und ohne Zweifel ist dieser Arthur einer vom Stamme jener Asra, welche »jeden früh« sagen, wenn sie dichten.

* * *

Einer, der meine Ansichten teilt

In einem ganz guten Artikel befaßt sich Herr Hermann Bahr mit dem Unterschied zwischen dem schweren Wiener und dem leichten Londoner Leben, den er an einem Vergleich »Charing-Croß und Südbahnhof« beweist:

Und nun gehts durchs ungeheure Gedränge der grenzenlosen Stadt, aber kein Kutscher schreit, kein Schutzmann schreit, ein Zeichen der Hand ordnet alles und man ist angekommen, ausgestiegen, im Lift aufgefahren und hat noch kein lautes Wort gehört. Das Leben ist hier ganz still, und es wird einem unbeschreiblich leicht gemacht. So kann man seine Kraft, die man bei uns im ewigen Kampf mit brüllenden, rennenden, stoßenden Trägern, schimpfenden, fluchenden Kutschern und heiser kreischenden Wachmännern verbraucht, auf andere Dinge sparen.

Ich mußte nicht nach London gehen, um zu schreiben:

Ich halte die glatte Abwicklung der äußeren Lebensnotwendigkeiten für ein tieferes Kulturbedürfnis als den Schutz der Karlskirche. Ich glaube zuversichtlich, daß Karlskirchen nur entstehen können, wenn wir allen innern Besitz, alles Gedankenrecht und alle produktiven Kräfte des Nervenlebens unversehrt erhalten und nicht im Widerstand der Instrumente verbrauchen lassen.

Herr Bahr:

Und alle Kraft wird vergeudet .... Seinen Koffer zu bekommen, eine Straße zu überschreiten, sich eines Kellners zu bemächtigen, dies alles ist bei uns ein Problem, das jedem einzelnen jeden Tag aufs neue gestellt wird und das jeder jedesmal wieder für sich aus eigenem zu lösen hat; so wird man bei uns von den kleinen Aufgaben des täglichen Lebens zu sehr erschöpft, um für die großen noch etwas übrig zu haben.

Ich:

Die Leute, die uns bedienen, sie sind Sehenswürdigkeiten. Der Kutscher ist eine Individualität, und ich komme nicht vorwärts. Der Kellner hat Rasse und läßt mich deshalb auf das Essen warten. Der Kohlenmann singt vergnügt auf seinem Wagen, und ich friere.

Herr Bahr:

Dort wird man von gutgelaunten Kellnern an seinen Tisch geführt, bekommt sogleich das, was man bestellt, bekommt wirklich das, was man bestellt hat, muß nichts zweimal sagen, wird mit den Augen verstanden und hört kein lautes Wort, niemand schreit oder stöhnt oder schimpft, niemand rennt in Angst, niemand springt vor Wut.

Ich:

Dafür, daß in einem Wiener Restaurant sechs Speisenträger mich fragen, ob ich »schon befohlen« habe, und kein einziger gehorcht, dafür, daß sich der Ruf »Zahlen!« echoartig fortpflanzt, ohne erhört zu werden, dafür, daß die Verteilung des Trinkgelds nach Alters-, Verdienst- und Berufskategorien alle anderen Probleme, die mir etwa durch den Kopf gehen könnten, verdrängt, dafür kann die Schönheit des äußeren Burgplatzes nur eine geringe Entschädigung bieten.

Herr Bahr:

In unseren Bahnhöfen, auf der Straße, in Gasthäusern, überall ist immer mein Eindruck der: Hier scheint etwas ganz Unbekanntes und worin es bei uns noch allen an aller Übung, aller Erfahrung, fehlt, eben jetzt zum allerersten Male versucht zu werden.

Ich:

Wird ein neues Restaurant eröffnet, so ists, als ob es sich um die Erschaffung des ersten Restaurants handelte. Alles steht erwartungsvoll. Aber das Restaurant geht nicht. Nichts geht hier und niemand.

Herr Bahr:

Und wer es aushält, kann stolz auf seine Nerven sein, es ist eine Prüfung in Heroismus ... Während man in London kein Held sein muß, um im Gasthaus essen zu können.... Oder man versuche doch einmal abends gegen sieben vom Heinrichshof hinüber zur Oper zu gelangen; es ist selbstmörderisch. Nun kann ich nicht in Ziffern sagen, um wie viel der Verkehr auf dem Trafalgar-Square größer ist als hier; ein vierzig- oder fünfzigmal so großer als auf dem Ring wird er wohl sein. Aber hier fühlt man sich keinen Augenblick bedrängt oder gehetzt oder in Angst, ein Kind kann

wohlgeborgen hinüber, alte Frauen beschleunigen kaum ihren Schritt. Und nie habe ich hier rennen sehen, rufen hören; der ewig gleiche Gang dieses unermeßlichen Verkehrs bleibt immer ungestört. Der Passant blickt kaum von der Zeitung in seiner Hand auf, so sicher weiß er sich.

Ich:

Eine glatte Abwicklung der äußeren Lebensnotwendigkeiten würde es einem ermöglichen, zu sich selbst zu kommen. In einer Stadt, in der die Kutscher »Hüh!« und »Höh!« brüllen müssen, in der jeder Fußgänger über jedes Fuhrwerk staunt und jedes Fuhrwerk über jeden Fußgänger, ist es ein persönlicher Erfolg, mit heilen Gliedmaßen nachhause zu kommen. Im Gewühl der Berliner Friedrichstraße kann ich ungestörter denken als in den bekannten stillen Gassen der Wiener Vorstadt, die jene Literaten lieben, welche aus keiner Patrizierfamilie stammen.

Alles das und noch mehr darüber kann Herr Bahr in meinem Buch »Sprüche und Widersprüche« nachlesen. Der Unterschied zwischen uns: er will auf der Straße Zeitung lesen, ich will auf der Straße denken. Ich glaube übrigens gern, daß der Londoner Verkehr ihm so ausgiebige Sicherheit geboten hat, daß er dort sogar »Sprüche und Widersprüche« lesen konnte. Dagegen war ich nicht imstande, das Neue Wiener Journal, das seinen Artikel brachte, auf der Ringstraße zu lesen, wiewohl er mir in der Hauptsache schon bekannt war. Ich nahm ihn nachhause, freute mich, daß das Blatt endlich einmal einen Originalbeitrag, wenngleich immer noch ohne Quellenangabe, hatte, und war ordentlich stolz, daß es auch mir endlich gelungen war, von Herrn Bahr entdeckt zu werden. Aber ich bekam keine Sehnsucht nach dem Charing-Croß. Auf der Ankunftseite ist gewiß ein Londoner Bahnhof bequemer. Aber die Gerechtigkeit gebietet zuzugeben, daß sich zur Abfahrt ein Wiener Bahnhof besser eignet. Freilich, in eben jenem Buch wird Herr Bahr auch den Grund angegeben finden, warum ich mich trotzdem nicht entschließen kann, diese Stadt zu verlassen — denn:

Nach Ägypten wär's nicht so weit. Aber bis man zum Südbahnhof kommt!

* * *

Resignation

Es geht das Gerücht, daß jetzt eine Operette Zulauf findet, in der die Verse vorkommen:

Nur in Wien am Donaustrand
Sind die Frauen fesch beinand.

Ich will der Sache nicht nachgehen. Ich habe in diesem Leben so viel Schreckliches durchgemacht, daß ich dieses Letzte gern von mir fernhalten möchte. Ich schließe mich ein und will so tun, als ob ich nichts gehört hätte.

Der Biberpelz

Von Karl Kraus

Mein Wiener Dasein ist jetzt wieder reicher geworden, das ewige Sichdiewanddeslebensentlangdrücken, damit man auf dem Trottoir von keinem Trottel angesprochen wird, hat ein Ende, und jeder Tag bringt neue Abenteuer. Durch all die Jahre keine Gesellschaft, kein Theater, kein Blumenkorso — wie hält man das nur aus? Die Zufuhr der wertvollsten Eindrücke abgeschnitten; und wer weiß, wie lange der innere Proviant gereicht hätte. Selbst die Katastrophen der Saison, Komet und Jagdausstellung, schienen an diesem Zustand nichts ändern zu können. Gewiß, ich wills nicht verhehlen, ich erwartete mir einige Anregung vom Weltuntergang. Wenns aber wieder eine Niete wäre? So lebt man dahin auf dem schmalen Pfad, der von immer demselben Schreibtisch in immer dasselbe Lokal führt, wo man immer dieselben Speisen ißt und immer dieselben Menschen meidet. Froher wird man nicht dabei. Die Welt rings ist bunt, und man möchte sich doch wenigstens an ihr reiben, um zu sehen, ob die Farbe heruntergeht. Man will nicht auf so viel verzichten, ohne zu erfahren, wie wenig man verliert. Nur einmal noch an der vollbesetzten Tafel sitzen, alle Rülpse der Lebensfreude wieder hören, die Schweißhand der Nächstenliebe drücken — ich träumte davon, und eine gütige Fee, wahrscheinlich jene, die den Operettenkomponisten die Lieder an der Wiege singt, hat mich erhört. Ich bin mitten drin, die Erde hat mich wieder — mein Pelz ist mir gestohlen worden!

Nichts hätte mich den Menschen näher bringen können als der Diebstahl meines Pelzes. Ich müßte jetzt schon mit den Mitteln eines Caracalla arbeiten, wenn ich mich ihres Umgangs erwehren wollte. Jetzt gibts kein Zurück mehr in die Lebensflucht, jetzt heißt es in den sauren Apfel beißen und ein Menschenfreund sein. Ich habe mich lange genug verhaßt gemacht, aber nun vergeben sie mir, was sie an mir gesündigt haben. Sie vergeben mir,

---

Aus dem ‚Simplicissimus'.

sie lieben mich, sie bedauern mich, sie bewundern mich, denn es läßt sich nicht mehr verbergen, alles Leugnen hilft nichts — mein Pelz ist mir gestohlen worden! Und in einem unbewachten Augenblick hatte mich da die Geselligkeit beim Wickel. Ich lebte still und harmlos, ich war ein Privatmann, denn ich übte seit vielen Jahren eine literarische Tätigkeit aus. Ich hatte nicht gewußt, daß ich vor allem einen Pelz besaß. Ich schrieb Bücher, aber die Leute verstanden nur den Pelz. Ich brachte mich selbst zum Opfer, und die Leute meinten den Pelz. Als ich ihn nicht mehr hatte, kam die allgemeine Anerkennung. Ich habe durch den Verlust des Pelzes die Aufmerksamkeit des Publikums gerechtfertigt, die ich durch den Besitz des Pelzes erregt hatte. Im Kaffeehaus, wo es geschah, war die erste Wirkung des entdeckten Diebstahls ein chaotisches Durcheinander, in welchem einige bestürzte Kaffeehausgäste zu zahlen vergaßen und in dessen Mittelpunkt ich so plötzlich geraten war, daß ich mir erst auf dem Umweg der Überlegung darüber klar werden konnte, daß ich den Pelz bestimmt nicht gestohlen hatte. Man nahm eine Haltung an, als wollte man mir die Kleider, die ich noch hatte, vom Leibe reißen, und von allen Seiten brachen Vorwürfe wegen meiner Sorglosigkeit über mich herein. Auf diese Art schien sich die Empörung über den Dieb, der sich den Folgen seiner Handlungsweise entzogen hatte, Luft zu machen, denn mich hatte man, an mich konnte man sich halten, und wenn ich mich, erschöpft von der Untersuchung des Falles, zurücklehnte, in der rechten geistigen Verfassung, um endlich eine Zeitung zu lesen, so ging der Chor der Nebenmenschen an mir vorüber und rief: »Nein, so was!« Ich spürte den Stachel des Vorwurfs. Zu spät sah ich ein, daß man, wenn man einen Pelz hat, auch gewisse Pflichten gegen die Welt hat, und es blieb mir nichts übrig, als jetzt jene letzte Pflicht gegen die Welt zu erfüllen, die man noch hat, wenn man keinen Pelz mehr hat. Die Pflicht, Rede und Antwort zu stehen. Denn wenn es in solchen Fällen schon nicht mehr möglich ist, zu erfahren, wo der Pelz hingekommen ist, so muß man dem Publikum und der Polizei wenigstens darüber Auskunft geben, wo er hergekommen ist, wieviel er gekostet hat, wieviel er heute wert ist, ob der Kragen lange oder kurze Haare hatte, und ob die Schlinge aus Tuch oder aus Leder war. Die Polizei fragt außerdem noch, ob man einen Verdacht hat. Ein Verdacht wärmt, wenn man keinen Pelz

hat, und ein Verdacht, den man hat, ist nach der Ansicht der Polizei immer eine hinreichende Entschädigung für eine Gewißheit, die einem abhanden gekommen ist und die sie einem nie wieder verschaffen wird. Wozu diese Einmischung durch eine Amtshandlung? Ich hatte immer geglaubt, daß sich die Polizei um die öffentliche Sittlichkeit kümmere und nicht um Angelegenheiten des Privatlebens, wie einen gestohlenen Pelz. Aber diese Neugierde! Kaum war mir der Pelz gestohlen worden, waren auch schon drei Vertreter der Polizei im Lokal, drängten sich durch die Wucherer, die meinen Tisch umstanden und ihrer Entrüstung über den Diebstahl Ausdruck gaben, und fragten mich, ob ich einen Verdacht habe. Nun war auch die Nachbarschaft auf den Beinen, denn wie ein Lauffeuer hatte sich in der Großstadt das Gerücht verbreitet, und zahlreiche Passanten, unter denen man u. a. Persönlichkeiten bemerkte, die schon von ihrer Anwesenheit bei Premieren und Erdbeben bekannt sind, wohnten der Amtshandlung bei. So taktvoll und würdig sich der Pelzdiebstahl vollzogen hatte, in so marktschreierischer Weise äußerte sich das Mitgefühl des Publikums. Denn während die Pelzdiebe kein Aufsehen lieben, legen die Bankdiebe den größten Wert darauf, überall bemerkt und in den Zeitungen genannt zu werden. Hier aber hatten sie sich einmal verrechnet, denn die Zeitungen würden auch von einem Kometen keine Notiz nehmen, wenn sein Schweif meinen Kopf berührt hätte. Aus demselben Grunde mußte ich befürchten, daß sich der Chef des Sicherheitsbureaus dieser Sache nicht so energisch annehmen werde, wie er es in Fällen gewohnt ist, wo die Aussicht auf publizistische Unterstützung ihn zu einer fieberhaften Tätigkeit spornt. Natürlich läßt sich das echte Interesse durch solche Bedenken nicht abweisen. Während mich die Vertreter der Behörde um Alter, Beschäftigung und Vorstrafen befragten, sprachen einige Gäste immer wieder ihr Bedauern aus, daß sie gerade nicht hingesehen hätten, als der Pelz gestohlen wurde, und vertraten die Ansicht, daß der Dieb sich einen Augenblick gewählt haben müsse, wo er sich nicht beobachtet fühlte. Das Personal wurde mit Fragen bestürmt, aber der Zahlmarkör, der Zuträger, der Pikkolo und der Feuerbursch — sie alle hatten bloß den einen Wunsch: »Wann i nur amal so einen derwischen könnt, den drschlaget i!« Ich bat, in Gegenwart der Polizeivertreter sich nicht zu gefährlichen Drohungen hinreißen zu lassen, richtete

noch an die Detektives das Ersuchen, dafür zu sorgen, daß ich nicht vorgeladen werde, weil ich ja doch nichts anderes aussagen könnte, als daß ich keinen Pelz und keinen Verdacht habe, und entzog mich den Ovationen der Menge, indem ich meinen Hut nahm und mich zum Ausgang wandte, an der Kassierin vorbei, welche die Hände rang. Draußen grüßten mich die Fiaker, die sich von dem Ereignis des Tages irgendwie einen besonderen Vorteil erhofften. Einer der Polizisten aber holte mich ein und machte mir den Vorschlag, mit ihm zu gehen und das Verbrecheralbum durchzusehen. Ich lehnte diesen Vorschlag ab, weil mir jede Vergleichsmöglichkeit fehle, solange ich den Dieb meines Pelzes nicht gesehen hätte. Die Polizei solle ihn erst zur Stelle schaffen, dann wäre ich gerne bereit, ihn nach der Photographie zu agnoszieren. Einer der Kellner aber behauptete plötzlich, einen Verdacht zu haben, und schien entschlossen, mitzugehen. Diese Recherche hat, wie ich später erfuhr, meiner Sache nicht wesentlich genützt, dafür aber anderweitige erfreuliche Resultate ergeben. Der Kellner soll nämlich einige frühere Stammgäste des Kaffeehauses erkannt haben, und noch nie zuvor, heißt es, sei in einer Polizeistube eine so freudige Stimmung des Wiedersehens laut geworden. Schließlich mußte man, da diese Rufe »Jessas, der Herr von Kohn!« und »Nein, der Herr von Meier!« nicht aufhören wollten, dem braven Burschen das Bilderbuch aus der Hand reißen. Am nächsten Tag erhielt ich eine Vorladung, der ich aber nicht Folge leistete. Immer hatte ich es bisher streng zu vermeiden gewußt, daß mir etwas gestohlen wurde; denn nichts fürchte ich mehr als Unannehmlichkeiten mit der Polizei. Man hat mir auch tatsächlich nie das Geringste nachweisen können. Sollte ich jetzt wegen des einen Fehltrittes mir eine so peinliche Untersuchung auf den Hals laden? Nimmermehr! Ich stellte mich der Polizei nicht! Wenigstens war ich entschlossen, es nicht eher zu tun, als bis sie den Pelz hätte. Ich hoffte übrigens, daß sie den Fall vertuschen und mich ruhig meiner gewohnten Beschäftigung nachgehen lassen werde. Als ich somit wieder ins Kaffeehaus kam und meine Leseecke aufsuchen wollte, standen einige Herren davor, die sich sonst nur für Trabrennen interessierten, aber diesmal eine Wette abgeschlossen hatten, ob ich den Pelz bekommen würde oder nicht. Die der Meinung waren, daß ich ihn bekommen werde, sagten: »Nicht wird er ihn bekommen!«, während die

andern, die der Meinung waren, daß ich ihn nicht bekommen werde, ein über das anderemal riefen: »Ja wird er ihn bekommen!« So vermochte ich die beiden Gruppen zu unterscheiden, ohne doch im Meritorischen eine Entscheidung treffen zu können. Ich setzte mich nieder und hörte aus dem Billardzimmer Rufe wie: »Echter Biber, sag ich Ihnen!« »Und ich sag Ihnen, Nerz!«, worauf ein dritter mit einem derben »Astrachan, Ihnen gesagt!«, in die Debatte fuhr. Ich ließ fragen, ob es die Herren störe, wenn ich Zeitungen lese. Sie verneinten und gingen auf ein ganz anderes Thema über, indem nämlich einer behauptete, sich noch an den Fall zu erinnern, wie dem alten Löw ein Pelz um tausend, sage tausend Gulden gestohlen wurde; und da ein anderer die Frage einwarf: Welchem Löw? und die zurechtweisende Antwort bekam: »No, der später in Konkurs gegangen ist!«, fühlte ich, daß die Aufmerksamkeit von mir abgelenkt sei, und war dessen froh. Ich nahm jene Zeitung zur Hand, die seit Jahren das Publikum dadurch zu interessieren weiß, daß sie meinen Namen nicht nennt, und suchte nach einer Notiz, in der davon die Rede war, daß einem Privaten ein Pelz gestohlen wurde und daß einer unserer Mitarbeiter Gelegenheit hatte, mit dem in den weitesten Kreisen bekannten Dieb zu sprechen. Da trat eine fremde Dame auf mich zu, tadelte mich wegen meiner Unachtsamkeit und fragte mich, ob ich noch mit der Familie T. verkehre. Ich antwortete, daß ich mit gar niemand verkehre, und zahlte meine Zeche. Draußen grüßten mich die Fiaker, wiesen verheißend auf ihre Wagen und riefen etwas wie »Verkühlns Ihna nur net« hinter mir. Noch habe ich aber nicht erzählt, wie sich am Tage nach der Tat das Wiedersehen mit meiner Bedienerin gestaltet hat. Sie war eigentlich schuld, denn sie hatte mir, weil wir gerade im strengsten Mai einen Schneefall gehabt hatten, zugeredet, den Pelz anzuziehen, der Winters über beim Kürschner in Aufbewahrung gelegen war. Ich hatte mich gesträubt, denn ein unbestimmtes Gefühl sagte mir, daß bei Neuschnee die Pelzdiebe aus der Erde schießen, während die Schneeschaufler nichts zu tun bekommen, weil die Kommune die Konkurrenz des Tauwetters begünstigt. Aber wiewohl dieses schon eingetreten war, setzte die Frau ihren Willen durch, und richtig, eine halbe Stunde später war der Pelz gestohlen. Nun ist mir nichts peinlicher als lange Auseinandersetzungen über Dinge, die mit der Wirtschaft zusammen-

hängen, und so hatte ich, nachdem das Unglück geschehen war, nur die eine Sorge: Wie sage ichs meiner Bedienerin? Es gab eine lebhafte Szene und ich bekam allerlei zu hören. Denn das Herz der Frauen hängt an irdischem Tand und sie können sich auch von fremdem Besitz nur schwer trennen, während ich mich erleichtert fühlte, als ich bei Tauwetter ohne Pelz das Kaffeehaus verlassen konnte. Überhaupt hatte mich der Verlust des Pelzes kalt gelassen, und was mir naheging, war nur der Verlust meiner Ruhe. Daß ich im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand, daß ich in Wien über Nacht berühmt war und daß die Leute mit Fingern auf mich zeigten: »Dort geht er«, »Kennst ihn?«, »Aber ja, Biber«, »Er hat ihn effektiv nicht gekriegt« — das härmte mich, das fraß an mir wie Motten an einem Pelz, der einem nicht gestohlen wurde. Ich beschloß, die Straße zu meiden, bis ich das Gras über die Sache wachsen hörte. Aber als ich nach einer Woche mich behutsam in das Stammlokal wagte und den Weg von hinten nahm, da trat mir die Toilettefrau entgegen und sagte: »Mir hats furchtbar leid getan!« Als ich hineinkam, waren aller Augen auf mich und meinen Überrock gerichtet und als ich diesen an den Kleiderstock hängte, riefs aus einem Winkel: »Aber jetzt heißt's doppelt vorsichtig sein!« Und aus dem andern Winkel: »Ja, durch Schaden wird man klug«. Als ein Kellner dazwischentrat und sagte: »Aber der Herr gibt ja so wie so acht«, rief eine Stimme aus dem Spielzimmer: »A gebrenntes Kind fürchtet das Feuer!« Der Kellner sagte: »Wann i nur amal so einen derwischen könnt, den —«. Ich zahlte sofort und nahm mir vor, das Lokal nur mehr des Nachts zu besuchen, wenn ein anderes Publikum da wäre. Kaum hatte ich unter veränderten Umständen Platz genommen, so drehte sich ein englischer Trainer zu mir herum, schob seinen Sessel vor und begann, die Arme auf die Lehne gestützt: »Einmal mir ist gestohlen ein Pferdedecke . . .« Ich sah, daß mein Erlebnis über das Mitteilungsbedürfnis der Wiener Bevölkerung hinaus dem internationalen Interesse entgegenkam. Ich fürchtete, daß hier die Hebung des Fremdenverkehrs ansetzen könnte. Ich schloß mich ein, und ich zeigte mich nicht eher, als bis mir die heiße Jahreszeit jede Gedankenverbindung mit einem Pelz auszuschließen schien. Da aber mußte ich es erleben, daß ein Mohr auf mich zutrat, der so perfekt deutsch sprach, daß er mich fragen konnte, ob ich damals meinen Pelz wiederbekommen hätte. Ich suchte ein anderes Lokal auf,

dessen Besitzer mich aber nicht nur durch seinen Gruß belästigte, sondern auch mit den Worten ansprach: »Bei uns wird Ihnen das nicht passieren!«

Ich erkannte, daß es kein Zurück mehr gab. Denn hier war ein Wiener Problem geboren. Hier war einmal eine Tatsache, die einen so plausiblen Reiz, eine so unmittelbare Popularität hatte, daß keine Rücksicht auf den Menschen, der von ihr betroffen wurde, die Leute fernhalten konnte. Hier war eine Solidarität hergestellt durch die in ihrer Einfachheit verblüffende Erkenntnis: daß das jedem von uns passieren kann! Ich war in den Ring einer Gemeinsamkeit gezogen, die mir den Pelz bewachte, der mir gestohlen war, und die mir mit ihren zudringlichen Blicken das Maß für einen neuen zu nehmen schien. Jetzt mußte sich nur noch die Steuerbehörde für den Fall interessieren, die ja bald erhoben haben konnte, daß ich in den Verhältnissen bin, einen Pelz besessen zu haben. Ich begann den Dieb zu beneiden. Nicht weil er den Pelz hatte, sondern weil man ihm nicht draufgekommen war; weil er auf freiem Fuße leben konnte, während es hinter mir »Aufhalten!« schrie und ich wie ein erwischter Bestohlener von der Dummheit eskortiert wurde ... Ich beschloß, mich aus dem Privatleben zurückzuziehen. Mir war eine Hoffnung geblieben. Daß es mir durch die Herausgabe eines neuen Buches gelingen werde, mich den Wienern in Vergessenheit zu bringen.

Selbstanzeige

In der nächsten Zeit wird »Die chinesische Mauer« im Verlage Albert Langen, München, erscheinen. Das Buch wird 464 Seiten stark sein und die folgenden Arbeiten enthalten:

Prozeß Veith
Der Sündenpfuhl
Die Hundsgrotte
Das Ehrenkreuz
Maximilian Harden Eine Erledigung
Die Forum-Szene
Die deutsche Schmach
Der eiserne Besen
Messina
Politik
Der Hanswurst
Ö. G. Z. B. D. G.
Fahrende Sänger
Die Musik- und Theaterausstellung
Das Erdbeben

Girardi
Grimassen über Kultur und Bühne
Menschenwürde
Der Festzug
Lob der verkehrten Lebensweise
Jubel und Jammer
Die Malerischen
Von den Sehenswürdigkeiten
Peter Altenberg
Selbstbespiegelung
Der Fortschritt
Reformen
Über die Jungfrauschaft (Von Shakespeare)
Die weiße Kultur oder: Warum in die Ferne schweifen?
Die Memoiren der Odilon
Die Schuldigkeit
Weihnacht
Schrecken der Unsterblichkeit
Von den Gesichtern
Bekannte aus dem Varieté
Der Biberpelz
Die Welt der Plakate
Die Entdeckung des Nordpols
Die Mütter
Die chinesische Mauer

Die Umarbeitung, Zusammenstellung und Korrektur der Aufsätze dauerte von August 1909 bis Juni 1910.

Für Leser, deren stoffliches Interesse schon durch die Lektüre der Aufsätze in der ‚Fackel' befriedigt wurde, ist diese Arbeit nicht bestimmt. Sie würden keinen Unterschied merken.

Die »Chinesische Mauer« ist — nach »Sittlichkeit und Kriminalität« und »Sprüche und Widersprüche« — der dritte Band der Ausgewählten Schriften. Die oft verschobene Herausgabe von »Kultur und Presse« dürfte zu Beginn des nächsten Jahres erfolgen. Vorläufig werden zwei Bände diesen Titel führen. Ihnen folgen — soweit die Buchmöglichkeit der Publikationen von elf Jahren reicht — ein Band polemischer Aufsätze, zwei Bände Glossen und ein Aphorismenbuch. Hoffentlich ermöglicht mir die wachsende Verständnislosigkeit des Publikums, mich bald in Ruhe und ungestört von periodischer Verpflichtung, der Arbeit an diesen Büchern widmen zu können.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

IM ERSCHEINEN:

KARL KRAVS

DIE CHINESI-

SCHE MAVER

ALBERT LANGEN, München

EHEFTET M 6.–, IN LEINEN GEBUNDEN M 7.50, IN HALBFRANZ LIEBHABER-
INBAND M 10.–. BESTELLUNGEN NIMMT DER VERLAG ALBERT LANGEN,
ÜNCHEN, KAULBACHSTRASSE 91 UND JEDE BUCHHANDLUNG ENTGEGEN

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

HERAUSGEGEBEN von HERWARTH WALDEN

Erscheinungstag: Donnerstag
Einzelbezug: 10 Heller — Jahresbezug: K 5.— Halbjahrsbezug: K 2.5
Vierteljahrsbezug: K 1.25

Probenummern kostenlos durch den Verlag DER STURM, Halensee-Berlin Katharinenstraße 5. — DER STURM liegt in den Tabak-Trafiken auf.
In Nr. 12 waren enthalten:

eine **Zeichnung von Oskar Kokoschka: Karl Kraus**

ein **Essay von Else Lasker-Schüler: Karl Kraus**

Autoren verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigen sten Interesse die Konditionen des alten bewährte Buchverlags **sub C. M. 410** bei **Haasenstei & Vogler A.-G., Leipzig** H. 4200 D.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 1280

versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospek

DIE FACKEL

Herausgeber **KARL KRAUS**

erscheint in zwangloser Folge

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	. . . . .	K 4.50
	36	„ „	. . . . .	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	. . . . .	Mk. 4.—
	27	„ „	. . . . .	„ 6.—
	36	„ „	. . . . .	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig
Doppelnummer in Österreich 60 Heller, in Deutschland 50 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

INHALT der vorigen Doppelnummer 303/304, 31. Mai 1910: KARL KRAUS: Glossen / FRANZ GRILLPARZER: Dem internationalen Preßkongreß / OTTO STOESSL: Dieter und der Beamtensohn / GRETE WOLF: Der Erwartungslose / BERTHOLD VIERTEL: Pferderennen / Meine Wiener Vorlesung / KARL KRAUS: Philosophen

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus

Nr. 307/308 22. SEPTEMBER 1910 XII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

KARL KRAUS: Rhythmus eines österreichischen Sommers / STANISLAW PRZYBYSZEWSKI: Auf Kains Pfaden / BERTHOLD VIERTEL: Sonntag Abend in der Großstadt / KARL KRAUS: Glossen / SAMUEL LUBLINSKI: Das Erlebnis des Kritikers / KARL KRAUS: Desperanto / Selbstanzeige / KARL KRAUS: Der Traum ein Wiener Leben

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN — BERLIN

WIEN, III 2. HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 187
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE 5

IN VORBEREITUNG:

Verlag ALBERT LANGEN

KARL KRAUS:
Heine und die Folgen

(Dieser Essay wurde vom Autor am 3. Mai und am 3. Juni in Wien zur Vorlesung gebracht.)

Peter Altenberg,

der viele Monate mit einem schweren Nervenleiden gekämpft hat, ist jetzt wieder genesen. Die nächsten Freunde des Dichters haben ihm die Kosten seiner Krankheit nach Möglichkeit zu erleichtern gesucht, aber die noch lange Zeit notwendige Pflege erfordert bedeutend mehr Mittel, als im kleinen Kreise zusammenkommen können. Sie bitten deshalb, daß auch Andere mit dazu helfen mögen, dem Dichter die wiedergewonnene Gesundheit zu erhalten und das weitere sorgenvolle Leben zu erleichtern. Die Spenden wolle man an **Peter Altenberg,** Wien, I. Wallnerstraße 17 gelangen lassen. Die Zeitschrift Neue Rundschau, Berlin, wird darüber öffentlich quittieren.

Diese Bitte wird befürwortet von:

Richard Dehmel, Hamburg-Blankenese; **Alexander Girardi,** Wien; **Ludwig Thoma,** Rottach am Tegernsee; **Hermann Hesse,** Gaienhofen, Schweiz; **Alfred Kerr,** Berlin-Grunewald; **Gabriele Reuter,** Aeschi bei Bern; **Hugo v. Hofmannsthal, Richard Schaukal, Egon Friedell, Hermann Bahr,** Prof. **Josef Hofmann,** Wien; Prof. **C. O. Czeschka,** Hamburg; Prof. **Emil Orlik,** Dr. **Wilhelm Sternberg, Max Reinhardt,** Verleger **S. Fischer,** Berlin; etc.

DIE FACKEL

Nr. 307 308 22. SEPTEMBER 1910 XII. JAHR

Rhythmus eines österreichischen Sommers

Von **Karl Kraus**

Der Neuen Freien Presse war es gelungen, zum Kaiserjubiläum sich der Mitarbeit der ältesten und angesehensten Persönlichkeiten zu versichern, und zwar des Grafen Paar, des Freiherrn von Bolfras, des Freiherrn von Czedik und des alten Homer. Gegen die Mitarbeit des letztgenannten Herrn, die anonym geblieben ist, wäre nicht viel einzuwenden. Zuweilen mauschelt selbst der alte Homer, und daß ihm in diesen dekrepiden Zeitläuften nichts übrig blieb, als in der Reportage unterzuschlüpfen, ist weniger sträflich als bedauernswert. Daß er mitgetan hat, wird er nicht gut leugnen können. Das Epos, das er gedrahtet hat, enthält mehr Epitheta ornantia, als er in seinen besten Tagen herzugeben imstande war, das homerische Gelächter, das sich im Ischler Telegraphenamt erhob, hätte ihn beinahe der Nachwelt verraten und es fehlte nicht viel, so hätte sich in den Kreisen der Ischler Kurgäste das Gerücht verbreitet, die Ilias sei vom alten Hirsch.

Er fühlte sich nämlich außerstande, bei so festlicher Gelegenheit Ischl Ischl sein zu lassen, sondern depeschierte, es sei die bergversunkene Traunstadt, es sei die waldrauschende, bergummauerte Salzstadt, und er ließ sich sogar dazu hinreißen, es baumverborgen und erdfern zu nennen. An solchem Tage aber gilt es, alles, was Menschenhänden erreichbar ist, mit schmückenden Beiwörtern zu versehen, damit die Hofequipagen ein Vergnügen haben, wenn sie durch die menschenbevölkerten Gassen jagen, vorbei an der erwartungsfrohen, schaulustigen Menge, an den Häusern, die noch die Zeiten der Postkutsche gesehen haben, die breitmassigen Wagen mit den dickspeichigen Rädern, dem nimmermüden Postillon, der des erreichten Wegzieles froh . . . (Hier erlaubte sich der Telegraphenbeamte die Frage, ob es nicht sicherer wäre, so wichtige Mit-

teilungen als dringendes Telegramm aufzugeben.) Das Hotel Elisabeth (der alte Homer war der Anregung gefolgt), das Hotel Elisabeth also, vordem Hotel Talachini nach einem unternehmungslustigen italienischen Baumeister benannt, habe ein Stiegenhaus mit gebälkbelasteten Säulen und dicke Teppiche schonen den wegmüden Fuß. Das Empfangszimmer mündet in einen Balkon, der über die Front des Gebäudes vorspringt. (Hier erlaubte sich der Telegraphenbeamte die Frage, warum der beliebte Alkoven, der doch auch hinter die Hinterwand zurückreiche, nicht berücksichtigt werde. Der alte Homer verwies darauf, daß ihn der wirtschaftskundige Benedikt zu gehaltvoller Kürze ermahnt habe.) Hier also standen im August des Jahres 1864 zwei hochragende Männer in stilles Betrachten versunken ... Die Welt der Berge und Wälder ist heute dieselbe wie damals, das Feld- und Wiesengezirpe traulich und ländlich gestimmt wie einst, nur die Zeit und die Menschen, die in und mit ihr leben, sind andere geworden. (Hier erlaubte sich der Telegraphenbeamte die Erinnerung, daß wir seit damals ein Telephon bekommen haben, das sich für die Aufnahme besonders aktueller Mitteilungen besser empfehle als der veraltete Telegraph. Der alte Homer ging sogleich in die Zelle und »blies«, dem Aeolus gleich, das nun Folgende dem Redakteur des lokalen Teils Ἀβέλης ins Ohr) Große Toiletten werden aus mächtigen Koffern hervorgeholt ... Große Rührigkeit herrscht in den fahnenbelebten Häusern und man sieht überall kugelrunde Lampions mit Sinnsprüchen und Initialen, die erst nach Einbruch der Dunkelheit die Rätsel ihrer Ziffern und Buchstaben enthüllen werden. Außerdem gibt es blumenumrankte Vasen, in denen schlanke Kerzen vor dem Sonnenlicht sich scheu verbergen, und Reisiggirlanden, die schlangengleich entlang der Mauer sich winden, und auf den himmelnächsten Dächern die Jahreszahlen 1830 und 1910. Im Kurpark spielt die Musik soeben ein zu Gemüt gehendes Lied und der Kapellmeister lüftet lächelnd seinen Zylinder. Womit er für den freundlich zustimmenden Applaus danken will. Durch die lauschigen bewipfelten Gänge flutet die feiertäglich gekleidete Menge. (Dös san ja Reim! rief da eine Stimme in Linz dazwischen. Herr Kontrollor, Herr Kontrollor, wir sind unterbrochen, hier Neie Press ... Wer dort? ... Was heißt wer? Der Homer!) Die blumenleuchtenden Anlagen werden durch niedliche Pyramiden, die bunte Wipfel tragen, eingerahmt,

das geräumige Vestibül zu einem Blumenhain umgewandelt, und in die langgestreckten Säle entladen bauchige Hofmöbelwagen, die diskret hinter dem Gebäude stehen, ihre Schätze ... Zu Füßen des Kaisers liegt das sonnenschläfrige Tal mit den Erinnerungen an die blumenselige Zeit seiner Jugend. Über die farbenverblassenden Wälder geht der erste mahnende Gruß der Dämmerung, der graue Gewaltige an der steirischen Grenze hüllt sich in Nebelschwaden ... Der Mond geht langsam auf und vorsichtig schleicht er zwischen den blassen Lichtern der Sterne, als fürchte er sich, seiner Rivalin, der Sonne zu begegnen ... Die Sterne verstecken sich diskret hinter Wolkenwänden, um die Illumination nicht zu stören ... Über die fernen Berge tanzen glitzernde Strahlenbündel in das lichtrauschige Tal ... Vor wenigen Jahren noch stand in Betrachtung eines ähnlichen Feuerwerkes versunken neben ihm König Eduard von England. So schreitet die Zeit unbekümmert um das Wollen und Hoffen des Einzelnen unrastvoll weiter und läßt sich keine Sekunde entrinnen. (Sprechen Sie weiter? ruft die Zentrale. Was unterbrechen Sie mich? antwortet Homer.) Ein staubbedecktes Automobil rast über die Elisabethbrücke. (›Rast, Herr Kollega, oder reist?‹ ›Rast, rast.‹ ›Also reist, ich versteh ...‹) Annunziata ... so groß ist die Menge der Gepäcksstücke, der Koffer, Hutschachteln und Körbe ... Und wieder ein Automobil ... Und noch ein Automobil ... Hotelier Seeauer ... Ansprache ... begab sich ... fröhliche Kindergesichter ... zwanglos ... begaben sich ... Ischler Feuerwehr mit Stricken die Pfarrgasse absperren mußte, um die Passage freizuhalten (›Um die Bagage fernzuhalten?‹ ›Aber nein — Fräulein, es muß eine Störung sein.‹) Eine Märchenpracht sondergleichen, eine Verschwendung an Luxus und Herrlichkeit, ein bedrückender, den Atem beklemmender Duft ... Eisenbahnwaggons mit Blumen sind aus Wien nach Ischl dirigiert worden ... Geblendet von der Pracht und dem Glanze ... wird von seinem Platze aus durch die Fenster des Kursaales auf den bewaldeten Abhang der Hohen Schrott blicken (›Fräulein, man versteht schlecht!‹) ... Im Theater war alles, was Ischl an glanzvollen Namen hat, versammelt ... Man bemerkte Dr. Emil Frischauer ... Salo Kohn ... Königin Nacht senkt ihre Schwingen herab ... In der Pfarrgasse wogt die Menge. (›Was heißt das? Wogt sie oder wogt sie nicht weiterzugehen wegen der Stricke?‹ ›Sie wogt.‹) Tosende Rufe (›Was, so viel?‹ ›Nein tosend‹ ›Neuntausend,

ich versteh . . .‹) Festtagsschmuck angelegt . . . die Villa der Frau Dr. Löwy . . . Man müßte die ganze Kurliste abschreiben, um die Namen . . . Die ganze Stadt glich einem Flammenmeer aus Lampen und Lichtern (›Lumpen und Gelichter, ich versteh . . .‹) Kronen und Ziffern (›Feuilleton von Zifferer bringen wir darüber nicht. Er hat doch erst über Nietzsche geschrieben, haben Sie gelesen? Gediegen, was?) Durch die Hohe Schrott waren Flammenbündel gezogen, die einen Kronreif darstellten . . . Tosende Glühkörper. (›Was, eine Explosion? Wer ist verunglückt?‹ ›Aber ich sag doch tausende.‹ ›Schrecklich!‹ . . .) Ein neues Lebensjahr hat für den Monarchen begonnen und die Zeit schreitet weiter und er mit ihr . . . (Das Amt wird gesperrt. Fortsetzung am nächsten Morgen.) Ischl ist eine Stadt der Frühaufsteher. Früh zu Bett und früh heraus, lautet die Kurregel. Heute fällt es so manchem schwer. Während sonst (der Telephondraht beginnt sich zu winden) Papa und Mama die schwärmerische Tochter schon um 9 Uhr abends zum Schlafengehen rufen, ist es gestern Mitternacht geworden, ehe all die Kleinen und die Großen . . . Bei der Trenkelbachschmiede, unweit der Kaiservilla, dort, wo die Ischl über den Weg stolpernd, in ihrem Machtbereiche eine kleine, sanft gebaute Insel dulden muß . . . Die Pfarrkirche ist ein Werk der großen Kaiserin Maria Theresia. (›Halloh, halloh! Ist die Information verläßlich?‹) Die Kaiserin ließ sie Ende der Sechzigerjahre des achtzehnten Jahrhunderts erbauen (. . . ›Fürs Abendblatt, Abeles, selbstverständlich!‹) . . . begibt sich . . . Während die Fürstin Elisabeth einen mächtigen Strauß Rosen und Nelken . . ., hatte die Gräfin Seefried ein mächtiges Gewinde von rosa Rosen . . . verweilten . . . zogen sich zurück . . . Absteigquartier . . . Stricke werden von der Feuerwehr . . . Automobile rasen . . . Um zehn Uhr begannen sich die Neugierigen, die auf den Kirchenbesuch verzichten und nur die Auffahrt der Erzherzoge und Erzherzoginnen sehen wollen, zu drängen und zu stoßen (›Sie, ob das nicht zu scharf sein wird gegen die Kurgäste?‹) . . . Nur den Anordnungen des Polizeioberkommissärs Bleierl gelang es . . . Spitzen der Behörden . . . Geheimnisvolle Dämmerung breitet sich über die kirchliche Handlung . . . Der Chor antwortet, und immer wieder Frage und Antwort, weihrauchgedämpft und mystisch dunkel wie die ewige bange Frage nach der Ewigkeit. (›Und die

Antwort?‹ ›Welche Antwort?‹) Erst leise, dann mächtig anschwellend zu Tönen, die wie Donnerkeile das verheißungsempfängliche Gemüt treffen und wieder sanft verklingen wie ein heimlich süßes Lied aus Weltenweiten. Ite missa est. (›Woher haben Sie das?‹ ›Ich hab mit dem Hrdlitschka vom Vaterland Kartell gemacht, dafür sag' ich ihm, wer im Theater war‹) ... trug eine hellblaue Libertyrobe mit maisgelbem Tüll voiliert und reich gestickter Tunique. (›Woher haben Sie das?‹ ›Ich hab mit der Merores vom Fremdenblatt Kartell gemacht, dafür geb ich ihr die Stimmung von der Kirchenmusik‹) ... kleines Dejeuner ... Kratochwil ... Feuerwehr mit Stricken ... Galadiner ... Menschenauflauf, wie er in der sonst stillversonnenen Traunstadt selten ... Die Seiten und das Geschirr der stolzen Schimmelhengste sehen aus, als wollten sie sich bei einer Blumenkorsofahrt den ersten Preis sichern ... Frack und Zylinder führen ein wenig bemerktes Oasendasein ... Marschallstafel ... Das Menu lautete ... Bolfras ... begab sich ... begaben sich ... besichtigten ... zogen sich zurück ... Vergnügungskomitee ... Koriandoli ... Eine Schar jugendfrischer Damen waltete ... Fritzi Margulies ... Nun ist der Kaiser wieder in seinem traulich stillen Heim. Als Achtzigjähriger rauschende Feste mitmachen und im Mittelpunkte von Kundgebungen zu sein, die eines Jüngeren Kräfte in hohem Grade absorbieren, ist keine Kleinigkeit. — — — —

Smirschitz, Rzeszów, Kolozsvár,
Schichowitz, Jassy, Arad und Auspitz,

während sich sieben Städte streiten, Homers Geburtsort zu sein, ist die Frage, ob die Mitarbeit der Generaladjutanten des Kaisers an der Neuen Freien Presse zulässig sei, längst und endgiltig entschieden. Die Mitarbeit der Generaladjutanten des Kaisers an der Neuen Freien Presse, das Auftreten eines Generals der Kavallerie und eines Generals der Infanterie in einem Kreise von Leuten, die bei der Waffe dienen, ist nicht zulässig, und daß am Geburtstage des Kaisers seine Begleiter, Geheimen Räte und Chefs seiner Militärkanzlei ihre Glückwünsche bei Herrn Moriz Benedikt deponieren, ist gewiß der stärkste Beweis der Verwahrlosung dieses österreichischen Habitus, dem auf jedes Loch der Würde längst ein gelber Fleck gesetzt ist. Man weiß ja, daß die Vorurteile dieses allerunwahrscheinlichsten Staatswesens sich mit einer Aversion der Greisler gegen die Hausierer abfinden lassen, nachdem die ›Spitzen‹ — diese tolerante Bagage, deren Gehaben so widerlich ist wie das Wort,

das sie bezeichnet — sich durch alle Concordiabälle und alle Tandelmärkte der öffentlichen Meinung und alle Jours des Freisinns glücklich durchprostituiert haben. Daß zwischen Juden und Beimjudenfressern eine Verständigung erzielt ist, man spürt es aus jeder Zeile jener Presse, deren Aufgabe es ist, zu sagen, wer dabei war. Das dankt man ihr, die durch die objektive Fütterung der niedrigsten Triebe ein bürgerliches Versöhnungswerk vollbracht hat. In einem wilden Staatswesen, in dem nur durch Gemeinheit zur Einheit zu gelangen ist, mußte es so weit kommen, daß sich Persönlichkeiten, die stolz darauf sind, Träger der Interessengegensätze zu sein, unter dem Palladium einer Gaunerpresse vereinigen, die es ihnen bei jeder Gelegenheit attestiert. Dieses ganze Staatsleben ist ein Privatleben und die Presse ist sein Katalog. Malerisch wie so ein österreichischer Kurortebahnhof, wo Schmock und Pfaff und Hofrat und Coupletsänger und Konsul und Hautarzt und Betriebsleiter einander ins Gesicht Hab die Ehre sagen und hinter dem Rücken hineinkriechen, wo die Züge zu spät, aber immer noch früh genug kommen, um einen die Reformtaten des Herrn v. Czedik beklagen zu lassen, so malerisch ist dieses ganze Land, in dem die Interessengegensätze durch Unaufrichtigkeit ausgeglichen werden, der »Pallawatsch« — ein Wort, das allein zur Auswanderung zwingt — eine Abwechslung bedeutet und die Wartezeit bis zum Zerfall durch eine gemütvolle Ansprache ausgefüllt wird. Und über allem die Aussicht, vom Hirsch bemerkt und im Morgenblatt genannt zu werden. Sei's weil man im Ischler Theater war, sei's weil man keine Cholera bekommen hat, weil man zwar nicht der erste, aber sicher einer der ersten war, die eine Visitkarte auf dem Heine-Grab niedergelegt haben, weil man dabei war, wie einer dabei war, wie der kleine Korngold entdeckt wurde, oder weil man in die Fideikommisbibliothek eingereiht wird, oder weil man die Gräfin Lonyay in Maria Schutz gesehen hat, oder war's ein goldner Vogel oder ein Ammonshorn, das man dem Herrn vom lokalen Teil geschenkt hat: man kommt hinein! Und das Entsetzliche, daß diese Gesellschaft, die sich sicher bei der »Klabriaspartie« famos unterhält, aber noch nie — das ist ein Problem — ihr eigenes Mauscheln gehört hat, das dreimal Entsetzliche, daß sie nicht spürt, wie dieser berghoch getürmte Tatsachenmist den Atem der Kultur beklemmt.

Die einen nicht und nicht die andern. Daß sie den Ekel der Ereignisse nicht spüren, an denen schon, ehe sie geboren sind, der Mißduft dieser journalistischen Phraseologie haftet, daß sie im unzerstörten Glauben an eine Allmacht, die die Welt aus Druckerschwärze formt, die widerliche Visage des Schöpfers nicht erkennen, der bald im Ton eines Tempeldieners das Aufgebot fürstlicher Paare verkündet, bald im Ton eines Servierkellners von politischen Verwicklungen erzählt, wie ein Verteidiger in Strafsachen die Natur verherrlicht und wie ein Friseur von menschlichen Dingen spricht. Daß ihnen diese ganze abscheuliche Nomenklatur nicht den Wunsch weckt, die Welt, die von solchem Ungeziefer regiert wird, in Trümmer gehen zu sehen, sondern daß sie sich erst behaglich fühlen, seitdem es so etwas gibt! Jede Durchlaucht ist ein Parvenu und jeder Ratenhändler hat Tradition. Herablassung und Streberei kommen einander auf halbem Weg entgegen. In diesem illuminierten Trödlerladen nimmt sich jeder was er sieht.

Vielleicht ist es nur ein Ausgleich, auf den sich eine Würde einläßt, die ihre Hinfälligkeit in allen Knochen spürt. Aber dann fragt man sich vergebens, warum man den stillen Wohltätern der Menschheit, die heute unbedankt in den Redaktionen sitzen, nicht auch jenen Rang im Staate gibt, dessen sich die andern unwürdig erweisen. Ein freisinniger Benedikt, der das hundertmal alleruntertänigste Gestammel eines Generaladjutanten druckt, ist doch eine echtere Schranze als eine, die ihre Gefühle der Publizität des Herrn Benedikt preisgibt. Dieser, dem es bisher nur gelungen war, Hoflieferanten und Universitätsprofessoren zu Paaren zu treiben, kann heute, wo er die obersten Hofchargen in Freiheit vorführt, die dynastischen Gefühle, die durch sein Sprachrohr gleiten, für sich abfangen. »Kinder!«, rief der Kapitän eines Schiffes, das in diesem österreichischen Sommer, in diesem Sommer der Brände und Feuerwerke, des Jubels und des Jammers glücklich heimfand, »Kinder, ihr könnt wahrlich der göttlichen Vorsehung danken, daß ihr euern Vater wieder umarmen könnt!« Da trat nach einer Pause »unser Berichterstatter an den heldenmütigen Kapitän heran und drückte ihm über seine tapfere und mannhafte Haltung sowie über den Mut der Offiziere und der Mannschaft die Bewunderung des Neuen Wiener Tagblatts aus«.

Auf Kains Pfaden

Von **Stanislaw Przybyszewski**

Weit hinter ihnen stand in Flammen ihr Paradies.

Als wäre die Sonne gesprungen! Es barsten die Reifen, die gräßliche Glut überschwemmte den Himmel, kochte über, schäumte in wüstem Gischt, troff von der Himmelskuppel in sprühendem Feuerregen, und tief bis hinauf über die Mittagssonne fraßen blutige Feuerzungen am schwarzen Abgrund der Nacht.

Und angekauert an einen Felsen, der als letzter Zeuge der Sintflut geblieben war, saß der Mann und zu seinen Füßen lag ohnmächtig das Weib.

Lange starrte er hin in die kochende Himmelswut, raffte das Weib vom Boden auf. Wie eine Schlange kroch er an die Tore des verlorenen Paradieses, seine Augen zerrissen das Dunkel der Nacht, er weitete seine Seele aus zu der Allmacht der ersten Sonne, welche die Gewalt des Schöpfers überstieg — sie war es, die Gott aus dem Nichts hervorgerufen — und mit der Sintflut des Feuers sich über die tote Öde des Lebens ergossen hat.

Und in dieser blutigen Feuersbrunst — ihr Haar, wie ein Strom von flüssigem Gold, wie flammende Boten der aufgehenden Sonne, und in der brünstigen Lohe des Himmels — ihr Antlitz wie eine Rose, erblüht in dem Glanz des Frühlichtes — so still — so rein — so wunderhell . . . .

Vergebens, vergebens!

Er weitete seine Seele aus in dem uferlosen Ozean der urewigen Einsamkeit, der Dämmerung und des Dunkels, da noch das Land vom Meer nicht geschieden ward, da noch im Chaos der Anfang in tollen Wirbeln kreiste, in wilder Verzweiflung und einem Orkan des Verlangens, um sich zu offenbaren.

Für sie richtete er aus dem Blau des Himmels ihr Ruhebett, ihr Aufwachen grüßte er mit der Pracht des Sonnenaufgangs, und wenn er sie in den Schlaf einlullte, wob er sie hinein in den Zauber des

dämmernden Dunkels, in die Lichtwunder der Nacht, in die schwarze Trauer irrsinnigen Rausches!

Vergebens, vergebens!

In rasender Wut verstieg sich seine Kraft zu der Macht Gottes, der das Leben erschuf, und jeglichem Getier das Leben lieh, thronte über den Gebirgsketten und zerriß den Himmel zu Fetzen, ergoß sich über die Sterne und ließ aus dem Himmel nnd seinen Milliarden von Lichtern ein funkelndes Spielzeug erstehen.

Vergebens, vergebens!

Ihr Gesicht blaßte ab, verstummte, fror . . . . . Ihre Augen, keuchend vor Angst, weitgeöffnet in tötlichem Schreck, starrten irr in die wüste Tollwut des brennenden Paradieses.

— Siehst Du ihn? flüsterte sie mit blutleeren Lippen.

Wie vom Blitz getroffen, schlossen sich seine Augen, denn die Lohe, die von dem Schwerte des Erzengels schlug, machte sein Augenlicht blind, sein Kopf sank tief auf die Brust, eine unfaßbare Macht dehnte seinen Körper ins Kreuz und mit furchtbarem Stöhnen ächzte seine Brust:

— Erzengel Du!

Du der mächtigste in der Engelschar — Du — bist Du nur meine Sünde?!

Du, der Du auf der höchsten Sproße der Himmelsleiter stehst, bist Du nichts mehr, als mein Verbrechen?

— Laß uns vergessen! Vergessen! schrie das Weib.

— Vergessen?! . . .

Abel, Abel, warum mußte ich Dich töten? . . .

Du warst still und süß — sprachst Du zu mir, und es war, als möchtest Du um Verzeihung bitten, daß Du wagtest, die tiefe Öde meiner Seele zu stören.

Hast Du meine Hand erfaßt, so war es, als hättest Du Angst, in mir unbekannte, für Dich verborgene, und für mich gräßliche, verbrecherische Kräfte zu entfesseln.

Warum hast Du die zur Frau genommen, die ich liebte?

Oh, wie ich mich erinnere, als ich in den sternlichten Nächten mich an Eure Hütte stahl, mit den Augen der Seele mich durchfraß durch die dicken Häute Eures Nachtlagers und Dich sah, wie er Dich in seine Arme schloß und Dich an seine Brust festdrückte, und mit heißen, begehrlichen Lippen die mystische Rose Deines Körpers öffnete.

Und Deine Augen, weit, weit in fremde Ferne gerichtet — und Deine Seele in fernloser Weite irrend, und Dein Körper fremd, als ob er Dir nicht zugehörte.

Wo lief hinaus Deine Sehnsucht? Um was herum schlugen die breiten Flügel Deines Verlangens ihre weiten Kreise? Nach wem suchten Deine von Leibesfesseln befreiten Augen?

Ich besinne mich nicht, welche Schmerzensglut mir die Seele eingeäschert hat, was für ein Wahnsinn mein Gehirn wrang, gleichwie ein nasses Tuch .....

Ich wollte mich losreißen, und ich konnte mich nicht von der Stelle rühren, eine furchtbare Last fiel auf mich herab, und mit einem spitzigen Pfahl hat mich die Verzweiflung in die Erde eingerammt.

Und in meiner Seele flüsterte der Satan:

— Liebe, Du Gotteslamm, das Du alle Sünden der Welt tilgst, heiliges Hysopkraut, das Du die Seele von allen Vergehen und jeglicher Schuld loswaschest, gib mir die Kraft!

— Du solltest nicht das Weib Deines Nächsten begehren! grollt der Zorn Deines Gottes.

Und das Weib war das Weib meines Bruders!

Ich zitterte am ganzen Leib wie ein Mensch, dem man die fürchterlichsten Folterwerkzeuge vorzeigt .....

Liebe, Du allmächtige Gewalt, die Du Gott auf den Thron setzest und ihn zu Staub zermalmst — bist Du nicht mächtiger als Seine Gesetze?

Wie lächerlich und klein ist die Liebe als Tugend, billig, wie ein Talisman, den man von einem Wander-

juden kaufen kann und der vor Krankheiten und Unglücksfällen beschützt.

Wie platt und verächtlich die Liebe, der kein Hindernis in die Quere kommt und die die Menschen, fromm und treu ringsherum aufgestellt, segnen und jegliche Gnadenquelle über ihr öffnen — eines greisenhaften Verlangens, einer ruhigen Sättigung, einer warmen Speisung und des faulen Ochsenjochs würdig ist die Liebe in vollem Sonnenlicht, die Liebe des warmen Bettes, das da von jubelnden Hochzeitsjungfrauen umstellt ist, die Liebe des ruhigen Schlafes von Gerechten und Ordentlichen, die da nur einmal am Tage sündigen.

Oh! in einer anderen, in einer gewaltigeren Majestät soll fürwahr die Macht der Liebe einherschreiten!

Mit einem Haar, das die wüstesten Stürme zerzausen, mit Hohngelächter, gottschänderischen Flüchen, wildem Spottgeschrei allen Gesetzen zuwider auf den Lippen, mit Augen, die den Mob zermalmen und ihn vor sich auf den Knieen rutschen lassen, und mit Händen, die sich nicht scheuen, das Messer hineinzustechen — wenn auch in den Schoß des Bruders!

Hier begann mein Herz zu zittern, als wäre es mir lebendig aus der Brust gerissen.

Des Bruders!

Hart, eisern, unbeugsam!

Wo der Fuß einer solchen Liebe hintritt, was denn, wenn er mit seinen Hufen Menschen zertritt, wie einen Ameisenhaufen? wo ihr Wahnsinn aufkreischt, was denn, wenn ein Abgrund sich zwischen Brüdern und Freunden öffnet, und wo ihr Spieß hinfliegt, was denn, wenn er auch in das Herz der eigenen Mutter trifft?

Und was für ein Wunder, wenn der Vulkan in der Stunde einer wüsten Orgie mit Lava in den Himmel speit, Städte und Dörfer verschüttet und eines neuen Lebens trächtige Erde sich in Gebärmutter-

konvulsionen windet und ihre elende Brut unter den Trümmern seines elenden Werkes begräbt?

Ein Vulkan und ein Erdbeben soll Deine Liebe sein:

Hart, eisern, unbeugsam, unwissend um alle Gebote und Gesetze!

Also sprach der Satan, und freudig stimmte ihm meine Seele zu.

Diese Qual hat meine Seele überwältigt, und als ich erwachte, sah ich Dich sitzen auf der Schwelle des Zeltes — Deine Augen starr gerichtet in weite Ferne, und Deine Seele irrend in fernlosen Weiten. Und Dein Leib so fremd, so fremd, als ob er Dir nicht zugehörte.

Vielleicht waren es Augenblicke, vielleicht ganze Stunden, und gar volle Tage, die in meinem Gedächtnis verschmolzen, ganz so, wie große Erzblöcke in dem feurigen Ofen in spritzendem Gischt zur flüssigen Masse werden; ich entsinne mich nur, wie Deine Hand in der meinen zitterte, wie Dein Herz im Takt mit dem meinen schlug, in Tollwut des Verlangens, in abgrundlosem Schreck, in zerstörender Angst.

Und schon streckte ich die Hand, auf daß unter der rasenden Sichel meines Wahnsinns die reiche, so ersehnte Ernte fiele, da plötzlich:

Abel!

Und ich hatte einen Abel in meiner Seele — oh, Du mein heißgeliebter Bruder — ich trug ihn in mir, wie eine Gotteslade, in der sich das Wunder der geheimnisvollsten Sakramente vollzieht, mit den Wurzeln des urewigen Seins des Jessy wuchs er in die geheimste Tiefe meiner Seele, füllte aus jede Pore meines Daseins, und ich habe den Baum aus mir herausgerissen, zerstörte den Gottestempel, denn andere und mächtigere Gelübde habe ich mit Dir geschlossen, für die noch kein Gott ein Sakrament verfügt hat.

Ich fuhr auf.

Zu jener Zeit war der Judas in mir noch nicht geboren.

Meine Seele blutete aus tausend Wunden, denn ich habe aus ihr Jessys Wurzeln herausgerissen, meine Seele war ein einziger Trümmerhaufen, ein eingeäscherter Altar nach der Vollendung des blutigen Opfers, und mein Herr und Gott ward Abel ....

Ich ging an ihn heran und sagte zu ihm:

— Verzeihe mir, aber ich liebe Deine Auserwählte, Du wirst sie doch nicht notzüchtigen wollen mit Deiner Liebe, da die Flügel ihrer Sehnsucht um mich beständig rauschen, und unsere Hände, die sich tausendmal verloren, hin und her irrten, endlich sich wieder gefunden haben, wie es uns von Uranfang bestimmt war.

Und Dein Gott donnerte und säte seine Blitze rings um mich und schrie, daß Du keine anderen Götter vor ihm haben sollest.

Und ich Kain habe den Abel getötet?

Hart, eisern, unbeugsam.

Horch Du Gewitter, das Du Bäume aus der Erde entwurzelst, was bist Du im Vergleich zu der Hölle, die in meiner Seele zu rasen begann?!

Eherne Trompeten des Jüngsten Gerichtes, was ist Euer Heulen gegen den Donner Gottes:

Kain, Kain — wo ist Dein Bruder!?

Irgendwo gen den Untergang ergoß sich ein furchtbarer Lichtschein, als wäre die Sonne gesprungen; es barsten die Reifen, wie heut, wie heut; die gräßliche Glut überschwemmte den Himmel, kochte über, schäumte in wüstem Gischt, wie heut, wie heut — troff von der Himmelskuppel in sprühendem Feuerregen und tief bis hinauf über die Mittagsgrenze fraßen blutige Feuerzungen an dem schwarzen Abgrund der Nacht, wie heut, wie heut — und dann erlosch das furchtbare Himmelswunder.

Ich durchlebte Ängste und Qualen, die mir das Haar bleichten, der Schreck durchfuhr mich mit furchtbarem Zittern, der Atem stockte in meiner Brust:

In wilder Flucht jagte ich vor mich hin — Schritt für Schritt fiel ich über uralte Wurzeln, die über die

Erde ragten, gleich dem Gerippe vorsintflutlichen Getiers, das mit dem Pflug aus der Erde herausgeackert wurde: sah ich in die Höhe, da machte mich blind der furchtbare Strahl des zürnenden Gottes — und wieder fiel ich auf mein Angesicht, und stürzte in unermeßliche Abgründe, ohne End, ohne End....

Wovor bin ich geflohen und wohin? Wo konnte es Rast für meine Füße geben, wo Ruhe für meine gräßlichen Gedanken? Wo das Ziel, dem ich zulaufe — wo?

Abel, Abel — Deine furchtbare Rache. Welch unendlich süße Erlösung wäre für mich damals der Tod gewesen! Könnte eine Hand zärtlicher liebkosen, als der vernichtende Blitzschlag Deiner wütenden Keule?

Verfluchter Henker! Auf Schritt und Tritt hast Du den Tod vor meine Augen gesetzt, und weit offen hast Du immer noch eine Hintertür gelassen, durch die ich in Angst entschlüpfen konnte, meine Füße hast Du in verräterische Fangnetze verstrickt, um mir, der schon einen tausendfältigen Tod erlitten hat, noch in letzter Sekunde den Weg der Rettung zu zeigen.

Nach dem Tod, dem Erlöser, habe ich geschrien und Du höhntest: Du wirst leben, in alle Ewigkeit wirst Du leben. Nie sollst Du die Abgründe der Qual erschöpfen, nie soll es ein Ende für Deine Pein geben...

Der Mann schwieg und zu seinen Füßen schluchzte das Weib:

— Abel, Abel seh' ich vor mir! In schwarzen Nächten wächst er vor meinen Augen, wie eine furchtbare Feuersäule — meine Seele scheint sich vom Körper zu trennen und irrt hinter ihm her auf schwindelnden Gründen, von denen jeder Blick in die Tiefe das Hirn in die Hölle versetzt, auf zitternden Sümpfen, auf denen jeder Tritt ein offenes Grab ist, auf den Friedhöfen der Jahrtausende, aus denen von überall her sich mir verzweifelte Arme entgegenrecken, die

nach Rache schreien und Haß atmen und mit Qualen schrecken, die keine Hölle zu ersinnen vermag. Wie ein blaßes Gespenst kniet er auf meiner Brust, umfängt mich mit eisernen Reifen seiner Arme, würgt mich, verpestet mein Blut mit seinem Atem, und versengt meine Seele mit seinem furchtbaren Blick bis auf den Grund . . .

Hier umfaßte der Mann das Weib, drückte es an seine Brust und flüsterte ihr heiße Liebesworte.

— Was ist mir Abel gegen das Glück, daß ich Dich besessen habe?

Tausende Abels würde ich töten, wenn man Dich mir entreißen wollte.

Er atmete tief auf und seine Augen verschleierte eine endlose Zärtlichkeit:

— Geliebte!

Wie flammende Vorboten der aufgehenden Sonne — Dein goldenes Haar, wie eine Wunderrose, die da erblüht ist in dem Glanze des Mondlichtes — Dein Antlitz, so still und so wunderhell . . . in Deinen Augen schillert meine Seele, mit Deiner vereint, in unfaßbarer Macht und Gnadenfülle, und durch unsere ineinandergeflochtenen Hände ergießt sich in unsere fiebernden Adern in wilder Hast der Strom der Liebe, die da einzig allein das Leben bedeutet, seinen Anfang und Ende.

Du warst süß, wie eine Weintraube in dem Mittag des heißen Sommers: gebenedeiet meine Hand, die sie gepflückt hat.

Du warst stolz und unzugänglich wie eine wilde Mauerhecke: gebenedeiet die Macht meiner Liebe, vor welcher Du weichen mußtest.

Heilig, heilig mein Liebesverlangen, unter dessen Sichel die herrliche Ernte Deines Sommers gefallen ist.

Und ich Kain, der ich Abel um meiner Liebe willen getötet habe, sitze breit und stark auf meinem Thron und schreie in die Welt hinaus:

Ich liebe Dich!

Man hat mich geschlagen, bespieen, mit Verachtung und Flüchen gehetzt, auf meine Stirn das

blutige, nie vernarbende Mal des Verräters und des Verbrechers eingebrannt, quer über meinen Weg schwere Balken hingeworfen, damit ich auf jedem Schritte falle, und ich weine in dem großen Glück:

Ich liebe Dich!

Wie ein Lichtschein unaussprechlicher Macht und Freude ergoß sich in meine Seele die heilige Gnade, daß Du mein bist.

Wie eine Rauchsäule von dem Opferaltar wächst in den Himmel hinein die Kraft meiner Liebe, meine Gewalt, die Du bist . . .

Erzengel Du!

Aus dem Paradies hast Du uns vertrieben, und ich habe mir ein neues geschaffen, ein gewaltigeres noch, das die ganze Erde umfaßt und den Himmel.

Mit meinem Wissen habe ich die Lust erzeugt, habe sie mit Schmerz und Qual verkuppelt und sie so in ihrer Stärke vertausendfacht — mein Geschlecht ergoß ich in tausend Betten, auf daß es das ganze All ausfülle und mit seinen heißen Strömen mein Gehirn befruchte.

In jeden Instinkt, in jeden Reflex tat ich hinein die kochende Glut der Leidenschaft, damit meine Tat sich zu der Allmacht der göttlichen Tat aufschwingen könne, und jedes Gefühl, jeden meiner Gedanken durchsättigte ich mit dem lebenden Feuer des Geschlechtswillens, auf daß meine Seele, gerichtet in die Zukunft des Menschengeschlechtes, in ihrer unerschütterlichen Macht für immerdar leben möge.

Ich erschuf mir die Lust der Tat, die Lust des Schaffens, die Lust des himmelhochjauchzenden Aufschwungs, da der Mensch mit dem Gott von Angesicht zu Angesicht spricht.

Und wenn mein Blut Dir entgegenschlägt, wenn Dein Schoß zittert, wenn Dein Gesicht, umglüht von dem Goldstrom Deiner Haare, zu ersterben scheint in der Lust der Himmelfahrt, brauchst Du da noch ein anderes Paradies? . . .

Das Weib schluchzte verzweifelt:

— Ich will versinken in dem Abgrund der Lust, will meine Seele reinbaden in dem Sonnenglanz unserer Liebe, auf daß sie reiner werde als der Hysop, der alle Schuld tilgt, und schon, schon vernarben die Wunden, stillt sich der blutige Schmerz der Schuld — und da plötzlich: eine Harpune schlägt sich in mein Herz und zerrt und reißt es in Stücke.

Kain, Kain, was hast Du getan?!

Oh, dann wird mir zum Ekel Dein Liebesgekose, widerlich Deine Umarmung — meine Seele reißt sich von Dir los in schmerzlicher Qual, um sich aufs neue in noch schmerzlicherer Lust auf Dich zu werfen und nach Ruhe für meinen verzweifelten Irrsinn zu suchen.

Kain, Kain, das Blut Deines Bruders hat unser Brautbett besudelt!

Oh, sieh mich nicht so an mit diesen schrecklichen Augen. Der Schmerz erstarrte in ihnen. Eine größere Qual als die meine hat sie so weit aufgerissen.

Oh komm, komm, Geliebter Du — in der Glut der Lust, in der Hölle der Sinnen —

Laß uns vergessen — vergessen!

— Vergessen?!

Er lachte verzweifelt.

— Vergessen? Ich? Ich?

Tausendmal bin ich gestorben und tausendmal kehrte ich zurück.

Joshua! Christos!

Oh seine süßen Augen!

Seine Augen waren — oh, wie soll ich Dir das sagen — seine Augen drangen durch und durch — es schien, als gebe es keine noch so dicke Mauer, die sie nicht durchdringen könnten, als fände sich keine noch so verstockte Seele, daß sie in diesem Glanze nicht zerschmelze, und kein Herz, das nicht mit diesem Pulsschlag schlüge, und in heißem Verlangen schrie: Dein bin ich, o Herr!

Wie ein Hund kauerte ich zu seinen Füßen, aus seinen Augen sog ich den süßesten Honig der Erlösung, des Rückkaufs meiner schweren Schuld — jedes seiner

Worte war für mich die zärtlichste Liebkosung und das Unterpfand des ewigen Lebens auf dem Schoß dessen, der war, ist und sein wird.

Magdala, Magdala!

Hast Du mich damals gesehen?

O, hätte ich Dich nie erblickt!

Erlöst wäre meine Seele, befreit von der Schuld des Brudermordes mein Herz ....

Er schwieg.

So schwer fiel noch kein Steinblock von der Höhe in das Tal, wie sein totgequältes Haupt auf die schwergespreizten, eisernen Finger seiner Hände. Sie gaben nach unter seiner Schwere, das Haupt fiel ihm auf die Knie, er sank ganz zusammen.

— Judas! Judas! schrie das Weib.

Den Bruder hast Du gemordet, den Erlöser verkauft! Wo ist mein Paradies, wo meine Erlösung?!

Er richtete sich auf, sah um sich mit einem kalten, erstaunten Blick, als wäre er nach einem tausendjährigen Schlaf erst erwacht.

— Kain? Judas?

Ah! Ich erinnere mich ....

Zeig mir das Gras, über welches seine Füße schritten, damit ich einen Halm nach dem anderen küssen könne, zeig mir die Abdrücke seiner Füße in dem weichen Lehm, auf dem er gegangen ist, damit ich mich mit meinen Lippen an ihnen festsaugen könne und sie kose in seligstem Glück:

Magdala, Magdala!

Geh dort nicht hin, heiliger Rabbi! schrie mein Herz.

Aber ich wagte es nicht laut zu sagen.

Noch haben Dich meine Augen nicht gesehen, und schon atmete ich den Duft Deiner Haare, sah das gelenke Rohr Deiner Glieder, fuhr mit zitternden Händen Deinen Körper entlang, entblößte Dich nackt mit meinen Augen, Dich, meine stolze, heilige Geliebte.

Du möchtest mir jetzt Deinen wildesten Fluch in die Augen speien. Deine verzweiflungstrunkenen Nägel in meinen Leib einhacken ....

Wie schön warst Du damals, Geliebte, Du!

Soll ich Dir davon sprechen?

Nein, nein ....

Mit ihm zusammen bist Du gestorben. Zum Ekel wurde ich Dir und zum Abscheu.

Ich weiß es, ich weiß ....

Dein Platz an seinem Grab, und mit ihm zusammen wirst Du Deine Himmelfahrt feiern!

Aber jetzt höre mir zu — Du mußt hören!

Er packte sie an den Händen.

Und schon sprach er nicht mehr, er zischte, er schluchzte, er schlug aus mit den Worten, wie ein wütender Hengst mit eisernen Hufen.

Tausende von Worten verloren sich im Nebel und Dunkel, und als er erwachte, hörte er sich endlich sprechen:

— Gräßlich war der Augenblick, als Du zu seinen Füßen kauertest, sie mit riechenden Ölen salbtest und mit Deinen Haaren trocknetest.

Magdala! Magdala!

Und er, versunken in die Wunder unfaßbarer Geheimnisse, sprach mit seinem Gott: er sah Dich nicht.

Aber meine Seele krampfte sich zusammen, als ich sah, wie Du mit der goldenen Seide Deiner Haare seine Füße abriebst, wie Deine Lippen mit heißen Küssen an den Stellen ruhten, durch welche bald, allzubald, die rostigen, langen, fingerdicken Nägel durchdringen sollten, durch diese schmalen, weißen Gottesfüße!

Magdala! Küsse nicht diese Füße! Küsse nicht! Blut strömt mir in die Augen — und in der blutigen, gräßlichen Feuersbrunst, in der mir die ganze Welt steht, ragt das Kreuz!

Jetzt schmiegtest Du Dich mit dem ganzen Antlitz an seine Füße, umwandest sie mit der Flut Deiner Haare — Du hast vergessen, daß er ein Gott ist, daß er Dich nicht sieht — wie eine Schmeichelkatze liebkosest Du seine Füße, streichelst sie, küssest sie — in

beide Hände hast Du seine schönen weißen Füße genommen. Tue es nicht Magdala! Tue es nicht!

Deine nackte Brust wogt, Dein ganzer Leib erschauert, es krümmt sich Dein Nacken, Deine Hüften zittern, — laß es Magdala, laß es!

Siehst Du denn nicht, daß sein Blick von der Erde losgerissen ist? — fühlst Du denn nicht, daß Du tote Glieder umfängst? — seine Seele spricht mit Gott, weilt schon längst nicht mehr hier!

Schmeichle nicht, verführe nicht den Gott!

Wie ein Kind sah er Dich an mit zärtlichen Augen und lächelte mit dem unendlich stillen Lächeln des Gotteslammes, das alsbald mit seinem Opfer die Sünden der ganzen Welt tilgen sollte, und sprach:

Oh Du, meine Schwester!

Schwester? Schwester?

Oh, ich sehe Dich, ich sehe Dich!

Nie noch hat eine so demütigende Absage ein Weib getroffen, das da in Sünde und Unzucht empfangen ward!

Und schon, schon fühlte ich mit satanischer Lust, wie Du Dich auf ihn werfen würdest, aus Deinen Augen schlugen Blitze verstoßenen Verlangens — ein wilder Triumph raste in meiner Seele — und da plötzlich, wie vom Blitz erschlagen, fielst Du nieder, Deine Lippen wurden totenblaß, Dein Leib kauerte zusammen und Tränen stürzten aus Deinen Augen:

Erlöser! Erlöser!

Hättest Du in ihn das Gift der wütendsten Schlangen Deiner Gier eingeimpft —

hättest Du ihn gebissen, seinen Leib zerfleischt mit der Wut einer irren Leidenschaft, mit der Du seine Füße küßtest —

hättest Du mit den verfeinertsten, hinterlistigsten Mitteln Deiner Liebeskunst sein Blut ins Wallen gebracht:

all das wäre für mich nicht ein solch furchtbarer Schmerz wie dies eine: Erlöser!

Und die Lichtspitze seiner Augen durchbohrte mit hellem Blitzstrahl das Dunkel meiner Seele und es

entstand in ihr eine furchtbare Helle, ich fühlte mich nackt, so entsetzlich nackt, daß es schien, als würde mich eine ganze Hölle von Scham aufbrennen.

Ich ging hinaus.

Magdala, Magdala!

Ich höre, wie er mich fragt:

Warum meidest Du mich, Judas — warum sind Deine Augen in die Erde vergraben, warum sind Deine klugen Augen siech und scheu geworden und wie mit Nebel verschleiert, warum ist Dein Haar über Nacht bleich geworden, und Dein Rücken krumm, als wäre er in ein Joch hineingezwängt?

Als Hohn, unwürdig eines Gottes, schien mir die Sprache des Herrn.

Blut stieg mir zu Kopfe, und meine Zunge, die schon am Gaumen festzukleben schien, löste sich:

— Das Herz des Weibes, das mir zugehörte, hast Du, Herr, an Dich gerissen, ihre Seele hast Du mit unsichtbaren Fäden Deiner göttlichen Macht umstrickt . . . . .

Hier unterbrach den Wahnsinn meiner Sprache sein verwunderter, sein so erschreckend kluger Blick, der dem Menschen ins tiefste Mark dringt.

Seitdem sprachen wir nicht mehr.

Wie ein Schatten schlepptest Du Dich hinter ihm.

Magdala, Magdala! Tue es nicht!

Satan — Magdala, hinweg mit Dir von dem Gottessohn!

Bis in jenem Augenblick: nein — nein, nein!

Ich küßte ihn, Magdala — nein, nein — nein!

Geliebter Rabbi, flüsterte ich ihm ins Ohr — nein — nein — nein!

Und Du zu Füßen seines Kreuzes und jetzt mit mir!

Mit mir, Magdala, mit mir! von den Füßen des Erlösers habe ich Dich weggeschleppt, ich Kain, ich Judas Ischariot, auf ewige Qual, zur ewigen Verdammnis, ewiges Zusammen und Auseinander, ewiges Eins und ewigen Haß!

Du und ich!

Zu Hilfe Satan — zu Hilfe!

Du mein einziger Bruder, Du strahlender Cherub, Du großer Herr, der Du auch einst aus dem Paradies vertrieben warst, weil Du Deine Macht an der seinen messen wolltest — Du der Vorzüglichste an Schönheit — Lichtbringer Du, steh mir bei! . . .

Da fuhr er zusammen.

Denn plötzlich sah er den Erzengel vor sich.

Und eine furchtbare Macht schlug aus seinem Schwert. Seine Augen durchbohrten das Herz des Menschen, sein Antlitz war blaß, und unsichtbare Blitzstrahlen seines Zornes schlugen umher, wie herabgerissene Sterne in dunkle Abgründe.

Und der Satan kauerte am Rande jenes Blocks, der da allein als Zeuge vorsintflutiger Raserei geblieben war, starrte in die Feuersbrunst des Paradieses, und lachte nicht.

Er erblickte seinen Bruder, den Erzengel, und maß ihn mit stolzem, verwundertem Blick.

— Ich Kain, schrie der Mensch, ich Judas Ischariot, umwölkt von dem Nebel und den Wolken meiner Opfer, die mich mehr als Gott zu lieben lernten, ich, der ich mit dem Gott an einem Tische saß, und in den dunklen Gassen des Ölbergs sein blasses Antlitz küßte, und ihm sagte, daß ich ihn über alles liebe — ich höhne Deiner Kraft, Du armseliger Hüter, der auf den Befehl seines Herrn den Garten unreifen Obstes vor den Dieben schützen muß — ich verlange nicht nach Deinem Paradies — ich habe mir ein eigenes geschaffen, ich ließ mich freiwillig aus dem Deinigen herausstoßen, um die Macht meiner Liebe an dem Übermaß des Schmerzes zu messen, ihre Kraft über die Macht des Todes und des Lebens hinauszusteigern.

Und Du Satan — verflucht, tausendmal verflucht seiest du mitsamt Deinem Lichtbruder!

In unsere Seele hast Du, Giftschlange, das Verlangen und die Begier eingeimpft, hinterlistig hast Du den Lustbaum gepflanzt, der das Gute und das Böse unterscheiden

läßt, um uns mit diesem Köder blind zu machen für Deine Größe, Deine Schliche und Verrat:

Mit der Liebe hast Du uns blind gemacht!

Wiederhole, wiederhole, womit Du meine Eltern verführt hast, Du böser, Du heimtückischer, hinterlistiger Satan!

Antworte mir!

Du schweigst? Ha, ha, ha, Satan hat mich verlassen, nun, dann wende ich mich an Dich, Erzengel, Du, Henkersknecht und blindes Werkzeug eines Lügners, ich segne Dich! . . .

Eine Ewigkeit rangen ihre Augen in schwerem Kampf, aber mit nichts läßt sich die Macht vergleichen dessen, der war, ist und sein wird.

Und der Satan krümmte sich vor schmerzlichem Lachen, und das Weib stöhnte in höllischer Qual, und der Erzengel: die Qual, die Sünde, das Verbrechen stand auf der Wehr.

Sonntag Abend in der Großstadt

Von **Berthold Viertel**

Ein mächtiger Greis in glänzendem Zylinder
Trat plötzlich vor die Leute, Weiber, Kinder.
Betrunken baumelt er mit einem Stock,
Dran hing Marie in blütenweißem Rock.
Die schlanke Himmelskönigin aus Flußpapier,
Die Wänglein süß wie Milch und Blut auch hier.
Die Leute lachten sehr: »Er kommt aus Mariazell,
Dort ist es heilig, und die Luft weht hell.
Am Weg zum Altar stehn viel Schenken offen,
Da hat der gute Alte sich besoffen.«
Der Alte lächelt heimlich und verschwiegen,
Als hätt' er Berg und Täler überstiegen.
Und immer neue dumme Neider kamen
Und höhnten laut — er aber sagte: Amen.

Glossen

Zur Erleichterung des Lebens

und um allen Wiederholungen wie auch Reklamationen künftig zu begegnen und um es den Wißbegierigen so bequem wie möglich zu machen, habe ich mich entschlossen, einen Normalbericht zusammenzustellen, in dem alle Nachträge zur Kaiserfeier und überhaupt alles Wissenswerte aus Kurorten und Sommerfrischen sowie auch schon die künftigen Brände der beliebtesten Alpenhotels ein für allemal berücksichtigt sind. Während also »Wien im Festkleid« erscheint und die durch besondern Schmuck hervorragenden Firmen sich vorteilhaft repräsentieren, übermittelt uns der Draht die traurige Nachricht, daß eine der schönsten und leuchtendsten Perlen aus dem reichen Kranze imposanter Hotelbauten, den unser herrliches Alpenland Tirol in den letzten Jahrzehnten der überquellenden Fülle seiner natürlichen Reize gesellt hat, ein Raub der Inseratenagenten geworden ist. Frau Lewinsky-Precheisen riß durch den Vortrag von Goethes Gott und die Bajadere die aus allen Weltteilen stammende Zuhörerschaft zu wiederholtem nicht endenwollenden Beifall hin. Unter den von der Katastrophe betroffenen Hotelgästen befand sich der Chef des Sicherheitsbureaus Regierungsrat Stukart, die meisten aber hielten sich im Walde auf, ja viele Personen verließen das Hotel zu Spaziergängen, als die Katastrophe schon eingetreten war. Während dort unbeschadet des internationalen Charakters das Wienertum sich von seiner schönsten Seite zeigte, indem es den Fremden die üppig erblühte Rubenspracht seiner Frauen wies, hielt die Festrede Oberrabbiner Akiba Schreiber. Direktor Bardy, seine Gattin und das gesamte Personal arbeiteten mit größter Aufopferung, um die Gäste, von welchen viele noch gar nicht aufgestanden waren, ins Freie zu bringen. Frau Sonja Schapira aus Baku trug einige Lieder mit künstlerischer Vollendung vor und wurde besonders der Umfang und die Kraft ihrer Stimme bewundert. Vierhundertsechzig Gäste kampierten rings um das Hotel. Man bemerkte unter anderen den Bankier Schoßberger aus Budapest. Die Effekten sind zum größten Teil verloren, und leider auch ein Verlust an Menschenleben nicht zu beklagen. Den Kaisertoast sprach der bekannte Wiener Hof- und Gerichtsadvokat Herzberg-Fränkel. Es ist sehr zu beklagen, daß im ganzen Hotel nicht ein einziger Hydrant oder Wassereimer

vorhanden war. Die herrliche, starke und für eine Höhe von fast 1800 Metern doch milde Luft inmitten der prächtigsten Nadelwälder und des großartigsten Hochgebirgspanoramas, sowie die internationale Gesellschaft, unter welcher Österreicher und Deutsche das Hauptkontingent bilden, trugen in gleicher Weise dazu bei, daß das Feuer rapid um sich griff und binnen kurzem sechs Häuser eingeäschert wurden. Fräulein Elsa Kulka aus Saaz und Herr Edgar Neugröschl aus Komorn hatten sich in liebenswürdigster Weise bereit erklärt, ein Gelegenheitsstück, das Paul Wilhelm zum Verfasser hat, aufzuführen. Es scheinen verbrecherische Anschläge vorzuliegen. Mit militärischer Hilfe wurde die Feier gelöscht. Das Feuer schloß mit einem animierten Tanzkränzchen. Auf Antrag des Herrn Angelo Ei—, dessen Name bei den Rettungsarbeiten verstümmelt wurde, wurde eine Huldigungsdepesche nach Ischl gesendet. Nähere Nachrichten fehlen zur Stunde, da die Telephonleitungen unterbrochen sind. Ein gegenwärtig noch unkontrollierbares Gerücht spricht davon, daß sich die Fassade des Zacherlhauses Wien, I. Brandstätte besonders vorteilhaft repräsentiert hat.

* * *

Na denn Prost!

Herr Georg Reimers, der den Sommer in Wyk auf Föhr verbringt und im Winter im Burgtheater Helden spielt, hat soeben sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert. Nicht als Kurgast. Es sind vielmehr schon fünfundzwanzig Jahre, daß das Burgtheater sich in der Darstellung der Egmont und Moor von jeder mittleren deutschen Hofbühne beschämen lassen muß. Wie die Zeit vergeht! Damals alterte Fritz Krastel, ohne alt werden zu können, und der Gigant Matkowsky, der einmal als Orestes aushalf, fuchtelte so über den Rahmen des Burgtheaters hinaus, daß das Wiener Publikum zu lachen anfing. Aber Herrn Georg Reimers nahm es schon ernst. Freilich wurden dann von allen Seiten die lebhaftesten Anstrengungen gemacht, ihm zu einer Entwicklung zuzureden, und Herr Reimers, dessen Stärke es bis dahin gewesen war, fest aufzutreten, begann jetzt in der Tat die Brauen zusammenzuziehen und ein denkender Schauspieler zu werden. Nicht in jener übertriebenen Art des Herrn Gregori, dem man vom Faust bloß die Versicherung geglaubt hat, daß er Juristerei, Philosophie, Medizin und Theo-

logie studiert habe. Aber immerhin mit mäßiger Vertiefung des Innenlebens. Man las sogar hin und wieder, daß Herr Reimers mit dem Studium von Kommentaren beschäftigt sei — nachdenkende Schauspieler sind solche, die lesen können, was literarhistorische Schöpse geschrieben haben —, aber man freute sich doch immer, daß dann jedesmal seine kerngesunde Natur durchbrach und er, wie er dem Kulissenplauderer anvertraute, »die Folianten in die Ecke warf«, nur sich und seinem Instinkt vertrauend. Das war gut. Denn das Publikum war nicht entschlossen, mitzudenken, sondern lobte den stattlichen Wuchs. Man sieht in Wien überhaupt weniger auf den Zweck als auf die schönen Mittel, und wer hier behaupten wollte, daß sie nicht hinreichen, daß fünfundzwanzig Jahre ohne tragischen Helden für das Burgtheater kein Jubiläum, für das Publikum einen Verlust bedeuten, der kann sich unbeliebt machen. Denn die Schauspieler dieser Stadt gehören zu den Erscheinungen, die ihrer Beliebtheit ihre Popularität verdanken und umgekehrt, und nur zu leicht gerät der in den Verdacht, ein Thersites zu sein, der etwa behaupten wollte, ein anderer sei kein Achill. So feministisch verzogen ist der Geschmack dieser Stadt, daß ihm die schönen Mittel des Schauspielers den Mann verbürgen, aber beileibe nicht etwa die schönen Mittel der Frau die Schauspielerin, daß man der weiblichen Anmut das Talent, das sie bedeutet, nicht glaubt, aber der männlichen Schönheit den Charakter. Diese Ästhetik ergibt sich dem Tenor und sieht auf die Salondame mit den Augen der Rivalin. Daß einer, um eine deutsche Eiche auf der Bühne zu sein, im Leben aus Pappe sein könnte, und daß einer auf der Bühne aus Pappe sein kann und im Leben eine deutsche Eiche, das geht der Wiener Ästhetik, die eine weibliche Wissenschaft ist, nicht ein, und sie feiert immer die fünfundzwanzigjährige Identität von Kunst und Leben. Nun aber, da Herr Reimers in das gesetzte Alter eintritt, werden wir auch keinen Wallenstein und keinen Faust haben, und wer weiß, welche Überraschungen er uns noch vorbehält, denn Herr Wittmann meint, es sei nur ein Anfang. »Wir können dem Fünfzigjährigen die Mitteilung machen, daß die wahre Schauspielerei erst für ihn beginnt.« Herr Reimers hat Reserven. Eine zweite Entwicklung, die er durchmachte, ging geradenwegs auf die Schlichtheit. Von der Natur dazu geschaffen, Herolde im Burgtheater darzustellen, begann er

auf einmal in einem gleichmütigen Plauderton zu sprechen, der von Herrn Wittmann heute als eine Konzession an Ibsen entschuldigt wird. Herr Wittmann empfindet es noch jetzt als eine Profanierung des gutgebauten Herrn Reimers, daß in die Zeit seiner Entwicklung auch der Aufstieg Ibsens fiel, und da das Wort Ibsen einmal ausgesprochen ist, so ergibt sich der Gedanke, daß damals »Gestank etwas Natürliches war«, von selbst. Es ist aber leicht möglich, daß nicht so sehr Ibsen für die naturalistische Wendung des Herrn Reimers verantwortlich zu machen ist als die Aufmunterung durch den alten Baumeister, der dem jüngeren Kollegen öfter Prost, mein Junge! zugerufen haben soll, worauf dieser sich vornahm, »nachzukommen«. Aus solchen, durch die Theaterplauderer verbreiteten Erzählungen entstand nun die Vorstellung von dem prädestinierten Nachfolger Baumeisters, und um diese nicht zu enttäuschen, entschloß sich Herr Reimers, hin und wieder auf der Bühne leise und fließend zu sprechen und sogar Sätze ganz fallen zu lassen. Einen aber hat er jetzt gebracht, indem er nämlich mit anspruchslosester Natürlichkeit in die Zeitung schrieb: »Ich höre vielfach, daß man mich für den prädestinierten Nachfolger Baumeisters hält. Möglich.« Und da es nun außer Zweifel ist, daß Herrn Reimers das Herz auf der Zunge liegt und daß er bald »biderb« sein wird, kam ihm auch ein Interviewer ins Haus, der endlich herauskriegen wollte, wie Herr Reimers das denn eigentlich mache, daß er es immer zuwege bringe, so gesund, so natürlich, so geradezu zu sein. Und Reimers antwortete nicht anders, als man erwartet hatte: »Es ist weiter nichts dabei, daß ich so bin, daß ich nirgends und vor niemandem mit dem zurückhalte, was ich denke, es ist gar kein Verdienst bei meiner Offenheit — ich fürchte mich nicht und vor keinem Menschen, weil meine Natur so ist, das ist alles.« Und er würde sich, »wie er lachend sagt, wenn's ginge, am liebsten auch von schwarzem Brot und Speck nähren. Sein gewöhnliches Nachtmahl besteht auch wirklich aus Schwarzbrot mit Butter und einigen Schnitten Wurst, auf warme Nachtmähler ist er nicht eingerichtet«. Weiche Schlichtheit! Das schreit ja förmlich nach dem Götz und Erbförster! »Was natürlich nicht ausschließt, daß er es auch mit dem alleranspruchsvollsten ‚warmen' Souper als wackerer Kumpan tapfer aufnimmt — vorausgesetzt, daß es kein ‚trockenes' Souper ist.« Welcher Humor! Falstaff! Na denn, Kinder, wollen

wir doch nicht so trocken da sitzen, Prost Doktorchen! ... Durch acht Tage klang jetzt in Wien das Lied vom braven Mann. Das ist er wahrscheinlich, wenngleich es uns nichts angeht und Herr Reimers sichs verbitten müßte, daß ihm Presse und Publikum es bestätigen. Ich würde es nämlich ertragen, daß ein Schauspieler ein Fallot wäre, wenn er sich nur verpflichtet, anständig zu spielen. Er kann sich aushalten lassen, er kann lügen, ja meinetwegen können uns von ihm sogar die genossenschaftlichen Bestrebungen des Herrn Nissen gestohlen werden. Auf das Soziale wird gepfiffen. Herr Reimers nun bekam unter anderm vom Vizegouverneur der Bodenkreditanstalt eine Sophokles-Büste und von einem anderen Verehrer Verse von Paul Wilhelm. Aber es wäre für alle Teile besser, er hätte, zuverlässig wie er ist, fünfundzwanzig Jahre lang die Bodenkreditanstalt geleitet, Verse von Sophokles erhalten und eine Paul Wilhelm-Büste. Man muß kein Bewunderer des armen Kainz sein, um zu fühlen, welcher Entgeistigung jetzt das arme Burgtheater entgegengeht.

* * *

Zusammenhänge

Der Earl von Rosebery ist nach Wien gekommen, und Ehrlich 606 hat auf die Gehirnerweichung keinen Einfluß ...: das könnte der Anfang eines jener Leitartikel sein, in denen eine börsenspielerische Phantasie zwischen den heterogensten Dingen in immer auffälligerer Weise die Brücke schlägt. Geradezu erschreckend zeigt es sich an dem Eindruck, den die Mission des Lord Rosebery in diesem unruhvollen Gemütsleben hinterlassen hat. Das aufregende Erlebnis, daß Rosebery eine Rothschild geheiratet hat, wirkt noch immer nach und findet seinen Niederschlag in einer sprunghaften Lebensbejahung, die sich in dem Jauchzer Luft zu machen scheint: »Seid umschlungen, Millionen, diesen Stuß der ganzen Welt!« Seit dem Anfall, in welchem das Wort entstand: »Der Zinsfuß ist mit uns, so rufen wir mit Gottfried von Bouillon!«, ist nichts so Auffälliges beobachtet worden wie der Hymnus zur Begrüßung des Lord Rosebery. Seine Gattin war eine vortreffliche Frau. »Er hat sie kennen gelernt, als sein Wagen mit dem ihren zusammenstieß .... Sie hatte ebenfalls das moderne sozialpolitische Gewissen und ver-

stand es, eine gute Kameradin auf den gemeinschaftlichen Reisen um die Erde zu sein ... Der Tod hat sie ihm genommen, und Lord Rosebery ist seither einsam geworden und hat einen Hang zur Ruhelosigkeit, der auch mit seinem gestörten Schlafe zusammenhängen mag.« Solche Art, an Anderen psychische Diagnosen zu stellen, ist so wenig selten wie das blitzartige Erfassen von Zusammenhängen. Völlige Klarheit bringt der Schluß der Betrachtung:

Schon lange sucht er den Weg zum Volke, neben und jenseits der Parteien. Lord Rosebery ist gewiß einer der interessantesten Menschen, und geistige Beziehungen zu Wien hat er stets gehabt. Der jüngere Pitt, den er bewundert und dessen Biographie zu seinen literarischen Erstlingswerken gehört, ist aus Kränkung über die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz gestorben. Der Sohn Napoleons, dessen Aufenthalt in Sankt Helena Lord Rosebery geschildert hat, wurde in der Kapuzinergruft begraben. Soeben haben die unschätzbaren Denkwürdigkeiten der Baronin Sturmfeder, der Erzieherin des Kaisers, gerade über die letzten Stunden des Herzogs von Reichstadt und über dessen Verhältnis zum Hofe wichtige Aufklärungen mitgeteilt, die von der Geschichtsforschung nicht übersehen werden dürfen. Lord Rosebery wird in Wien als sehr willkommener Gast aufgenommen werden. König Georg hätte keinen würdigeren Vertreter schicken können.

Es ist kein Wunder, daß die Umgebung eines so atemlosen Temperaments seine geistige Gangart mit der Zeit annimmt, und daß zum Beispiel ein Mann, der die nüchterne Aufgabe übernommen hat, zum neunzigsten Geburtstag eines Gummifabrikanten eine Notiz zu liefern, in die Worte ausbricht: »Ein Fest, wie es bisher wohl noch keinem Fachmanne der Gummi-Industrie beschieden gewesen ist, konnte am 16. August Herr Ludwig Edler v. Reithoffer begehen, der an diesem Tage das neunzigste Lebensjahr vollendete«. So interessant nun eine Untersuchung wäre, weshalb die Fachmänner der Gummi-Industrie, deren lebensfeindliche Tätigkeit sich ja nicht auf ihre eigene Person erstreckt und vor allem in ein viel früheres Stadium der Entwicklung einzugreifen pflegt, fast nie das neunzigste Jahr erreichen, so muß es sich doch die Wissenschaft versagen, sich in diesem Fall einer journalistischen Zumutung anzustrengen. Dagegen tun die Ärzte bereitwillig etwas anderes. Der Vertreter lokaler Interessen aus der Umgebung jenes publizistischen Exaltados behauptet nämlich: »Die Ärzte sprechen von dem Gesetze der Duplizität der Fälle, wenn seltene Krankheitssymptome oder unglückliche Ereignisse bei Operationen in rascher Folge eintreten.

Die Brandkatastrophen in Brüssel, am Karersee, in Gossensaß entsprechen dem Erfahrungssatze, daß Katastrophen sich häufig wiederholen«. Nun ist es allerdings richtig, daß bei Operationen oft ein Malheur geschieht und daß eine Epidemie in der Regel nicht nur eine Duplizität der Fälle bedeutet wie zum Beispiel die Cholera in Berlin, sondern sogar eine Multiplizität, wie zum Beispiel die Cholera in Wien, aber mit jenem Erfahrungssatz haben speziell nur solche Ärzte zu tun, die sich mit Geisteskrankheiten befassen und die leider der Ansicht sind, daß trotz der Ankunft des Lord Rosebery und trotz der offenbaren Duplizität der Fälle bei progressiver Publizistik Ehrlich 606 nicht anwendbar sei.

* * *

Ein Interview

»... fragte mich lächelnd: ‚Soll das ein Interview sein? Ich bin 63 Jahre alt geworden und habe noch nie ein Interview gegeben.' Dann begann das Gespräch mit einem bedauernden Hinweise auf das schlechte Wetter ... ‚Ich habe es wohltätig empfunden, daß Wien auf dem Gebiete des Automobilwesens noch beiweitem nicht solche Fortschritte gemacht hat, wie London oder Paris ... Diese Stadt ist mir sehr sympathisch ... Ich habe es stets vermieden, im Gespräche mit Mitgliedern der Presse politische Fragen zu berühren ... Sie haben ganz recht, wenn Sie mich einen Freund Österreich-Ungarns nennen. Dies ist entschieden richtig ... Denken Sie an die Erledigung der Delagoabai-Kontroversen ...'«

Titel: »Ein Gespräch mit dem Earl of Rosebery, dem Chef der englischen Spezialmission.«

* * *

Erinnerungen

Wiewohl sich der Freiherr v. Cz., Sektionschef, Mitglied des Herrenhauses und Geheimer Rat »überhaupt in seinen Mitteilungen die gebotene Reserve auferlegen muß«, teilt er doch sehr interessante Dinge mit. Zum Beispiel: »Infolge einer Verspätung der Südbahn kam jedoch der Erzherzog ...« Man wußte nicht, daß schon damals die Südbahn ... Aber noch pikanter ist das Folgende: »Von einer Eisenbahnfahrt zu seinem Wagen kommend, habe ich einmal den Kaiser dem Leibkutscher ‚Guten Mor-

gen!" zurufen und den Kutscher darauf antworten gehört: ‚Guten Morgen, Eure Majestät!'« . . . In durchaus zutreffender Weise beginnt dagegen ein anderer, der Erinnerungen an den Maler Canon erzählen will, mit dem Seufzer: »Daß er nicht die Jagdausstellung erleben konnte . . .!«

* * *

Meine Haut

Ich habe in der Redaktion des Extrablatts einen Freund, der mit mir in seinen schlimmen Zeiten, wenn Not an Einfällen ist, alles teilt. Der Mann war früher Juwelier und hat sich entschlossen, seinen Beruf zu wechseln, weil man in der Literatur die guten Sachen billiger bekommt. Wäre ich ehedem in seinen Laden getreten und hätte ich meinen Ring von ihm taxieren lassen — ich habe heute keinen, wiewohl mir ihn kein Journalist gezogen hat —, er hätte mich vielleicht beneidet, aber er hätte ihn ohne meine ausdrückliche Zustimmung nicht zurückbehalten können. Bei materiellen Gütern gehören nämlich immer zwei dazu, wenn der eine etwas haben will, was der andere hat. Bei geistigen Eigentümern genügt in solchem Falle der eine, der haben will. Behält der Juwelier den Ring zurück, ohne den Besitzer zu fragen, so verfällt er nicht nur der Strafe, sondern auch der bürgerlichen Ächtung, ja er begibt sich sogar dann in eine Gefahr, wenn er einen gestohlenen Wertgegenstand durch ehrlichen Kauf an sich bringt. Der Juwelier muß also besonders vorsichtig sein. Solch undankbarer Beruf aber muß einem Mann, der in sich schon das Zeug zum Journalisten fühlt, nicht behagen, das kann man ohneweiters glauben. Zumindest ist es viel leichter, die Brillanten, die man früher kaufen und verkaufen mußte, zu schreiben, und ferner macht es im journalistischen Beruf nicht das geringste aus, wenn man sie nicht schreibt, sondern findet. Und es ist dann oft sogar für den Verlierer kompromittierender als für den Finder, wenn sich die Wertsache in der Fassung des Extrablatts präsentieren kann. Aber mein Gott, was ist heutzutage nicht alles möglich. Die Raubmörder, die der ewigen Erörterung ihrer Berufsfragen satt sind, vertragen es, wenigstens die jüngere Generation, ganz gut, wenn hin und wieder ein Aphorismus über Sprache eingeflochten wird. Und ich wiederum, den das Extrablatt seit Jahren unterdrückt, kann mich nicht

beklagen, wenn es heute zwar noch keine Notiz, aber dafür einen Aphorismus von mir nimmt, mag ein solcher auch die Quintessenz dessen enthalten, was aus und von der Sprache gedacht werden kann, also auf einem Gebiete liegt, das der Redaktion des Extrablattes eigentlich fernliegt. Mich totschweigen, aber meine Worte schätzen und die nehmen, die von der Sprache handeln, das ist immerhin schon ein Fortschritt auf dem Wege, den ich seit Jahren gehe, um endlich ins Extrablatt zu kommen. Mit der Neuen Freien Presse — deren ablehnende Haltung ist ja, so behauptet ein gut informierter Theosoph, der Eckstein meiner Entwicklung — wirds auf absehbare Zeit hinaus ja doch nichts. Man wird alt, und darum habe ich mich einmal gefreut, daß mir wenigstens nach dem Tode Ludwig Hevesis eine Anerkennung zuteil wurde. Jener Juwelier nahm damals meinen Gedanken über die Sprache, die mich beherrscht, zu sich und zeigte ihn den Lesern des Extrablatts, die sich an den Kopf griffen, während ich mir an die Tasche griff. Kleinlich, wie ich bin, hielt ich es für erheblicher, daß mir vier Worte abhanden gekommen waren, als wenn man dem Extrablatt vier Jahrgänge davongetragen hätte. Immerhin, was kann mir geschehen, dachte ich, solange man mir meine Haut noch läßt! Die Sprache nämlich ist die Haut meiner Gedanken, nicht ihr Kleid, hatte ich einmal geschrieben. Wie lange werde ich warten müssen, bis das Extrablatt auch diese Erkenntnis anerkennt? Aber da wird die Ebner-Eschenbach achtzig Jahre alt, und ich fühle, meine Stunde ist gekommen. Meine Gedanken werden zum Gemeingut, ja sie gehen sogar in das Extrablatt über. Was sehe ich? Ein Bild der Jubilarin. Nun, das ist im Extrablatt weiter nicht auffallend, in einer Zeitung, für die die Welt schließlich nicht nur aus Raubmördern, sondern auch aus goldenen Hochzeitern besteht (16 karatig, wie der neue Mitarbeiter versichert). Also ein Bild; aber darunter auch ein Text. Ich sehe nicht, von wem er geschrieben ist, aber ich bin ein stilistischer Schätzmeister und ich erkenne die Kunden des geistigen Wien an den Wertsachen, die sie nehmen, ich erkenne den Stil eines Autors an jedem Satz, der nicht von ihm ist. Die Polizei ist mit dem Extrablatt befreundet, aber sie könnte mich besser brauchen, wiewohl ich ihr keine Reklame mache. Ich sehe ein Bild im Extrablatt, und ich agnosziere trotzdem sofort die Ebner-Eschenbach, ich lese einen Text und ich finde einen Satz darin, der lautet: »Das Wort ist nicht das Kleid

des Gedankens bei ihr, es ist seine Haut«. Meine Haut! Ich wehre mich meiner Haut. Wenn der Herr Schmuck haben will, er halte sich an die Feuilletonisten!

* * *

Zehntausend pietätvolle Besucher

»Herr Dr. J. Goldenstein schreibt uns aus Jassy: Sehr geehrte Redaktion! Als langjähriger Abonnent erlaube ich mir anläßlich Ihres Artikels ‚Ein Besuch an Heines Grab' und der darauf bezüglichen Zuschriften mitzuteilen, daß ich im Jahre 1899 in Paris Heines Grab besucht habe und zu den vielen Visitkarten auch die meinige . . .«

Genug! Wir glauben. Aber diesem Heine rühmt ja die Gemeinde nach, daß er noch den Tod mit einem Witz empfangen habe. Warum rief er jetzt nicht, ein- für allemal: Goldenstein, sagen Sie's auch den andern, ich lass' mich verleugnen!

* * *

Nun also

»Geheimrat Ehrlich erklärt, daß die Zahlungsfähigkeit des Patienten nicht darüber entscheide, ob er mit dem neuen Mittel zu behandeln sei. Das hänge lediglich von den Ärzten und ihrem Urteile ab.«

* * *

Der Deutlichkeit halber

In Berlin, unter den Linden, ist das Schaufenster eines Hofphotographen. Dort ist einer mit einem Pinsel in der Hand photographiert: aha ein Maler! Dann ist einer mit einer Zigarette in der Hand photographiert: aha ein Raucher! Dann ist einer, der gar nichts in der Hand hat, photographiert: aha ein Nordpolentdecker! Und dann ist noch Herr Harden mit einer Feder in der Hand photographiert: aha ein Schriftsteller!

* * *

Die Einteilung

Deutschland ist aufgebracht. Rektor Bock in Berlin hatte Gelegenheit, kleine Mädchen . . . Einer unserer Mitarbeiter hatte Gelegenheit, darüber einen Stadtschulrat . . . »Berlin ist in dreizehn Stadtschulkreise eingeteilt . . .«, begann der Stadtschulrat. Aha, da kann allerhand vorkommen, dachte der Mitarbeiter. Gallia est omnis divisa in partes tres, dachte der Stadtschulrat. Gewiß, und was ist da nicht schon alles passiert!

* * *

Das Wiener Leben ein Traum

». . . Mit rasender Eile durchfuhren die Automobile der Feuerwehr den von einer dichten Menschenmenge bevölkerten Praterstern und bogen dann in die Ausstellungsstraße ein . . . Die Ausstellungsstraße kam hintereinander eine Reihe von Einspännern herunter, die eine Protestversammlung gegen die Einführung des Taxameters veranstaltet hatten . . . Die ungeheure Menschenmenge, die anläßlich des Kaiserfestes in den Prater pilgerte, sowie Automobile und Einspänner bildeten einen dichten Knäuel . . . alles raste in wilder Eile auseinander . . . man sah auf dem Boden einen Sicherheitswachmann und einen Mann in Straßenbahneruniform liegen . . . Die Freiwillige Rettungsgesellschaft mit dem kaiserlichen Rat Dr. Charas an der Spitze . . . Den Verletzten wurde erste Hilfe geleistet . . . lag in den letzten Zügen . . . der 30jährige Johann Letz . . . schweren Nervenchok, einen Bruch des Beckens und eine Zerreißung des Mittelfleisches erlitten . . . Nachträglich wird uns eine Darstellung . . . stand der Wachmann Letz und regelte den Verkehr . . . wollte ausweichen, wurde jedoch vom rechten Vorderrad des Automobils erfaßt und kam unter das linke Hinterrad zu liegen . . . riß der Chauffeur das Automobil scharf nach rechts . . . Mit dem Körper des Wachmannes fuhr das Automobil auf die Anlagen zu und faßte dort den Motorführer Liebenstein, der flüchten wollte . . . drückte einen Einspännerwagen, der dort stand, an die Bäume der Allee über das Anlagegitter . . . Rißquetschwunde am Oberschenkel, Quetschung der rechten Wade, zahlreiche Hautabschürfungen und eine Zerrung im Sprunggelenk erlitten . . . Dies-

bezüglich sind Erhebungen im Zuge ... der Wachmann hatte das Automobil nicht kommen sehen oder auf der andern Seite der Straße etwas Auffälliges bemerkt (vielleicht eine Prostituierte, die nicht befugt war. Anm. des Träumers) ... Einer unserer Mitarbeiter hatte Gelegenheit, mit dem Einspännerkutscher Fiby ...: »Es war g'rad, wie die meisten von uns von der Versammlung zurückg'fahren sind ... Ich war schon am End' der Ausstellungsstraße mit meinem Zeug, als ein Feuerwehrautomobil fürischiaßt ... Ich mach' vom Bock zwei Purzelbäum' ...«

Das Erlebnis des Kritikers

Von **Samuel Lublinski**

Aus Gründen einer nicht gerade behaglichen Doppelstellung kann ich mich für besonders kompetent halten, in dem immer neu ausbrechenden Streit über das Wesen der Kritik das Wort zu ergreifen. Man tut mir die Ehre an (wenn es eine Ehre ist), mich mit Erbitterung oder Neigung vorzugsweise als Kritiker zu betrachten, während sich nicht allzu viele um den Dichter und Dramatiker bekümmern. Immerhin habe ich auch in dieser Beziehung genug Erfahrungen gesammelt, um den Haß der Schaffenden oder solcher, die sich dafür halten, gegen eine plump anmaßliche und plump unsachliche Kritik, die vor allem »funkeln« will, gründlich nachzufühlen. Vielleicht gibt diese Doppelerkenntnis einmal Anlaß, über das Verhältnis von Kritik und Produktion einige allgemeinere Tatsachen zu fixieren. Heute möchte ich nur ein Schlagwort herausgreifen, das von einer gewissen seltsamen Sorte gekränkter Autoren, zumal von mißratenen Lyrikern, mit einem verdächtigen Übereifer verwertet wird. Der Kritiker soll nach den pythischen Orakelsprüchen dieser Verärgerten angeblich nicht im Stande sein, das Kunstwerk zu erleben, sondern er vermag es höchstens nach einem schematischen Dogma oberflächlich abzutun. Dieser Trost, den sich alte und junge »Schaffende« ausgedacht haben, beweist nur, daß die Herren selber sehr dogmatische Vor-

stellungen von ihrer Gegnerin haben und von den Notwendigkeiten der Kritik nicht allzu viel wissen.

In Wirklichkeit will der Kritiker erleben, um zu erkennen. Wo man mit bloßer Verstandeserkenntnis längst nicht mehr hingelangt, gerade dort vermag er schlechterdings nicht zu entsagen, sondern möchte dieses unbekannte Land durchaus durchwandern, durchaus ergründen und den Reichen seiner Erkenntnisse einverleiben. Eine Persönlichkeit ringsher zu umschreiten, bis sie alle ihre Konturen aufweist, und dem Rhythmus ihres Herzschlages zu lauschen, bis sich der volle Umfang ihrer »Psychologie« offenbart: darauf vor allem richtet sich diese brennende und manchmal wirklich schon ehrfurchtslose Neugierde des geborenen Kritikers. Um aber sein Ziel zu erreichen, muß er doch wieder voller Ehrfurcht in einer fremden Persönlichkeit, und wäre es auch eine geringere als er selber, auf- und untergehen, so gut wie ein Schauspieler in seine Masken schlüpft oder der Dramatiker in seine Haupt- und Nebenfiguren. Sagen wir rund heraus, daß sich der erste Akt der kritischen Produktion von dem der künstlerischen nicht unterscheidet. Der Kritiker erlebt seine Gestalten ganz wie sie der Dichter erlebt, und es geht in dem einen wie anderen Fall die völlig gleiche innere Erregung der produktiven Konzeption voraus. Der Unterschied setzt erst im fünften Akt ein, wenn es die Summe zu ziehen gilt. Das Erlebnis des Dichters verwandelt sich in Gestaltung und das des Kritikers in Analyse, in Erkenntnis und Formulierung. Hat der Kritiker sein Gegenüber so gründlich, so intensiv und intuitiv erlebt, als es ihm nur immer beschieden ist, dann will er es keineswegs mit gleicher Rundheit und Plastik hinstellen wie der Dichter, sondern es vor allem auf die verkürzende Chiffre bringen. Auf eine Chiffre, die den anderen allen, den noch nicht Eingeweihten, einen ersten Wink gibt, ihm selber aber den gleichen Dienst leistet wie etwa dem Naturwissenschaftler irgend eine botanische oder chemische Formel, hinter der er die wogende Fülle

der organischen Gestaltung ahnt. Ganz gewiß können solche Formeln einen naiven Instinktmenschen manchmal wie starrende Larven und Gespenster anmuten, und auch dem Kritiker mag es widerfahren, daß er selbst nach Jahren oder nach Jahrzehnten nicht mehr so genau weiß, was hinter dieser Chiffre steht, weil der Leitungsdraht zwischen Erlebnis und Erkenntnis inzwischen zerrissen ist. Trotzdem hat man eine Berechtigung zu dem Verdacht, daß der leidenschaftlichste Haß gegen die verkürzende Feststellung des Kritikers von jenen Stumpfsinnigen herrührt, über die noch niemals die Fluten der Erscheinungen zusammenschlugen und die darum auch niemals ein Bedürfnis nach einordnender Konzentration empfunden haben oder empfinden werden. Einen Vorwurf aus solchem Munde über angebliche Erlebnisunfähigkeit kann jeder wirkliche Kritiker mit gleichgültiger Lässigkeit entgegennehmen. Seine schlimmeren und gefährlicheren Gegner sind dagegen die »verehrenden« Naturen, in denen eine hohe menschliche Tugend zu widerwärtiger Verzerrung entartet ist. Damit wird aber bereits das Werturteil des Kritikers berührt, zu dem er sich unvermeidlicher Weise gegenüber jeder dichterischen Erscheinung genötigt sieht, da von einem gewissen Punkt ab die reine Erkenntnis aufhört und Haß und Liebe ihr verwirrendes und wunderlich fatalistisches Spiel beginnen.

Eine Persönlichkeit von Grund aus kennen, heißt zugleich ihre Schranken kennen, jene Absonderung, die ihr ein für allemal ein Verständnis für Dinge und Verhältnisse versagt, zu denen anders geartete Naturen vielleicht Zugang haben. Natürlich liegt hier nicht nur eine Schwäche vor, sondern auch eine Stärke, meistens sogar eine Stärke, jene fruchtbare Einseitigkeit, ohne die noch nie und nirgends etwas wahrhaft Lebendiges geschaffen wurde. Es wäre ungeheuerlich, wenn man an Goethes und Shakespeares Schranken herummäkeln wollte, solange man an Goethes und Shakespeares Größe nicht zweifelt, weil man dann aus einer sonnen-

beschienenen Landschaft jene vertiefenden Wolkenschatten hinwegwünscht, die das durchbrechende Licht in noch glühenderen Strahlen aufschimmern lassen. Doch die subjektive Stimmung spielt bei einer solchen Betrachtungsweise fast die Hauptrolle. Sie überwiegt selbst den Genuß der ästhetischen Werte, und wer etwa Shakespeares Vorbild für das deutsche Drama als ein Verhängnis ansieht, der steht anders zu den Schranken dieses Genies als der bedingungslose Bewunderer. So kann man beispielsweise bei Paul Ernst etwas wie Shakespearehaß entdecken, und keiner hat mit solchem Scharfblick die Schwächen des allgemein anerkannten Dichterfürsten herausgespürt. Daraus haben einige kluge Leute schließen wollen, daß er für Shakespeare »kein Organ« habe, während ich aus persönlicher Erfahrung das Gegenteil genau weiß. Er hat ihn gründlich gelesen und kennt jede dichterische Schönheit, und dennoch überwiegt das Gefühl für die Grenze, die er gerade aus seiner genauen Erkenntnis heraus so intensiv empfindet. Hier entscheidet das letzte Menschliche, der Urgegensatz der Instinkte, und noch jeder Kritiker, der diesen Namen verdient, steht gegenüber bedeutenden oder auch nur eigenartigen Persönlichkeiten irgendwann einmal am Scheideweg, wo er sich für Haß oder Liebe zu entscheiden hat. Am deutlichsten ist dieses eigentümliche Verhältnis gegenüber Schiller zu ersehen, dessen Mängel sich gar zu bald dem kritischen Blick selbst des Oberflächlichen offenbaren. Es kommt auch heute noch vor, daß man diesen Dichter trotz und wegen seiner Schwächen inbrünstig liebt, weil man alle seine Einseitigkeiten nur als die Schlagschatten des Lichtbildes empfindet. Noch häufiger mag es freilich geschehen, daß sich bei anders gearteten Naturen darüber der Haß entzündet, wie es vor hundert Jahren schon bei den Romantikern der Fall war und in jüngster Zeit bei Weininger, dessen Worte voller Schillerhaß kürzlich erst Karl Kraus in der Fackel veröffentlicht hat. Ich teile diesen Standpunkt nicht, beklage ihn sogar, und

würde es dennoch als absurd empfinden, wenn ein begeisterter typischer Oberlehrer mit der Behauptung auftreten wollte, daß Weininger Schiller nicht »erlebt« habe. Er hat ihn ohne Zweifel tiefer erlebt als jener Begeisterte, weil er ihn sonst nicht so aus der Tiefe heraus gehaßt hätte.

Aber der typische Oberlehrer und Schillerverehrer aus der Provinz beginnt auszusterben und einem noch viel absonderlicheren Geschlecht kurioser »Erleber« den Platz zu räumen. Schiller ist aus der Mode gekommen und ebenso der Schillerverehrer, an dessen Stelle rudelweise die Bewunderer der modernen Dichtung auf dem Plan erscheinen. Das sind Herren, denen der amüsierte Beobachter die ergötzlichsten Erkenntnisse zur Psychologie der Verehrung zu verdanken hat. Diese ewig Jugendlichen möchten um jeden Preis eine Erhöhung ihres nicht allzu geschwellten Lebensgefühles erreichen, und der Dichter ist ihnen nicht mehr als ein Vorwand zur Betätigung ihrer ungestillten Pubertätsbedürfnisse. Es hängt vom Zufall und von der Mode ab, ob ein solcher Verehrer an Hauptmann oder an Sudermann gerät, an Stefan George oder gar an Julius Bab, und dieser ehrlich Verliebte legt nicht den mindesten Wert darauf, seinen Dichter wirklich kennen zu lernen. Denn da mit der Erkenntnis zugleich auch die Grenzlinie gegeben wäre, so müßte der verehrende Tropf freilich verzweifeln. Er will ja gar keine Individualität erkennen, sondern vor einem Götzenbild im Staube liegen; keine klare Erscheinung ruhig auf sich wirken lassen, sondern vor einem umrißlosen Riesengebilde in masochistischer Wonne erschauern. Natürlich wäre jeder verloren, der von solchen verzerrten Käuzen Auskunft über ihre Lieblingsdichter erhalten wollte. Ein Georgeaner dieses Schlages würde höchstens voll stammelnder Verzücktheit das Wort »Asphodeloswiese« über seine zitternde Lippe schlüpfen lassen oder mit sprachloser Ehrfurcht auf einen Kaffeehausspiegel hinweisen, vor dem der Dichter vor langen Jahren einmal saß; — mehr wäre aus diesem

ausgehöhlten Kürbisschädel gewiß nicht herauszupressen. Solche Ergötzlichkeiten, wenn auch nicht immer in so krasser Form, erlebt heute jeder Kritiker, der mit einem Verehrer zusammenprallt. Von dieser Seite her wird zumeist auch der Vorwurf erhoben, daß der Kritiker nicht zu »erleben« verstehe, und es läßt sich nicht leugen, daß das kritische Erlebnis, das aus tiefer Erkenntnis der besonderen Individualität entspringt, gar nichts mit den sinnlosen Verzückungen der brünstig Leeren gemeinsam hat. Diese Leute betrachten mit Recht den Kritiker als ihren Todfeind, weil er »in liebloser Weise« ihre sogenannten Ideale zerstört und ihnen ihre Strohhütten über den Köpfen anzündet. Diesen Gegensatz hat die Natur geschaffen, und er ist darum glücklicherweise nicht zu überbrücken.

In früheren Zeiten der Literatur haben die Verehrer keine besondere Rolle gespielt. Jeder wirkliche Dichter empfand eine schier physische Abneigung gegen diese Sorte zudringlicher Bewunderer, die ihm, nach einem Ausdruck Gotthold Ephraim Lessings, Weihrauchfässer an den Kopf warfen. (Gotthold Ephraim Lessing ist nicht zu verwechseln mit einem gegenwärtigen Theodor Lessing aus Hannover, der einen »Lärmschutzverband« begründet hat, also einen Verein zur Beschützung des Lärmes, weshalb es begreiflich erscheint, daß der genannte Herr durch literarische Lärmmacherei eine Aufmerksamkeit erzwingen will, die einem Hardenepigonen nicht zukommt.) Es war bisher noch immer der feinste Triumph für einen wahrhaft Großen, einen Kritiker, der seine Grenzen durchschaute, dennoch zu überwinden. Auch heute ist dieses Gefühl im Grunde noch nicht erloschen, daß man vom erbitterten Gegner besser verstanden und sogar vielleicht in aller Heimlichkeit mehr geliebt wird als von einer kreischenden Horde geräuschvoller Mitläufer. Aber man läßt dieses Gefühl gegenwärtig aus besonderen Gründen nicht in sich aufkommen. Keiner der heute lebenden Dichter

bedeutet bereits in seiner Gesamtheit eine Erfüllung, sondern sie sind Hoffnungen, die zumeist in die Zukunft weisen, vielleicht in ihre eigene Zukunft, vielleicht auch erst in die ihrer Nachfolger. Das liegt am Wesen der Übergangszeit und hat auch noch manche andere Gründe, deren Erörterung zu weit führen würde. Die gleichen psychologischen Bedingungen haben dabei jeden dieser Poeten irgendwie zu einem kleinen oder größeren Nietzscheaner gemacht, der in seines Ichs geschwelltem Gefühl bis an die Sterne zu rühren glaubt. Da sind freilich nicht nur die Autoren daran Schuld, sondern auch das Publikum und das Banausentum hochmütiger Praktiker, die auf geistige Bestrebungen herablächelten und dadurch einen Gegendruck hervorriefen. Gleichviel aber, jener Hochmut der Dichter (nicht zu verwechseln mit ihrem legitimen Selbstbewußtsein) mußte es peinlich empfinden, wenn die Kritik das wirkliche Maß ihrer Leistungen feststellte und diese am Zukunftsideal der Moderne abschätzte. In solchen Momenten sehnte sich die verletzte Eitelkeit nach Selbsttäuschung und sofort begann der Weizen jener genugsam gekennzeichneten Verehrer zu blühen und dieses Unkraut blüht auch noch heute. Naive Leute haben sich darüber gewundert, wie wenig vorsichtig anerkannte Dichter unserer Tage in der Wahl ihrer Freunde zu sein pflegen, da sie jeden unbedenklich zulassen, der den Eintrittssold der Bewunderung nicht verweigert. Diese Zugelassenen finden wohlwollende Ermutigung bei ihren Poeten, wenn sie das Indianergeheul gegen die verhaßte Kritik anzustimmen beginnen. Warum die betreffenden Herren hauptsächlich das Schlagwort vom »Erleben« in die Debatte warfen, wird jedem klar sein, der sich ein wenig auf ihre Psychologie versteht. Keiner hätte auf diese Gesellen und ihr Jammergeschrei auch nur hingehört, wenn nicht angesehene Dichter dahinterständen. Nur so konnte der Schlachtruf gegen die Kritik einen stärkeren Widerhall finden, und hier gerade darf sich der Kritiker, der über seine Erlebnisse Bescheid weiß, mit

gutem Gewissen und vor allem auch im Interesse der Literatur selbst seiner Haut wehren. Nur eine strenge und ehrliche Kritik kann verhindern, daß die Moderne in dieser Übergangszeit durch Selbstüberschätzung und durch das Verehrungsbedürfnis der Vielzuvielen um ihre Zukunft betrogen wird. So lange dieser Zustand noch vorherrscht, darf man sich nicht einmal in Erörterungen über wirkliche Schäden des kritischen Berufes einlassen, zumal auch diese erst richtig abgeschätzt werden können, wenn sich weitere Kreise über Wesen und Natur der Kritik klarer geworden sind, als es gegenwärtig der Fall zu sein scheint.

Desperanto

Neuerlicher Versuch einer Übersetzung aus Harden*)

Von **Karl Kraus**

So dornig der Pfad auch ist, der bildungshungrige Leser zum Verständnis dieser merkwürdigen Sprache führt, in der die geheimsten Zauber von Delphi und Hundekehle aufzuklingen scheinen, der Übersetzer hat es sich zur Pflicht gemacht, nicht zu erlahmen, sondern die Deutschen durchaus zu jenem Genuß zu erziehen, auf den sie einen Anspruch haben: daß sie nämlich verstehen, was sie seit achtzehn Jahrgängen mit lebhaftem Interesse lesen. Und ist es denn nicht ein unerträglicher Zustand, daß einer die politischen Geschicke Deutschlands lenkt und die politischen Geschicke Deutschlands ihm aufs Wort parieren, ohne zu wissen, was das Wort bedeutet? Ist es nicht endlich an der Zeit, dem anerkannt ersten Publizisten Deutschlands zu der ihm gebührenden Stellung zu

*) Zuerst in der Halbmonatschrift ‚März' erschienen.

verhelfen? Indem es gelingen mag, seine gedankliche Leistung losgelöst von allen Eigentümlichkeiten formaler Natur dem Publikum zu bieten, wird auch der gemeine Mann in der Lage sein, die letzte Entscheidung über die sozialen und kulturellen Probleme der Epoche zu vernehmen, während dem Feinschmecker wieder die esoterischen Reize einer Sprache offenbar werden sollen, die niemand spricht, so daß er sie genießen und zugleich in angenehmer Entfernung erkennen wird, wie schwer das Leben ist. Auch diesmal aber muß der Übersetzer, der sich für andere plagt, Nachsicht an jenen Stellen erbitten, wo unüberwindbare Hindernisse ihm den eindeutigen Ausdruck verwehrt oder gar noch größere Verlegenheit bereitet haben. Welches Deutschen Bildung wäre heute so ausgereift, daß er, namentlich in der Sommerfrische, immer jene Behelfe wie Zettelkasten, Brockhaus und so weiter bei der Hand hätte, die nun einmal notwendig sind, um hinter die eleusinischen Mysterien eines politischen Leitartikels zu kommen? Wahrlich, diese Sprache ist leichter erlernt als verstanden. Sie hat ihre Vorzüge und ihre Nachteile, und sie ist durch ihre chiffrierende Art, zugleich zu verkürzen und zu verwirren, dem Diplomaten ein quälender Zeitvertreib und dem Privatmann eine angenehme Tortur. Die Desperantosprache bietet wie keine andere die Möglichkeit, sämtliche Nationen auf dem gemeinsamen Boden gegenseitigen Mißverstehens zusammenzuführen. Wenn man zum Beispiel einem Japaner zuriefe: »Schälle täuben«, so würde er es unfehlbar für einen russischen Schlachtruf halten und sich zurückziehen; ein Russe würde sagen, es sei die Bezeichnung für einen hyperboreischen Volksstamm, der bei der Völkerwanderung zurückgeblieben sei; ein Hyperboreer würde glauben, es sei deutsch; und ein Deutscher würde sich die Ohren zuhalten, womit er instinktiv das Richtige träfe, denn der Satz ist nicht nur abscheulich, sondern bedeutet nichts anderes als: »Gerüchte sind trügerisch!« Aber wer kann das sogleich wissen? Wer weiß, was ein

Wort bedeutet? Wenn ich nicht einst dem Schöpfer dieser Sprache auf den Kopf zu gesagt hätte, daß der Satz »Strählt die Miauzer«, so viel bedeuten müsse, wie »Streichelt die Katzen!«, noch heute würde man in jenem Dunkel tappen, in dem zwar die Miauzer sehen können, aber nicht die, welche sie streicheln sollen. Da diese Sprache heute nur einer ganz und gar beherrscht, so können die andern von Glück sagen, wenn sie ein Zipfelchen des Verständnisses erhaschen. Sie ist ein schweres Kleid von Brokat, das einer gezwungen ist schwitzend über den alltäglichsten Gedanken zu tragen. Diese zu enthüllen und in einem übertrieben alltäglichen Gewand, in dem sie sich wohler fühlen, zu präsentieren, soll nicht zuletzt der Zweck der philologischen Übung sein. Jeder mag aus ihr lernen, wie leicht es ist, eine schwer verständliche Sprache zu sprechen, und daß nur die liebe Not ein so prunkvolles Leben führt. Freilich ist neben dem Mangel an Humor und Temperament auch eine gewisse Ausdauer und Zähigkeit des Charakters erforderlich. Anfänger, die den Ehrgeiz haben, sich im Desperanto zu vervollkommnen, seien darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht genügt, sich einige ausgestopfte Banalitäten anzueignen, sondern daß auch die Erwerbung eines Zungenfehlers unerläßlich ist. Schwerer als das viele Neue, das sie zulernen müssen, wird es ihnen ankommen, in den wichtigsten Augenblicken ihres Lebens auf das »s« zu verzichten, zum Beispiel beim Zeugungakt. Ich warne Neugierige. Der Meister selbst, dem sie nacheifern, ist einmal an einer der größten Schwierigkeiten, die sich ihm bei seinem Neuerungwerk entgegenstellten, verzweifelt. Er hatte schon für alle sprachlichen Skrupel, die sich ergaben, einen »Schwichtigunggrund« gefunden, und kein »s«, das nicht etwa der Genitiv mit sich brachte, wurde im Haushalt geduldet. Er war bei dieser asketischen Lebensweise fünfundvierzig Jahre alt geworden, alle Deutschen huldigten ihm, von den Regierungräten abwärts bis zu den Handlunggehilfen, und besonders

diese. Da gratulierte ihm sein Dämon zum — Geburttag. Er brach zusammen. Denn das ging wirklich nicht. Nie hat er das Wort geschrieben. Sondern behalf sich mit Abkürzungen wie etwa: »der Tag, an dem der erste Blick ins Sonnenlicht sich jährt«, »die Wiederkehr der Stunde, die den heut zur Mannheit Emporgereckten ins Dasein rief«, und dergleichen. Nie hat er das Wort geschrieben. Es ist die geheime Tragik in seinem Leben . . . Wen nur der Glanz seiner Sprache lockt und nicht ihre Schatten nüchtern, wen ihre Schälle täuben und nicht ihre Stöße schüttern, wen nur ihr Ruch thört und nicht ihr Stank stört, der folge mir getrost durch diesen Deutschungversuch.

Vor vierzehn Tagen habe ich hier versucht, das vor und nach der Weihnacht des Jahres 1907 im allensteiner Haus des Majors Gustav von Schoenebeck Geschehene mit dem von der Psychopathologie gelieferten Werkzeug abzutasten und dem Menschensinn zum Verständnis des ihm unverständlich Scheinenden zu helfen

In der vorletzten Nummer habe ich mich an dem Fall Schoenebeck, ohne die Quelle des Herrn von Schrenck-Notzing zu nennen, detailmalerisch ergötzt und mich dabei bemüht, das Verständliche unverständlich zu machen

---

Ihr evangelisches Bewußtsein ist, auch wenn sie es erst etliche Jahrzehnte nach den Steckkissentagen erworben haben, von mimosiger Empfindsamkeit

Ihr Christentum ist, auch wenn sie erst lange nach der Geburt getauft wurden, von mimosenhafter Empfindlichkeit

---

Wer je genötigt war, seinen Namen unter ein Gerichtsprotokol zu setzen, vergißts nicht so bald. Seine Aussage mag noch so einfach sein: . . . was er in lebendiger Rede rasch vorbringt, wird in den altfränkischen Pomp der Gerichtssprache gekleidet . . . Und in neun von zehn Fällen bleibt der Vernehmende Sieger. Er meints so gut, quält sich so redlich, die Laienrede in sein geliebtes Juristendeutsch zu übertragen . . .

Das Einfache wird verkünstelt. Ein alter Übelstand, über den sich auch die Richter beklagen, wenn sie wieder den schlichten altfränkischen Pomp ihrer Sprache in den byzantinischen Prunk einer deutschen Wochenschrift gekleidet sehen

---

Soll man dem Geplagten, vor dessen Tür ein Bäckerdutzend Beschuldigter oder Zeugnispflichtiger wartet, das Amtsleben noch mehr bittern?	Soll der geplagte Richter auch noch diesen Satz lesen?
An diese Aussage waren sie fortan gekettet . . . Die conviction intime der Geschworenen ist an keine Paragraphenvorschrift geknotet . . . Müssen die Zeugen an den Rahmen des Gedächtnisbildes genagelt werden, das freilich frisch ist, oft aber nur die Mängel des flüchtig hinwischenden Impressionismus erkennen läßt? . . . Begreift Ihr wirklich nicht, warum der Arme nicht von dem Glauben loszuhaken ist, die gröbste Form der Klassenjustiz sei im Alltagsgebrauch?	Folterbräuche der preußischen Strafjustiz und der deutschen Satzbildung
In einem Grenznest, wo die Garnison ein ummauertes Städtchen bildet, hat keiner gemerkt, daß die Frau des Majors vom Stabe ihren Hausschlüssel in der Runde kreisen ließ, mit dem Taschentuch ihren Buhlen Fensterflaggensignale gab, im Schlafzimmer ihnen Mahlzeiten servierte, mit ihnen in Königsberg und in Haffbädern zusammenwohnte, an der Alle in Kattunkleid und Kopftuch Sexualabenteuer suchte	An der Alle hat man nichts gewußt
In Berlin war sie als leicht erraffbare Ware bekannt; hatte die Christgeschenkeinkäuferin vor einzelnen Stundenbesitzern sogar die Namensmaske gelüftet	In Berlin hat man Alles gewußt
Richter, die unter der Schreibfron welk, unter dem steten Gewirbel grauen Aktenstaubes mürrisch geworden sind	Alte und unfreundliche Richter
Dieser Vorsitzende ähnelte nicht dem ersten Kaiser Ferdinand, von dem Julius Wilhelm Zincgref in seinen »Apophthegmata« erzählt hat: . . .	Dieser Vorsitzende verhält sich zu Kaiser Ferdinand wie eine Melone zu einem Zettelkasten

Der Nation und allem auf der Erdfeste Kribbelnden künden	Der Nation und der Menschheit verkünden
Allmählich verdüsterte sich auf dem Goebenbildnis der Grundton so, daß selbst des Schwärmers frommer Glaube von Skepsis angenagt ward	Mit der Zeit wurden selbst die Anhänger Goebens wankend
Ins Irrenasyl befördern	Ins Irrenhaus sperren
Wenn Madame Antoinette Lust hat, kann sie mit oder schon vor den Schwalben südwärts ziehen	Wenn Frau v. Schönebeck will, kann sie im Herbst oder schon früher nach dem Süden gehen (Was ihr zu gönnen wäre. Anm. d. Übers.)
Frau Antoinette sitzt gemächlich in der Hardenbergstraße und kann sich, wenn's ihr paßt, den Amphibien westlicher Nachtkaffeehäuser gesellen	Herr Harden regt sich im Grunewald an solchen Vorstellungen auf, setzt den Frauen mit den Ruten seiner Moral zu und züchtigt die Männer mit den Skorpionen seiner Sprache
Wer bürgt für die Erstattung der wider alle Norm hohen Fahrtkosten?	Fahrtkosten, die normwidrig sind, werden nicht gutgeheißen
Fragt in Alt-Moabit die Gerichtsdiener, wie viele Zeugen täglich pro nihilo bestellt werden	Man frage die Gerichtsdiener in Moabit nach den Zeugen Riedel und Ernst; das verstehen sie sofort
Heuertsensation	Sensation im Juli
Das fünfundsechzigste Haus der Wilhelmstraße	Wilhelmstraße 65
Phili tuschelt den allzu Spottlustigen aus der Gunst	Eulenburg verdrängt Kiderlen
Theobaldus Cunctator	Der Reichskanzler
Der präsidierende Erni	Reichstagspräsident Prinz Ernst zu Hohenlohe
Berni	Bernhard Dernburg
Eine Schicksalsstunde ruft die zwistlos gesammelte Kraft deutscher Menschheit herbei	Die Stunde der Entscheidung verlangt ein einiges Deutschland

Sein Wollen blößen	Seinen Plan enthüllen
Fritzisches Kriegsglück	Preußisches Kriegsglück
Das Adlerland	Preußen
Er muß in den Weg ihres Willens einschwenken	Er gibt ihr nach
Sie vermag ihn vom Ziel seines Wollens abzudrängen	Sie kriegt ihn herum
Der leidige Versuch, auf Skythensinne mit dem Geschlechtsreiz einer gekrönten Frau zu wirken, ehrt den Preußenkönig noch weniger als den verfettenden Imperator	Die Mission der Königin Luise kompromittiert Friedrich Wilhelm noch mehr als Napoleon
Unsere Hand kann ihres Wesens Kleid heute nicht mehr haschen	Wir wissen heute nicht mehr, wie sie beschaffen war, drücken dies aber in der erhitzten Sprache eines Schoenebeckmesser aus
Der königliche Kopf der Strelitzerin fände die Politik dieses Preußenstaates zu schlaff	Königin Luise wäre von der heutigen preußischen Politik nicht befriedigt
Vor dem Bilde der mirower Ahnfrau erblassen	Sich vor dem Andenken der Königin Luise schämen
Der Kanalvetter	England
Der heitere King	Eduard VII
Unter dem milden Juliusmond	Im Juli
Der vom Kehlkopfkrebs Getötete	Der an Kehlkopfkrebs Verstorbene
Botschafter an Alfonsens Hof	Botschafter am spanischen Hof
Die Russen zäumten die Zunge nicht so straff	Die Russen waren gesprächiger
Der Gortschakowepigone, der ihr internationales Geschäft leitet	Iswolsky
Das Reich des Tenno	?
Japanische Größensucht	Japanischer Größenwahn
Bald schien jeder Mond schlimmer Erinnerung trächtig	Fast in jedem Monat gabs ein Unglück

Was die Herzgrube wohlig wärmt	Etwas Erfreuliches
Die Österreicher dürften ruhig bis nach Saloniki spazieren, wenn dem fest an die Flanke des Britenleun gebundenen Reussenreich endlich der Pontuskäfig geöffnet würde	Bild einer zoologisch-politischen Verwirrung
In Luisens weißem Sterbekleid spukt Frau Berchta durchs leere Spreeschloß. Und fragt, im Germanenton der zürnenden Hel, die modisch verstuckten Mauern und Deckengewölbe, ob entartete Wikingererben tatlos warten wollen, bis u. s. w.	Bild einer mythologisch-politischen Verwirrung
Der Italerkönig	Der König von Italien
Der Schillingsfürst	Hohenlohe
Der Kniephofer	Bismarck
Der Menschenfischer im Koller	Bismarck
Der winzige Sohn des Widukindlandes	Windthorst
Bülow rief in persönlicher Fährniß zur Hatz auf Schwarzwild	Bülow, dessen Position erschüttert war, kehrte sich gegen das Zentrum
Sich mit frevler Hand aus dem Sonnenbezirk jäten	Sich umbringen
Wähnen auch wir noch, jede Entschleierung des aufrecht schreitenden Zweizinkentieres müsse der inneren Magdschaft gefährlich werden?	Fürchten auch wir noch von der sexuellen Aufklärung einen Schaden für die seelische Jungfräulichkeit?
Ins Schulgehäus darf von der Geschlechtswallstatt kein Windhauch wehen	In der Schule darf von geschlechtlichen Dingen nicht gesprochen werden
Schon im kurzen Kleid kichern die Schulmädchen über den blinden und tauben Eifer, der ihre Geschlechtsvorstellung ins Warmhaus der Storchmär einzubeeten hofft.	Auch die kleinsten Schulmädchen machen sich schon über den Eifer lustig, mit dem man ihnen das Storchmärchen aufzubinden sucht

Dünkt ihn die Vorstellung, der rotbeinige Herr Adebar hole die Kinder aus einem von Sumpfkröten umquakten Teich und beiße, um den Tag seiner Einkehr zum Fest zu wandeln, die Mama ins Bein, heiliger, ehrwürdiger als die Erkenntnis, daß in dem von Vaters zärtlicher Liebe befruchteten Mutterschoß ein Geschwister erwuchs?	Ist ihm das Storchmärchen sympatischer als die erweisliche Wahrheit der Zeugung?
Dicht vor der Maturität	Kurz vor der Matura
Mehr noch als läßlichen Fehltritt die Heuchelschmach meiden, die alles sittliche Empfinden unaufhaltsam zerbeizt	Wenns schon einmal geschehen ist, wenigstens »aussprechen, was ist«
Vollreifen Mädchen von Verführungfährnis sprechen	Mit erwachsenen Mädchen Alliteration treiben und ihnen im entscheidenden Moment doch das »s« vorenthalten
Je ernster ihr Blick sich auf den Brennpunkt der Gattung heftet, desto schwerer wirds lüderlichem Getuschel, ihr Ohr gegen die Nothsignale nahender Jungferngefahr zu täuben.	Je mehr man auf die Sache sieht, umso sicherer wird sie bewahrt bleiben, so daß die sexuell Aufgeklärten keinen Schaden und die sexuellen Aufklärer doch ihre Freude dran haben

Selbstanzeige

Die Wochenschrift ‚Der Demokrat' (Berlin, 17. August) brachte die folgende Besprechung der »Chinesischen Mauer«:

Ein neues Buch von Karl Kraus

»Die chinesische Mauer«, der dritte Band in der Reihe der ausgewählten Schriften von Karl Kraus ist soeben im Verlage von Albert Langen in München erschienen. Als ich den zweiten Band, die »Sprüche und Widersprüche«, an dieser Stelle anzeigen konnte, schrieb ich über Kraus: »Seine Essays sind Mosaikgemälde aus Aphorismen. Mit einem kurzen, ungeheuer starken Aufblitzen belichten sie Gefühle, Irrtümer, Taten und Meinungen. Und zwar vom Standpunkt eines Menschen, der die sinnlose Konvention der heutigen Gesellschaftsordnung durchschaut hat. Der nach einer reineren,

freieren Welt strebt, in der nicht Leidenschaft und Kraft durch Vorurteile staatserhaltender Parteien gelähmt werden.«

Ich nannte Karl Kraus einen Kulturkritiker und schrieb: »Seine Kritik der bürgerlichen Gesellschaft ist nicht nur die männlichste, sondern auch die menschlichste Stellung zu unserer im Sumpf der Phrase, der Heuchelei und der Bildungslüge erstickten Zeit.«

Das Erscheinen der »chinesischen Mauer« gibt mir Veranlassung, mein Urteil zu unterstreichen. Kraus' Kunst hat in Deutschland nicht ihresgleichen. Dieser Schriftsteller, der seine Stoffe dem flüchtigen Tage abringt und ihnen Ewigkeitswerte gibt, steht allein auf der steilen Höhe seiner Kunst. Er hat uns die tiefsten Schönheiten und den unerschöpflichen Reichtum der deutschen Sprache enthüllt. Er hat den Nimbus des Holzpapiers, das ihn zu begraben drohte, vernichtet. Er ist uns ein glückliches nationales Ereignis geworden, dieser Karl Kraus.

Franz Pfemfert.

Der Traum ein Wiener Leben

Von Karl Kraus

Meine erste Vorlesung war vorüber, und vor dem Einschlafen las ich die Zeitung: [Unfall eines Fremden in Wien.] »Am 7. Juni v. J. fuhr der Kaufmann Rudolf B. aus Buenos Aires in einem offenen Fiaker zum Westbahnhof.« (Wie kann man auch! gähnte ich — auf dem atlantischen Ozean passen die Fiaker auf, aber beim Westbahnhof wird's gefährlich.) »An der Kreuzung der Löhrgasse und Felberstraße fuhr der Fiaker mit einem Motorwagen der Städtischen Straßenbahn zusammen. Frau Anna B. wurde aus dem Wagen geschleudert und erlitt eine Verrenkung des rechten Schultergelenks und einen Bruch des rechten Oberarmkopfes, während ihr Gatte mit einer Luxation des linken Sprunggelenks davonkam.« Des weiteren wird berichtet, daß die beiden Leute, die in der besten Absicht, nämlich zur Hebung des Fremdenverkehrs, und aus den reinsten Motiven, angelockt von den über das Weltmeer schallenden Rufen »Fiaka!« und »Wagerl!« und nicht zurückgeschreckt von der warnenden Trompete des Städtischen Beiwagen-Kondukteurs, nach Wien geeilt waren, vom Gericht einen Schadenersatz zugesprochen erhielten. Das ist gerecht, dachte ich, wiewohl man dadurch nur die Lage des Lohn-

---

Aus dem ‚Simplicissimus'.

fuhrwerks, das ohnehin einen verzweifelten Kampf — Ich begann einzuschlafen. Aber anderseits — der Fall ging mir nicht aus dem Kopf — warum Mitleid haben? Daß in dieser Stadt, deren Genien haßerfüllt auf das Verkehrsleben blicken und deren Kutscher hohe Strafgelder auf die Störung ihrer Ruhe setzen, nicht täglich und an jeder Straßenkreuzung Argentinier zerdrückt werden, ist nur dem vielbemerkten Mangel an Argentiniern zuzuschreiben. Dabei fand ich schließlich meinen Trost und schlief ein. Mir träumte, ich sollte eine Vorlesung halten, das Publikum war versammelt, aber ich hatte mein Manuskript zuhause gelassen. Vom Saal in meine Wohnung ist nur ein Katzensprung, dachte ich, aber selbst den will ich, aus Rücksicht auf die Lage des Lohnfuhrwerks und um das Publikum auch nicht eine Minute warten zu lassen, nicht zu Fuß machen. Ich suchte deshalb eine Stunde nach einem Automobiltaxameter, der in dieser gemütlichen Stadt nicht Taxa, sondern Taxi heißt. Wiewohl mich schon der Ekel würgte und ich mich auch darauf gefaßt machte, daß der Apparat in jeder Viertelminute zehn Kronen aufhüpfen lassen werde, stieg ich ein, sogleich umstand die Rotte Korah den Wagen und sah den Versuchen des Chauffeurs, ihn flott zu machen, mit einer Aufmerksamkeit zu, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Als wir an der nächsten Straßenkreuzung angelangt waren, überfuhr das Automobil den Realitätenbesitzer Sikora, der lautlos hinsank und der neugierigen Menge einen blutigen Stumpf zeigte. Ich konnte den Anblick nicht ertragen und bewog den Chauffeur, nicht zu fliehen, sondern umzukehren und den Mann um Entschuldigung zu bitten. Der Chauffeur trat auf ihn zu, sagte: »Was is denn mit uns zwa, Herr Nachbar?«, der Sterbende lächelte versöhnt, und wir fuhren weiter. Nach einer Pause aber erklärte der Chauffeur, er könne nicht mehr weiter, weil er »kane Strafhölzeln« für die Laterne habe. Deshalb und auch um schneller vorwärts zu kommen, bestieg ich einen Einspänner, dessen Kutscher mich durch die unaufhörlichen Rufe »Inspinna! Fahrenn!« interessiert hatte. Ich hätte mich aber auch nicht anders von ihm befreien können als durch die Annahme seiner Einladung. Nun begann das Füttern und Abdecken, welches ein Zeitvertreib der Kutscher ist, wenn die Abende lang werden, und im Wagen fand sich ein zerbrochener Spiegel, in welchem ich ein weißes Haar an der Schläfe bemerkte. Die Spaziergänger erschraken vor dem Wagen, und da der Kutscher

unaufhörlich »Hooh!« rief, erschraken sie noch mehr und wußten nicht, ob sie vor- oder zurückgehen sollten. Sie konnten aber beides nicht weil sie, wie ich sah, überhaupt nicht gehen konnten. Verwundet wurde niemand. Aber nach einer Weile erklärte der Kutscher, er könne nicht weiter weil es »heil« sei, womit er auf Glatteis anspielte. Als ich ihm für den zurückgelegten Weg hundertfünfzig Kronen gab, wies er sie zurück, indem er vorwurfsvoll sagte: »Aber, Sö, Herr, was geben S' mr denn do?« Ich berief mich auf die Taxe von hundert. Er murmelte: »An so an Tag!« und wollte zweihundertzwanzig. Ich gab sie, ohne zu begreifen, was es mit dem Tag für eine Bewandtnis habe. Bald fand ich einen andern Wagen, dessen Kutscher mich aber nicht anrief, sondern feindselig anstarrte. Doch auf meine Frage: Fahr'n ma, Euer Gnaden?, sprang er wütend empor und schrie mir die Worte entgegen: Bin b'stöllt! Nun mußte ich mir wieder die Füße wund laufen nach einer Fahrgelegenheit. Ich kam durch winkelige Gäßchen, in denen früher die Hexen verbrannt wurden, aber jetzt aus den Fenstern heraussahen. Es war ihnen erlaubt, unzüchtig zu sein, ohne das Schamgefühl gröblich zu verletzen, und im Nu faßte ich den Entschluß, den Polizeipräsidenten aufzuwecken und ihn zu fragen, warum er den Mädchen die einzige Freude, die sie noch hätten, verboten habe, nämlich das Klavierspielen. Er sagte, ich solle eine Eingabe machen, er glaube mir zusichern zu können, daß man tunlichst meine Wünsche berücksichtigen werde, denn die Behörde stehe der Prostitution objektiv gegenüber und werde, insolange sich kein Anstand ergebe — Ich machte eine ausfahrende Handbewegung, bekam einen epileptischen Anfall und ein herbeigeeilter Gerichtspsychiater fragte mich, ob ich wisse, wann Johann Gabriel Seidl geboren sei. Da ich diese Frage fließend beantworten konnte, erklärte er, ich sei vor der Tat zwar unzurechnungsfähig gewesen, nach der Tat auch, aber während der Tat sei ich für die Tat verantwortlich. Ich sagte, daß mir die volle Verantwortung für die Tat doch nicht aufgewälzt werden könne, weil ich zum Beispiel nicht wüßte, wann Johann Nepomuk Vogl geboren sei. Sogleich stellte man an mich die Frage, und da ich sie in der Tat nicht beantworten konnte, wurde ich freigesprochen. Das muß ich aber gleich nach Berlin telegraphieren, dachte ich. Ich kam in ein Postamt, wo ein großer Andrang herrschte, denn es waren einige Offizianten, die in dieser unterirdischen Lokalität arbeiten mußten, soeben an der Caisson-

krankheit gestorben, und ich kam gerade dazu, wie die Särge verladen wurden. Man verwies mich an den benachbarten Schalter, hinter dem niemand saß, aber es erscholl Lachen und die Telegraphistinnen spielten Fangerl. Ich freute mich, wie glatt alles ging; aber jetzt nur schnell nachhause! Ich bestieg die Straßenbahn, von der zur Auswahl vierzig Wagen hintereinander standen, denn der erste konnte nicht vorwärtskommen, weil eine Prozession vorbeiging. Nachdem sie vorüber war, blies mir der Beiwagen-Kondukteur ununterbrochen mit seiner Trompete ins Ohr, wodurch er dem Motorführer zu verstehen geben wollte, daß er auch jemand sei. Während wir fuhren, verlöschte alle Augenblicke das Licht, so daß man beim besten Willen die Tramwaykarte nicht lesen konnte. Es war eigentlich immer finster, nur manchmal wurde es hell. Ich dachte, aha, es sind die bekannten luciden Intervalle des städtischen Verkehrs. Bei jeder Biegung rütterte und schütterte es, die Leute fielen durcheinander und starben wie die Fliegen. Eine Hutnadel durchstach mir das linke Auge, ein Herr hatte noch die Geistesgegenwart, mich um Feuer zu bitten. Jemand stieg jetzt ab, und ein Mann, der neben mir stand, sagte: »Das war der junge Gerngross!« An der nächsten Straßenkreuzung erfolgte ein Zusammenstoß mit einem Fiaker, in dem ein argentinisches Ehepaar saß. Um dem peinlichen Anblick auszuweichen, floh ich in ein Restaurant, in welchem vierzig Kellnerjungen in der Nase bohrten. Es war ein großer Betrieb. Vierzig Speisenträger fragten mich, ob ich schon befohlen hätte, und bedauerten hierauf, nicht mehr dienen zu können. Es gab nur noch »Wienertascherln«, ein merkwürdig zusammengesetztes Wort, das mir Fieber machte, und alle Leute sahen mir auf den Mund. Plötzlich wurde grünes Mehl gebracht, aber ein Nachbar zerstörte mir die Illusion und sagte, es wäre Gemüse. »Warum essen Sie das nicht? Es ist Eingebranntes!« Ein gebranntes Kind, sagte ich, fürchtet — Feuer! schrien alle. Wie das eintrifft! dachte ich, meine Unvorsichtigkeit ist schuld daran, und ich machte mir Vorwürfe. Aber schließlich wollten sie ja alle verbrennen, um in die Zeitung zu kommen. Im Hintergrund rief es ununterbrochen »Ssoss bitte!« und man erklärte mir, daß dies der Allarmruf der mit Tellern beladenen Kellner sei, auch wenn es sich um eine feste Speise handle, an die man nicht anzustoßen bittet. Ein Fremdenführer riet mir, ich solle mir einmal den Spaß machen und in dieses Chaos das Wort

»Zahlen!« rufen, da werde ich etwas erleben. Als ich nun »Zahlen!« rief, pflanzte sich der Ruf echoartig durch das ganze Lokal fort, einer sagte es dem andern, bis es sogar der Zahlkellner hörte, der aber, in meine Nähe gelangt, sich sofort wieder abgestoßen fühlte und in der Küche Selbstmord verübt haben soll ... Wird diese Nacht ewig währen? ... Auf einmal sagt ein Ästhet aus Breslau neben mir: »Ach, wundervoll! Gerade das finde ich an dieser Stadt so fein. Ich weiß nicht, was Sie haben wollen. Das alles hat doch Linie. Und überall diese alte Kultur! Kennen Sie Beer-Hofmann? Der soll ganz fein sein! Und wo denn anders finden Sie diese spielerischen Formen arrivierter Ekstasen mit der müden Grazie karessanter Sehnsuchten vereinigt? Hier ist Tradition! Und die stillen Gassen der Wiener Vorstadt! Und der Heiligenkreuzerhof! Und das Palais des Prinzen Eugen! Alles tipp-topp.« Der Mann, der so sprach, sah wie ein Bechsteinflügel aus, er war schwarz und hatte einen edlen Ton. Ich verstimmte ihn und sagte: Kempinski hat Deutschland geeinigt, und die Lage der Deutschen in Österreich ist bedauerlich. »Und die alte Tradition?« Die alte Tradition ist ein Kanalgitter. »Und die stillen Gassen?« In der Friedrichstraße bin ich eingefriedet in Lärm, in der Kärntnerstraße bin ich in den Karren geschmiedet — der Verkehr ist ein Hindernis, die Ruhe stört mich, ich höre das eine knarrende Omnibusrad. »Und die alte Kultur?« Die ist ein Ratzenstadl, sagte ich. Jede Stadt hat übrigens den Geruch, den sie verdient. Berlin riecht nach Hölle mit Benzin, Wien nach Paradies mit Pferdemist. Hier ist der Straßenbahnverkehr bereits elektrisiert, gewiß, ich gebe es zu, aber der Pferdemist läßt sich nicht mehr entfernen. Nie mehr, nimmermehr, sagte ich gerührt. »Das ist nicht wahr, daß bloß Pferdemist auf Ihren traulichen Wiener Straßen liegt!« Nein, auch Hundedreck! (Ich wurde lebhaft.) Haben Sie in Berlin schon einen Hund dabei betreten, wie er mitten auf dem Trottoir — Mein Gegner begann ein Adagio auf sich zu spielen, warf mir noch einen traurigen Blick zu, und starb in Schönheit. Ich rief ihm nach: Haben Sie überhaupt schon einen Hund auf einer Berliner Straße gesehen? Hin und wieder fährt einer Automobil! Die geistige Kultur einer Stadt beginnt mit der Straßenreinigung ... Aber wie komme ich bei dem Wetter nachhause, da vor dem Restaurant ein Wagen steht und der Kutscher bei dem Wetter nicht fahren will? Draußen liegt es wie Eiskaffee. Aller Brei, der je zwischen den Pflastersteinen ver-

sickert ist, scheint hervorzuquellen, und schon spüre ich es im Hals, daß ich nasse Füße habe. Oh, es ist das Wetter, mit dem sich dieses fürchterliche Klima rächt, weil wir es für ein paar blaue Tage loben. Es macht Migräne und Menschenhaß. Wie hier alles heimisch ist und selbst das Wetter im Dialekt spricht! Wie ich hier meine Zeit verliere, um das Wetter abzuwarten, und es nimmt doch kein Ende, und ich habe keine Zeit. Man hält mich fest und macht Musik dazu. Ich will mit meinem Leben vorbei und muß es als Lösegeld zahlen, um nichts zu haben, wenn ich fort kann. Ich fliege schon, und darf nicht gehen. Eine Deichsel im Rücken und Quallen an den Füßen. Kann ich zum Ziel nicht gelangen, muß ich die Hindernisse beschreiben. Irgendwo wartet man auf mich. Wo habe ich das Manuskript? Und ich finde es in meiner Tasche, und jetzt heißt es sich beeilen. »Aufhalten . . !« Ich springe über den Graben, dort gehen zwei schöne Augen spazieren, aber das darf mich nicht mehr bekümmern, ich springe über die Pestsäule, ich nehme die Luftlinie. Wenn ich Glück habe und der Zug Verspätung hat — ich will einen Aphorismus zu Ende denken, ein Druckfehler wird mir ihn töten, ich schwanke und schwebe zwischen zwei Worten, meine Nerven entspannen sich und ich bin im Himmel . . . Doch ich muß darüber hinweg. Ich laufe, jage, stürme die Treppe empor, da empfängt mich der Präsident des Studentenvereins, ein achtzigjähriger Mann mit schlohweißen Haaren und sagt: »Wir haben geglaubt, Sie kommen nicht mehr. Das Publikum hat gewartet, nur die erste Reihe ist tot. Aber jetzt schnell; sonst löschen die Diener die Lichter aus.« Ich sagte: »Die Verbindung über Berlin wäre günstiger gewesen. Aber man kann nichts machen. Ich bin mit einer Luxation des linken Sprunggelenks davongekommen. Auf der Straße staut sich der Fremdenverkehr, und es war beim besten Willen nicht möglich, eher da zu sein.« »Finden Sie, daß sich der Fremdenverkehr inzwischen —« »Ganz entschieden«, sagte ich.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

KARL KRAVS

DIE CHINESI-

SCHE MAVER

ALBERT LANGEN, München

HEFTET M 6.–, IN LEINEN GEBUNDEN M 7.50, IN HALBFRANZ LIEBHABER-BAND M 10.–. BESTELLUNGEN NIMMT DER VERLAG ALBERT LANGEN, NCHEN, KAULBACHSTRASSE 91 UND JEDE BUCHHANDLUNG ENTGEGEN

Im Herbst erscheint:

Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen

Gesammelte Essays von KARL HAUER

VERLAG JAHODA & SIEGEL, WIEN

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNST

HERAUSGEGEBEN von HERWARTH WALDEN

Erscheinungstag: Donnerstag
Einzelbezug: 10 Heller — Jahresbezug: K 5.— Halbjahrsbezug: K 2
Vierteljahrsbezug: K 1.25
Probenummern kostenlos durch den Verlag DER STURM, Halensee-Ber
Katharinenstraße 5. — DER STURM liegt in den Tabak-Trafiken auf

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 128
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospe

DIE FACKEL

Herausgeber **KARL KRAUS**

erscheint in zwangloser Folge **BEZUGSBEDINGUNGEN:**

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	K 4.50
	36	„ „	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	Mk. 4.—
	27	„ „	„ 6.—
	36	„ „	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig
Doppelnummer in Österreich 60 Heller, in Deutschland 50 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

INHALT der vorigen Doppelnummer 305/306, 20. Juli 1910

KARL KRAUS: Schoenebeckmesser / KARL KRAUS: Die kre
ensische Frage / AUGUST STRINDBERG: Über Ansichten
PETER ALTENBERG: Der einsame Park / BERTHOLD VIER
TEL: Stunden / OTTO STOESSL: Aus Goethes Tagebüchern
RUDOLF EHRLICH: Wie warst du schön / ALBERT EHREN
STEIN: Traum / LUDWIG RUBINER: Henri Matisse / KAR
BORMANN: Abend / KARL KRAUS: Glossen / KARL KRAUS
Der Biberpelz / Selbstanzeige

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Nr. 309/310 31. OKTOBER 1910 XII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

KARL KRAUS: Kempinski / ELSE LASKER-SCHÜLER: Gedichte / SAMUEL LUBLINSKI: Der Erzähler Otto Stoessl / Selbstanzeige / BERTHOLD VIERTEL: Rilkes Buch / ALEXANDER SOLOMONICA: Meine Freundschaft / ALBERT EHRENSTEIN: Verzeihung / KARL KRAUS: Pro domo et mundo

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN — BERLIN
WIEN, III 2. HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

IN VORBEREITUNG:

Verlag ALBERT LANGEN

KARL KRAUS:
Heine und die Folgen

(Dieser Essay wurde vom Autor am 3. Mai und am 8. Juni in Wien zur Vorlesung gebracht.)

Else Lasker-Schüler:

DER SIEBENTE TAG

(Verlag des Vereins für Kunst, Berlin 1905, Amelang'sche Buchhandlung, Charlottenburg)

Otto Stoessl:

NEGERKÖNIGS TOCHTER

(Verlag Georg Müller, München)

Rainer Maria Rilke:

DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE

(Insel-Verlag, Leipzig)

Peter Altenberg:

BILDERBÖGEN DES KLEINEN LEBENS

(Verlag Erich Reiss, Berlin-Westend)

Otto Soyka:

HERR IM SPIEL

ROMAN

(Hyperion-Verlag Hans von Weber, München)

DIE FACKEL

Nr. 309/310 31. OKTOBER 1910 XII. JAHR

Kempinski

Von **Karl Kraus**

Zu einem Werke werde ich nie gelangen. Ich möchte meine Lebensanschauung zu einem philosophischen System ausbauen und es »Kempinski« nennen. Wenn dieses Werk erscheint, müßten sämtliche Berliner Kulturästheten und Wiener Gastwirte, Herr Scheffler und der grade Michl, Selbstmord begehen aus Reue über ein verpfuschtes Leben. Ich würde in diesem Buch von Trinkgeldern, die eingeteilt werden, und Speisen, die ausgehen, ausgehen und zu dem Nachweise kommen, daß die systematische Zerreibung des Nervenlebens an den äußeren Winzigkeiten, die individuelle Drapierung der Notwendigkeiten mit Hindernissen zur kulturellen Ohnmacht führt. Ich würde das älteste und von aller Humorlosigkeit mißbrauchte Material des Sperrsechserls nicht scheuen, um die geistige Linie nach Königgrätz zu ziehen. Ich würde zeigen, daß ein ungeistiges Volk das äußere Leben, Gehen, Fahren, Essen, mit Gefühl und Temperament durchtränkt und mit all dem, was es an der Kunst erspart. Ich würde: die Qualen des Wiener Tags nicht aus dem Gefühlswinkel brummiger Zärtlichkeit betrachten, wie es dem Herrn Bahr gelingt, und noch einigen Linzerischen Buam, die sich jetzt in den Feuilletons breit machen und mir meine Probleme platt treten; nicht als Beschwerden behandeln, denen abzuhelfen ist und nach deren Beseitigung wir definitiv ins Paradeisgartel der Kultur gelangen, sondern als Symptome eines unheilbaren Volkscharakters. Schildern, wie mir in diesem Kreuz- und Kreuzerland das Leben verrinnt in der bangen Pause, da ich entdecke, daß der Zahlkellner schon befriedigt ist, aber geholt werden muß, um zu

wechseln, weil noch drei andere Familienväter zu versorgen sind. Nachmessen, um wieviel hier ein Mensch, der denkt, täglich herunter gebracht werden muß, damit die Instrumente sich individuell, malerisch, jodlerisch, drahrerisch, schieberisch ausleben können und die Passanten ein Vergnügen haben. Darstellen, wie der Wiener aufs Trockene käme, wenn das Leben glatt ginge, wie das Hindernis selbst seine Lebensnotwendigkeit ist, wie er die Ratlosigkeit braucht, um vom Kellner aus ihr befreit zu werden, sechs Kellner, um eine Ansprache zu haben; wie er darauf angewiesen ist, beim Verdauen die Romantik zu suchen, die er sich in anderen Lebensverhältnissen versagen muß, zwischen Tafelspitz und Grieszweckerl alle Erlebnisse, Abenteuer, Überraschungen, Enttäuschungen durchzumachen und noch im Ansagen bei der Rechnung die Pietät für das Papperl zu genießen. Zeigen, wie diese Phantasten der Notdurft nicht nur die Konterfeis ihrer maßgebenden Gastwirte in ihren Zeitungen nicht entbehren können, sondern wie sie zu Voyeuren werden vor der Einladung: »Täglich das weltberühmte Backhühneressen. Hochachtungsvoll Vincenz Deierl.« Nachweisen, wie die kulturelle und ästhetische Überanstrengung der vereinigten Rassen zur Schaffung der häßlichsten Gesichter geführt hat, deren man auf dem Erdenrund habhaft werden kann, und wie das Getorkel eines Straßenbahnwagens fast ein Symbol dieser durcheinandergeschüttelten Nationen ist und bezeichnend für die Lage der Deutschen in Österreich bei romanisch-slawisch-meseritscher Überfüllung. Ich würde dem lokalen Größenwahn, der das Leben nicht in Inneres und Äußeres, sondern — für Hunger und Liebe — in Vorderes und Hinteres einteilt, verraten, daß die Echtheiten, die er gepachtet hat, samt und sonders, inklusive Kipfel, in Berlin längst überholt sind. Daß das Berliner Prinzip heute selbst die Echtheit umfaßt, wiewohl sein kultureller Sinn in der traumhaften Unechtheit, in der fieberflüchtigen Markierung äußerer Lebens-

werte beruht, in der Stellung eines Rahmens, der Raum läßt für schöpferische Geistigkeit. Daß die Demokratisierung der Dinge und nicht der Kunst, die Mechanisierung des äußeren Lebens der Weg ist zu einer inneren Kultur. Daß in den Zeiten der geistigen Not das Berliner Leben eine Pontonbrücke ist. Daß der Künstler in Wien höchstens aus dem Überdruß schöpft und Wien nicht länger erträgt, als das Erlebnis des Ärgers produktiv bleibt. Daß er dann aus dem Unwesen in die Wesenlosigkeit sich rettet. Daß der Tonfall des Berliner Tages die Selbstverständlichkeit ist, die alles Neue amalgamiert, während wir hier täglich das Alte ungewohnt finden, die Tradition beglotzen, auf die Vergangenheit hoffen und als Trockenwohner baufälliger Häuser uns fortfretten. Ich würde die Zauberformel Berlins finden: Das, worüber man hinwegkommen muß, ist nicht das Ziel. Lebensmittel sind nicht Lebenszweck. Wenn das Pflaster gut und billig ist, ist die Siegesallee nicht gefährlich. Otto der Faule, von einem Automobil aus gesehen, ist ein Kunstwerk neben einer Parlamentsgöttin aus Stearin, an der man in einem Hupferl vorbei muß. Essen, um zu leben, nicht leben, um zu essen. Essen müssen, um gute Nerven haben zu können, aber nicht gute Nerven haben müssen, um essen zu können. Es kann dort nicht geschehen, daß der Wirt sein eigener Stammgast ist. Nicht in der Kultur und nicht im Lokal. Und Kempinski, ein Wohltäter der Menschheit, der Menschen, die noch etwas anderes zu tun haben, dazu verholfen hat, auf gefahrlose Art zur Verrichtung ihrer Notdurft zu gelangen, ist gestorben, ohne daß man ihm beweisen konnte, daß er gelebt hat. Wäre die Speise dort wirklich so schlecht, wie unser Rindfleischwahn sich einbildet, sie wäre besser, weil sie ohne Pathos und mit Schonung des Nervenlebens geboten wird, während wir, Romantiker der Notwendigkeit, immer unbefriedigt bleiben, weil die Kalbsbrust mit dem Anspruch auf unser Herz gereicht wird und durch keine Vollkommenheit für solche Belästigung entschädigen könnte.

Ich würde beschreiben, wie der Wiener mit dem angeborenen Grauen vor der »Abfütterungsanstalt« zu Kempinski kommt, an der Aussicht, einen Platz zu finden, verzweifelt, und so schnell gegessen hat, daß ihm die Frage an das Schicksal: »Was können Sie mir empfehlen?« für immer in der Kehle stecken bleibt. Tisch 109, Kellner 57, das macht: Gast 6213. Aber dieser kann in dem Choral der Maschinen seinem eigenen Gedanken nachleben, während der einsame Gast im Wiener Vorstadtbeisel sein eigenes Wort nicht hört. Ich würde die Idyllen der Leipziger Straße schildern und die Gefahren der Plankengasse. Und es risse mich hin, dieser antiquierten Schönheitssucht, die sich in krummen Gassen weidet, die Poesie der graden Linie vorzuziehen und diesem Leben, das auf Krücken zu seinen Wundern kriecht, das Leben der mysteriösen Selbstverständlichkeit.

Gedichte

Von **Else Lasker-Schüler**

Weltende

Es ist ein Weinen in der Welt,
Als ob der liebe Gott gestorben wär,
Und der bleierne Schatten, der niederfällt
Lastet grabesschwer.

Komm, wir wollen uns näher verbergen ....
Das Leben liegt in aller Herzen
Wie in Särgen.

Du! wir wollen uns tief küssen ....
Es pocht eine Sehnsucht an die Welt,
An der wir sterben müssen.

Diese Gedichte sind nicht Manuskripte. Aber weil sie gedruckt sind und kein Deutscher sie gelesen hat, müssen sie hier erscheinen. So ist die Lyrik beschaffen, die heute noch der rationalistischen Visage deutscher Kunstbetrachter ein Grinsen entlockt. Und da Verleger in den seltensten Fällen Vorläufer sind, so wird die Ausgabe »Der siebente Tag« ein Opfer bleiben, das der »Verein für Kunst« in Berlin zu den übrigen Opfern legen kann.

Johann Hansen und Ingeborg Coldstrup

Zur Kindertragödie in Kopenhagen

Ingeborg, seine kleine Königin ist tot — Johann Hansen lebt noch; an seinem Bettchen sitzt eine barmherzige Schwester und betet, daß der arme verirrte Knabe bald genesen möge. Der Stationsarzt hat ihm das Tor des Todes verriegelt, sein Herz, das Ingeborgs Namen trägt, kann nicht zu ihr ins Himmelreich. Nun wird das Kinderspiel erst eine Kindertragödie. Die Beiden wollten ja nur zum Tod, weil der einen Himmel besitzt, in dem sie sich vor allen Engeln ohne Furcht vor Strafe herzen könnten. Nicht diese Heimlichkeiten der Freude, ihre Gesichter schienen durch die Spalte der Türen, durch das Eisen der Tore. Immer bauten sie auf ihren Händen gläserne Schlösser, darin sie sich tausendbunt spiegelten bis ans Ende der Welt, wo der Himmel anfängt. Dort wohnt der Tod. Johann Hansen hob Ingeborg mit seinen Knabenarmen die Treppe zum Einlaß des Todes empor. Der öffnete und ließ die kleine Königin ein, Johann stolperte rücklings ins Leben zurück. Diese beiden feinen Kinder ergreifen meine Seele. Das Leben ließ sie aus der Haft, der Tod schmückte ihnen rosig sein Tor. Ich möchte, der Engel aus Andersens Märchen käme und trüge den verwundeten Knaben zu Ingeborg ins Himmelreich. Wie bösmütig sind die Menschen, die immer helfen wollen, ins Leben zu befördern. Es ist Nacht, überall blüht ein Stern. An der Decke im Krankensaal stehen viele Sterne, rotgoldene, süßgelbe, wie Honig, und auch mattfunkelnde Immortellen. Alle pflückt der kleine, heldenmütige Bräutigam für seine Braut, wenn er im Himmel mit ihr Hochzeit feiert. Auf einmal schlägt er die Augen auf: »Ingeborg, ich halte mein Wort!« Hast du es gehört, großer Engel aus Andersens Märchen? Oder soll er aufwachen aus seinem Traum des Himmels — und die Erde ist wieder da, das Himmelreich verschwunden, wie fortgezaubert, und Ingeborg liegt im Grabe. Ein Keller wird dann die Welt sein, kahl, viel kahler als seines Hauses Keller. Alt ist er, wenn er aufwacht, jung, wenn seine Augen sich schließen. Was bietet das Leben? Nicht das Kind braucht den Eltern dankbar zu sein; wie können die Eltern aber das Nichtgeborensein dem Kinde ersetzen!? Solch zwei Kindern vor allen Dingen, zwei Engel, die nicht auf die wankelmütige Erde gehören. Flügel wuchsen ihnen; die Pistole,

die sich der Knabe vom Erlös seiner Geige kaufte, war Vortäuschung. Denn es geschah hier ein Todeswunder. Nicht mehr wäre ich überrascht gewesen, wenn dieselben Kinder anstatt für ewig zu schlummern, auferstanden wären aus einem Grabe. Wie will der Lazarus, der den Knaben auferweckt, ihm ein Himmelreich ersetzen? Es werden keine Landeserholungsheime die »festgestellte« Neurose (Edelneurose) fortkurieren. Aber ich denke an Selma Lagerlöf die herrliche Menschin, an Karin Michaelis das liebe große Kind, sie könnten dem Knaben den himmelblauen Verlust ersetzen. Sie tragen die Bilder des Himmels in ihren Dichterinnenherzen — halten sie zwischen ihren Händen. Ich bin nicht sentimental, ich bin traurig. Man vergleiche nur nicht die unaufgeblühte Liebe dieser Engel mit den Tändeleien koketter Schulmädchen und greisenhafter Zwerge auf den Spazierwegen am Sonntagmittage. Diese beiden Kinder ergreifen meine Seele, ihre Lippen sind Himmelsschlüsselchen.

Streiter

Und Deine hellen Augen heben sich im Zorn,
Schwarz, wie die lange Nacht, und morgenlose,
Des Eitlen Stimme brüllt in toter Pose,
Wie durch ein enggebogenes Horn.

Und durch das übermütige Tausendlachen
Der Einen und der Zweiten und der Vielen,
Zerbersten Wort an Worten sich aus Wetterschwielen,
Wie reife Härten auf den lauten Schwachen.

Und Abendwinde, die von her und dort sich trafen
Und schrill in Kreiseleile sich beschielen,
Aufpfiffen fröstelnd über die gebohnten Dielen —
Ich konnte nachts vor Träumerei nicht schlafen.

Und meine Seele liegt wie eine bleiche Weite
Und hört das Leben mahlen in der Mühle,
Es löst sich auf in schwere Kühle,
Und ballt sich wieder heiß zum Streite.

Der Erzähler Otto Stoessl

Von **Samuel Lublinski**

Es scheint, daß die Österreicher die Fähigkeit verloren haben, wirkliche Heimatskultur zu treiben, weil sonst die Erzählungen Otto Stoessls gerade in seinem engeren Vaterland eine ganz andere Beachtung hätten finden müssen, als bis zur Stunde der Fall war. Wir draußen im Reich, wir von der literarischen Zunft, können natürlich nur einen rein kritischen und ästhetischen Maßstab an seine Dichtungen legen. Wer aber wirklich ein »Neuösterreicher« sein will, der hätte sich doch wohl mehr um die dichterischen Keime bei Otto Stoessl kümmern müssen als um die prophetischen Töne des schwarzgelben Imperialisten Hermann Bahr.

Die jüngste Erzählung des Autors »Egon und Danitza«, die noch nicht als Buch erschienen ist, habe ich in den von Wilhelm Schaefer in Düsseldorf herausgegebenen ‚Rheinlanden' gelesen, einer der wenigen deutschen Zeitschriften, bei denen gute Erzählungskunst noch eine Stätte findet. In mancher Beziehung ist mir dieses jüngste Werk das liebste, es ist mir geradezu ans Herz gewachsen, obgleich es wirklich kaum noch etwas »gemütloseres« geben kann, das am wenigsten an das mit Unrecht beliebte Gartenlaubegemüt des deutschen Volkes appelliert. Es weht die Luft des echten Lustspieles durch diese Erzählung. Ein heller und boshafter Geist scheint mit Entzücken auszurufen: Wie wundervoll, daß es ein so lumpiges kleines Gaunerpack auf der Welt gibt! Man hat geradezu das Gefühl, daß das Leben noch lebenswert, nämlich amüsant ist, weil Herr Egon de Alamor, Diurnist, mit ausgeborgten Pferden durch die Wiener Straßen paradiert. Wie der getäuschten Danitza, der er vorge-

---

Die Erzählungen »Sonjas letzter Name« und »Negerkönigs Tochter« sind bei Georg Müller, München erschienen, der auch »Egon und Danitza« herausbringen wird. »In den Mauern« erschien bei Julius Bard, Berlin.

redet hat, daß er ein »Beamter« wäre, die Augen übergehen, bis sie ihrem eleganten Herrn Gemahl, der trotz seiner Schafsmäßigkeit ein Pumpgenie bleibt, endgiltig den Rücken kehrt: das macht den stofflichen Inhalt und das epische Element dieser boshaft hellen Lustspielerzählung aus.

Episch? Darf ich dieses Wort hier überhaupt gebrauchen? Wo Epik ist, da ist auch Bejahung, da ist Gebundenheit, typisch Zuständliches und Liebe des Dichters zu diesen Zuständen, zu dieser Gebundenheit. Wie kann sich das zusammenreimen mit der vergnügten Zerstörungslust und mit der entzückten Bosheit, die der Erzähler gegenüber diesem Trottel spielen läßt, der auf den hochtönenden Namen Egon de Alamor hört? Ja, wenn noch ergrimmte Bitterkeit herauszufühlen wäre; irgend ein pathetischer Haß gegen die Drohne! Außer einigen geringen Spuren, die ganz sporadisch auftauchen und aus dem Menschen mehr als aus dem Dichter kommen, ist nichts von einem solchen Ingrimm zu merken. Sondern der himmlisch amüsierte Lustspielgeist ist ehrlich entzückt über die grotesken Kapriolen dieser Figur, die der Bosheit so viel Blößen gibt. Also völlige Negation, hinter der durchaus keine indirekte Bejahung steht, so daß man auch nicht gut von »Humor« sprechen kann, von jener Herzensteilnahme, die noch der Erbärmlichkeit Erbarmen entgegenbringt. Nein, hier ist nichts als heitere Grausamkeit, der Lustspielgeist, der alles in allem den Gegenpol zur Epik und epischen Bejahung bedeutet. Allerdings sind die sozialen Zustände, Klassen und Stände, so leicht nicht umzubringen, da ihre schwerfällige Lebenszähigkeit allen Stößen und Hieben des Satirikers ein undurchdringliches Fell entgegenhält. Der Lustspieldichter schöpft aber aus solchen Gesellschaftszuständen, und so bleibt immerhin etwas Zuständliches in seinem Werk, das er negieren, aber nicht vernichten kann. Auch Otto Stoessl kann nicht kleinbürgerliches

Beamten- und Strebertum aus der Welt schaffen, nicht das solide Parvenütum heraufgekommener spießbürgerlicher Existenzen, wie der serbischen Heldenmutter, die noch allerlei dekorative Erbschaft aus dem Balkan mit sich schleppt, im übrigen aber ihr Geld zusammenhält und sich nichts vormachen läßt, wie sie denn gleich weg hat, daß Egon de Alamor »ein Lump ist, aber kein Beamter«. Diese Zuständlichkeit bleibt trotz aller Satire bestehen als eine indirekte epische Grundlage, die eine Erzählung ermöglicht. Außerdem aber fehlt es dem Dichter keineswegs an wirklicher Liebe zu einem seiner Geschöpfe. Der Danitza gehört sein menschlich-väterliches Wohlwollen. Ihre törichte Liebe zu dem dummen Jungen wird als ein echt typisches Weibschicksal mit sicherer Hand gestaltet, und der satirische Hintergrund steigert durch Kontrastwirkung diese epische Typik.

So scheint sich also eine Lustspielerzählung höchst besonderer Art entwickeln zu wollen, bis plötzlich gegen den Schluß hin ein geradezu erstaunlicher und zunächst verwirrender Wechsel eintritt. Auf einmal atmen wir eine fast schon homerische Luft; da ist reine Epik ohne Spur von satirischem Hintergrund, es findet ein völliger Umschwung der Atmosphäre statt. Danitza entflieht aus Wien und sie findet draußen jenseits der Reichsbrücke armes verlorenes Volk, das sich seine Hütten aus weggeworfenem Baumaterial der wohlhabenden Klassen wunderlich und grotesk genug zurechtgemacht hat. Dazu noch ein bißchen Feld und Gartenerde der kümmerlichsten Art und ein im bürgerlichen Sinn völlig ungebundenes Leben der absoluten und darum unbekümmerten Armut, während doch auch hier die inneren Gesetze menschlicher Gemeinschaften zur Geltung kommen und eine sehr wunderliche Soziologie ihre geheime Wirksamkeit entfaltet. Ein Märchenreich vor den Toren von Wien. Hier gestaltet die Phantasie die reine und runde, die homerische Epik; es sind diese wenigen Schlußseiten das dichterisch

Bedeutsamste, was Otto Stoessl bisher geschaffen hat. Alles Zeitliche und Aktuelle, alle Satire und Gesellschaftssitte ist versunken wie ein Spuk, und nur ganz von fern erinnern wir uns an einen Herrn von Alamor, der weit draußen in irgend einer Stadt der Scheinmenschen sein Scheinwesen treibt. Kurz, es sind wunderschöne Seiten, die uns der Dichter zu lesen gibt; aber sie kommen wie eine Überraschung, ja wie eine Überrumpelung, und man kann kaum sagen, daß sie organisch aus dem Kern der Konzeption herausgewachsen seien. Der Autor konnte mir auf meine Frage nur antworten, daß ein ihm selbst unerklärlicher innerer Zwang diesen Wechsel der Szenerie bewirkt habe. Er war geneigt, die Gründe dafür im Menschlichen zu suchen: daß er sich nach so viel Schwindelhaftigkeit wieder nach der Darstellung eines echten Lebens sehnte. Mir konnte diese Erklärung nicht voll genügen, weil es unbegreiflich blieb, warum er sich dann überhaupt zu einer solchen Scheinexistenz als Künstler hingezogen gefühlt hatte. Entweder mußte dieser künstlerische Zwang in der einmal eingeschlagenen Richtung seine Konsequenzen entfalten, oder er hätte sich von Anfang an nur auf das Echte gerichtet, auf reine Epik, und ein solcher Dualismus erschien schwer verständlich in einer Erzählung, die das Talent des Autors in voller Kraft zeigte. Mir stand fest, daß irgend ein episches Kunstgesetz diese Hemmung von innen heraus bewirkt haben mußte, und das hier verborgene ästhetische Problem begann mich bald um seiner selbst willen sehr gründlich zu interessieren.

Beim Urepiker Homer erleben die Fürsten und hohen Herren die abwechslungsreichsten Abenteuer, Schiffsbrüche und Heldentaten, phantastische Überraschungen, bis sie endlich glücklich im Hafen eingelaufen sind. Also Abenteuerlichkeit ist das erste Ingredienz einer epischen Dichtung. Doch darf man an der sozial einwandfreien Lebensführung und Lebensstellung jener erlauchten szeptertragenden Könige nicht zweifeln. Sie sind legi-

time Fürsten, die Oberhäupter des Adels, der einen soziologisch gut fundierten Boden unter den Füßen hat. Das Zuständliche bei Homer, die ruhig eingeschränkte Gesellschaftlichkeit des täglichen Lebens, macht den zweiten und reichlich gleichwertigen Reiz seiner Dichtung aus. Es klafft kein Riß zwischen den beiden Elementen, sondern das Abenteuer ist in der Soziologie der Epoche fest verankert, und es gehört einfach zum Metier jener Könige und Edelleute, fortwährend Kriegs- und Seefahrten zu unternehmen und allerlei Gefährliches dabei durchzumachen. Das verlangt ihre soziale Stellung von ihnen, und wir dürfen den großen Epiker glücklich preisen, dem sein Zeitalter in innerer Einheit entgegenbrachte, was der Epiker in erster Reihe braucht: soziologische Zuständlichkeit zugleich mit abenteuerlicher Mannigfaltigkeit, gut fundierte Solidität, die in sich ein Element der Phantastik begreift. Heute haben diese Bestandteile sich gründlich von einander geschieden, und der Abenteurer kann es nicht zu einer anerkannten Stellung in der Gesellschaft bringen, so daß dem armen Teufel zumeist nichts übrig bleibt, als Hochstapler zu werden. Umgekehrt wird jeder, auch der friedsamste Hochstapler, unvermeidlicher Weise irgendwie zu einem glanzvollen Abenteurer. So ist es unter anderem dem Herrn Egon de Alamor widerfahren, und der Epiker Otto Stoessl mußte sich herzhaft freuen, als dieser zwar unfreiwillig phantastische Geselle ihm über den Weg lief, und er setzte sich hin, um die wundersamen Erlebnisse des vornehmen Diurnisten säuberlich zu erzählen. Aber da stellte es sich heraus, daß der Herr de Alamor zu den Deklassierten gehörte und in keiner wirklichen Zuständlichkeit fest wurzelte. Daraufhin regte sich der urepische Instinkt, der sich mit dem Abenteurer allein, ohne eine soziale Umwelt, nicht zufrieden geben konnte, und so half sich der Dichter durch einen instinktiven Gewaltstreich, indem er zum Schluß jenseits der Reichsbrücke eine homerische Welt der soliden Deklassierten hervorzauberte. Dieser

kunsttechnische Fehler beweist, wie weniges, die epische Mission des Autors.

Hier wird bereits auch sein Verhältnis zu Neu-Österreich berührt, das er als episches Neuland recht eigentlich entdeckt hat. Dieses seltsame Reich ist gegenwärtig im eben entwickeltem Sinn ein schlechthin episches Reich. Noch ist die stramme moderne Disziplinierung nicht so weit vorgeschritten, daß dem Hochstapler jede Hoffnung benommen wäre, zu einer anständigen sozialen Stellung zu gelangen, wie es uns kürzlich erst der köstliche persische Feldmarschall Kolischer Kahn bewiesen hat. Dazu kommt die bunte Ethnographie des Landes, die Fülle der nationalen Typen, die schwankende Unsicherheit der staatlichen Verhältnisse seit dem Sturz des Zentralismus, und endlich, im Gegensatz dazu, so viel fast kleinbürgerlich pathetische und doch solide Ideologie. Man denke an die Primitivität von Alldeutschen und Allslaven und an die moralische Entrüstung des Kleinbürgertums, dem die Erfolge Luegers zu verdanken waren. Überhaupt hat ja die soziale Schichtung vergangener Zeiten sich gegenüber dem Ansturm des Industrialismus nirgends zäher behauptet, als in Österreich, wo der Kleinbürger und der Abenteurer noch immer eine Fülle von Lebensmöglichkeiten finden. So unerquicklich ein solcher Zustand in sozialer und politischer Beziehung vielfach sein mag, der Epiker, der in ihm leben muß, ist dennoch glücklich zu preisen. Die alte Homerische Einheit findet zwar auch er nicht mehr vor, aber er kann sie aus den Elementen des ihn umgebenden Lebens in der Phantasie wieder herstellen. Darin nun sehe ich Stoessls Bedeutung, daß er mit der Ahnungssicherheit des Talentes diese Aufgabe begriffen hat und auf dem Weg ist, ein österreichischer Epiker zu werden anstatt ein Wiener Literat. In dem Roman »Sonjas letzter Name« — seinem eigentlichen Erstling, wenn man von dem vielversprechendem Prolog »In den Mauern« absieht — hat er bereits im Kleinen ein

solches österreichisches Epos gegeben. Verworrene und märchenhaft phantastische galizische Zustände werden übergoldet von der Sonne eines menschlich teilnehmenden und echt epischen Humors. Ein pedantischer Oberleutnant, der auf seinen Reisen, um Geld zu sparen, im Freien kampiert; ein armes galizisches Judenmädchen, das der Offizier noch als halbes Kind zu sich nimmt und in der absonderlichsten Weise vor den Augen der Welt verbirgt; Urkundenfälschungen, Lügen über Lügen, der Eingriff des Kaisers, der diese Verworrenheiten löst, endlich eine gut bürgerliche Ehe, wobei das Mädchen zuletzt auch noch zu einem gesetzlich einwandfreien Vornamen gelangt: all dieses Erstaunliche spielt sich im modernen Österreich ab, und man hat das Gefühl einer vollkommenen Verbürgtheit, einer inneren und dichterischen Logik der Tatsachen. Zugleich waltet ein vollblütiger Epiker, der in einem ruhigen und füllereichen Vortrag zu erzählen weiß und typische Existenzzustände des Verhältnisses der Geschlechter mit echter Dichterkraft und tiefem Mitgefühl zu schildern und auszuschöpfen weiß. Diese starke Menschlichkeit unterscheidet die »Sonja« von »Egon und Danitza«, und beide Werke gehören zu einander wie Pol und Gegenpol. Aber die Zukunft des Dichters wird wohl mehr durch die »Sonja« vorausgemeldet. Märchenhaft phantastische Epik, die aber auf tief menschlicher und sogar real österreichischer Grundlage beruhen wird, hat er in diesem seinem schönen Erstling bereits gegeben, nur daß er sich noch nicht so voll, wie im Schluß von »Egon und Danitza«, seiner Phantasie zu überlassen wagt, wodurch da und dort noch eine zu ängstliche Reproduktion von alltäglichem Detail über das Epische hinaus störend wirkt. Aber ein großes und wertvolles Versprechen hat er uns damit gegeben, und es ist an seinen Landsleuten, ihm durch ihre Teilnahme die Erfüllung zu erleichtern.

Allerdings bedrohen den Dichter auch gewisse Hemmungen und Gefahren, vor denen eine freund-

schaftliche Kritik ihn warnen darf. Die österreichische Verworrenheit, die den Epiker begünstigt, bedrückt natürlich häufig genug den Menschen. Der Hochstapler, der die Phantasie fesselt, muß zu Zeiten die Satire erwecken, und der Erzähler wird da und dort wohl auch zum Karikaturisten. Ein Schritt weiter, und wir begegnen jener Simplicissimusgefahr, wie ich sie nennen möchte, die heute bei ausgebildeter Technik der Satire, in besonders hohem Maße die Erzähler bedroht. Die beiden Klippen, die hier zu vermeiden sind, mag man nennen: Verbitterung oder Humoreske. Diese letzte Gefahr ist bei Otto Stoessl wohl so ziemlich ausgeschlossen, während es ihm offenbar noch Mühe kostet, die menschlich-ethische Verdrossenheit über bürgerliche Zustände nicht in sein Werk dringen zu lassen und dem realen Österreich das Phantasieösterreich seiner Epik mit freudiger Bejahung gegenüberzustellen. Mir scheint, als ob seine Erzählung »Negerkönigs Tochter«, die zwischen der »Sonja« und dem »Egon« steht, nicht ganz frei von diesem geheimen feindlichen Einfluß geblieben ist. In einer Beziehung hat sie freilich einen ganz besonderen Vorzug, nämlich ihre strenge und geschlossene Form. Es werden mancherlei Probleme geistiger Art entwickelt, ohne daß es zur Abstraktion und Analyse und zu unkünstlerischen Exkursen kommt. Alles ist in Erzählung aufgelöst, die scheinbar kühl und klar nur Tatsachen zu berichten weiß, aber innere Wärme und vor allem Humor nicht vermissen läßt, — für den nicht, der mit eigener Phantasie nachzuleben weiß. Das bleibt eine beträchtliche Formleistung, die um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als gegenwärtig das Problem der künstlerischen Form innerhalb der modernen Produktion wieder auf der Tagesordnung steht. Vor allem aber ist der geistige Inhalt dieser Erzählung kühn und merkwürdig. Der Kulturmensch flieht in den afrikanischen Urwald; er sucht das Märchen in der Natur. Das Naturkind dagegen findet seine afrikanische Urwaldheimat sehr prosaisch und

entdeckt in der »Kultur« das Märchen — in Wien, im Prater, in der Großstadt, in der wieder der Afrikareisende verloren ist, wie verirrt in einem steinernen Urwald. Diesen ergötzlichen Kontrast konnte nur ein echter Humorist finden, und nur in Wien oder Österreich konnte sich der Gegensatz so anschaulich lokalisieren. Aber mein Einwand ist, daß die Größe des Stoffes neben dem Humor auch mehr entschlossene Märchenphantasie erfordert hätte. Der Autor steht der Kultur hier doch nur als Satiriker gegenüber. Die Urwaldmächtigkeit, mit der die steinerne Stadt auf den Afrikaforscher wirkt, kommt nicht heraus, und die Sehnsucht des Negerkindes erscheint wieder nicht genügend am Märchenobjekt Wien orientiert zu sein. Offensichtlich hat der Autor sich von seiner Simplicissimuslaune und einem gewissen Ressentiment verleiten lassen, seine dichterische Intention ein wenig selbst zu ironisieren, und das darf der Epiker nicht, dieser Bejaher, der Humorist sein kann und soll und auch wohl Pädagoge, aber nicht Satiriker. Bei alledem ist der außerordentliche Fund selbst zu rühmen, dann die geschlossene Form und so manche feine und ergötzliche Einzelheit.

Möge der Autor alle inneren Hemmungen, die sein kraftvolles Epikerwesen da und dort noch bedrohen, glücklich überwinden und immer mehr der Epiker dieses phantastischen modernen Österreich werden. Seine engere Heimat hätte aber allen Anlaß, durch Glauben an ihn und Teilnahme an seinem Schaffen seine Entwicklung zu fördern.

Selbstanzeige

Aus der Berliner Wochenschrift ‚Der Demokrat' (28. September):

Karl Kraus

Von Ludwig Ullmann

Karl Kraus, sein Wort und seine Tat — auch im ‚Demokrat' wurde ihrer schon wiederholt Erwähnung getan — braucht man reichs-

deutschen Lesern heute nicht mehr zu erläutern. Seit elf Jahren erscheint in Wien sein Kampfblatt ‚Die Fackel', seit elf Jahren geschmäht und geachtet, gepriesen und verkannt, geliebt und bewundert von den Einen, gehaßt und gefürchtet von den Anderen, bricht er, ein Einzelner und Einsamer, den über ihn verhängten Bann publizistischen Schweigens allmonatlich mit einer Sprachgewalt, die ihm aus allen Kreisen und Lagern ein in stiller aber starker Verehrung unbedingt ergebenes Publikum schuf. Lange blieb die Zahl der Männer gering, die — und das größtenteils in außerösterreichischen Blättern — für die Tiefe des Denkers und die Kraft des Künstlers eintraten, ohne Scheu vor dem immer bereiteten Fluch journalistischer Verfehmung. Da erschienen die zwei ersten Bände der »Ausgewählten Schriften«, da trat Kraus im letzten Winter als Vorleser eigener Aufsätze vor das Berliner Publikum und die führenden Blätter Deutschlands ließen es sich nicht nehmen, der Bedeutung des Schriftstellers ihre Achtung zu erweisen. Wenig mag es dagegen bedeuten, daß, als Kraus seine Vorlesungen in Wien vor einem enthusiasmierten Hörerkreise fortsetzte, die ‚Arbeiterzeitung' allein von allen Wiener Blättern von ihnen Notiz nahm, daß Kraus heute noch gezwungen ist, jede Stimme, die über ihn laut wird, durch Abdruck in seinem eigenen Blatte — eine Handlung gerechter Notwehr und freien Künstlerbewußtseins — den Wienern bekannt zu geben. Langsam aber sicher dringt der Ruhm Karl Kraus' aus deutschen Reichslanden in das erstaunte Wien. — Seit elf Jahren liegt die ‚Fackel', die das ‚Literarische Echo' das »amüsanteste, kulturellste, europäischste Kunst- und Witzblatt« genannt hat, in den Wiener Tabak-Trafiken neben den eindeutigsten Produkten der Revolver- und Cochonneriepresse, zum Teil von einem reinem Aktualitätshunger fröhnenden Publikum verschlungen, das von Woche zu Woche erwartet, »was« der Kraus über diese oder jene Sensationsaffäre schreiben werde. Robert Scheu hat in seiner Broschüre »Karl Kraus« (Verlag Jahoda & Siegel, Wien) darauf hingewiesen, wie sehr Blatt und Herausgeber in diesen elf Jahren der Wandlung und Steigerung gewachsen sind. Klar aber ist, daß, je mehr aus einem kulturell verdienstlichen Satyriker einer der ersten Denker und der vielleicht erste Stilkünstler unserer Zeit wurde, je mehr sich Form und Inhalt des Blattes vertieften, je mehr Kraus bestrebt war, frei von seinen Objekten sie beherrschend in den Bann seiner Gestaltungskraft zu zwingen, künstlerischen Stil über aktuellen Gehalt zu stellten, die Tiefe seiner Gedanken aus der Kraft der Form entstehen zu lassen, desto mehr die Verständnislosigkeit eines Publikums wachsen mußte, das der »Verflachung« des einst schnell populär gewordenen Witzboldes ratlos gegenüber stand, bis sich langsam ein neuer, heute stetig wachsender Leser- und Kennerkreis bildete. —

Das Gefühl der Unwürdigkeit aber, bloß einen Automaten für Angriffe darzustellen, war es wohl in erster Linie, was Karl Kraus anhielt, die Arbeit langer Jahre in nach höheren Gesichtspunkten angeordneten Bänden zu vereinigen, alle jene momentanen Impulsen entsprungenen, zwar sicher, wie der erste kundige Blick zeigte, oftmals revidierten, aber immerhin in der Hitze polemischer Aufwallung und

gedanklicher Empfängnis niedergeschriebenen Aufsätze durch Umarbeit und Zusammenstellung zu neuem Gute zu machen, sie einem größeren, nicht von Wiens und Österreichs Grenzen umschlossenen Publikum in tadelloser literarischer Form vorzulegen.

So faßte Kraus seine Aufsätze, in denen er — sicher eines seiner größten und über Menschenalter hinaus wirkenden Verdienste — die Sexualjustiz unserer Tage bekämpfte, in den Band »Sittlichkeit und Kriminalität« (bei Rosner, Wien) zusammen, so vereinigte er seine an Gehalt und Form höchstens den Sprüchen Lichtenbergs zu vergleichenden Aphorismen in dem Buche: »Sprüche und Widersprüche« (bei Langen, München). So erscheint jetzt gleichfalls bei Albert Langen der dritte Band der »Ausgewählten Schriften« »Die chinesische Mauer«.

Es ist ein Buch, in dem Kraus ein Bild unserer modernen Geisteskultur auf allen Gebieten geben will. In der Tiefe seiner Gedanken, in der Schärfe seines Blickes aber liegt es begründet, daß sich tiefere Zusammenhänge auftun, die über die Vergänglichkeit unserer Zeit hinausreichend tief im Menschlichen, besser im Normalmenschlichen wurzeln. Dieses Buch kann ein ergreifendes Dokument genannt werden, ein Dokument des Kampfes gegen die Dummheit, gegen die Enge der Durchschnittsgehirne, in der Kraus den Quell alles Übels, aller jener Mißstände sieht, gegen deren zermalmendes Nivellierungsvermögen er mit nervenspannendem Pathos für wahrste Freiheit, die des Geistes und des Geschlechts, der Nerven und der Gehirne, ficht. Grauenerregende Bilder entwirft er an der Hand einiger Berichte aus den Zeitungsrubriken »Gerichtssaal« und »Tagesneuigkeiten«, bannt eine chinesische Mauer der Beschränktheit um uns, die beengt und beengend unserer Kultur seit Jahrhunderten jeden frischen Lufthauch absperrt, ihre wichtigsten Lebensregungen in Alltäglichkeit erstickt, jedes freien Mannes Hirn und jedes starken Weibes Lust mit der Peitsche der Moralsüchtelei verfolgt. Eine chinesische Mauer aber sieht er ringsum am Horizont einen neuen Weltbrand aufflammen. Denn von den Gelben, die mit abendländischer Sitte, Sünde und Schwäche unbekannt sind, erwartet er die Zertrümmerung unseres altersmorschen Europa.

Einer Welt, die an der Bequemlichkeit täglicher Information das Denken verlernt hat, tritt hier ein schärfster Denker von unerbittlicher Konsequenz entgegen, ein Denker, der nicht nur zu formen weiß, was er sagt, der, mehr noch, Meister und Diener am Worte zugleich mit scheuer Verehrung aus der Sprache seine Gedanken schöpft, dem etwa die Umstellung eines Beistrichs, aus der sich ein neuer ungeahnter Sinn ergibt, ein tiefes menschliches und künstlerisches Erlebnis ist, der seinesgleichen an Treue und Genauigkeit dem Worte gegenüber kaum hat, dessen Stil der kompakteste, präziseste, ökonomischste und doch reichhaltigste an tiefstem Sinn ist, wie so oft schon erkannt, von peitschenscharfer Härte, blitzendem und blendendem Witz, beklemmendem Pathos und ergreifender Einfachheit, einer Einfachheit, die sich oft zu Gipfeln lyrischer Pracht durchdringt. Denn Sätze, wie: »Wir starben, die wir dachten.« »Und es ist allerorten ein Geräusch der Banalität und die große Fliege summt in meinem Zimmer . . .« — »Eine gelbe Hoffnung

färbt den Horizont im Osten und alle Glocken läuten Sturm.« — konnte nur ein Dichter schreiben, der es vorzog, in den kurzen Satz eines polemischen Aufsatzes die Fülle zu bannen, die ein anderer in zwanzig klingenden und bimmelnden Gedichten verpufft hätte. In dieser Sprache, die die nährende Mutter der Gedanken des Künstlers ist, werden Denker und Künstler eins. Die Ereignisse, möchte man glauben, mußten sich vollziehen, um ihrer plastischen Deutlichkeit Nahrung zu geben. In ihr wurzeln Kraft und Haß, die den Kampf gegen veraltete Gesetzesparagraphen und Rechtsanschauungen, gegen Korruption und Kulturschwindelei, gegen Geschäftskunst und plattes Tagesschriftstellertum, gegen Banalität, Gemeinheit und Niedrigkeit durchzittern. — So groß aber die einsame Stärke dieses Mannes ist, so empfindlich zucken seine Nerven, deren feingestimmter Spannkraft der behagliche Lebenstrott Wiens, dem der norddeutschen und englischen Städte Verkehrsgröße und Arbeitslust ganz fehlen, zur Qual wird Die romantische Individualisierungssucht dieser Stadt, ihre lässig-faule Grazie und banalisierende Gemütlichkeit treiben ihn zu bitterhumoristischen Ausbrüchen, durch deren unwiderstehliche Komik die Tragik des Jammers über die seichte Großmäuligkeit des Daseins weht. Ein leidenschaftlicher Wahrheitsfanatismus beseelt hier ein Hirn und ein Herz, die beide gesund und reinlich genug sind, gegen eine Welt zu toben, die die höchsten Werte der Menschlichkeit käuflich gemacht habe, die das Virginitätsideal zur Erhöhung des Deflorationsgenusses erfunden habe, die weibliche Nerven, die in ungebundener Kraft ihrer Sehnsucht folgen, foltere, während sie Einheirat und Heiratskauf, Bordellbetrieb und Annoncenkuppelei zulasse und besteuere, die den lebenden Geistesmenschen mit ihrer Banalität erdrücke, den Toten aber zum Heroen derselben ausrufe. Es ist eine straffe, unbedenkliche und höchst bedachte Konsequenz, mit der dieses Buch angeordnet ist. Der erste Eindruck der Willkürlichkeit verfliegt sofort und es offenbart sich eine in ihrer Notwendigkeit direkt geniale Steigerung, Es ist ein erschütternder Totentanz, der beginnend mit der Besprechung eines Wiener Sensationsprozesses in wehrhafter Abwehr und grimmigem Ekel gegenüber moderner Sexualethik und Sexualjustiz, der Banalisierungskraft bürgerlichen Fortschrittsdünkels und Politikbetriebs, dessen Komponenten ordenstrebernde Loyalität, gaffende Schaulust und lästige Vordrängerei bilden, gegenüber nebenmenschlicher Belästigung, zu der sich die romantischen Schönheitsträume des Philisters, sein kindisches Reklame-, Informations- und Sensationsbedürfnis gestalten, gegenüber der Vernichtung alter und echter Theaterkunst durch eine lendenlahme Possenpöbelei, der Verdrängung urkräftiger, einfacher Dichtung durch journalistische Taglöhnerarbeit, gegenüber der Knechtung der Menschheit durch Dummheit und Gleichgültigkeit, Plattheit und Grausamkeit vor unseren Augen vorbeihuscht, bis diese Serie vernichtender Anklagen (man beachte zum Beispiel den Aufsatz »Die Mütter«) und zermalmender Beweise in einer Prophezeiung von grauenhafter Wahrscheinlichkeit ihren Abschluß findet. Der Fall der Amerikanerin Elsie Siegl ist Karl Kraus der Urteilsspruch der Natur über unsere Kultur, eine Kultur, die sich selbst solange knechtete, bis sie sich selbst zerfleischen muß, bis ihre Weiber sich

gegen ihre Männer, ihre Lust sich gegen ihre Moral, ihre Triebe sich gegen ihre Religion kehren müssen. Eine Kultur, die vor dem Ansturm einer genußfrohen, ethisch nicht gehemmten Rasse zusammenbrechen muß.

Über ein Jahr dauerte nach einer Notiz des Buches die Ordnung und Umarbeit der zuerst in ‚Fackel', ‚Simplicissimus' und ‚März' erschienenen Aufsätze. Aber nur dem geschulten Auge wird bei eingehender Vergleichung die Fülle und Sorgfalt der Arbeit kenntlich werden, einer Arbeit, wie sie selten in deutschen Landen vollbracht und noch seltener gewürdigt wird in einer Zeit, die, im Afterfeuilletonismus verkommen, Schnelligkeit der Information und ›Glanz‹ des Stils über Kraft, Einfachheit, Tiefe und Schönheit stellt und den Schreibenden zur Verflachung zwingt, wenn er nicht die immense Stärke und die geniale Schöpferfreudigkeit eines Karl Kraus besitzt

•

Aus dem ‚Berliner Börsen-Courier' (21. September):

Die chinesische Mauer. Karl Kraus, der Herausgeber der Wiener ‚Fackel', einer der klügsten, feinsten und unerschrockensten Köpfe der Gegenwart, hat unter obigem Titel eine große Reihe seiner besten Aufsätze gesammelt (Albert Langen in München); sie gehören zu den lebensvollsten, die er geschrieben hat. Sie sind außerordentlich reich an ironischen Ausfällen und satirischen Hieben, die öffentliche und geheime Institutionen, berühmte und berüchtigte Personen abbekommen. Besonders übel geht es hier Herrn Harden und noch schlimmer der österreichischen Justiz. Diese Aufsätze, in denen der Geist der Verneinung vorherrscht, wollen nichts sein, als das Echo des Tages, aufgefangen in einer leidenschaftlichen Menschenbrust, die vor Freude und Zorn, vor Liebe und Haß, Hoffnung und Verzweiflung zu zerspringen droht. Man ist in diesem Buche nie auf sicherem Boden; man wandelt wie über glühende Kohlen. Nur als Barometer der persönlichen Temperatur Kraus' möchte man diese Aufsätze gelten lassen, als die Spiegelung einer Zeitstimmung. Hierin liegt ihr wirklicher Wert. Der Historiker kann sie zwar nicht als Aktenstücke brauchen, um aus ihnen Tatsachen festzustellen; aber den Pragmatismus der Begebenheiten wird er aus ihnen entlehnen dürfen: die Lichter und Schatten seines Gemäldes.

Kraus stellt Gesetze auf und befehdet Gesetze; er fördert die Talente und legt ihnen auch Fesseln an; immer aber befragt er nur seine eigene Meinung um Rat. Seine Einseitigkeiten und Voreingenommenheiten sind gewiß nicht seine schlimmsten Fehler. Ohne Liebe und Haß gibt es keine Kunst, wie es ohne Blindheit und Voreingenommenheit keine Liebe gibt. In der Kritik ist kräftiger Haß jedenfalls besser als Gleichgiltigkeit. Es ist ein Geist der Unzufriedenheit in Kraus, der ihn mit großer Verachtung von all den verlogenen gesellschaftlichen, moralischen, ethischen und sozialen Lügen und Borniertheiten sprechen läßt. Seine Kritik gleicht dem Sturm, der das Morsche, Schwächliche und innerlich Hohle niederwirft. Er hat die Waffen, um blutige Schlachten zu schlagen; er hat Witz und Satire genug, um mit den Besten zu wetteifern.

Sein Stil ist warm, trotzig, eigensinnig, mutig, tat- und schlagkräftig und, wenn es sein muß, grob. Kraus steht da wie ein gewappneter Mann in kriegerischer Haltung, die Lanze bereit, schäumend und knirschend. Diese Sprache wirkt wie ein Stahlbad, in das man entnervt durch Abstraktion und Dachstubenweisheit, niedertaucht und zu neuer Lebensfrische sich stärkt. Er mag behandeln welchen Gegenstand er will, immer spiegelt sich in der kristallenen Klarheit seiner Darstellung die leidenschaftliche Persönlichkeit. Dieser Stil scheint völlig der Abdruck des inneren Menschen. Man fühlt, daß Kraus nicht mit Tinte allein schreibt, er schreibt vielmehr mit seinem Blute und zuweilen auch mit seiner Galle. J. E. P.

■

Aus der ‚Welt am Montag' (Berlin, 17. Oktober):

Der bekannte Wiener Essayist und Satiriker gibt in diesem Bande einen guten Überblick über seine charakteristische Lebensarbeit. Karl Kraus ist ja von jeher so etwas wie ein literarischer Outsider gewesen. Man konnte gewiß nicht immer mit ihm gehen. Aber selbst wo man ihm widersprechen mußte, hatte man stets das Gefühl, daß hier ein verblüffend kluger, scharfsichtiger Geist die Dinge nach seiner ureigenen Methode sich vornahm. Dieser erste Eindruck wird verstärkt, wenn man seine in der ‚Fackel' und im ‚Simplicissimus' verstreuten Essays in einem stattlichen Bande beieinander findet. Die Physiognomie dieses seltsamen Schriftstellers, in dem brodelndes Temperament und bitterböse Satire sich zusammengeschweißt findet, tritt erst hier so recht klar und plastisch vor den Leser. Man sehe sich seine Glossen zu Tagesereignissen (wie den Prozeß Veith oder die Eulenburgaffäre usw.) und seine verblüffend sicheren Porträts bekannter Zeitgenossen (Maximilian Harden, Peter Altenberg, Girardi usw.) an. Sein sonderbarer, nicht eben leicht flüssiger Stil vibriert förmlich vor lauter Persönlichem. Das leicht Nervöse und vor allen Dingen völlig Unpathetische seiner Darstellungskunst, die das Haschen nach Schmockschen Brillanten nicht nötig hat, garantiert ihm einen allerersten Platz im Geschichtsbuche der deutschen Journalistik. Eine Virtuosenarbeit, wie seine unbarmherzige, von glühender Feindschaft aufgepeitschte Abrechnung mit Maximilian Harden ist in diesem Zusammenhange ganz zweifellos ein historisches Dokument ersten Ranges.

Rilkes Buch

Von **Berthold Viertel**

Jedes Werk von makellosem Stile stellt die Reinheit der Begriffe wieder her. Die »Aufzeichnungen« lassen ein Wunder, welches von falschen Propheten oft mit täuschender Unechtheit nachgeahmt wird, klar werden:

Rainer Maria Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Leipzig. Im Insel-Verlag 1910.

Sprache. Daß Sprache die letzte Reife, die überzeugende Fruchtbarkeit einer erwählten Seele ist. Das millionenstimmige Gerede der Zivilisation allerdings hat, abgesehen von seinen Berichterstatter- und Handlangerdiensten in der Welt der Tatsachen, den satanischen Zweck, die Seele mundtot zu machen, die schüchternen Stimmen der inneren Wahrhaftigkeit zu überschreien. Der Flugsand der toten Worte und der gestorbenen Sätze verschüttet die lebendigen Regungen des Gefühls, erstickt die Versuche persönlichen Denkens und trocknet die zarten Quellen der Einbildungskraft aus. Die Angst vor dem Leben hat diese genial mörderische Methode ersonnen, die Angst vor dem seelischen Leben, welche das teuflische Stigma der Menschheit ist. Das Werden der Seele tut weh, es ist voll Bangnis und Gefahr. Wie unerträglich schon die Einsamkeit, welche geboten ist, damit ein Inneres sich rühre! Wie gemieden und verleumdet die Stille, in deren Hut die Melodie des Menschen sich auf sich selbst zu besinnen beginnt! Und der Mensch, in seiner schlotternden Ohnmacht, in seiner kranken Feigheit, bemächtigt sich der Dichterstimmen, um sie zum Lärm zu mißbrauchen.

Nein, die trunkenen Hymnen, die leidenschaftlichen Gesänge haben wenig Hoffnung, gehört zu werden. Villeicht zwingt eher manchmal ein unerbittlich Leiser zum Aufhorchen und Lauschen. Um dem Wort Brigges zu huldigen, will ich vorerst die Stille rühmen, die seine Atmosphäre, sein Klima ist. Nichts rührender als diese sanft inbrünstige Beschattung einer Beredsamkeit, die aus dem Geheimnis einer Seele sich loslöst, nichts, was inniger überwältigt.

Brigge klingt nur von Einsamkeit zur Einsamkeit. Wer ihn hören will, muß erst verstummt sein. Er lege ein sehnsüchtiges Ohr an die vibrierende Rhythmik dieser Prosa. Er belausche diesen Funken, der einen unsäglich zarten Stoff durcheilt. Er behorche diese Sprache, wie man die verschwiegenen Atemzüge eines geliebten Wesens behorcht. Vielleicht

geht dann dieses rührend Einfache in ihn über. Wie ist es einfach! Wie leicht macht es einem diese Sprache, welche fertig geworden ist. Es ist ja nichts, als die betörende Selbstverständlichkeit einer keuschen Stimme, die für sich selbst spricht und daher aus jedem heraus, der ein verwandtes Selbst hat. Man merkt es fast nicht, wie sie führt. Sie ist sanft und leicht wie ein Luftgeist, man spürt kaum, daß sie in eine Richtung zwingt, aber sie führt mit großer Sicherheit. Und plötzlich ist man mitten in einer unselig seligen Betörung.

Eine fertig gewordene Sprache, eine fertig gewordene Seele. Jetzt zwingt sie dir durch die Gliederung ihrer Sätze ihre persönliche Logik auf. Unmerklich geschieht ein Zauber: indem eine herrlich konsequente Rhythmik ihren Akzent auf beseligend genaue Worte wirft. Und die Art einer Seele wirbt durch die magische Verteilung des Tones. Mit geradezu grammatikalischer Notwendigkeit öffnen sich die Bilder, um zu überzeugen. Und die Begriffe erfolgen wie logische Erlösungen. — Es gilt, dir das schwere Geheimnis einer geprüften Seele aufzuladen, noch ehe du es merkst, was man mit dir vor hat. Es soll dir eine furchtbare Bangnis ins Blut geflüstert werden, vor der du bisher flohest. Und ohne, daß du es verdienst, bist du reif für die Gnade, bist du bereit zu einer Seligkeit, die weit aus einer dir sonst versagten Höhe herabkommt. Mit einer einfachst-sicheren Methode, wie sich etwa eine schwierige Spitze knüpft, haben sich die letzten Fragen des Menschentums in ein feinstes Gespinnst der Beziehungen verfangen. Die große Dämonie geriet in ein Kleinleben überzeugender Details. Und du, armer, beneidenswerter Leser, bist einem Künstler ins Garn gelaufen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dieses Buch ist erfüllt von einem Glück des Bemerkens, der Apperzeption, dem nichts versagt scheint. Jeder, der manchmal aufwacht, kennt diese mystische

Belebung: wenn die Seele plötzlich ihr Licht auf irgend eine Heimlichkeit wirft. In manchen sehr empfänglichen, inspirierten Stunden nehmen wir so jeden intimen Ausdruck auf, nähren uns von dem ganz Individuellen der Dinge und Begebenheiten. Das ist das würdige Material der Erinnerung. Das ist die wundervolle Deutlichkeit der Träume, die als undeutlich verleumdet werden. Das ist die manchmal erlösende Nähe der Natur, das plötzliche Verwandtwerden fremder Menschen. Nicht das Glück: solches Ersehen, solches Erleben macht reich.

Dieses ganze Buch ist aus solch überzeugendem Ausdruck gemacht. Gesten und Menschenzüge, die sich in uns selbst leise aufzutun scheinen, die aus unserem Blut zu mahnen scheinen. Erinnerung voll süßer, reifer Menschlichkeit, für die man sofort alles hingeben möchte, was man an teuersten Erinnerungen selbst besitzt und heilig hält. Ahnungen, die man nicht mehr abschütteln kann. Ein Hinfluten von Träumen, darunter solche, die für ein Leben Ersatz leisten, und Alpdruck, dem man nicht entweicht. Legenden, die man halluziniert hat, wie man schwören wollte, und eine grausame, schrecklich echte Gegenwart, wie Suggestion; man hat eine Krankheit geerbt. Aber dieser da gibt Gesundheit.

Welch ein Strömen und Überströmen innerer und innerster Erfahrung. Und man weiß: es ist das viele Erfahren-Haben eines reichen Lebens, nein, einer kulturlangen Geschlechterkette von Einzelleben. Und nun, in einem großen Augenblick bricht es herein, Qual und Erlösung eines letzten Adels, Reife über Reife.

Alles ist hier Perspektive, Spiegelung, Analogie, Metapher, Beziehung. Alles löst sich in einem Fluidum der Ahnung. Und doch hat diese Welt Einheit. Doch sammelt sich jedes Detail zu einer Dialektik, die mit überzeugender Genauigkeit sich entwickelt.

Der Stoff aber, aus dem alles besteht, ist die Briggesche Inbrunst, die hier zwischen ihren beiden Polen: Angst und Zuversicht, ihre ganze Skala durch-

läuft. Mit ihrer ekstatischen Milde, ihrer Demut, ihrer Lebensfrömmigkeit, mit allen Kulten ihrer Liebe, ihrer sich verzehrenden Zärtlichkeit und ihrer männlichen, geistigen Urkraft. Sie ist in jeder Geste, in jedem Bild, im Formendrang und Linienlauf dieser oft bis zur Gewalttat intensiven Phantasie. Und sie ist in der Beredsamkeit Brigges ganz Stimme geworden, Musik, unendliche Melodie.

Die »Aufzeichnungen« sind Lyrik, wie die Dramen Shakespeares und die Romane Dostojewskis ungeteilt dahinfließender lyrischer Strom sind, wie jede Dichtung Lyrik ist. Die Tagebuchblätter, die Reflexionen und Visionen, die Predigten, Erinnerungen und Legenden — alles lyrische Unmittelbarkeit, Strophen einer großen Hymne.

Und Szenen eines großen Dramas. Denn es geschieht eine Handlung und Verwandlung. Eine Tragik, die durch ein Wunder überwunden wird: wie dieser Letzte sich und die Kultur seines Geschlechtes vollendet; durch welche kontrapunktische Not er zu seiner wahrsten Sicherheit sich durchsiegt: welch ein Künstlertum sein Kranken, welch ein Sehertum sein Ahnen, welch ein Reifen sein Sterben und welch eine betörende Dichtung seine Armut, sein Verlorengehen ist! Wie er sich aus dem »Capillaren« überwältigend aufbaut: einer jener Menschen, deren die Historie bedarf, um sich durch die Meisterschaft der Wenigen für den Dilettantismus aller zu rechtfertigen. Man spreche nur nicht geradezu von Christentum, so verwandt auch der Geist Brigges den meist verführerischen Geistern des Christentums sein mag. Denn man erleichtert dadurch das billige Mißverständnis, das so gern der unerbittlichen Wahrheit des im großen Sinne Persönlichen sich entzieht. Man sage auch nicht »Mystik«, um so ein Kunstwerk verdächtig zu machen. Denn dieser beispiellose Impressionismus der Mystik, in der wundergenauen Unmittelbarkeit seines Ausdrucks ist Kunst, um es noch einmal zu sagen: Lyrik. Die reifste und reinste Lyrik Rainer Maria Rilkes.

Meine Freundschaft

Von **Alexander Solomonica**

H., einer meiner Bekannten, war mir sehr anhänglich, und ich ihm nicht minder zugetan. Wir sprachen zwar nie über dies gegenseitige Verhältnis, doch es hatte sich unzweifelhaft in das Gleichmaß des Vertrauens von selbst gefunden. Unsere Freundschaft war, so darf ich sagen, unser Widerschein, ein Flammenspiel an der Wand, das sich nicht wegwischen ließ, wenn irgend eine Hand darüber fuhr. Die Liebe zu dem gleichen Mädchen hätte sie nicht zerstört, sie vielleicht in eine lautere Feindschaft verwandelt, sie schlimmstenfalls einem tragischen Konflikte zugeführt. Der Gedanke, daß sonst ein äußerer Anlaß, und wäre es selbst der Tod, der Harmonie etwas anhaben könnte, lag mir fern, ich hielt ihn der Erwägung nicht wert und bin dessen gewiß, daß auch er verächtlich über ihn gelächelt hätte.

Aber als ich gestern mit ihm sprach, da hatte sich unterdessen eine unbegreifliche Veränderung vollzogen. Ich bemerkte, daß alle Herzlichkeit aus unserer Rede gewichen war. Mißtrauen erfüllte sie, es hatte sich Heuchelei in ihr eingenistet, und vergebens bemühte ich mich, ihrer Herr zu werden. Auch ein Versuch von seiner Seite, mit einem schnellen Lachen den alten Ton zu finden, mißglückte. Ich mußte erkennen, daß es sich um keine vorübergehende Verstimmung handelte; sie wäre sogar, hätten wir jetzt gleich die Sprache darauf gebracht, nicht verflogen, sondern gewiß für immer besiegelt worden. Obgleich sie grundlos zu sein schien, fühlte ich ihre Unwiderruflichkeit. Aber indem ich mich fragte, wie ich je hatte mit ihm befreundet sein können, erschrak ich in einem Atemzuge darüber, daß es mit dieser Freundschaft nun endgültig vorbei war. Als ich dann schärfer zusah, erkannte ich — dies ging mir sehr nahe —, daß jene Heuchelei von mir allein ausgegangen war. Ich hatte sie auf ihn nicht einmal übertragen, sie nur in die Gegenrede hineingedeutet. In Wahrheit war plötzlich eine unsichtbare Mauer zwischen uns, von der meine Worte zurückprallten, und sein Gesicht blieb mir verschlossen.

Im Schwindel, der mich ergriff, tastete ich vergebens nach der Hoffnung, es wäre ein Traum. Denn nie zuvor hatte mich so ohne Gnade die Wirklichkeit gestreift. Doch weiß der Himmel, hinter welchem Traume ich mich verborgen hielt, so ahnte ich

nicht, daß ich selbst die Wirklichkeit gewesen war. Ich hörte irgend einen Klang verstummen, aber ich horchte wohl, von einer Wallung umfangen, nur mit halbem Ohre hin. Mir war's, als hätte ich den Einsatz meiner Kraft verspielt, doch der Schlaf lag mir noch auf den Lidern, nun bin ich erwacht und meine Schwäche ist verflogen. Ich denke sogar mit Genugtuung daran, wie gleichgültig mir der Freund geworden ist. Eine meiner Launen hat ihm einen bösen Streich gespielt, darum bemüht er sich jetzt, wie ich weiß, vergebens, den Anlaß zu unserer Entfremdung zu finden. Ich ärgerte mich vielleicht über den Ausdruck seines Gesichtes, oder es verriet mir plötzlich ein Augenzwinkern die Distanz, um die ich mich in der Zwischenzeit von ihm entfernt hatte. Wie dem auch sei, an die Marschroute, die ich mir selbst vorschrieb, bin ich gebunden. Sind doch seit jeher meine Launen das Einzige, das mich zur Pflicht gemahnt, denn ich mache sie mir zur Pflicht. Ängstlich bin ich bestrebt, jeder einzelnen zu Willen zu sein, und selbst meine Gefühle gehorchen da aufs Wort. Vor ihnen habe ich Respekt, denn sie allein lassen mich an die Macht des Schöpferischen glauben. Wohl hielt ich unsere Freundschaft für unzerstörbar, da ich sie aber einer Laune opferte, erweist sich mir das, was mich als Ohnmacht schreckte, als eine Probe meiner Macht. Ich werde mir wollüstig bewußt, daß eine leise Regung meines Willens dem Tode gewachsen ist. Ihm trotzte die Freundschaft, war sie doch unser Widerschein, den nun ein Hauch des Gedankens für immer erlöschen machte. Ich enttäuschte ein Vertrauen, das selbst der Ewigkeit gespottet hätte, denn es entsprang einer Harmonie; aber an meiner flüchtigsten Laune wurde es zuschanden.

Und doch, da mich dieses Bewußtsein mit unerhörter Freude, mit grimmiger Sicherheit erfüllt, entsinne ich mich dessen, was war, und ich werde wieder irre. Da bin ich nervös und rebellisch, als gelte es, eine Drohung abzuwehren, die ich nicht kenne, sondern nur dumpf, als Ahnung empfinde. Was zwingt mich jetzt, mir die Züge deines Antlitzes vorzustellen? Sie sind verzerrt, aber mich dünkt, ich hätte sie entstellt. Mit einmal scheinen sie mir wieder liebenswert zu sein. Doch es ist nur ein flüchtiges Erinnern, das mich täuscht und verwirrt! Nein, ich ertappe mich dabei, wie ich's zum Vorwand nehme, weil mir ein Widerspruch befiehlt, das

Überwundene zu erstreben. Darum halte ich jetzt über die vergangene Freundschaft lebhaftere Zwiesprache mit dir, als je, da wir noch wirklich Freunde waren. Ja, ich bitte dich, mir zu verzeihen, mich nicht zu verlassen. Weißt du noch, wie grenzenlos wir einander vertrauten? Noch immer habe ich keine Geheimnisse vor dir, doch ich selbst bin an Geheimnissen arm. Willst du mir nicht die deinen anvertrauen? Aber ich sehe es dir an, unaufhörlich denkst du an Untreue und Verrat. Wie? Ich besinne mich, auf meine Pflicht, auf meinen Willen. Noch spreche ich, wie ich es einst gewohnt war, zu dir, doch du hörst mich nicht mehr. Die Entfernung wächst zwischen uns, ich winke dir aus der Ferne und blicke nicht hin, um zu sehen, ob du den Gruß erwiderst.

Verzeihung

Von **Albert Ehrenstein**

Im Bette lag sie,
bleich, ausgehärmt
und arg zerlitten
von des Lebens
Tag auf Tag.

Aus ihren armen Augen
starrten meine Sünden
mir entgegen
Mal an Mal.

Und aber, da ich mich
zu ihren Faltenhänden
beugte, neigte
sie sich über mich
und ihrer Seele
letzter Hauch
segnete mich,
wie eine Rose
gelb und welk
im Fallen noch
den Boden küßt.

Pro domo et mundo

Von **Karl Kraus**

Schöpferische Menschen können sich dem Eindruck fremder Schöpfung sperren. Darum verhalten sie sich oft zur Welt ablehnend, wenngleich sie nicht selten deren Unvollkommenheit empfinden.

*

Wenn Gott sah, daß es gut war, so hat ihm der Menschenglaube zwar die Eitelkeit, aber nicht die Unsicherheit des Schöpfers zugeschrieben.

*

Der Künstler lasse sich nie durch Eitelkeit zur Selbstzufriedenheit hinreißen.

*

Der Schwache zweifelt vor der Entscheidung. Der Starke hernach.

*

Es gibt einen produktiven Zweifel, der über ein totes Ultimatum hinausgeht. Ich könnte Hefte mit den Gedanken füllen, die ich bis zu einem Gedanken, und Bände mit jenen, die ich nach einem Gedanken gedacht habe.

*

Die Fähigkeit, nach schneller Entscheidung zu zweifeln, ist die höchste und männlichste.

*

Meine Mängel gehören mir. Das macht mir Mut, auch meine Vorzüge anzusprechen.

*

Wenn ich über sie zu schreiben habe, zweifle ich an der Sonne Klarheit, von der ich überzeugt bin.

*

Manchmal lege ich Wert darauf, daß mich ein Wort wie ein offener Mund anspreche, und ich setze einen Doppelpunkt. Dann habe ich diese Grimasse satt und sähe sie lieber zu einem Punkt geschlossen.

Solche Laune befriedige ich erst am Antlitz des gedruckten Wortes. Sie bewirkt oft den Verlust von dreitausend Bogen, die ich um alles in der Welt und mit dem Aufwand lächerlicher Kautelen den Augen eines Publikums entziehe, das sich dafür interessiert, was ich über die Revolution in Portugal zu sagen habe. Dann erfährt es, daß ich nichts darüber zu sagen habe, und nimmt mir die Enttäuschung übel. Das Publikum hat immer die größten Themen. Aber wenn es erst ahnte, mit wie kleinen Sorgen ich mir inzwischen Zeit und Gesundheit vertreibe, es würde keinen Versuch mehr mit mir machen.

•

Wenn ich schreibe, muß ich mir immer eine gräßliche Stimme vorstellen, die mich zu unterbrechen sucht. Dieser Widerpart spricht wie irgendeiner, den ich einmal bei einer Theaterpremiere sich wichtig machen sah; er beugt sich über mich und warnt mich davor, mir Feinde zu machen; er grüßt mich aus Furcht, daß ich ihn einmal nennen könnte, ich danke ihm nicht; oder er ist ein Sozialpolitiker, der schlecht riecht, oder ein Historiker, der »Ei, siehe da« sagt oder sonst irgendein Vertrauensmann, den ich zu meinen geheimen Verhandlungen als Vertreter der Außenwelt zulasse. Es stellt sich sofort jene ausgesprochen musische Beziehung her, wie sie der echten Lyrik unentbehrlich ist. Man glaubt es nicht, in welche Verzückung ich so entrückt werde. Nicht faule Äpfel, faule Köpfe brauche ich zur Ekstase. Manche dieser Typen sind mir unentbehrlich geworden, und wenn ich nachts zur Arbeit komme, horche ich, ob nicht ein Rudolf Lothar schon im Papierkorb raschelt. Als ich meine Betrachtung »Rhythmus eines österreichischen Sommers« schrieb, hörte ich hinter mir ganz deutlich eine Frauenstimme, die immer wieder sagte: »Roserl ist zwar nicht offiziell, aber offizies verlobt«. Es ist eigentümlich, aber gerade das hat mich bei der Arbeit gehalten. Ich könnte zu

jeder einzelnen Sache, die ich je geschrieben habe, ganz genau die Stimme wiedergeben, die sie mir eingesagt hat. Die Amerikafahrt des Männergesangvereines schien einer zu begleiten, der mir immerfort in die Rippen stieß und meinte: I bleib viel lieber doder. (Wie ich denn überhaupt verraten kann, daß mir alles, was ich je an Verdrießlichem mir über das Dasein vom Herzen geschrieben habe, in dem Worte »doder« seine Wurzel hat.) Ganz genau erinnere ich mich, wie es in meinem Zimmer zugegangen ist, als ich die Satire auf die Entdeckung des Nordpols verfaßte. Eben als ich mich betreffs des Herrn Cook auf die Seite der Skeptiker stellen wollte und schon die Witze machte, die dann einige Monate später auch die Idealisten gemacht haben, fuhr mir ein Vertreter der intelligenten Mittelklasse mit seinem Finger in meine Nase und sagte: »Lassen Sie's gut sein, es ist doch eine scheene Leistung!« »Daß der Nordpol entdeckt wurde, ist traurig« entgegnete ich; »lustig ist dabei nur, daß er nicht entdeckt wurde«. »Lassen Sie's gut sein«, sagte es hinter mir, »er hat ihn entdeckt!« »Hat er ihn wirklich entdeckt?« fragte ich, um ganz sicher zu gehen und nichts zu überstürzen. »Er hat ihn effektiv entdeckt!«, fuhr es da auf, als wäre es von einer Tarantel gestochen. Ein abgeklärter Nachbar, der sich dreinmischte, sagte: »Der Cook ist natürlich der letzte Schwindler. Aber der Peary, den hab' ich sehr gut gekannt. Wir haben in den Vierzigerjahren täglich zusammen beim Leidinger Mittag gegessen und schon vorher an der Entdeckung Amerikas teilgenommen . . .« So entstand mir jene Arbeit.

•

Ein Gedanke ist nur dann echtbürtig, wenn man die Empfindung hat, als ertappe man sich bei einem Plagiat an sich selbst.

•

Den Kleinen ist es wichtiger, daß Einer sein Werk nicht für groß halte, als daß es groß sei.

•

Die Impotenz möchte durch ihre Bitte um Bescheidenheit die Leistung verhindern.

•

Eitel ist bloß die Zufriedenheit, die nie zum Werk zurückkehrt.

•

Man soll nicht mehr lernen, als man unbedingt gegen das Leben braucht.

•

Es ist Freiheit notwendig, um zur Erkenntnis zu gelangen. Aber in dieser sind wir dann mehr eingesperrt als im Dogma.

•

Die modernen Psychologen, die die Grenzen der Unverantwortlichkeit hinausschieben, haben reichlich darin Platz.

•

Weiber sind Grenzfälle.

•

Oft enttäuscht eine in der Nähe. Man fühlt sich hingezogen, weil sie so aussieht, als ob sie Geist hätte, und sie hat ihn.

•

Für die wahren Weiber kommt es in der Kunst wie in der Liebe auf das Stoffliche an.

•

Die Vergeßlichkeit der Frauen wird manchmal von der Diskretion der Männer erschüttert.

•

Bei manchem Frauenzimmer kommt die Entrüstung vor der Zumutung. Wie ungalant, diese nicht einmal nachzuholen!

•

Mit dem Teufel Bekanntschaft machen, ohne in der Hölle zu braten, das paßte so mancher.

•

Man muß über die zweitausendjährige Arbeit der Kultur am Weibe nicht traurig werden. Ein bißchen Neugierde macht alles wieder gut.

*

Was tun sie, die weiblichen Mitglieder der Sittlichkeitsvereine? Sie geben sich der Abschaffung der Prostitution hin. Es geht doch um den Brand, auch wenn die Weiber nicht mehr brennen, sondern löschen wollen. Es geht um den Brand!

*

Auch die Keuschheit würde lieber zugeben, dich vor zwei Jahren erhört als vor zwanzig abgewiesen zu haben.

*

Das ist der ehrliche Erfolg der Frauenemanzipation, daß man dem Weib, welches sich dem Handwerk eines Journalisten gewachsen zeigt, heutzutag nicht mehr die verdiente Geringschätzung vorenthalten darf.

*

Nur auf die mittelbare Geistigkeit der Frau kommt es an. Die unmittelbare führt zurück in die Wollust.

*

Wenn das Geschlecht nur an der Fortpflanzung beteiligt wäre, so wäre die sexuelle Aufklärung vernünftig. Aber das Geschlecht ist auch an andern Funktionen beteiligt, zum Beispiel an der sexuellen Aufklärung.

*

Neapel ist eine hochmoralische Stadt, in der man tausend Kuppler suchen kann, ehe man eine Hure findet.

*

Wenn man die Sprache eines Landes nicht versteht, so kann es leicht geschehen, daß man einen Strizzi mit einem Othello verwechselt.

*

In dieser Spelunke, in der ungarische Pferdediebe ihre Chancen tauschen, in diesem Qualm von Tabak und Wucher, höre ich zwischen teschek und betschkerek plötzlich das Wort: Glaukopis. Breitmäulig gesprochen, aber mit einer Wirkung, die mich durch die Jahrtausende reißt. Schnell wieder komme ich zur Besinnung, da mir einfällt, daß die Göttin ein Rennpferd sein dürfte.

•

Die Erotik ist von der Soziologie nicht mehr zu trennen, und also auch nicht von der Ökonomie. In irgendeinem Verhältnis steht die Liebe immer zum Geld. Es muß da sein, gleichgiltig ob man es gibt oder nimmt.

•

Die Moralisten sträuben sich noch immer dagegen, daß der Wert der Frau ihren Preis bestimme. Inzwischen bestimmt längst schon der Preis ihren Wert, und damit wird keine Moral fertig.

•

Seit einiger Zeit stehen die jungen Weiber und die jungen Schreiber auf hohem Niveau. Das ist das Geheimnis der Pariser Schneider. Aber die Weiber vermögen gerade dadurch, daß nichts dahinter ist, die Phantasie zu beschäftigen. Dagegen kann mir eine Literatur ohne Busen kaum imponieren.

•

Ihr Gesicht — ein mittelmäßiges Ensemble, in dem die Nase hervorragt.

•

Der Mann sah wie ein Votivbild der sozialdemokratischen Kirche aus.

•

Ich kenne einen Humorlosen, der immer aufgeregt ist. Er kocht ohne Wasser; das Email stinkt schon.

•

Ein Wolf im Wolfspelz. Er ist ein Filou, unter dem Vorwand es zu sein.

*

Die Sozialpolitik muß ein Ritus sein. Ich kenne welche, die ganz so aussehen, als ob sie die Schächter des goldenen Kalbes wären.

*

Der österreichische Liberalismus umfaßte mit gleicher Liebe die alten Achtundvierziger und die alten Dreiundsiebziger. Das ergab dann so ziemlich im Durchschnitt die alten Sechsundsechziger.

*

Das Wesen des Diplomaten setzt sich aus zwei Vorstellungen zusammen: Dejeuner und Courtoisie. Was drüber ist, das ist vom Übel.

*

Es gibt Persönlichkeiten im Staate, von denen man nichts anderes weiß, als daß sie nicht beleidigt werden dürfen.

*

Auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Wenn er aber von einem Wachmann getreten wird, begeht er öffentliche Gewalttätigkeit.

*

Der Zuhälter ist das Vollzugsorgan der Unsittlichkeit. Das Vollzugsorgan der Sittlichkeit ist der Erpresser.

*

Ein frecher Kulturwitz hat die »journalistische Hochschule« ausgeheckt. Sozialer Ernst müßte eine journalistische Gewerbeschule verlangen.

*

Die bürgerliche Gesellschaft teilt sich in solche, denen der Blinddarm schon herausgenommen wurde,

und jene, die nicht einmal so viel haben, um den Franz Josefsorden bestreiten zu können.

•

Wir müssen, ob wir wollen oder nicht, an der Wiege des Ruhmes stehen, der den Namen eines Gratulanten, eines Kondolenten, eines Anwesenden, eines Abwesenden durch die Welt trägt. Unser Hirn wehrt sich nicht mehr gegen diese fürchterliche Nomenklatur, die der lokale Teil der Zeitungen bedeutet, und schließlich nehmen wir die Grundlosigkeit einer Popularität für jene Tiefe, zu deren Grund man nicht mehr findet. Wien ist der Boden der Persönlichkeiten, die ihre Beliebtheit ihrer Popularität verdanken. Mit einem frohgemuten »Wir kennen uns ja eh'«, stellen sie sich uns vor, und es braucht lange Zeit, bis es unsereinem gelingt, sie verkennen zu lernen.

•

Mancher, den ich nie kennen gelernt habe, grüßt mich, wobei er hofft, ich würde nach so langer Zeit schon vergessen haben, daß ich ihn nie kennen gelernt habe, und den neuen Bekannten als alten Bekannten zurück grüßen. Nun weiß ich zwar nicht genau, wen ich kenne; aber ich weiß ganz genau, wen ich nicht kenne. Da ist jeder Irrtum ausgeschlossen. Sollte es doch einmal passieren, so erinnert mich rechtzeitig der Gruß, daß ich den Mann nicht kenne, und ich merke mir ihn dann bis ans Ende meiner Tage. Wer ist das, der Sie soeben — fragt ein alter Bekannter. Den kennen Sie nicht? Das ist doch der, der geglaubt hat, daß ich vergessen habe, daß ich ihn nicht kenne!

•

Eine Infamie so ein Gruß. Der Kerl hält mich für einen Erpresser und glaubt, es gehe ihm an den Kragen, wenn er den Hut nicht zieht. Aber noch ver-

letzender als die ethische ist die literarische Wertung, die sich darin ausspricht. Die Leute könnten doch längst beruhigt sein und wissen, daß ich nicht mehr schaden kann; daß ich in das soziale Getriebe nicht mehr eingreife, sondern vom sozialen Getriebe nur nicht belästigt sein will. Wenn ich solch ein Individuum einmal nenne, so geschieht es doch wirklich nur, weil der Name ein Humorelement ist. Das sollte es sich sagen und die etwa eintretende Verstimmung durch eine ostentative Verweigerung des Grußes bekunden. (Das gilt für Schauspieler und kaiserliche Räte. Kellner grüßen aus andern Motiven.)

*

Daß der Österreicher gesessen ist, während der Deutsche auch in diesem Zustand nicht müßig war, sondern gesessen hat, bezeichnet den ganzen Unterschied der Temperamente. Jener kennt höchstens eine Bewegung, nämlich die vom Ruhepunkt zurück führt. Er gibt nicht zu, daß ihm der Zopf hinten hängt, sondern »rückwärts«. Er spricht auf der Straßenbahn eigens von einem »rückwärtigen« Wagen statt von einem hintern; weil er eben gebildet ist und sich für verpflichtet hält, selbst auf die ihm geläufigste Ideenverbindung zu verzichten.

*

Es paßt mir nicht länger, unter einer Bevölkerung zu leben, die es weiß, daß ich vor zehn Jahren ein Gemüse bestellt habe, das nicht eingebrannt war, und die noch dazu das Gemüse nicht nach mir, sondern mich nach dem Gemüse benennt.

*

In der Kunst schätzen sie hierzulande den Betrieb und im Gasthaus die Persönlichkeit.

*

In der Kunst bedeutet das Niveau nichts, die Persönlichkeit alles. Im äußeren Leben ist es umgekehrt. Der Berliner möchte die Kunst mit Niveau, der Wiener den Verkehr mit Persönlichkeit durchhalten.

•

Der Geschlechtsverkehr kann sich in dieser Gesellschaftsordnung nicht ohne Totschlag abwickeln, genau so wie in Österreich der Bahnverkehr nicht ohne Amtsehrenbeleidigung verläuft. Die Norm dieser verkehrten Welt wäre, daß der Geschlechtsverkehr nur die Ehre und der Bahnverkehr das Leben bedroht.

•

Herbst in Ischl: Die Witterung hat den Unbilden des Publikums getrotzt. Ich komme immer erst hin, wenn schon die Abende lang werden. Dann ist auch der lange Tag nicht mehr fern, der die Kurgäste in der Großstadt versammelt. Der Regen hat die Promenaden gesäubert, den letzten Librettodieb weggeschwemmt, und frei atmet der Wald nach dem Hingang einer Menschheit, die der Bernhard Buchbinder nach seinem Ebenbilde, wenn auch nach einer fremden Idee erschaffen hat.

•

Ich kehre spät aus Berlin zurück. Zehnmal bin ich auf dem Anhalter Bahnhof gewesen. Aber wie eine unsichtbare Hand hielt mich immer im letzten Augenblick der Gedanke an den Nordwestbahnhof zurück und an das unentwirrbare Chaos der drei Einspänner. Mit einem von den dreien werde ich es zu tun bekommen, er wird mein Leben drosseln, er bringt mich nicht ans Ziel. Noch geht die Fahrt durch Böhmen, aber dann, wenn ich ankomme, werde ich die Sprache überhaupt nicht mehr verstehen. Ich fühle, daß ich die Furcht vor etwas nach der Ankunft, vor der Taxe mit Zuschlag für Gepäck und für den zweiten Bezirk und weils ein Bahnhof ist und weil m'r in Wien san, den Übermut der Ämter und

die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist, nicht ertragen werde. Auch wollte ich die Entwicklung in jenen Ländern, deren historische Bedeutung es ist, ein zuverlässiges Bollwerk gegen die Türkengefahr zu bilden und den Schauplatz des Kampfes der Statthalterei um den Taxameter, abwarten. Inzwischen könnte ja am Wiener Hofe die Friedenspartei gesiegt haben und alles wäre wieder gut . . . Das ging mir durch den Kopf, während ich durch die Nacht fuhr. »Gib mir ein Zeichen, Schicksal! Der soll's sein, der an dem nächsten Morgen mir zuerst entgegenkommt mit einem Liebeszeichen!« Bestimme, Schicksal, mir das erste Wort, das ich auf Wiener Boden höre, zur Parole meiner Lebenslaune! Wenn's aber jenes wäre, das ich so oft schon gehört? Ist es unentrinnbar? Ich bin da: . . . »Ochtanfuchzigaaa!« »Ah woos, lekmimoasch . . .«

*

Alle Geräusche der Zeitlichkeit seien in meinem Stil gefangen. Das mache ihn den Zeitgenossen zum Verdruß. Aber Spätere mögen ihn wie eine Muschel ans Ohr halten, in der ein Ozean von Schlamm musiziert.

*

Mein Respekt vor den Unbeträchtlichkeiten wächst ins Gigantische.

*

Ich habe schon manches Stilproblem zuerst durch den Kopf, und dann durch Kopf und Adler entschieden.

*

Was ein anderer nicht weiß, entscheide ich diktatorisch. Aber ich frage ihn gern über das, was ich weiß.

*

Ich glaube nicht, daß ich mir vor der Arbeit den Rat des Weisen und nach dem Druck die Meinung

des Lesers gefallen ließe. Aber zwischen Arbeit und Druck kann ich in einen Zustand geraten, in dem mir die Hilfe des Druckereidieners eine Erlösung bedeutet.

•

Wer Erlebnisse großen Formats braucht, wird von ihnen sicher zugedeckt. Ich führe Titanenkämpfe mit Beistrichen.

•

Wer seine Haut zu Markt getragen, hat mehr Recht auf Empfindlichkeit, als wer dort ein Kleid erhandelt hat.

•

Ich verpflichte mich, einen Mann an den Galgen zu bringen, wenn ich auf der Straße mit bestimmtem Tonfall ausrufe: »Aha, und ein farbiges Hemd hat er auch noch!« Es würde ein Schrei der Entrüstung durch die Menge gehen. Durch dieselbe Menge, auf die man jetzt mit Sinfonien zu wirken sucht.

•

Je größer das Assoziationsmaterial, desto geringer die Assoziationsfähigkeit. Mehr als das Gymnasium von jenem zuführt, braucht man nicht. Wer etwa das Wort »Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen« im »Nathan« sucht, hats weiter gebracht, als der es in den »Wahlverwandtschaften« findet.

•

In Berlin hat einer einen geschwollenen Hals. Das kommt vom vielen Silbenschlucken. Aber der Kopf geht bei solcher Tätigkeit leer aus.

•

Wer sich darauf verlegt, Präfixe zu töten, dem gehts nicht um die Wurzel. Wer weisen will, beweist nicht; wer kündet, hat nichts zu verkünden.

•

Sein Lachen ist ein Regulativ des Irrsinns der Welt.

•

Satiren, die der Zensor versteht, werden mit Recht verboten.

•

Psychologie ist so müßig wie eine Gebrauchsanweisung für Gift.

•

Psychologen sind Durchschauer der Leere und Schwindler der Tiefe.

•

Ungerechtigkeit muß sein; sonst kommt man zu keinem Ende.

•

Nachts am Schreibtisch, in einem vorgerückten Stadium geistigen Genusses, würde ich die Anwesenheit einer Frau störender empfinden als die Intervention eines Germanisten im Schlafzimmer.

•

Der Gedanke forderte die Sprache heraus. Ein Wort gab das andere.

•

Ich spreche von mir und meine die Sache. Sie sprechen von der Sache und meinen sich.

•

Ein Löwenmaul für meine Ehre! Es sollte eine Zentralstelle der Verleumdung errichtet werden. Ich kann diesen regellosen Einlauf nicht mehr überblicken. In meinem Papierkorb ist jetzt alle Mißgunst begraben, die nur organisiert werden müßte, um auch meinen Feinden eine kleine Freude zu machen. Was haben sie denn so davon! Strengste Anonymität könnte

nach wie vor gewahrt bleiben, keiner, der frei von der Leber sprechen will, ohne daß man ihn sieht, brauchte eine Verfolgung zu fürchten. Alle nur denkbare Rücksicht bliebe vor allem der Hysterie vorbehalten, jener, die Hosen trägt, jener gerade an mir erhitzten, die mich im Haß haben will, wenn es denn schon einmal die Umstände verbieten, daß sie mich in Liebe hat; in keinem Sanatorium hätte sie es besser. Nie würde ich mein ärztliches Berufsgeheimnis verletzen. Nicht einmal die Diskretion des vielbegehrten Mannes. Alle mir entlaufenen und infolgedessen verlassenen Literaturgeliebten mögen mich auf Alimente verklagen, alle journalistischen Bräute wegen Verführung unter Zusage der Karriere belangen. Aber alle zusammen, da ich gegen eine wehrlos bin. Ich will ja nur nicht belästigt werden. Ich will ja nur nicht, daß sich der Haß an mir abgeilt. Es sind Weibergeschichten; aber ich bin als Mann an ihnen nicht beteiligt. Hatte ich das Unglück, die Schwäche anzuziehen, so soll sie sich mit der Erinnerung befriedigen und nicht verlangen, daß ich sie mißhandle. Ich kann ihr den Kopf, den ich ihr verdreht habe, nicht zurechtsetzen. Ich kann, wenn verschmähte Liebe mich ein Schwein nennt, zwar das Problem interessant finden, aber dem Einzelfall nicht die Wonne meiner polemischen Aufmerksamkeit bieten und nicht die Weihe meiner polemischen Kunst. Das taktische Bedenken, dem Mist Verbreitung zu geben, hielte mich nicht zurück: man soll im Gegenteil jedem zu dem Erfolg verhelfen, zu dem er geboren ist, und mir paßt es immer noch besser, daß tausend durch die Wahrheit auf die Lüge aufmerksam werden, als hundert durch die Lüge. Die Furcht, daß die Seife dem Schmutz zu viel Ehre erweise, würde mich nicht hindern. Aber das Grauen, so tief hinuntersteigen zu müssen, um Recht zu bekommen, ist unüberwindlich. Wäre ich Privatperson, ich würde mir eine Feder mieten, die mich verteidigt, ein Gericht anrufen, das mich schützt, und keine Rücksicht auf die lauernde Spekulation würde mich abhalten, den geringsten Makel,

der mir angeheftet wurde, durch Tilgung publik zu machen. Aber unsereiner soll weniger auf die Ehre als auf die Perspektive bedacht sein, darf der Berotzung nicht das Air feindlicher Berührung geben und hat höchstens das Recht, der Gemeinheit eine Erkenntnis abzugewinnen. Und er muß, selbst nur auf Schutz vor Belästigung bedacht, in verwickelter psychologischer Lage besonders vorsichtig sein. Denn es geht nicht an, ohne eigene Neigung, einer Leidenschaft, die nach Schlägen mehr als nach Reklame lechzt, den Gefallen zu tun. Auch zum Sadismus gehören zwei, sonst artet er in Roheit aus, und zu dieser könnte mich selbst die Nächstenliebe nicht hinreißen. Gewiß, hätte ein umworbener Mann nicht noch Wichtigeres zu tun, so dürfte er den Schlampen, den er durch das bißchen Gunst einmal zu einer intelligenten Lebensführung emporgehoben hat, auch in den Zeiten des Hasses nicht im Stich lassen, müßte er nachhelfen wo er kann, damit der Stil nicht zu seiner angebornen Schäbigkeit zurückkehre und das Vitriol nicht purer Dreck sei. Aber meine männlichen Verehrerinnen — es sind weibliche Ärzte darunter — werden so lange an mich Liebesbriefe schreiben, bis ich einmal wirklich sage: Der Roman, den du von mir unter dem Herzen trägst, erscheint nicht eher, bis du Luder alle Erlebnisse, die ich dir gegeben habe, und alle Gedanken, die du mir genommen hast, zurückgibst. Bleibt dann noch etwas übrig, um sich an mir für die eigene Untreue rächen zu können, so bin ich bereit, es zu redigieren und der Wahrheit und der Syntax jene Ehre zu geben, die ihnen zweifellos gebührt. Aber warum kommt man nicht? Warum läßt man mich die Produkte des Hasses nicht sehen, die doch der Nachhilfe wahrlich dringender bedürfen als die Werke der Liebe, denen schon mein bloßes Dasein geholfen hat? Mein Mitleid ist erwacht, und ich entziehe mich keiner moralischen Verpflichtung. Es ist klar, daß gerade wer nur durch mich schreiben kann, ohne mich nicht schreiben

kann und gegen mich schon gar nicht schreiben kann. Er mag an alle möglichen Verhältnisse die Mittel meines Humors und meines Pathos verschwenden, aber er kann sie eben nicht gegen mich brauchen, verarmt an dem, woran er sich bereichert hat, muß die Quelle dürftig finden, auf mich die eigene Armut übertragen, und ist in der verzweifelten Lage, das einzige Erlebnis, das er selbst gehabt hat, nicht zur Gestalt zu bringen. So erfahre ich nie, ob ich nicht doch das Schwein bin, das die unvermögende Rache aus mir macht; und hier beginnt meine Tragik. Ich sehe ja alles ein. Meine Geburt ist ein verhängnißvoller Fehler gewesen. Aber — es müßte sich doch schließlich ein Modus finden lassen. Es müßte sich doch einmal klar formuliert behaupten lassen, was eigentlich gegen mich vorliegt, beweisen lassen, die und jene Handlung oder Unterlassung sei aus dem und jenem nicht in ihr selbst erkennbaren Grund begangen worden, der Abfall von Nachläufern sei ein Akt ethischer Besinnung und kein Abfall welker Blätter, die der nächste Wind verweht, mein tyrannischer Neid sei schuld, daß einer, der als Kosinsky zu mir stieß, mich als Spiegelberg verläßt, mein Weltschmerz sei einer Abweisung durch die Neue Freie Presse, mein Humor einer Bestechung durch den Simplicissimus zuzuschreiben, meine Tat sei Eitelkeit, die stumme Verachtung, die ich finde, zwar ehrlich erworben, aber die laute Anerkennung, die ich kriege, bar bezahlt und derlei mehr, und alles das gesammelt, sagen wir einmal im Jahr, an sichtbarer Stelle deponiert, von einem vollsinnigen, wohlgemerkt, einem vollsinnigen Gegner vertreten, müßte mich zur Verteidigung zwingen, ohne daß den armen Anklägern ein Schimpf oder Schaden entstünde. Ich lebe in dem Wahn, daß nur der Wahn den Tatbestand meines Lebens entstellen kann; daß die Tücke, die mich zeichnet, nur sich selbst in mir erkennen will. Aber ich muß ja über mich nicht informiert sein, kenne auch mein Unterbewußtsein zu wenig, um

für mich einstehen zu können. Vielleicht erlebe ich Überraschungen. Mindestens sei es meine Strafe, mich gelegentlich in die Niederung des erweislich Wahren hinabzerren zu lassen. Eine Vergangenheit, die den Ehrgeiz hatte, auf solchem Niveau zu bestehen, verlangt nach Sühne. Aber System muß sein. Nur keine Zersplitterung des Hasses, die bloß meine Nerven kränkt, ohne meine Ehre abzunützen! Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein Schock organisierter Kastraten nicht so viel Kraft aufbringen sollte wie ein Mann! Viele, mit denen ich in einem vielfachen Leben verkehrt habe, haben etwas gegen mich, wissen etwas von oder auf mir (je nachdem). Und — Herzklopfen sagt es mir — sie werden auch etwas gegen mich beweisen können: daß ich mit ihnen verkehrt habe.

•

Die Sintflut kommt, ich lebe in der Arche Noahs. Man kann es mir also nicht verübeln, daß ich auch von dem Vieh nach seiner Art und von allerlei Gewürme auf Erden nach seiner Art in den Kasten aufgenommen habe.

•

Der Weltschmerz ist die Gicht des Geistes. Aber man spürt es wenigstens, wenn das schlechte Wetter kommt.

•

Die Außenwelt ist eine lästige Begleiterscheinung eines unbehaglichen Zustands.

•

Wenn ich die Feder in die Hand nehme, kann mir nichts geschehen. Das sollte sich das Schicksal merken.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

KARL KRAUS
DIE CHINESI-
SCHE MAUER

ALBERT LANGEN, München

HEFTET M 6.–, IN LEINEN GEBUNDEN M 7.50, IN HALBFRANZ LIEBHABER-
NBAND M 10.–. BESTELLUNGEN NIMMT DER VERLAG ALBERT LANGEN,
UNCHEN, KAULBACHSTRASSE 91 UND JEDE BUCHHANDLUNG ENTGEGEN

In Vorbereitung:

Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen

Gesammelte Essays von KARL HAUER

VERLAG JAHODA & SIEGEL, WIEN

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

HERAUSGEGEBEN von HERWARTH WALDEN

Erscheinungstag: Donnerstag

Einzelbezug: 10 Heller — Jahresbezug: K 5.— Halbjahrsbezug: K 2.5
Vierteljahrsbezug: K 1.25

Probenummern kostenlos durch den Verlag DER STURM, Halensee-Berlin
Katharinenstraße 5. — DER STURM liegt in den Tabak-Trafiken auf.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12301)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

DIE FACKEL

Herausgeber **KARL KRAUS**

erscheint in zwangloser Folge **BEZUGSBEDINGUNGEN:**

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	K 4.50
	36	„ „	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	Mk. 4.—
	27	„ „	„ 6.—
	36	„ „	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig
Doppelnummer in Österreich 60 Heller, in Deutschland 50 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

INHALT der vorigen Doppelnummer 307/308, 22. September 1910:
KARL KRAUS: Rhythmus eines österreichischen Sommers / STANISLAW PRZYBYSZEWSKI: Auf Kains Pfaden / BERTHOLD VIERTEL: Sonntag Abend in der Großstadt / KARL KRAUS: Glossen / SAMUEL LUBLINSKI: Das Erlebnis des Kritikers / KARL KRAUS: Desperanto / Selbstanzeige / KARL KRAUS: Der Traum ein Wiener Leben

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Doppelnummer

311/312 23. NOVEMBER 1910 XII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

KARL KRAUS: Der Freiherr / FRANZ MEHRING: Ein Fürst der Gecken / OTTO STOESSL: Die morgenländischen Märchen / HUGO WOLF: Gedichte / SAMUEL LUBLINSKI: Der tragische Mensch in der modernen Literatur / ALBERT EHRENSTEIN: Mitgefühl / BERTHOLD VIERTEL: Neue Gedichten / Selbstanzeige / KARL KRAUS: Glossen

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL', WIEN — BERLIN
III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 197
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

IM ERSCHEINEN:

KARL KRAUS:
Heine und die Folgen

Verlag ALBERT LANGEN

LUDWIG SPEIDELS
Schriften

I. und II. Band

Bei Meyer und Jessen, Berlin 1910

DIE FACKEL

Nr. 311 312 23. NOVEMBER 1910 XII. JAHR

Der Freiherr

Von Karl Kraus

Nicht von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, sondern im Gegenteil, weil er jeder einzelnen sich anzubiedern sucht, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Dieses unaufhörliche Schwanken ist die Lage, in der man unter allen Umständen sicher sein kann, ihn anzutreffen. Es gibt keine Öffnung österreichischer Gunst, und wäre sie noch so unwegsam oder wäre sie noch so ausgefahren, an der es den Freiherrn von Berger nicht gelockt hätte seine Gewandtheit zu erproben, und durch die er nicht getrachtet hätte, eine lohnende Aussicht zu gewinnen. Bei dem kolossalen Andrang, der in Österreich an solchen Stellen herrscht, ist es kein Wunder, daß selbst ein so geschickter Mann wie der Freiherr von Berger oft Pech gehabt oder sich wieder dadurch, daß er selbst schon die Gelegenheit besetzt hielt, wenn gerade ein anderer hineinwollte, die erbittertsten Feinde gemacht hat. Ich habe nicht zu ihnen gehört; denn ich bin ehrgeizlos, der Baron Berger kann mir zwischen Leo-Gesellschaft und Konkordia keine Position wegnehmen, und von der Zeit, da er, ein Träumer, im Ischler Walde so für sich hinging, um nichts zu suchen und zufällig die Frau Schratt zu treffen, bis zur endlichen Berufung ins Burgtheater, habe ich ihn um keinen sozialen Vorsprung beneidet. Man weiß im Gegenteil, daß ich für den Baron Berger etwas übrig hatte, daß ich viel dazu beigetragen habe, seinen Erfolgen das Air des geistigen Verdienstes zu schaffen, und daß ich gutwillig das Odium übernahm, es sei diesem

flinken Einseifer, dem zum Gurgelabschneider die Konsequenz fehlt, immerhin gelungen, zugleich der Neuen Freien Presse und der Fackel um den Bart zu gehen. Und wiewohl ich jetzt wieder gerne das Odium auf mich nehme, daß irgendetwas vorgefallen sein müsse, weil eben für die Kretins immer etwas vorgefallen sein muß, wenn ein Mann mit einem Weib fertig wird, so stehe ich nicht an, dem Freiherrn von Berger öffentlich und auch für den Fall, daß er sich noch in einer Täuschung darüber befinden sollte, meine Gunst zu entziehen. Ich kann mich einer Sympathie, zu der er mir einmal Grund bot, nicht schämen, ich muß es ihm überlassen, sich dessen zu schämen, daß er mir heute dazu keinen Grund mehr bietet. Ich kann auch nicht leugnen, daß ich ihn für einen vielfältig begabten Mann hielt, dessen Unfähigkeit, seine Gaben zusammenzuhalten, sich mir immer wieder hinter einer reizvollen Plauderei verbarg. Ich nahm mir nicht die Mühe, die Taten zu vermissen, die er nicht tun konnte, oder gar jene zu erraten, deren er fähig war. Denn in die Betrachtung seines wogenden Busens versunken, aus dem Epigramme gegen Hochgestellte und Witzworte über Preßbuben hervorkamen, während sein Auge leuchtend auf dem dankbaren Empfänger ruhte, konnte man nur bedauern, daß solchem peripatetischen Plauderer die Gelegenheit gesperrt sei, und mußte wünschen, daß ihm endlich die Burgtheaterdirektion mit dem Recht verliehen werde, im Mittelgang des Parketts herumzugehen und mit seiner Erscheinung und Begabung die Zwischenakte auszufüllen. Ein paar Aufführungen in Hamburg — nicht seine Aufführung, als er von Hamburg ging — schafften mir auch den Eindruck eines ungewöhnlichen Regietalents und ein paar Federzüge in Büchern und Aufsätzen den Glauben an seine novellistische Begabung. Einer größern Schuld habe ich mich nicht zu zeihen, und daß ich einen Mann, der vielleicht sogar aus einem Dutzend halber Männer besteht, nicht überschätzt

habe, liegt auf der Hand. Er könnte mit seinen häufigen Talenten wirklich eine Persönlichkeit bedienen, aber der Jammer ist, daß diese Persönlichkeit nicht in ihm ist, so daß er oft den Eindruck eines Menschen macht, der seinen Körper abgelegt hat, ehe er mit den Kleidern ins Wasser ging. Dieser Mangel an Persönlichkeit aber tritt mit den Jahren so sehr in Erscheinung, daß nach dem Chok des Erfolges, einen zwanzigjährigen Traum erfüllt zu sehen, überhaupt nichts anderes übrig bleibt als der Mangel an Persönlichkeit. Herr v. Berger hat bewiesen, daß er für das Maß an Unehrlichkeit, das er sich aufgebürdet hat, nicht mehr tragfähig ist. Er ist bei weitem nicht charaktervoll genug, um einem die Untreue zu halten, um einen Gesinnungswechsel, den er bei flagranter Gelegenheit ausgestellt hat, zu prolongieren; der Wind, der von der andern Seite weht, wirft ihn um, und ihm bleibt bloß das weibische Vergnügen, ein kleines System von Rankünen, die einander wie die Wanderer in der hohlen Gasse kreuzen — des Weges Enge wehret den Verfolgern —, als l'art pour l'art auszuüben. Nur eine Geistesgegenwart, die in der Abwesenheit des Charakters begründet ist, konnte ihn auf die Idee bringen, Schiller für den Klerikalismus zu reklamieren, und nur die unerwartete Rückkehr des Charakters im Moment der Geistesabwesenheit konnte ihn veranlassen, am Grab des Schauspielers Kainz die Dringlichkeit der Leichenverbrennung zu verklären. Dieses perpetuum mobile zwischen schwarz und gelb, das jetzt einem Prälaten an den Hintern tippt und jetzt einem Reporter, immer der Rückkehr zum andern Standpunkt gewärtig, ist schließlich eine so unwürdige Tatsache unseres öffentlichen Lebens, daß selbst eine Hoftheaterbehörde des Mannes überdrüssig werden könnte, der sich heute vor ihr mit der Verachtung jüdischer Schmöcke brüstet und morgen den jüdischen Schmöcken die Hoftheaterbehörde gebunden überliefert. Um es mit einem Wort zu sagen, so scheint mir die

Vereinigung der Würde eines Burgtheaterdirektors (wofern man heute noch von einer solchen sprechen kann) mit der Schmach eines fix besoldeten Mitarbeiters der Neuen Freien Presse (von der man heute gewiß sprechen kann) unerträglich, und der Freiherr v. Berger wird sich nicht wundern, daß ich ihn, nach den Jahren, da ich die literarische Leistung des verbannten Österreichers um ihrer selbst willen gewürdigt habe, mit äußerstem Mißtrauen in zwei Stellungen wirken sehe, deren Kuppelung eine absurde Gefahr für das geistige Leben dieser Stadt bedeutet (wofern überhaupt noch ein Hund an das geistige Leben dieser Stadt riecht). Herr v. Berger ist in mein Ressort gefallen. Nicht als Theaterleiter; denn ich befasse mich nicht berufsmäßig mit der Verelendung des Burgtheaters. Ich überzeuge mich von ihr höchstens einmal in zwei Jahren, und ich habe mit Wehmut die welken Blätter betrachtet, die zur Totenklage der Königinnen in »Richard III.« von den Soffitten fielen. Dieser Erneuerer, dachte ich, ist ein Restaurateur, der weniger auf das gute Fleisch sieht als auf die schlechte Garnierung, und ich hatte wieder für zwei Jahre genug. Aber die Art, wie sich der Burgtheaterdirektor in die geistige Szene setzt und wie er die doppelten Spiele aufführt, das interessiert mich. Und wenn ihm meine Kritik zum Erfolge nützen sollte, so wäre das zwar bedauerlich, aber ich kann mindestens so wenig heucheln wie der Freiherr von Berger im Falle Harden, und man wird mir nicht zumuten, daß ich, um ihm zu schaden, sein Lob singen sollte. Wie lange sich ein Übel erhält, ist gleichgültig; wichtiger ist, davon zu sprechen, weil man so, im Allgemeinen, über die Übel aufklärend wirkt und neue verhindert. Herr v. Berger sehnt sich darnach, von mir angegriffen zu werden; ich tue es trotzdem. Es bedarf keiner Provokation; ich seh' schon selbst, was los ist. Dem Freiherrn v. Berger aber genügt es nicht, bei der Neuen Freien Presse sicher zu sitzen, er hat den Drang, Fleißaufgaben zu leisten, und wie

er nach der Bekehrung Schillers zum Katholizismus hundert Juden umarmt hat, bis Herr Benedikt ihm auf die Schulter klopfte und sagte: »Lassen Sie's gut sein, Berger, es ist genug für heut!«, so will er jetzt den Nachweis erbringen, daß er keine Gemeinschaft mit mir hat. Irgend ein Schurke muß ihn doch bei der Neuen Freien Presse angeschwärzt haben. Nun, das Obersthofmeisteramt besteht auf solchem Schein gewiß nicht. Im Gegenteil, ich kann Herrn v. Berger sogar eine schlaflose Nacht mit der Mitteilung machen, daß man in gewissen Kreisen – ich sage nichts Näheres, ich zwinkere, ich zucke die Achseln — die ‚Fackel', wenn auch nicht versteht, so doch ernst nimmt. Dort könnte ich bei einigem guten Willen ihn kompromittieren. Aber ihm bei der Neuen Freien Presse zu schaden, liegt mir so wenig im Sinn, daß ich sogar alles tun werde, ihm dort zu nützen und ihm dazu zu verhelfen, auch noch die paar Stunden, die ihm jetzt die Leitung des Burgtheaters wegnimmt, der journalistischen Tätigkeit widmen zu können. Er wird natürlich sagen, ich tue das, weil ich kein Stück geschrieben habe und dieses vom Burgtheater nicht angenommen wurde. Oder er wird sagen, daß irgend eine Gemeinheit, die das Burgtheater an irgend einem mir nahestehenden Autor begeht, mich erbittert hat. Auch damit täte er Unrecht. Die Zeiten, in denen mich das typische Schicksal der der Theaterranküne ausgelieferten Literatur interessiert hat, sind vorbei, und ich würde dem Herrn v. Berger nicht raten, irgendein verletztes Privatinteresse mit meiner gesunden Abneigung in Konnex zu bringen. Ich würde ihm nicht raten, die Motive meines Angriffs schäbig zu machen — sonst hätte er es mit mir zu tun! Wenn dem Herrn v. Berger an meiner Aversion gelegen ist, so soll er sie auch für ehrlich halten. Und wie ehrlich sie ist, das muß er gespürt haben, als er die Feder ansetzte, um Ludwig Speidel zurück in den Journalismus und Herrn Maximilian Harden in die Ewigkeit zu bugsieren. Wenn er es nicht darauf

abgesehen hätte, meinen Zorn zu verdienen, er müßte doch gespürt haben, wie er entstand, wie er wuchs, wie mir die Finger zuckten, wie die Hand sich erhob, um einem unehrlichen Diener am Wort der Majorität, einem zwischen öffentlicher Meinung und heimlicher Streberei Beflissenen, dem Pfau der Presse, der sich vor Hennen spreizt, dem Freiherrn unter Freimädchen, dem endlichen Burgtheaterdirektor endlich an die Gurgel zu fahren. Er trolle sich und verstelle das Gesichtsfeld nicht. Dieser ewige Wirbel im Kinematographen, in den einer da gerät, über Stock und Stein hinter einer Hoffung her, beim rechten Loch hinein, beim falschen hinaus — paßt mir nicht! Diese Sucht, in eine Position zu kommen, und wäre es auch eine schiefe, ist fatal. Ich bin für solche Dinge umso empfindlicher, je länger ich sie nicht gespürt habe, und nehme sie dann als persönliche Beleidigung. In dem Augenblick, da Herr Alfred v. Berger Miene machte, Speidel, dessen Andenken man kaum aus den Klauen der Neuen Freien Presse befreit hatte — die Herren Wittmann und Benedikt begleiteten ihn in die Unsterblichkeit —, der Kollegenschaft wieder einzuliefern; in dem Augenblick, da er — kurz nachdem ich die Folgekrankheiten des Heineismus beklagt hatte — die Geschmackigkeit des Wiener Feuilletongeistes pries, da mußte er wissen, daß es zwischen uns keine Verbindung mehr gab. »Oberhalb oder im Norden des Striches tobt das kalte sturmgepeitschte Meer der Politik und des wirklichen Lebens, im Süden erstreckt sich die grüne sonnige Küste des Feuilletons, der Strich selbst wandert auf und ab wie eine Flutmarke; höchst selten, an besonders kritischen Tagen, verschwindet er sogar, wie bei Springflut, unter den hereinbrausenden Wogen des Leitartikels. Ober dem Strich ist Krieg, da liefert der Geist im Dienste politischer, sozialer und wirtschaftlicher Ideen und Leidenschaften seine Schlachten. Unter dem Strich ist Friede, da legen die Gedanken ihre Waffenrüstung ab und

entladen ihre nackte Kraft nicht im Zwange drängender Not, sondern in freiem Spiel . . .« Nein, der Urheber dieser schönen Bildlichkeit hat nicht erwartet, von mir noch gegrüßt zu werden, wenn ich ihm zufällig einmal ober, unter oder auf dem Strich begegne. Der Mann, der einem Speidel nichts besseres nachzusagen wußte, als die »feinfühligen journalistischen Instinkte«, hat nicht gehofft, daß er sich bei mir damit eines seiner Bildel einlegt. Nicht, weil er weiß, daß ich weiß, wie er über diese Dinge denkt. Das weiß ich nämlich gar nicht. Ich verlasse mich nicht einmal auf die Verachtung der journalistischen Instinkte, die Herr v. Berger mir gegenüber hundertmal betont hat. Die Lust zu fabulieren ist groß und die Neigung es so zu tun, wie es der andere hören will, größer. Aber das Stoffliche der Gesinnung, die sich vor Herrn Benedikt auftut, paßt mir nicht. Ich räuchere nicht durch zwölf Jahre ein Räubernest aus, damit ein Mann, der mir dazu Beifall geklatscht hat, sichs drin wohl sein lasse. Wenn den Mitarbeiter der Neuen Freien Presse der Verkehr mit mir nicht kompromittiert hat, ich mußte ihm die Mitarbeit nicht übel nehmen. Aber die Glorifizierung des Schlimmsten, was mir die Journaille an der Kultur zu verbrechen scheint, des Feuilletongeistes, der die Schurkerei versüßt, nehme ich nicht hin. Herr v. Berger weiß das und er hat mir mit dankenswertem Entgegenkommen den Verzicht auf meine Achtung erleichtert. Er kann nämlich nicht lügen. Er muß Herrn Maximilian Harden versichern, daß der Wert seiner Artikelsammlung »Köpfe« mit den Jahrzehnten, und wenn sein Gefühl nicht trügt, mit den Jahrhunderten wachsen wird. Sein Gefühl trügt; wie jeder Schein, wie alles, was Herr v. Berger in sich hat, und nur die erweisliche Wahrheit siegt, daß das Buch des Herrn Harden die Leistung des Buchbinders ist, der der Welt beweist, wie wesenlos die Gedanken zerflattern, die ein geschminkter Archivar für die Woche erschwitzt hat. Herr v. Berger kann nicht anders,

er muß. Er stand stundenlang auf dem Korridor des Leipziger Reichsgerichts, um nicht für Moltke und nicht gegen Harden zu zeugen, aber um für seine Vermittlerrolle zwischen Aristokratie und Journaille zu zeugen, die er sich in seinem unerforschlichen Drang nach diplomatischer Betätigung zugelegt hatte. Der wartende Zeuge, der vor dem Reichsgericht stand, als ob dieses eine Burgtheaterdirektion zu vergeben hätte, machte nicht den besten Eindruck, und Zeugen dieses Wartens wollen beobachtet haben, daß Graf Moltke damals ein Gesicht machte, als empfände er, wie vorsichtig man mit den Freiherren sein müsse. Adel, der in der Krachzeit des österreichischen Liberalismus erworben ist und an der Neuen Freien Presse mitarbeitet, läßt Tintenflecke. Der arme Graf Moltke ist wahrscheinlich ein so schlechter Menschenkenner wie ich. Aber ich wenigstens wußte schon damals, das Feuilleton des Freiherrn v. Berger über den Bürger Harden sei unvermeidlich. Er wird das »wunderbare Phänomen seines schier unerschöpflich scheinenden Wissens, das er immer bei der Hand hat, wenn er es gerade braucht«, uns erklären. Er wird leugnen, daß es Zettelkästen gibt, und man wird noch immer nicht wissen, woher die Hand das unerschöpflich scheinende Wissen nimmt. Sie nahm es kürzlich aus einer parodistischen Schmähschrift gegen Friedrich den Großen, und Herr Harden behauptete, einen Originalausspruch des »Fritzen« gefunden zu haben. Herr Franz Mehring hat in der ‚Neuen Zeit' unter dem Titel »Ein Fürst der Gecken« die tödliche Blamage des gebildetsten Deutschen enthüllt, und alle Zettelkästen zwischen Konstanz und Königsberg barsten vor Scham über das Malheur, das einem ihrer Kollegen passiert war. Ich müßte mich umbringen, wenn ich gewußt hätte, daß ein gewisser Bonneville 1766 ein Pamphlet »Matinées du roi de Prusse« verfaßt hat. Herr Harden bringt sich nicht um, wiewohl sich herausgestellt hat, daß er es nicht weiß. Daß er es nicht nur nicht weiß, sondern eine geschichtsbekannte

Persiflage der Hohenzollern ernst genommen und die Worte, die Friedrich der Große zu seinem Neffen spricht (»Unser Haus hat, wie alle andern, seine Achilles, seine Ciceros, seine Nestors, seine Blödsinnigen . . .«) als ungedrucktes Bekenntnis eines Vorfahren, der anders als Wilhelm II. vom Gottesgnadentum denke, veröffentlicht hat. Herr Harden war interpelliert worden, woher er das dieswöchentliche Zitat habe, und antwortete in einem zweiten Artikel, er sei, fern von Berlin, nur auf sein Gedächtnis angewiesen, das freilich auch fern von Berlin unglaublch leistungsfähig ist — folgte eine Serie von Namen und Zahlen —, aber er verdanke irgendjemand eine Abschrift dieser bis heute ungedruckten Worte. Herr v. Berger hat nie an den Zettelkasten geglaubt, der ja auch tatsächlich zeitweise in Unordnung zu sein scheint. Ich denke aber, daß dies nicht das Problem ist, welches uns hier zu beschäftigen hätte, sondern vielmehr ein anderes: ob Herr Harden außer dem Zettelkasten, den er nicht hat, noch etwas anderes hat. Herr v. Berger ist ganz entschieden der Ansicht. Der Zettelkasten, der immer zur Erklärung des Harden'schen Wissens herangezogen werde, sagt er, verhält sich zu Harden, wie Lord Bacon zu Shakespeare; die Verlegenheit, das Shakespeare-Wissen zu erklären, habe die Theorie erzeugt, Shakespeare sei im Geheimen Lord Bacon gewesen, »wobei Lord Bacon gewissermaßen die Rolle eines Zwillingsbruders des Harden'schen Zettelkastens spielt«. Das sind komplizierte Familienverhältnisse, aber ich möchte immerhin behaupten, daß Shakespeare außer seinem Wissen noch etwas vorgestellt hat, während bei Herrn Harden das Wissen die störende Hauptsache ist und außer ihr nichts da ist, was unser Herz erfreuen könnte. Auch möchte ich den Zettelkasten des Herrn Harden, wenn sich ihm überhaupt etwas an die Seite stellen läßt, lieber schon mit dem Brustkasten des Freiherrn v. Berger verglichen sehen, aus dem ebenfalls manches hervorkommt, wofür der Besitzer nicht ver-

antwortlich ist. Wenns freilich auf mich ankommt, würde ich diesen unvergleichlichen Brustkorb wieder nur mit einem redenden Papierkorb vergleichen. Denn was hat da nicht alles Platz! So meint Herr v. Berger zum Beispiel, Harden sei ein Sprachkünstler. Nun, ich kann da nicht mitreden. Ich bin bloß Übersetzer und als solcher etwas voreingenommen. Aber an dem Übelbefinden von Tausenden, denen ich die Sprache des Herrn Harden zugänglich gemacht habe, merke ich, daß da etwas nicht stimmen muß. Herr v. Berger hebt allerdings auch rühmend hervor, daß Herr Harden, der übrigens einer der fleißigsten Arbeiter sei, sich in die Persönlichkeiten, die er schildert, »hineinbohrt, bis er endlich die Empfindung, wie es schmeckt, dieses Ich zu sein, einen Augenblick auf der eigenen Zunge spürt«. Da kann ich auch nicht mitreden, da ist wieder der Freiherr v. Berger kompetent. Auch er hat es oft gespürt, umsomehr als er doppelzüngig ist, er hat Tag und Nacht gearbeitet wie Herr Harden, er ist manchmal gar nicht aus den Kleidern der Leute herausgekommen. »Wenn ich«, schreibt er, »der Natur, als sie Harden schuf, einen guten Rat hätte geben können, so würde ich ihr gesagt haben: Gib diesem Drang nicht nur die Kraft des denkenden und fühlenden Ergründens und lebendigsten Schilderns, sondern die Allmacht des Gestaltens, oder gieß ihr wenigstens schauspielerisches Vollblut in die Adern!« Man kann von Glück sagen, daß der liebe Freiherr nicht dem lieben Herrgott geholfen hat; er hätte die Menschen am Ende nach seinem Ebenbilde geschaffen. Schlechte Freiherren gibt es genug. Schlechte Theaterdirektoren auch. Dagegen gibt es nicht viele gute Schauspieler. Die Herren Berger und Harden haben Ansätze. »Der schauspielerische Trieb muß sehr stark gewesen sein in dem jugendlichen Harden«, sagt jener und rühmt ihn als echten Patrioten. Darin, findet er, in der »leidenschaftlichen Liebe für das Vaterland« — es gibt eigentlich nur Liebe zum Vaterland, aber Liebe für Geld — gleiche Harden

keinem geringern als Dante. Diese »weißglühende Leidenschaft« nötigt Herrn v. Berger — der ja auch sein Vaterland liebt, aber doch nur, wenn es ihn zur Burgtheaterdirektion ruft — geradezu Ehrfurcht ab: »Hardens Patriotismus ist das Gefährliche in ihm, das zu scheuen ratsam ist«. Ich bin ganz derselben Meinung und habe schon in dem Aufsatz »Der Patriot« gesagt, daß man diesem Patriotismus lieber ausweicht, wenns finster wird. Harden »nimmt, wie Goethes Alba, keine Raison an«; dagegen die Informationen des Herrn v. Holstein, die das Vaterland just dann in einen Krieg treiben, wenn es gerade am wenigsten dringend ist. Und wieder kommt, bei aller Echtheit des Patriotismus, »das starke schauspielerische Temperament« des Herrn Harden zu Ehren, das ihn zwingt, »die Rollen an sich zu reißen, die der Moment von ihm heischt, abwechselnd Prophet, Weiser, Narr, Warner, Ankläger, Richter und Nachrichter, denn tausend Seelen wohnen in ihm«. In Herrn v. Berger trotz größerer Brust erweislichermaßen nur zwei. Und die sind zu viel. Und nun möchte ich ihn zu seiner Pflicht rufen. Denn so wahr es ist, daß er eher noch das Burgtheater vor dem Tode seines Weltruhms retten als daß er meinen Harden für Deutschland lebendig machen wird, so dringend nötig ist es, ihn bei der Stange zu halten. Da er sich pflichtgemäß für den schauspielerischen Nachwuchs zu interessieren hat, so unterlasse er es, auf den literarischen Schmieren Umschau zu halten. Er kümmere sich darum, wo er den Nachfolger für Kainz, wo er den interessanten Schauspieler findet, dem zuliebe ein Mensch in Wien noch ein Burgtheaterbillett kauft, und gebe den Versuch auf, die schauspielerischen Keime bei Herrn Harden, der nun schon einmal den Beruf verfehlt hat, zu entdecken. Wir wollen einen Burgtheaterdirektor und nicht einen Rezensenten, der ehemalige Provinzkomödianten und gegenwärtige politische Gaukler als Stars feiert. Herr v. Berger hat in einer lächerlichen Notiz erklärt, daß das Burgtheater auch

nach dem Tode Kainz' noch bestehen werde, wie es nach dem Tode Sonnenthals weitergelebt habe. Das mag wahr sein, die Mauern sind nicht eingestürzt, das Klosett auf der rechten Parkettseite ist noch immer sanitätswidrig und auf der Galerie ruft der Mann, der heute noch die Burgtheatertradition verkörpert, noch immer: »Frisch Wasser, Frornes, Lemrnad!« Wenn Herrn v. Berger ein Schauspieler stirbt, so sagt er, daß mit Rücksicht auf dessen Unersetzlichkeit kein Nachfolger engagiert werde, und daß das Publikum von den Persönlichkeiten entwöhnt und zur Würdigung des Ensembles erzogen werden müsse. Solcher Aufschrei der geplagten Mittelmäßigkeit, die keinen größeren Ehrgeiz kennt, als den Gymnasiasten die Lektüre der Klassiker zu ersparen, mag rührend sein; aber durch die Entschuldigung, daß er für den Tod nichts könne, wird Herr v. Berger der Verantwortung dafür, daß er das Leben nicht ruft, kaum entgehen. So wird sich die Sache schwerlich halten. Schon gar nicht, wenn sie immer wieder durch Feuilletons unterbrochen wird. Wenn der Freiherr bekennt, er habe Harden »genau studiert«, so ist es nur zu beklagen, daß er seine freie Zeit nicht besser angewandt hat: vielleicht hätten wir jetzt schon bessere Burgtheatervorstellungen. Und wenn er mit einer deprezierenden Gebärde nach meinem Schreibtisch ausruft, »er könne ihn nicht anders malen, als er ihn sieht«, so falle ich vom Sessel vor Bewunderung solcher Ehrlichkeit. Denn ich kann noch weniger lügen als der Freiherr v. Berger. Hardens »Sprachgewalt« flößt diesem ehrlichen armen Teufel Bewunderung ein. Hardens »Leidenschaft« bittet er nicht mit ihrem »schwächlich reizbaren Bruder, dem Affekt« zu verwechseln. Er lasse mir die Leidenschaft des Herrn Harden in Ruhe; sonst tut sie der Sprache Gewalt an und behauptet am Ende, der aus der Elbestadt mit Stank Geschiedene habe ihn, den im Machtreich Wohnenden, mit Klugschwatz kirren wollen! — Kann solch decrepide Leidenschaft noch einen schwächlich reizbaren Bruder haben, so reize er die Schwäche nicht. Sie

könnte dem Freiherrn v. Berger Proben geben, daß er die Leidenschaft des Herrn Harden von meinem Affekt nicht wird unterscheiden können! Ich würde ihm beweisen, wie zutreffend die Beschreibung ist, die er von jenen gibt, welche seinem Urteil über Herrn Harden — er ahnt es — widersprechen werden: psychologische Begabung sei für sie »die Sucht und die Geschicklichkeit, hinter der Fassade, welche eine öffentliche Persönlichkeit dem Publikum zukehrt, allerlei traurige Menschlichkeiten als die angebliche Wahrheit aufzuspüren«. Dieser vielfältige Mann ahnt, daß er durch die Verteidigung der Fassade des Herrn Harden seine eigenen Menschlichkeiten dem Auge der Psychologen entblößt hat. Ich bin aber gar nicht für Psychologie, ich bin bloß für Sauberkeit. Ich haue Fassaden ein und mache tabula rasa mit den Menschlichkeiten. Ich leiste Verzicht auf die Verehrung, deren man mich immer bis zu dem Moment versichern läßt, in dem man meiner Achtung verlustig gehen will, und ich beklage die Feigheit, die, nicht zufrieden damit, daß sie über mich nicht öffentlich reden darf, noch ein Übriges tut und mir in den Rücken fällt, um in alle Gemeinheit, die ich bekämpfe, in alle Hohlheit, die ich entlarve, hineinzukriechen. Wie eine Konkursmasse der Gesinnung geht dieser beleibte Freiherr durch ein Leben, wo man Händedrücke austeilt, um sich Fußtritte zu ersparen. Er entziehe mir seinen Anblick. Wir sind miteinander quitt. Er hat in der Neuen Freien Presse einmal einen »geistvollen Kritiker« zitiert, der das Wort »Dilettanten ohne Lampenfieber« geprägt habe. Er hat mir damit ein Opfer gebracht, das ihm die Journaille übelnehmen könnte. Ich habe mich revanchiert und als ich in der ‚Fackel' zum erstenmal das Wort »Journaille« zitierte, dazu geschrieben: »Ein geistvoller Mann hat mir neulich, da wir über die Verwüstung des Staates durch die Preßmaffia klagten, diese für meine Zwecke wertvolle Bezeichnung empfohlen, die ich hiemit dankbar dem Sprachgebrauch überliefere«. Wir sind quitt.

Ein Fürst der Gecken*)

Von **Franz Mehring**

Ein Fürst der Gecken, der das Zeug hatte, in den Augen törichter, unaufrichtiger Personen zu glänzen, ein Mensch ohne Ehrfurcht für Wahrheit oder menschliche Vortrefflichkeit, der im Grunde gar nicht zu unterscheiden weiß, was wahr und was falsch, was vortrefflich oder was bloß auf der Höhe der Mode ist; ein scheinbar höflicher und bewanderter, innerlich aber ein unverschämter, obskurer und bloß modisch-geckischer Mensch, der, wenn er je dem Rhadamanthus in den Weg kommen sollte, eine Tracht Schläge davontragen würde.**)

Thomas Carlyle.

Unter den zahllosen Humbugs der bürgerlichen Welt steht Herr Maximilian Harden, wenn nicht an erster Stelle, so doch in erster Reihe. Die Tatsache, daß seine ‚Zukunft' nun bald seit zwei Jahrzehnten die gelesenste Wochenschrift der deutschen Bourgeoisie ist, während eine im bürgerlichen Sinne wirklich gebildete Wochenschrift wie die ‚Nation' an Abonnentenschwindsucht dahinstarb, wird dermaleinst von den Historikern als ätzendes Brandmal für das betrachtet werden, was sich heute als »Bildung und Besitz« aufspreizt.

Es ist wahr, daß einzelne Organe der bürgerlichen Presse sich dagegen aufgelehnt haben. Die »Preußischen Jahrbücher« haben Herrn Harden wiederholt gestriegelt, wie sich gebührt; im ‚März' schreibt Herr Karl Kraus***) von Zeit zu Zeit ergötzliche Parodien auf das »Desperanto« der ‚Zukunft' und selbst das ‚Berliner Tagblatt' hat das perverse Gemauschel, das Herr Harden seinen »Stil« nennt, kürzlich zu tadeln gewagt, freilich nur unter tiefer Verbeugung vor dem Genius selbst. Indessen der »Stil« gehört zu Herrn Harden wie die Narrenkappe zum Hanswurst, und auf den Hanswurst kommt am Ende mehr an als auf seine Kappe.

---

*) Aus dem Aufsatz der ‚Neuen Zeit' (Stuttgart, XXVIII. Nr. 52).

**) Ist bereits geschehen.

***) Der Verfasser kennt die ‚Fackel' nicht.

Anm. d. Herausg.

Unwissend in allen historischen und politischen Dingen, weiß sich Herr Harden seinem »gebildeten« Publikum politisch dadurch interessant zu machen, daß er in den Schlafkammern prominenter Personen herumschnüffelt, mit Nüstern, die sich um so weiter blähen, je perverser es darin zugeht, historisch aber dadurch, daß er im Staube der Bibliotheken nach alten ganz oder halb vergessenen Scharteken kramt, aus denen er ellenlange Zitate seinen bewundernden Lesern um die Ohren schlägt. Welch ein Mann von stupender Gelehrsamkeit! sagt dann der gelehrige Professsor der Historie in Leipzig, der die ‚Zukunft' mit seinen Beiträgen schmückt, und der naive Junker auf seiner hinterpommerschen Sandbüchse ruft nicht minder staunend: Ein verflixter Kerl, dieser Harden, der selbst noch S. M. an Kenntnis der Geschichte übertrifft. Und nicht bloß der naive Junker spricht so, sondern auch die nationalliberale Presse, die, als der Kaiser seine Königsberger Rede hielt, sofort ihre Boten an Harden sandte, um das Orakel über die »Gnade Gottes« u. s. w. zu hören.

Als Autorität in monarchischen Sachen ist Herr Harden bekanntlich durch keinen Geringeren geweiht worden als durch Bismarck, der mit ihm die Flasche Steinberger ausstach, die der Kaiser als Versöhnungsspende nach Friedrichsruh gesandt hatte. Herr Harden ließ sich denn auch nicht lange bitten und entschied den Königsberger Fall: der Kaiser ist ein durch und durch konstitutioneller Fürst, aber — denn »pikant« muß die ‚Zukunft' bei aller Gottesfurcht und Königstreue sein — der alte Fritz drückte sich etwas anders aus als der Kaiser, indem er schrieb:

Unser Haus hat, wie alle anderen seine Achilles, seine Ciceros, seine Nestors, seine Blödsinnigen, seine gelehrten Frauen und bösen Stiefmütter und unstreitig auch seine verliebten Prinzessinnen gehabt. Wenn wir die vortrefflichen Eigenschaften unserer Vorfahren überzählen, so werden wir leicht einsehen, daß unser Haus seine Vergrößerung ihren Vorzügen gewiß nicht zu verdanken hat. Die meisten Fürsten aus unserem Hause haben sich nur schlecht aufgeführt; aber der ungefähre Zufall uud die Umstände sind uns dienlich gewesen. . . . In Ansehung der königlichen Würde nimmt man alles, was man kriegen kann, und man hat niemals unrecht, als wenn man es wieder herausgeben muß.

Mit welchem diabolischen Grinsen Herr Harden diese Zeilen geschrieben haben mag, in dem Bewußtsein, daß er seinem »gebildeten« Publikum alles, aber auch alles bieten dürfe. Was er zitiert, hat nämlich der alte Fritz nie gesagt oder geschrieben,

sondern es steht in einem alten Pamphlet, das jedem, der sich nur ein wenig in der preußischen Geschichte umgesehen hat, als eine der ihrer Zeit bekanntesten Schmähschriften auf den König Friedrich bekannt ist. Sie war betitelt: Matinées du roi de Prusse und enthielt unter der Form von Morgenunterhaltungen des Königs mit seinem Neffen und Thronfolger die bissigste Satire auf das friderizianische Regiment. Sie erschien zum erstenmal im Jahre 1766 ohne Angabe des Verfassers und des Druckortes und ist dann in verschiedenen Ländern verschiedentlich nachgedruckt worden, zuletzt in London 1863, ohne daß bis heute mit Sicherheit festgestellt worden ist, wer sie verfaßt hat. Die meiste Wahrscheinlichkeit spricht für einen gewissen Bonneville, nicht des Bonneville, der aus der französischen Revolution als Herausgeber des »Cercle social« und anderer revolutionären Blättern bekannt ist, sondern eines älteren Bonneville, der im Jahre 1750 als Sekretär des Marschalls von Sachsen nach Berlin gekommen war.

Man sagt vielleicht, bei der unglaublichen Unwissenheit des Herrn Harden in historischen Dingen habe er in gutem Glauben die Satire für echt gehalten. Aber wenn schon den von ihm zitierten Sätzen die Satire stark genug aufgeprägt ist, so müssen andere Sätze der Schrift auch die blindesten Augen öffnen, beispielsweise die folgenden Sätze, die der König Friedrich seinem Neffen eingeprägt haben soll: »Wir (die Hohenzollern) sind diese ganze Zeit hindurch auf dem Wege des gewandten Machiavellismus verfahren, als geschickte Spieler in den Geschäften dieser Welt und emsige Einsammler ihrer Güter, mit einem Worte als andächtige Verehrer Beelzebubs, des großen Ordners und Belohners der Sterblichen hienieden. Welchen Glauben wir, die Hohenzollern, befunden haben, und ich noch immer befinde, als den wahren; lerne auch du ihn, mein gescheiter Neffe, und mögen alle Menschen ihn lernen. Durch stetiges Daranfesthalten und Wirken in diesem Geiste früh und spät haben wir es so weit gebracht, wie du siehst; — und werden es noch weiter bringen, so Beelzebub will, der im allgemeinen gnädig ist denen, die ihm recht dienen.« Nein, dieser waschechte Monarchist, der an den Stufen des Thrones steht wie ein Cherub mit flammendem Schwerte, hat sich einmal einen rechten Jux machen wollen mit der völkischen Eigenart der Volkheit, und siehe da! es ist ihm gelungen....

. . . . Aber das Schönste kommt noch. Da selbst in unserer profanen Zeit mitunter noch Wunder geschehen, so gibt es auch unter den zehn- oder zwölftausend Lesern der ‚Zukunft' noch einige, die sich nicht ganz willenlos einseifen lassen. Sie haben bei Herrn Harden angefragt, wo seine famosen Zitate zu finden seien, worauf ihnen in der neuesten Nummer der ‚Zukunft' folgende Handvoll Sand in die schläfrigen Augen stiebt:

Ich glaube, sie sind noch nie veröffentlicht worden (kanns aber, da mir, fern von Berlin, Kosers Friedrichsbiographie nicht erreichbar ist, nicht sicher feststellen). Im preußischen Staatsarchiv muß ein Manuskript liegen, das man ein Vermächtnis Fritzens an seinen Neffen (der als König Friedrich Wilhelm der Zweite und im Volk der dicke Wilhelm hieß) nennen könnte. Dieses Manuskript scheint der Sohn eines Pastors, der seine Pfarre königlicher Willkür zu danken hatte, abgeschrieben zu haben. ›Der Stadt Anklam steht das Patronatsrecht an beiden Kirchen zu; sie hat es im Jahre 1633, gegen Zahlung von zweitausendfünfhundert Gulden, von dem Herzog Bogislaw dem Vierzehnten käuflich erworben. Im Jahre 1736 war, durch den Tod des Nikolaus Blocksdorf, die Stelle des Ersten Geistlichen an der Marienkirche erledigt. Die Kirchengemeinde schritt alsbald zur Wahl des Nachfolgers; allein der König-Herzog, Friedrich Wilhelm der Erste, befahl, daß die Stelle dem Feldprediger bei einem Fußregiment, Peter Gottlieb Bluth, gegeben werden solle: und der Rat der Stadt Anklam war schwach genug, seine und der Bürgerschaft Gerechtsame aufzugeben und den Schützling des Landesfürsten zu berufen, obwohl die Wahl der Bürgerschaft auf den Diakonus Johann Bähr gefallen war, der schon seit 1712 als Zweiter Geistlicher an der Marienkirche gewirkt hatte.‹ (Berghaus, ›Landbuch von Pommern und Rügen.‹) Der Sohn des durch einen Akt selbstherrischer Laune in sein Amt gebrachten Primarpastors Bluth war Beamter der Stadt Anklam und hinterließ ein dickes, 1784 begonnenes und 1828 abgeschlossenes Manuskript, das mit Kelch und Kreuz geziert ist und dessen erster Teil den Titel trägt: ›Königliche Frühstunden; ein noch ungedrucktes Manuskript von Friedrich dem Großen‹. Kapitelüberschriften: Von der Lage meines Königreiches; von dem Grund und Boden meiner Staaten; von den Sitten der Einwohner; von der Religion; von der Gerechtigkeit; von der Politik; von der besonderen Politik; von den Schönen Wissenschaften; von besonderen kleinen Umständen; von den Ergötzlichkeiten; drei Grundsätze der Staatspolitik. Die Abschrift ist durch Vererbung in Privatbesitz gelangt, und der Eigentümer hatte die Güte, uns einiges daraus mitzuteilen.

Hier kann man trefflich die Mache studieren, wie sie der Humbug des Humbugs treibt. Kosers Friedrichsbiographie, Manuskript im preußischen Staatsarchiv, Vermächtnis Fritzens an seinen Neffen, Patronatsrecht der Stadt Anklam, Herzog Bogislaw der

Vierzehnte, Nikolaus Blocksdorf, Feldprediger bei einem Fußregiment, Landbuch von Pommern und Rügen, Kelch und Kreuz usw. usw. — welch stupende Gelehrsamkeit, wird der gelehrte Professor sagen, und jeder junkerliche Brot- und Fleischwucherer wird schnalzend hinzufügen: Ein verflixter Kerl, dieser Harden!

Und so hat schließlich doch der Fürst der Gecken die Lacher auf seiner Seite, wenn er die Pritsche über diese mordsdämliche Gesellschaft schwingt.

Die morgenländischen Märchen *)

Von **Otto Stoessl**

Die erste Schöpfung einer erwachenden Volksseele, ist das Märchen, die Dichtung der Kindheit, für die Jugend der Völker als Nahrung des eben erregten Geistes bestimmt, der noch nichts anderes verlangt, als unablässig vorüberziehende Eindrücke, bunt wie die Erscheinungen, aber ohne schicksalhafte Bestimmung.

In der Märchensprache klingt alles Elementare mit seinen Urlauten an, wie von einer dumpfen Zärtlichkeit und doch leise lehrhaft gesagt. Die allem Epischen innewohnende breite Rhythmik sammelt sich hier in gewisse einfältig konventionelle, doch stets von neuem durch ihre endgültige Gewichtigkeit überraschende Formeln, welche dem Lauschenden über seine etwa beirrende Logik hinweghelfen. Bleibt doch die Wirklichkeit das feindseligste Rätsel des Kindes und darum auch des Märchens. So wird sie sanft umhüllt und von Schleiern der Rede ins Traumhafte gehoben. Unter dem Klang und Sinn des Märchens schwebt das Gemüt wie zwischen Himmel und Erde, den Sternen oben, wie dem Gras unten gleich entrückt und dennoch die geflügelten Gaben der Dinge und Gedanken be-

---

*) Ausgaben des »Insel«-Verlages von »1001 Nacht«, »1001 Tag«. Leipzig.

rührend und wieder entlassend, von keinem Schmerz der Erfahrung um das Wunder des Eindrucks betrogen, der einzigen Leidenschaft der Anschauung hingegeben. Dieser strahlende Dämmerzustand des Märchens scheint das poetische Geschwister der kindlichen Seele selbst, in welcher sich alle Erscheinungen zusammenfinden, aber körperlos ohne Kampf einander durchdringen. Nichts besteht hier, als sinnliche Mannigfaltigkeit ohne Wertung, Vieldeutigkeit ohne Wahl, Folge ohne Bedingtheit.

Das Märchen ist die geistige Nahrung des Kindes, gut wie die Muttermilch. Die Mütter sind denn auch die Märchenammen der Völker. Sie erleben, wenn sie ihr Geschöpf im Schoße tragen und noch lange nach der Geburt eine wunderbare Rückkehr aus dem Bewußten ins Traumhafte. Alles Geistige wandelt sich ihnen in still waltendes Sinnliche, wobei eine verinnerlichte Wirklichkeit zum Nebelspiele wird, in dessen Mitte, fern, als Ahnung spürbar, doch wesenhaft, ein Sternschimmer: das Kind ruht. Aus dieser mütterlichen Entrücktheit quillt die süße Nahrung des Märchens, einer Natur verdankt, die dem Kinde geheimnisvoll angeglichen worden.

Der stoffliche und geistige Gehalt des Märchens bezieht seine Formen und Zeichen aus der nächsten Umwelt und aus den fernsten Regionen, Gewohnheiten und Vorgänge des gemeinen Lebens werden auf das großartigste erhöht, Wunder der Höhe auf das vertraulichste angenähert, Wind und Welle rauschen in die Fabel, gute und böse Tiere spielen sanft oder feindselig mit, die Elemente und die Erscheinungen einer Geisterwelt treten alltäglich, die üblichen Umstände jeder Stunde festlich und bedeutsam auf. Ein immerwährender Tausch der Rollen, ein steter Wechsel des Gewichts jeglichen Charakters, jeglicher Situation bewirkt eine luftige Freiheit und einen hinreißenden Schwung. Die Wirklichkeit leiht nur die Instrumente, mit denen der Geist eine bezaubernde Musik macht.

Die innewohnende Kraft jeder Kunst, die Realität zu lösen, zu beseelen, von ihrer Schwere zu befreien, den Stoff zu entstofflichen, aber alles Seelische zu verleiblichen, nimmt im Märchen ihren verheißungsvollsten Anfang. Es eignet, als die Dichtung der Kindheit, einer jugendlichen Nation als ihr poetischer Charakter und darum kann keine andere Aussage das Volk wahrhafter vergegenwärtigen. Sie läßt seine Triebe sprechen.

Im Morgenland, dessen Name schon die bleibende Frühe einer jungen Welt bezeichnet, wirkt eine Nation von Kindern die buntesten Märchen, deren Motive nach dem Westen gewandert, in die Begriffssphären anderer Sprachen und Sitten umgedeutet worden sind.

Nun betrachtet man erstaunt diese Spiele ewiger Kinder, die im Rausch des Unwesentlichen schwelgen. Ein Land, voll Überfluß in der Sonne gährend, nährt sie ohne allzuschwere Arbeit, leicht und wie von ungefähr bietet sich das Notwendige, überraschend kommt das Überflüssige herbei, Pflicht und Strenge gelten nicht, die Muße macht jeden vornehm, geistreich und umgänglich, das Klima begünstigt eine tropische Lebenskraft auch des Menschen, die in tausend Einbildungen lustvoll verdampft, ohne die Muskeln zur Tat verbrauchen zu müssen. Das ist die rechte Kindheits- und Brutwärme des Märchens.

Die gesellschaftliche Ordnung macht denn auch wahre Kinderstaaten aus, in denen es abenteuerlich und nach Launen hergeht, der jeweils Stärkste gebietet, aber fragwürdig genug. Vezier und Kadi, der reiche Kaufherr, oder der tückische Magier, der fromme Schaykh oder der schlaue Dieb entfalten, jeder auf seine Weise so vielfache, einander durchkreuzende, im Augenblick siegreiche, im nächsten besiegte, einander aufhebende Gewalten, daß sie jetzt raubend, jetzt Beute, einem fortwährenden Widerruf unterliegen. Das Ganze dieser Welt schaukelt auf und nieder in einem wahren Märchenrausch. Gleichmut, sinnreiches Nichtstun, prahlerische Beredsamkeit und wieder beschauliche

Maulfrommheit sind einem heftigsten Begehren gepaart, welches ebenso schnell versinkt, der Wunsch gibt sich auch mit der Scheinerfüllung der Erfindung zufrieden. Das Märchen funkelt also von Lüsternheit nach leckeren Speisen, köstlichen Gerüchen, Prachtgewändern, gewürzten Liebesabenteuern. Edelsteine sind gleich zu Haufen angeschüttet, aber mit diesen Vorstellungen fühlt sich der genügsame Geist auch schon gesättigt, wie ja der Körper zur Not mit einer Handvoll Datteln auslangt. Was getan wird, geschieht nicht ohne einen gewissen Zwang, als könne nur ein Anstoß von außen, kein bestimmender Wille die Handlung entbinden. Jeder läßt sich ins Tun wie in einen Abgrund hinabsinken. Der Zufall ist willkommen, weil er jeden nötigt, das Unabänderliche mit sich bewirken zu lassen, nach Allahs Willen. Und immer wieder tauchen aus der Wüste des Lebens die grünen, schattenkühlen Augenblicke eines tiefatmenden, ruhenden Glückes auf, wo das Schicksal sich in Gesang und gereimte Wechselrede, in ein Gastmahl geistvoller Zecher, in eine Umarmung zweier Liebender auflöst. Diese Momente sind das eigentliche Leben, Arbeit und Abenteuer nur die mißlichen Umwege zu einer süßen Stunde.

Man denke sich den Schauplatz dieser Märchen. Sie werden vor den großen, braunen, hindämmernden, alten Kindern dieser heißen Städte von kundigen Erzählern vorgetragen, in den Basaren, wo die Kaufleute pfeiferauchend, mit übergeschlagenen Beinen vor ihren Mokkatässchen brüten, eine Schar von Fischern, Lebensmittelhändlern, Wasserträgern, Garköchen, Soldaten, Bettlern, Krüppeln, Knaben, Sklaven wimmelt umher, gelegentlich erhebt sich ein wüster Streit mit kreischenden Stimmen, Hunde bellen drein, da jammert ein Geprügelter. Der Erzähler wartet, bis sich der Lärm halbwegs gelegt hat und fährt mit eintöniger, aber vielsagender Stimme fort. Eine hohe, verhüllte Frauengestalt gleitet durch die Zeltgänge vorüber, ahnungsvolles Begehren erweckend. Weiße Augäpfel

wenden sich nach ihr und aus blitzenden Zähnen schleichen ihr Wünsche nach, die Leidenschaften knurren wie Doggen an der Kette. Der Märchenerzähler spricht von einer Allerschönsten, und da scheint diese Entschwundene plötzlich in seiner Geschichte sich zu entschleiern. Eine holde Verwirrung des Nichtstuns!

Hier lebt sich alles aus, was von der Tatsachenwelt eingeschränkt wird und in welchem Riesenwuchs von Erscheinung und Bedeutung, aber gleichwohl in strengen Formen voll Würdigkeit. Das Konventionelle gibt dem Überschwang einen gewissen Halt. Maß und Sitte des Betragens macht das Unerhörte etwa glaubhaft, ja zulässig. Auf jeden Befehl folgt die zuchtvolle Antwort: »hören und gehorchen!« Und der Trübselige wird getröstet: »Sei aller Sorgen und Kummers bar und halte Dein Auge kühl und klar«. Selbst wer einem Bettler das Almosen verweigert, bedient sich des höflichen Ausdruckes: »Allah öffne Dir eine andere Tür«. Von der Schönheit der Sklavinnen heißt es, sie glichen dem Mond in seiner Fülle, oder sie werden gepriesen wie sanft sich neigende Weidenruten. Beugt sich die Lautenspielerin über ihre Laute, so scheint sie wie eine Mutter ihr Kind zu fassen. Treffende Witzworte, hübsche Antworten, großmütige Züge, Moralisches und Lehrhaftes, alles geht mit drein, selbst die religiöse Überlieferung verschmäht nicht diese höchst volkstümliche Form der Mitteilung. Kindlich schmiegt sich eine ganze Morgenwelt in des Märchens weiten Mantel. Seine läßliche Rede verwandelt die Geschichte seines Volkes in lauter Geschichten.

So speist Wesen und Wirken, Sinnen und Begehren, Erscheinung und Aussage den unversieglichen Brunnen der Erzählung. Dieser Brunnen rauscht seit Jahrhunderten und sein Wasser wird silbern klingen und fließen, wenn die Wirklichkeiten von heute dereinst mit sieben Schichten von Erde begraben sind. Im Morgenlande ist die Zeit ein ruhendes, kein wanderndes Wesen. Dort bleiben die Menschen die gleichen,

weder ihre Namen, noch ihre Gebärden ändern sich: Kalif, Vezier, Kadi, Schaykh, Sorbetverkäufer, Sängerin, Bettler und Räuber, Kurde und Armenier leben wie vor tausend Jahren, so heute in einem ewigen Morgen. Für jeden Einzelnen wächst nicht bloß der brauchbare Ersatz, sondern völlig der gleiche Erdensohn nach, jeder verharrt widerruflich, darum erst recht unsterblich, als gleichnishaftes, nicht als unvertretbares Wesen. Diese Welt von Kindern wimmelt von lauter Typen. Figuren treten auf, gehen ab, aber keine Persönlichkeiten. Attribute wandeln und schlagen sich herum, Masken fechten ihre Wirklichkeit aus, Fische schnappen nach einander im purpurnen Meer.

Das morgenländische Märchen ist die Epik der zeitlosen Gattung.

Gedichte

Von **Hugo Wolf** (Wien)

Legende

Sie stand mit lüstern lockender Geberde
und rings um sie verstummte alles Sein.
Die Arme schnitten in den Abend ein,
daß sich ihr Leib aufhob von dieser Erde
als weißes Kreuz, ein weißer, starrer Stein.

Ich hing an ihrem Hals — ich, Gott, ich, Zeit,
starb, um mein wildes Blut der Welt zu geben.
Unter der Sternenfluten grimmigem Beben
ward ihrer Beine Tempelherrlichkeit
zum schnellen Grab für mein so junges Leben.

Lang war ich tot — lang war mein Traum und tief.
Da fuhr ein Morgenwind hinab die feuchten
Bergwände und der Wald, der kauernd schlief,
wuchs hoch und sauste. Auferstehung rief
der letzte Tag aus ihres Leibes Leuchten!

Unvergeßlich

Von deinem bleibenden Antlitz wehen
noch immer die großen Gedanken, greift
noch immer dein traumentschleiertes Sehen
dorthin, wo der Tag am reichsten reift.

Noch immer rollt wie ein Starres, Rundes
über mich dein Wort, das sichergeschnellte,
und rinnt das Fieber meines Mundes
in deiner Hände Herbsteskälte.

Der Fötus

Jüngst war er noch nur Trieb und leises Flimmern
in einem Meer von Wünschen, bis ihn heftig
ein Wollen faßte, das aus fernem Schimmern
ins Dunkle schoß. Da schwoll er groß und kräftig.

Und teilte sich und hatte Kopf und Beine —
gekrümmt, gefaltet — wie ein Menschenleben
nach müden Jahren. Hilflos hingen seine
Gedanken an der Mutter stillem Weben.

Die geht mit schwerem Schritt ins Abendrot.
Sie weiß, bevor den Tag ins Tiefe wehen
die milden Nächte, greift hinein der Tod: —
und da ists um ihr liebes Kind geschehen.

Die Toten

Schreiten wir nicht über den Ländern?
Strecke die Hand, so zieh ich dich empor.
Wir streichen an den Wolkenrändern
vorbei und aus den Dünsten hervor.

Spürst du den Hauch, den uns die Erde schickt
aus Gräbern, die unser Zeitliches umschließen?
Wie uns das Sternenreich mit Flüstern nickt —
die Sterne sprechen, und wir leuchten, fließen!

Strecke die Hand, da uns der Sonnenwirbel schleift
nach dem Beginn, wo ich und du im Kranz
der hellsten Stunden herangereift,
um einst so ungeteilt und ganz

in unsre weißen Körper zu entsinken.
Ich denke an deine Arme, an Opale
und blütenbehängte Äste. Wenn wir trinken,
so ist es aus einer roten, feurigen Schale.

Und wenn wir trauern, müssen wir verklagen
und Leichen schleifen in kühlen, dunkeln Booten.
Und wenn wir sterben, müssen wir entsagen. —
Strecke die Hand, zur Höhe geh'n die Toten!

Wo halten wir an? Ich weiß einen blauen Saal,
wo alte Gefährten heiterselig lärmen
und aus einem demantnen Pokal
das Feuer springt, an dem sich Geister wärmen.

Ich weiß einen grünäugigen Quell,
aus dem sich weiße Schleier aufwärts winden
und Tiergestalten mit purpurgeflecktem Fell
des Abends betäubenden Trunk der Liebe finden.

Auch weiß ich eine Erde meinen Händen,
zu wühlen, zu zeugen und Frucht zu geben.
Willst du dahin zurück? So laß uns wenden!
Senke den Flug! Du liebst wie ich das Leben!

Beginn des 50. Psalmes

Des Ewigen Rede überbrückt
nach Sonnenauf- und Niedergang
die Erde. Leuchtend und verzückt
steigt langsam über Zions Hang —
Gott hinan.
Und ruft und schweiget nicht.
Es weht von seinem Angesicht
ein Feuerstrahl nach ferner Küste.
Und Stürme blähen ihre Brüste.

Beruhigung

Wovor fürchte ich mich? Es legt die Nacht
ihre sanfte Hand
auf die schlafende Stirne und der Brand
der Träume ist erwacht.
Dann wirft der Morgen sein Goldgewand
um den Leib und wir sehen vor uns gestellt,
was die Träume zu Stande gebracht:
den Tag und die Welt.
Dann ist's der Abend, der sich krönt
und gürtet mit den letzten Sonnensplittern,
bis die Stimme der Träume wieder tönt.
In seinem Schwellen und Zittern
scheint er fast ein Stück
der Wirklichkeit zu umwittern —
da hält ihn schon die Nacht zurück.
Wovor fürchte ich mich?
Keine Stunde wird den Schleier gewinnen,
der über die Dinge sich
wie ein Dunsthauch legt und schwer
ihr Wesen drückt nach innen.
Denn wir lieben die Träume zu sehr,

Stummes Beieinanderleben

Viel Jahre sind wir schon beisammen.
Wir sahn uns morgens, wenn die Laken
des Bettes in den weichen Flammen
der Sonne, weiß wie Blüten, schwammen
und unsre Stirnen fast erschraken,

daß sich so jäh des Schlafes Band,
vom Hauch der Nacht traumdünn gesponnen,
auflöste und in Nichts verschwand:
daß unser Sinn nur Weh empfand,
getaucht in Tages hellen Bronnen!

Wir sahn uns Abends auch, wenn Schweres
an unsern dunkeln Herzen zog
und so die welken durch ein hehres
Schweigen — wie in ein Grundlosleeres —
dem Mund der Nacht entgegenbog.

Kein Jahr hat uns in Eins verbunden
noch einem Wort den Weg gebahnt.
Und nur ganz seltne reiche Stunden
entgruben aus vergrabnen Wunden
ein Lippenzucken — kaum geahnt!

Großstadt aus der Vogelperspektive

Weißer, wehender Staub,
durch den sickernd die Sonne rinnt.
Ein mattes Zittern umspinnt
die Dinge und die Farben.
Häuser sind prunkend gemalt in den Raum,
Türme wie aufrechte Feuergarben.
Rädergerassel, sausendes Zischen.
Wie eines Goldmeers abgestreifter Schaum
hängt überall Licht. Dazwischen
Menschen.

Gestalten, wandernde Fragen: Wohin? und Wie?
Sie haben Furcht in ihrem Sprechen und Lachen,
weil ihre Werke, die stärker sind als sie,
ihre Wünsche erschrecken machen.
Denn viele, die sich heute ins Helle winden,
wissen, daß sie morgen verzichten müssen
und im Leisen verschwinden:
Frauen, die im Vorüberhasten
kühneres Leben sich erküssen,
und Männer, die mit wuchtigen und blinden
Händen in ungeheure Genüsse
tasten.

Der Boden raucht. Dünste und Dämpfe,
wie Atem eines Riesentieres, umziehen
das Gesicht des Himmels. Auf die Kämpfe,
die unter ihnen vorüberfliehen,
schauen marmordunkle Monumente,
schweigend,
wie Zeiger am Wege in Jahrzehnte
und Jahrhunderte. Plötzlich, wenn strahlenneigend
gespiegelte Lichter von obern Fenstern
um Säule und Sockel niederschweben,
ists wie ein Reigen von Gespenstern,
die leben.

Totengeläut

Nach dem Französischen des Ivan Gilkin

O Glocken, schwer und langsam tönend,
höhnend,
stöhnend;
Glocken, die der Schrecken sucht,
verflucht,
verflucht;
Glocken in Nöten und in Gewittern
wenn Waffen splittern,
Tränen zittern;
O Glocken im Blut, Glocken im herben
Sterben,
Sterben;

Näher Glocken, näher Glocken
euer Stocken,
euer Locken;
Läutet Glocken weit und breit
Dunkelheit,
Dunkelheit!
Hört, wie dumpf durch Luft und Licht
Donner bricht,
Donner bricht!
Unter Flammen weiß und weich,
Sodom gleich,
Sodoms Reich —
Sinken die bösen Städte zusammen
in Flammen,
in Flammen!
Glocken über den Häusern im Brande
der Schande,
der Schande;
und über den Kirchen Glockentöne,
wo Teufelssöhne,
Teufelssöhne
zum Abendmahl von ihren Lenden
Hostien spenden,
Hostien spenden;
läutet über der Unzucht Fest
die Pest,
die Pest;
und über des Glaubens müde Zeit
Hungersleid,
Hungersleid;
und über Zorn und Haß und Sieg
den Krieg,
den Krieg! — —
Doch niemand hört auf euer Sagen,
Glockenklagen,
Glockenklagen,
und niemand ist, den herzlich freute,
daß ich läute,
ewig läute!

Die große Hure Babylon

Ich bin die Welt, in die ihr niedertaucht,
um mit verstörten Augen aufzusteigen,
voll eines Bildes, eines Nichts, voll Neigen
des Nebels, der aus meiner Seele raucht.

Ich bin die Welt. Aus meinen Schleiern schwingen
die Wollustdünste, die gleich Herbsteskränzen
um euch sich winden und bei euren Tänzen
sich schlimm um eurer Glieder Wahnsinn schlingen.

Ich selbst erschaure vor dem Tieferdringen.
Denn drohend steht vorn meine Ewigkeit,
die Flügel breit, die von jeher auffingen
den Sturm, der steil aus mir ins Dunkle schreit.

Der tragische Mensch in der modernen Literatur

Von **Samuel Lublinski**

Scheinbar liegt es weit ab von meinem Gegenstand, wenn ich mit meiner Auffassung des Napoleon-Problems beginne. Aber ich fasse den französischen Imperator als eine allerdings primitive Form des tragischen Menschen auf, weshalb es mir sehr recht ist, wenn die Historiker mehr und mehr festzustellen beginnen, daß er nicht der titanische Eroberer und unersättliche Weltverschlinger gewesen ist, noch sein wollte, als den ihn die kleinbürgerliche Romantikerphantasie früherer Generationen empfunden hat. Ihm kam es nur darauf an, England niederzuringen, und diese Aufgabe hatte er von der Revolution geerbt, wie auch die Mittel zu ihrer Bewältigung. Weder die Kontinentalsperre, noch der ägyptische Feldzug waren Originalideen des Korsen; das alles war ihm vorgedacht

worden, das alles lag in der Luft, es war in den Verhältnissen begründet. Sein Originalbeitrag war nur der: als sich die Schwierigkeiten immer mehr häuften, so daß die anderen verzagten, da gab er nicht nach. Darin allein unterschied er sich von den Zeitgenossen, daß er nicht nachgab. Er hätte nach dem Frieden von Amiens in Ruhe leben und den Austrag des Kampfes, die Lösung der Aufgabe, späteren Generationen überlassen können. Aber er hatte diese an sich vernünftige und geschichtlich gegebene Aufgabe in seinen Willen aufgenommen und sich mit ihr identifiziert, weshalb er lieber zu Grunde ging als nachgab. Hier tritt das Irrationale des menschlischen Willens an das Tageslicht. An sich steht jeder, in dem der Wille andere Eigenschaften überwiegt, dem Rationalismus ziemlich nahe, weil ein wirkliches Wollen nicht möglich ist ohne einen Plan und dieser nicht ohne scharf formulierte, logisch faßbare Ziele. Sobald es aber zu entsagen gilt, weil die Hindernisse unübersteigbar erscheinen, hört auf einmal die Vernunft des großen Wollenden auf, und er überläßt sich der Dämonie der ihn beherrschenden Seeleneigenschaft und geht lieber zu Grunde, als daß er seinen Willen abspannt. Der Fall Napoleon ist nur ein Beispiel für viele und noch dazu ein sehr primitives Beispiel.

So empfinde ich den tragischen Menschen. Um ganz subjektiv zu sprechen, so weiß ich für meine Person nicht, was es noch für einen größeren Gegenstand der Dichtung und zumal des Dramas geben könnte. Allerdings wünsche auch ich eine reichere Natur als einen General Bonaparte im Mittelpunkt der dramatischen Dichtung zu sehen, eine, die von der Differenziertheit des modernen Seelenlebens nicht unberührt geblieben ist. Aber der Grundkern ihres Wesens muß und soll — ich empfinde nun einmal so und nicht anders — jene klare und großzügig logische Willensenergie sein, die auf einmal aus allem Vernünftigen heraus in das Dämonische hinein-

wächst und sich dann gerade am machtvollsten entfaltet und selbst genießt. Aus dem Rationalen in das Irrationale hinein, das ist mein Glaube von der Tragödie und mein Ziel, das ich in meinen eigenen Dramen zu verwirklichen suche und zum Teil schon verwirklicht habe.

Aber die typische moderne Auffassung von der Tragödie geht vom entgegengesetzten Standpunkt aus. Da ist nichts vom Willen zu spüren, sondern nur von Willenslosigkeit. Der Dämon wird entweder in das Milieu verlegt, das seinen armen und wehrlosen Opfern den Garaus macht: das ist die sattsam bekannte Tragödie des Naturalismus, der angeblich vollständig überwunden ist. In Wirklichkeit empfindet die Hofmannsthal-Schule nicht anders, nur daß sie, und das ist beklagenswert, auch noch Psychologie treibt. Irgend ein unendliches Gefühl, das aus den Trieben kommt und nicht aus der Metaphysik, übt eine eben solche Gewalt aus, wie bei den Naturalisten das Milieu, und der »Held« der Tragödie spannt keineswegs den Willen an, um diesem Schicksal zu entrinnen. Wozu auch, der arme Schelm ist von vornherein in der Mausefalle und kann höchstens melodisch piepsen. Ich verkenne nicht, daß in diesen Dichtungen eine starke lyrische Ahnung von der Problematik des Lebens Ausdruck sucht und manchmal findet, aber in der denkbar ungeeignetsten Form, die sehr rasch das tiefe Gefühl verwässert, nämlich »psychologisiert.« Das instruktivste Beispiel dieser Art ist die Mißdichtung des Hofmannsthalschen Ödipus. Nach der alten Sage war Ödipus zum Vatermord und zur Mutterehe einfach verurteilt, weil es einem Gott so gefiel. Bei dem modernen Dichter aber befindet sich Ödipus im Stadium der Pubertät, und da kann man freilich nicht wissen, was noch passieren kann, zumal er von schlimmen Vorfahren allerlei böse Gelüste geerbt hat. Da haben wir es: die Vererbungstheorie und die Psychologie! Manchmal, so besinnt er sich genau nach dem Orakelspruch,

hat er seiner Mutter mit dunkler Ahnung nachgesehen und einen seltsamen Groll gegen den Vater gespürt. Also nimmt er schleunigst Reißaus, und ich beneide keinen, der nicht den fürchterlichen Rationalismus durchschaut, mit dem hier das Geschlechtsleben zum Apparat einer Mausefalle herabgewürdigt wird. Wer spürt nicht den Professor Freud? Der arme Ödipus weiß also ganz genau, daß keinerlei Hemmungen in ihm sind, und daß Schreckliches geschieht, wenn er nicht sofort Korinth verläßt. Gewiß, dahinter steht eine starke Lebensangst, die sich aber, etwa in einer Ballade, eine andere und ihr mehr adäquate Verkörperung geschaffen hätte, wenn nicht der Herr von Hofmannsthal darüber gekommen wäre, der durchaus eine Tragödie schreiben wollte. Freilich hat er damit eine Sehnsucht der Zeit vollinhaltlich erfüllt. Die Zeit will ein klein bißchen religiös sein und eine mäßige Portion von Irrationalität kann da ja gar nichts schaden, wenn man nur wieder hübsch analysieren und die Sache psychologisch begreifen kann. Dagegen beileibe keinen Willensmenschen! Der ist zunächst von einer so beleidigenden Klarheit, von einer so gradlinigen Einfachheit, daß er einem sensationshungrigen großstädtischen Mystiker nichts, aber auch gar nichts zu bieten vermag. Plötzlich jedoch wächst dann dieser Unselige über alle Logik hinaus, in eine Atmosphäre hinein, die zwar ebenfalls irrational und vielleicht sogar religiös, nämlich tragisch ist, der sich aber mit Professor Freudscher Psychologie und mit wissenschaftlicher Analyse absolut nicht beikommen läßt. Und das kann einem großstädtischen Theaterpublikum und einer dito Kritik doch nicht mehr gefallen.

Diese Vorausbemerkungen waren unerläßlich, um Freunden wie Feinden und einem neutralen Publikum einen Wink darüber zu geben, wie mein vor zwei Jahren erschienener »Ausgang der Moderne, ein Buch der Opposition« (Dresden, Carl Reißner) gelesen werden muß. Man hat sich in Zustimmung

wie Gegnerschaft an allerlei Einzelheiten und Vordergrundserscheinungen des Buches gehalten, und nur ganz wenige haben bemerkt, daß es hauptsächlich nach den Lebensbedingungen des tragischen Menschen in der modernen Welt suchte, und daß es bekämpfte, was diesen Bedingungen nicht entspricht, zugleich aber mit einer fast übertriebenen Liebe auf die wenigen Keime hinwies, die bei entsprechender Pflege eine Verbesserung des tragischen Milieu erwirken könnten. Schließlich schrieb ich das Buch doch nur aus dem starken Glauben heraus, daß die gegenwärtige Welt reif sei für die Geburt einer neuen tragischen Grundempfindung. Damit aber auch für eine neue tragische Dichtung auf dem Gebiet des Dramas, und da alles innerlich zusammenhängt, auch für neue große Formen in der Lyrik (Hymnus und Balladen aus der modernen Innerlichkeit heraus) und in der Epik, wenn es gelingt, unsere starke soziologische Empfindung aus der »Soziologie« heraus- und in die Sphäre des Dichterischen, der Phantasie und Freiheit hineinzuheben.

Zwei Punkte mußten bei einer solchen Untersuchung ganz von selbst in den Vordergrund treten: die moderne Weltanschauung und die moderne Form. Für jeden schöpferischen Menschen gibt es freilich im Grunde nur eine einzige Weltanschauung, nämlich den Glauben an die Unabhängigkeit und Intaktheit seiner inneren Welt. Er lacht derjenigen, die ihn für unfrei erklären, für »determiniert«, weil er weiß, daß jede seiner geistigen Taten dieses Gerede widerlegt. So empfindet ganz naiv der schöpferische Mensch, wenn auch gegenwärtig seine Theorie seiner wahren Empfindung oftmals wunderlich widerspricht. Selten noch haben die Künstler soviel von soziologischer Bedingtheit ihrer Kunst gesprochen und sich in einer fast prostituierenden Weise der Wissenschaft untergeordnet. Diese Verhaltungsweise mag aus dem Gefühl entspringen, die Kluft zwischen Kunst und Leben,

zwischen Produktion und Wirkung, nicht bis zur Unüberbrückbarkeit zu erweitern. Draußen im Leben scheint ja die Unfreiheit zu triumphieren, scheinen Soziologie, Naturwissenschaft und Technik mit ihren strengen Bedingungen das Dasein zu beherrschen; — folglich muß sich die Kunst diesen gleichen Gesetzen beugen, um ebenfalls annähernd ähnliche Wunder wie Zeppelinsche Luftschiffe oder Ehrlich Hata zu erzeugen. Dieser törichte Glaube ist recht eigentlich die Erbsünde der Moderne; er hat schon viel Schaden angerichtet und verhindert mehr als etwa Mangel an Talent den Aufstieg zur großen Kunst und zur Tragödie. Ich habe in meinem Buch gezeigt, daß die Verhältnisse umgekehrt liegen. Ohne die spontane schöpferische Tätigkeit des freien Geistes wären nicht einmal solche angenehme Nebensächlichkeiten wie moderne Technik und Naturwissenschaft entstanden. Es ist daher nicht nötig, sich von diesen Dingen sonderlich imponieren zu lassen.

Wichtiger, viel wichtiger, als alle technischen Errungenschaften, ist die Frage der modernen Kunstform. Es ist klar, daß eine Tragödie großen Stils ohne strenge Form nicht möglich ist, und ein Gleiches gilt für die Ballade oder Epik von hohem Rang. Außerdem ist die Form der vollkommenste Ausdruck der menschlichen Freiheit und künstlerischen Spontaneität, sie beweist, daß sich die Persönlichkeit eine Sache, der Künstler einen Stoff vollkommen angeeignet hat. Wenn ein Wortspiel so in uns widerklingt, daß nicht der Verstand diese Verbindung hergestellt zu haben scheint, sondern daß sie aus einer rätselhaften mystischen Einheit erwächst, so ist das Form, und diese kommt aus der inneren Einheit des Künstlers, der sich selbst in seiner Geschlossenheit in allen Dingen der Welt widerspiegelt. Ebenso bedeutet dramatische Form, daß ein Dramatiker die Außenwelt nach seinem Bilde geschaffen hat. Ich will den Gedanken nicht weiter verfolgen, weil mich diese Andeutung wohl schon gegen den Verdacht

schützen dürfte, daß ich einen mechanischen äußeren Formalismus gemeint habe. Dieser Vorwand und Popanz wird mir von allen entgegengehalten, die den Willen zur Form bekämpfen. Soweit darunter junge und starke Individualitäten sind, die im ersten mystischen Rausch ihrer entdeckten Persönlichkeit schwelgen und sich einem unendlichen Allgefühl überlassen, so wird diesen Gegnern die Zeit selbst die Augen öffnen, wenn sie in das zweite und eigentlich schöpferische Stadium ihrer Mystik eintreten und sich die Außenwelt unterwerfen werden. Dagegen darf man mit gewissen anderen Gesellen kein Erbarmen haben. Sie sind zu schwächlich, um ganze Persönlichkeiten und überhaupt irgend etwas ganz zu sein. Ihr lyrisches, ihr dramatisches oder ihr malerisches Talent für sich allein würde nicht genügen; — also wird eine kitschige Kombination von dem allen zurecht gemacht und wohl gar noch für »Form« ausgegeben. Von diesen Ragouts, zum Beispiel der »Dramatiker«, lebt unter anderem die Regiekunst des bekannten Reinhardt. Diese Herren Mischmaschkünstler berufen sich mit Vorliebe auf erlauchte Ahnen, auf Hebbel und Wagner, die allerdings keine geschlossene Form aufwiesen, sondern sich »zwischen den Künsten« tummelten und gelegentlich vor entschlossener Mache nicht zurückschreckten. Aber diese Großen lebten in einer Zeit revolutionärer Erschütterungen und politischer und kultureller Götterdämmerungen, als täglich im Leben da draußen ein neuer ungeahnter Stoff emporquoll, für den es noch keine künstlerischen Mittel gab, die vielmehr schleunigst improvisiert werden mußten. Heute sind die Zeiten ruhiger geworden, und die Epigonen dieser Heroen haben kein Recht zu ihrem formlos formalistischen Kitsch, und ich habe sie mit einer Verachtung behandelt, für die jene Herren mit einem Haß quittierten, der sich einmal wenigstens in Taten Luft machte, als der bekannte dickfellige Siegfried die Schmeißfliege aus dem Hannövrischen gegen mich losließ.

Aber mir ist weder mit dem Haß, noch mit der Liebe gedient, sondern nur mit der Diskussion. Ich schrieb das Buch vor allem als ein Suchender, ich wollte ein Problem zum Bewußtsein bringen. Meine Formulierungen sind hingestellt, um die Erörterung hervorzurufen, und ich weiß sehr wohl: »es kommt immer anders.« Nicht minder aber weiß ich, daß nur dadurch Entwicklung und Zukunft entsteht, daß man seinen Glauben zum Dogma (jawohl, zum Dogma) formt und dieses dann wie einen Pfeil in den Raum der Zeit hinausschwirren läßt. Was tut es, ob der Pfeil ins Schwarze trifft, wenn er nur in die Zukunft weist, und wenn darnach auch andere den Bogen spannen! Ich schrieb mein Buch als ein Suchender, und ich fordere die andern alle auf, sich als ebenfalls Suchende mit meinem »Ausgang der Moderne« auseinanderzusetzen. Alle jene fordere ich dazu auf, die der Gegenwart zum Trotz an die Zukunft der tragischen Persönlichkeit und die moderne Kultursynthese und Kulturfreiheit noch zu glauben vermögen.

Mitgefühl

Von **Albert Ehrenstein**

Gewiß war ich auch schon früher nach Ottakring geraten, Freunde hatten mich mehreremale zum Heurigen geschleppt, wir müssen aber wohl die Hauptstraße hinaufgefahren sein oder das Gespräch der Kameraden lenkte mich ab, sicher ist: ich sah, hörte, roch, fühlte damals nichts von dem, was mir heute zustieß. Sonst wäre ich doch kaum so ratlos dagestanden, so unfähig, auf die Beobachtungen und Gefühle, die mich bedrängten, eine Antwort zu finden. Die Sucht, den Gerüchen, die mir entgegenschlugen, dem Staub, den mir Wind und Wagen ins Gesicht warfen, mit einem Taschentuch zu begegnen, diese Sucht wäre mir, glaube ich, nicht so tief egoistisch und daher verwerflich erschienen, wenn nicht nach

und nach die Pferdefleischhauer zu überwiegen begonnen hätten und, Folge notwendig geringer Sorgfalt, ein unglaublich hoher Prozentsatz von Buckligen und Verwachsenen unter den Kindern mich nicht verstört hätte. Es gab da dünne Arme, große Köpfe, Höcker und Ausladungen mannigfaltigster Art.

Mein Bestreben, irgendwie und teilweise Abhilfe zu schaffen, ist ziemlich schnell hervorgetreten und noch schneller lächerlich gemacht worden. Ein kleines, vielleicht achtjähriges Mädchen, ein Kind an jeder Hand und hinter sich eine auf Rädern ruhende Kiste mit Wickelkind, stand vor einer fragwürdigen Konditorei und schien nicht die Summe von einem Kreuzer aufbringen zu können, um sich einen Neapolitaner zu kaufen, von einem Indianer nicht zu reden. Ich veranlaßte, daß ich in jenes Geschäft trat. Ich wußte nicht, was sagen, ich errötete. Es kann auf meine Ungeschicklichkeit zurückzuführen sein, wenn sich die Kinder fürchteten, scheu zurückwichen und als ich ihnen näher trat, schreiend davonliefen. Noch nicht ich, aber viele andere mochten die häßlichen Worte verdient haben, die mir zuzurufen und nachzusenden einige ältere Frauen nicht müde wurden. Ich dürfte zu elegant gekleidet gewesen sein, als daß man mir anständige Beweggründe zugetraut hätte. Oder ist es ein Weltgesetz, daß niemand für einen andern etwas in Wahrheit tun kann und darf? . . . .

Ich vermag es nicht zu entscheiden, ob den vielen Kindern, die in dem großen Tümpel ein Bad nahmen, das auf einem niedrig gelegenen Baugrund noch vom letzten Regen her stehen geblieben, das Waten und Tauchen in dem schmutzigen, lehmigen Wasser besonders gesund war. Andere sah ich um und in Bedürfnisanstalten »Fangerl« spielen, wieder andere haben eine neue Art zu »telephonieren« erfunden. Eine Abteilung ruft bei einem Kanalgitter etwas hinein, die andern liegen bei dem nächsten Kanalloch platt am Boden, horchen und antworten . . . . Was sie rufen? Einen Ruf habe ich vernommen, er war vielleicht gar nicht mit dem Gefühl beschwert, das ich später hinein legte, und doch werde ich ihn nie vergessen. »I möcht Erdbeer« schrie ein Kind in den stinkenden Kanal hinab, und da es nicht Weihnachten war, steht zu befürchten, daß sein Wunsch nicht in Erfüllung ging. Der beim andern Gitter dürfte »I a« geantwortet haben. Beide konnten ihr Ideal — denn es gibt kein tieferes Symbol für den Begriff »Ideal«

und alles Streben der Menschheit, der Wirklichkeit zu entrinnen, als seine Sehnsucht nach Erdbeeren in ein Kanalloch hinabzurufen — ich sage, beide konnten ihren Wunsch nicht erfüllt sehen.

Ich kam ins Freie. Es lagen so viel Leute dort, welche die Gegend offenbar bewunderten und Mückenstiche wie Gerüche ignorierten, daß auch ich tapfer standhielt, und mich schließlich des Stolzes auf dies Standhalten schämte. Im Schatten einer Wiege sitzen vom Gebären erschöpfte Frauen, die schon wieder schwanger sind, und dort geht, eng an einen nett gekleideten Burschen geschmiegt, ein vierzehnjähriges Mädchen immer weiter ins Freie hinaus. Sie ist sauber angezogen und weiß noch nichts, aber die Frauen, die dem Paar kopfschüttelnd nachblicken, die wissen, wenn sie auch kein Wort sagen . . . Ein kleiner Fratz, einen Papiertschako auf dem Kopf, dreht sich unaufhörlich rundherum und sagt die ganze Zeit über verzückt nichts als: »Flöh und Läus«. Aber diese Frühreife ist nur zu begreiflich. Es muß nach Fabrikschluß gewesen sein, die Dampfpfeifen hatten ihr Geheul bereits eingestellt, da sah ich unter niedrigem Gestrüpp, nicht weit vom Wege drei czechische Burschen in Kleidern mit einem ebenfalls komplett angezogenen czechischen Dienstmädchen verschlungen im Grase sich wälzen. Andere Burschen und Mädchen, aber auch Männer, spielten blinde Kuh. Die jungen Mädchen wurden beim Fangen derb angegriffen, sie brannten darauf, sie sehnten sich danach, das war ja das einzige, was sie hatten. Und die Frauen saßen ganz ruhig daneben, wenn ihre Männer die Mädchen packten. Knaben auf den Schutthaufen schossen »Fitschifeil« oder ließen jämmerliche »Raffler« steigen, eine Schar verfolgte einen Epileptiker, »Tepatar« brüllend, dann kam es wie Unkenrufe: sie waren wieder zu ihren melancholischen Kanalgittern heimgekehrt.

Ein alter Mann im städtischen Armenhaus hustete mühsam gottserbärmlich beim Fenster vor Staub und spuckte sein Leben in Blutklumpen auf die Straße — es war aufgespritzt worden, zum Hohn, aber das Pflaster war so schlecht, daß es nichts nützte. Meine Hoffnung, der Greis werde mich anspeien, weil ich noch immer Lackschuhe trug, der Gedanke, ich sei der Gnade, die er walten ließ, nicht würdig — diese Redensarten warf das, was nun geschehen sollte, über den Haufen.

Auch die Lackschuhe hatten ihr Gutes: die begegnenden Mädchen gaben sich mir mit ihren Augen, wogegen ein anderer Jüngling in Sandalen und Sportkäppchen unbeachtet, wie in einer Tarnkappe daherging. Bis ihm die Sache zu dumm wurde und er ein paar grellgelbe rehlederne Handschuhe enthüllte, worauf sich die Aufmerksamkeit der Mädchen zwischen uns teilte. Und von der Anziehungskraft, die diese geringen Gebrauchsgegenstände ausübten, war nur ein Schritt zu dem Wunsche »Auch ich möcht' Erdbeer«, und ein Weltverbesserer starb, während die Stimme des Körpers sieghaft die Idee entwickelte, durch eine zornige Schilderung dieses Milieus ein mir noch nicht nahestehendes Mädchen in die Gegend zu locken.

Neue Menschen

Von **Berthold Viertel**

»Herr im Spiel« *) heißt der erste Roman Otto Soykas, der vor einigen Monaten erschien.

Herr im Spiel zu werden, ein Traum vieler Seelen. Einer jener Träume, die vom Tag-Bewußtsein versucht werden, wenn der Mensch sich eine Pause gönnt, sich der Kausalität seiner Verhältnisse entreißt und die Wünsche schwärmen läßt. Vielleicht sind solche Tagträume die Quellen aller echten Erzählerkunst.

Die kühne und kühle, schroff sachliche und phantastisch wesentliche Erzählung Otto Soykas ist durchaus die tragische Konsequenz eines Gedankens, der wiederum die Konsequenz einer tragischen Persönlichkeit ist. Wir sind es heute gewohnt, daß die Schriftsteller vor allem über die Schliche des Metiers verfügen, über vielfaches Raffinement der Feder — ob sich dann irgend ein Gedanke herbeiläßt, sich solcherart behandeln

*) Hyperion-Verlag Hans v. Weber, München 1910.

zu lassen, das gilt beinahe für eine Frage, deren sich der Gebildete schämt. Tausend talentierte Bücher belehren uns, daß auch irgendwelche Lyrismen, irgendwelche persönlichen Anwandlungen ausreichen. Hier aber beginnt ein Gedanke zu sprechen. Seiner selbst gewiß, beschränkt er sich auf einen ruhigen Vortrag. Weil er vornehm ist, begnügt er sich mit wenigen Worten. Ein neuer Typus entwickelt seine spröde und lapidare, streng intellektuelle Form. Dieses Buch kennt keine Mode, es hat scheinbar nichts gelesen, bevor es sich zu schreiben begann. Es wagt eine puritanische Männlichkeit mitten in einer fast allgemeinen femininen Verfeinerung. Es ist unzeitgemäß, aber es hat Tradition. Es hat eine beinahe asketisch keusche Art der Mitteilung, die keiner nachahmen kann, die immer wieder neu erfunden werden muß. Es hat vielleicht von angeblich veralteten Vorbildern gelernt, aber es gibt ein Menschentum, das neuer ist, als alles Neueste, und eine Atmosphäre, von der die Zeit zu lernen hätte. Und die merkwürdig konzise Fabel dieses Buches steht nun unerbittlich da.

Einer will Herr im Spiel werden. Er beginnt damit, daß er denkt und will. Kaum zwanzig Jahre alt, vor die Berufswahl gestellt, faßt er diesen Entschluß, »bewußt und kühl überlegend«. Es heißt von ihm, daß er die »Konsequenz« eines »paradoxen Gedankens« zieht. Das ist sein Unterscheidendes: er wird nicht, er macht sich selbst. Er ist nicht das Resultat eines Milieus, er schafft bewußt sein Schicksal nach einem unerschütterlichen Plane. Er denkt, noch nicht zwanzig Jahre alt, einen persönlichen und entscheidenden Gedanken, und er verbraucht ein kühnes und starkes Leben, um diesen Gedanken zu verwirklichen.

Es gibt andere Möglichkeiten des Spielers. Ich denke da an den »Spieler« von Dostojewski. Dieser gibt sich der Macht des Zufalls mit einer großartigen Passivität hin, erfaßt mit ganzer Seele die fatalistische Seite des Spieles. Er ist inbrünstiger Sklave des

Schicksals, leidenschaftlicher Verschwender seiner selbst. So spielt der Held Dostojewskis, ein Russe, und so liebt er auch. — Jener andere aber hat das Spiel erwählt, um über den Zufall Herr zu werden. Sein weitgehendes und umfassendes Training gilt der Selbstbeherrschung, und durch Selbstbeherrschung der Beherrschung aller anderen. Dem Zufall wird eine kristallene Ruhe der Nerven, eine durch keinen Wechsel des Geschicks beirrbare Tätigkeit des Intellekts entgegengestellt; dem empfindlichen Medium der Hypnotiseur, dem Sklaven des Lebens der Herr im Spiel.

Dieser Spieler wählt hiermit die eine große Möglichkeit des Menschen: die Macht. Unumschränkte Macht, die sich vor allem der eigenen empirischen Person versichern muß. Sein Charakter fordert diese Situation. Um sie zu gewinnen, hätte er auch einen anderen Beruf ergreifen können, sicherlich. Aber seine Theorie des Spieles entstammt einem radikalen Ich, dem die bürgerlichen Möglichkeiten versagt sind. Hier äußert sich ein anarchistischer Zug seines Wesen. Er will es mit dieser Gesellschaft und ihrem Gesetz aufnehmen. Er will die Sittlichkeit zwingen, ihn anzuerkennen. Er zersplittert das Konglomerat der Gesellschaft in einzelne Individuen, um sie, Mann gegen Popanz, zu vernichten. — Und es gelingt ihm.

Es gelingt ihm nur zu gut. Er ist daran, auch den gewöhnlichen, vegetativen Menschen in sich selbst zu töten, das eigene Herz auszujäten und durchaus ein Instrument der Macht zu werden, eine vollkommene Maschine. Weil er sich so weit von der Gattung entfernt, droht ihn die Spannung zu entwurzeln. Seine eigene Wurzel da drunten im Erdreich des Menschentums beginnt sich zu wehren. Seine Rechnung hätte gestimmt, wenn die menschliche Natur ein rationales Exempel wäre. Sie ist es nicht. Während er sich zu machen glaubt, wird in ihm ein anderer, den er nicht beherrschen kann. Aus einem für den Verstand unkontrollierbaren Winkel seines Ich kriecht es hervor,

die sinnlose Lebenswärme, das Gefühl; wird Kraft, Idee, Liebe.

Der Spieler bewegt sich auf dem Grat des Gedankens, das Weib, dem er begegnet, bleibt in der Ebene des Gefühls. Eine wunderbare Ferne dämpft die feine Gestalt. Nie tritt sie ins deutliche Licht. Aber man spürt die unbeirrbare Kraft ihres Gefühls. Sie ist selbstsicheres Gefühl, wie er selbständiger Intellekt ist. Ihre mütterliche Art wählt den kindlich unbedeutenden Andern, im Sinne einer gütigen Erhaltung des Lebens. Der tragische Fremdling bleibt ihr tragisch fremd. Und wie aufrichtig unüberzeugend ist sein Werben! Welche Ohnmacht in der Sphäre des Unmittelbaren! Er wirkt immer wie ein Dritter. Er spielt Vorsehung. Er beweist Macht. Er interessiert, wie ein Problem, wie eine Katastrophe. Seine kalten Liebeserklärungen widerlegen ihn. Weil er die Ohnmacht seines Wortes, das gemacht ist und nicht geworden, fühlt, schneidet er sich in die Hand, um die klaffende Wunde für seine Wahrheit zeugen zu lassen. Wie tief hervorgeholt aus der phantastischen Realität der Gestalt sind diese Gewaltsamkeiten! Wie tragisch rührend die Unbeholfenheiten dieses Überlegenen. Sein hellseherisches Verständnis für den Wert der Frau könnte ihn zu ihrem Dichter machen, aber nie zu ihrem Partner. Und seine Versuche an Menschen verraten ihr seine zerstörende Tendenz.

Die Macht ist ihm eine Lüge geworden. Er ergreift die zweite große Möglichkeit: das Opfer. Wie eine tiefere, umfassende Wahrheit, um derentwillen der Irrtum seiner Macht ausgestrichen, d eses verfehlte Experiment seines Lebens abgebrochen werden muß. Sein Selbstmord geschieht nicht aus »unglücklicher Liebe«. Er ist das Glück seiner Liebe, ihr Fest. Und der äußerste, endgültige Triumph seiner Persönlichkeit. Das Ende ist (in der beherrschten, verschlossenen Art des Buches) erfüllt von der Weihe dieses Opfertodes. So schließt sich die Tragödie eines heroischen Rationalismus. —

Nun liegt ein zweiter Roman Soykas vor: »Der Fremdling«.*) Auch dieser eine Tragödie des heroischen Rationalismus, um bei meinem Worte zu bleiben. Die Produktion Soykas ist wie das Weiterrücken eines strengen Gedankens, ein immer klareres Wachwerden. Der Gedanke rückt tiefer ins Menschliche hinein. Er verinnerlicht sich. Obwohl dieses Buch auf den ersten Blick in fast bedenklichem Sinn äußerlich scheint. Es hat eine hinterhältige Technik. Es beginnt, sehr spannend, als Kriminalroman. Lange geht es fort auf der Spur eines Verbrechens. Aber, nach krimineller Auffassung, ist 'gar kein Verbrechen geschehen. Die enträtselnde Logik gelangt schließlich an das Irrationale einer Seele, wo sie endgültig Halt machen muß. Das Geheimnis des Falles setzt sich in die unlösbare Frage eines Herzens um. — Es wird eine Befreiungsaktion geführt, die einem vermeintlich Schuldigen gilt. Gesetz und Recht lassen sich beeinflussen, der starke und wissende Wille eines Einzelnen kann den Instinkt eines Volkes ablenken. Aber nicht den Willen des Einzelnen, der sich abgewandt hat. Die krasse Energie der Handlung löst sich an der tragischen Ruhe des zu Rettenden in Nichts auf. So setzt sich die äußere Spannung in eine seelische Intensität seltenster Art um. Ein Wust tatsächlicher Nichtigkeiten verflüchtigt sich, um eine tragische Verbindung von Menschen mit besonderer Kraft zu offenbaren.

Der »Fremdling« ist der Leiter der verunglückten Rettungsaktion. Ein Nahverwandter der Herren im Spiel. Auch er ein wissender Wille, der das Spiel des Menschlichen mit Leichtigkeit zu meistern scheint, und es verliert, als es für ihn Wert zu haben beginnt. Ein Mensch, der bei der Geburt viel, allzuviel Erfahrung im Blute mitgebracht haben muß. Was die Andern mit der ganzen Fülle des lebendigen Momentes erfühlen, in ihm ist es bereits als ein trockenes, abstrak-

*) Albert Langen, München 1911.

tes Resultat, als Intelligenz. Er trägt die Möglichkeiten des Menschentums wie chemische Formeln im Kopf. Und er hat die Entschlossenheit solchen Wissens, eine Energie, die nicht von Furcht und Hoffnung abgelenkt wird. Die Überlegenheit dieses Charakters verschafft manche lustvolle Begleiterscheinung, wie sie sich ein wahrer Wunschtraum (von Dumas etwa) nur wünschen kann. Köstliches Spiel der Macht, wenn der Gedanke die Weltmaschine durch einige leichte Griffe an die wesentlichen Hebel beherrscht! — Aber dieser Fremdling hat seine trostlos wache Tragik.

Furchtbare Einsamkeit des Denkers, der nur mehr vom abstrakten Rest des Lebens zehrt. Wissen heißt: begehrt haben. Alles wissen: nichts mehr begehren. Der Fremdling interessiert sich wenig für sein Ich. Aber er ist ein wunderbarer Freund. Die Freundschaft bedeutet diesem Übermännlichen eine letzte, hohe Möglichkeit der Liebe. In einem vornehmen jungen Menschen findet er die Essenz seines Ich wieder, im Leben schreitend, auf den Wegen der Begabung. In dieser Seele könnte der Fremdling noch einmal heimisch werden. Könnte schaffen, wenn er dem Werdenden seine Resultate geben könnte. — Da wird der gute Sinn solcher Entwicklung in Frage gestellt durch den Irrsinn einer Liebe.

Der Fremdling hat mit einer Frau um den Freund zu kämpfen. Und wird besiegt. Sein Verstand hatte einst die Schönheit gerade dieser Frau kritisch widerlegt. Der ganz neue und eigene Weibtypus, der hier aufgestellt wird, wäre einer genaueren Betrachtung wert. Diese Gestalt ist phantastisch aus dem Krankheitsbilde der Hysterie herausgeschaffen. Eine lügende Gefühlswelt, welche durch ihre sublime Fraglichkeit gerade den vorwiegend logischen Menschen verlockt. Ein Wahnsinn, der eine ideale Methode vorgaukelt. Dahinter findet man, wenn man den Mechanismus aufdeckt, eine krankhaft verwirrende Menschlichkeit. Aber vielleicht verführt gerade das innerst Verlorene

und Ohnmächtige solch einer Natur den Starken zur Selbstaufopferung. Der Fremdling hat sich, einen magischen Traum zerreißend, in die Nüchternheit gerettet. Sein junger Freund aber will glauben und sich opfern.

Solange der Fremdling mit einem Mord, mit einer Schuld rechnet, ist er seines Sieges gewiß. Ihm kann der Freund nicht der Täter dieser einen Tat werden, er bleibt ihm ein Mensch vieler Werte. Der Fremdling erweist sich als stark genug, um der Gesellschaft ihr Opfer zu entreißen (wobei sich eine höhnisch-skurrile Darstellung des sozialen Mechanismus ergibt). Die unbeirrbare Logik seiner Freundschaft, welche ein objektives Wissen von einem Menschen ist, triumphiert über das wandelbare Gewoge der Neigungen. Den Schuldigen könnte er befreien. Was aber vermag er gegen den Unschuldigen, der sich opfern will? — Er zögert nicht länger, an der Seele des Freundes seine Kraft zu versuchen. Es gelingt ihm, den Zauber zu brechen. Er banalisiert die Schönheit, dechiffriert den Reiz. — Und hat damit, er selbst, den Freund getötet. Der kann nichts mehr wollen, wenn er nicht mehr glauben kann. Mit seinem Traum hat er alles verloren. Sein Wissen soll nicht sein Gefühl überleben. Er will kein Fremdling werden. Er wählt den Tod. — Der Fremdling aber geht, eine menschenleere Menschheit verlassend, zu den Pflanzen. Vielleicht lernt er dort, die Wünsche des vegetativen Seins belauschend, beim Anfang alles Lebens neu beginnend, eine andere Logik. —

Wenn man die Bücher Otto Soykas auspreßte, man erhielte keinen Tropfen Farbe. Hier herrscht die Linie. Nichts als das weiße Licht der Denkfreudigkeit, welches nur der Geist wahrnimmt. Es fehlt die wohltuende Lebenswärme. Nur Fieberglut und Fieberfrost der Leidenschaft. Die mit Recht beliebten fünf Sinne feiern. Da leben nur Intelligenzen und Energien. Diese Kunst hat den Zauber eines kühnen Beweises. Die Gestaltung gleicht der Begriffsarchitektonik eines philo-

sophischen Systems. Eine Welt hellseherischer Deduktion (sehr reizvoll, wie alles Soziale deduziert, nicht abgezeichnet wird). Der neue Mensch Soykas ist wesentlich mehr als eine beobachtete Wirklichkeit, er ist menschgewordene Idee, Tat des Geistes. Die Methode Soykas ist eine durchaus selbständige psychologische Phantastik, die man wird ergründen müssen, bevor man sie beurteilt.

Selbstanzeige

Übersetzung aus dem ‚Pesti Napló' (Budapest, 2. Oktober):

Die österreichische Kaiserstadt besitzt einen Schriftsteller, dessen die Wiener Zeitungen nie, auch mit keiner Zeile Erwähnung tun. Dieser Schriftsteller ist Karl Kraus, der Herausgeber der Wiener Fackel und einer der größten Schreibkünstler Österreichs, ja des ganzen Deutschtums. Die Erklärung dafür, warum man Karl Kraus totschweigt, liegt in der galligen Persönlichkeit des Schriftstellers, der mit seiner scharfen Feder und beißenden Satire mehr als einer aufgeblasenen Wiener Zeitung an den Leib gerückt ist und mehr als einem Wiener Journalisten, dessen Anmaßung größer ist, als sein Talent. Die aufgeblasenen Größen, die Pseudotalente, die Unanständigkeit verfolgt Karl Kraus mit seltener Kraft, und obwohl sein Blatt, die Fackel, eine außerordentlich beliebte und sehr verbreitete Zeitschrift in Österreich ist, nehmen die offiziellen Vertreter der österreichischen Literatur weder von dem Blatt, noch von seinem Redakteur Notiz. Diese Gleichgültigkeit ließ den Redakteur der Fackel, der gleichzeitig der fleißigste Mitarbeiter seines Blattes ist, nicht verzagen. Die Österreicher wollten ihn vergeblich totschweigen: Karl Kraus sammelte seine Artikel, Studien, Abhandlungen in Büchern und gibt sie in rascher Folge heraus.

An der Vielbegehrtheit der Fackel sah er, wie sehr sich das Publikum für seine Schriften interessiert, und als die großen Blätter Deutschlands Beiträge von ihm verlangten, fühlte er, daß die Österreicher seine literarische Bedeutung vergeblich zu verdunkeln suchten. Jedes seiner Bücher war ein Ereignis in der deutschen Literatur und auch jetzt, da unter dem Titel »Die chinesische Mauer« ein neues Buch erschien, widerhallt es in der reichsdeutschen Presse von dem großartigen Lobe, das der Persönlichkeit Karl Kraus' gezollt wird. Uns interessiert dieser Schriftsteller aus zweierlei Gründen, erstens weil er in seinem

neuen Buche stark und meisterhaft Maximilian Harden, den auch in unserem Lande gut gekannten deutschen Publizisten angreift; und aus dem andern Grunde, daß er in seiner feinen und wunderbar kräftigen Art viele Mißstände der österreichischen Literatur, Politik und Justiz unter das Seziermesser nimmt. Die reichsdeutschen Blätter erkennen fast einmütig an, daß es keine geistvollere, stärkere, an Talent und Wissen tiefere schriftstellerische Persönlichkeit in der heutigen deutschen Literatur gibt, als den Verfasser der Chinesischen Mauer. Dieser einsame Wiener Mann, dieser so vielen Menschen Unannehmlichkeiten bereitende Karl Kraus hat in der Literatur ungefähr dieselbe Rolle, wie im österreichischen Gemeinleben Schöffel, die berühmte Geißel der Korruption. Was aber seine funkelnde Schreibkunst anlangt: so erscheint dieser Karl Kraus so, als ob er die direkte Fortsetzung des großen Frankfurter Einsiedlers, Artur Schopenhauers wäre.

‚Danzer's Armee-Zeitung' (Wien, 20. Oktober):

Das vorliegende Buch, das den dritten Band der »Ausgewählten Schriften« von Karl Kraus darstellt, enthält vierzig Aufsätze aus den letzten drei Jahrgängen der ‚Fackel' und des ‚Simplicissimus'. Hier, des pikanten Aktualitätsreizes ledig, offenbaren sich die heute vielfach noch weit unterschätzten literarischen und sozialkritischen Qualitäten dieser Arbeiten mit einer Kraft, die gerade jene am stärksten überraschen wird, die sich bisher nur mit der oberflächlichen Lektüre dieser Meisterwerke sui generis in der ‚Fackel' begnügten.

‚Literarischer Ratgeber' (Magdeburg, Oktober):

Das Buch ist der 3. Band der ‚Ausgewählten Schriften von Karl Kraus'. Es enthält eine Sammlung von 40 Satiren und Aufsätzen, die 1907/09 teils in der ‚Fackel', teils im ‚Simplicissimus' erschienen sind und vor der Buchausgabe umgearbeitet wurden. Der Titel stammt von der letzten Satire, die von dem Gedanken beherrscht wird, daß die abendländische Moral das europäische Geschlecht wie eine chinesische Mauer umgeben habe, innerhalb deren nun das Chaos durch Lüste, Gier und Leidenschaften losgebrochen sei, während das Natürliche den Menschen fremd wurde. Das ist etwa auch der Grundton des ganzen Buches. Die tiefe satirische Erfassung der menschlichen Schwächen in allen Kulturerscheinungen, Politik, Kunst, Presse u. s. f., voller Hohn und voll von Leid, oft hart an die Grenze des Anstößigen streifend, zeigt doch, daß diesem Kulturkritiker »ein Idealismus eingeboren ist, der die Schönheit der Welt an ihrem Widerspiel sich zu bestätigen« bemüht. Man gewinnt deshalb nicht leicht ein Verhältnis zu ihm; besonders auch, weil sein ganz persönlicher, gedankenbeladener, manchmal bis zur Unverständlichkeit überfüllter, aphoristischer Stil das Eindringen erschwert. Aber die außerordentlich starke Denkkraft, die antithetische Schreibweise, die formale Meisterschaft und die pathetische Satire dieses Schriftstellers imponieren, so daß das Buch allen gebildeten Lesern empfohlen sei.

Neuhaldensleben. Mannsfeldt.

Glossen

Von **Karl Kraus**

Librettisten

Der ehrliche Viktor Leon hat mit der Ausbeutung der geistigen Ordinärheit des Zeitalters viel Geld verdient. Selbstverständlich können das andere auch, die Goldgrube ist noch lange nicht erschöpft, und die vielen Kavaliere, die man jetzt in den Kaffeehäusern sieht und die noch vor wenigen Jahren mit verhatschten Stiefeln herumgingen und nicht das hatten, was man in ihren Kreisen »Brot auf Hosen« nennt, sie verdanken ihren plötzlichen Wohlstand dem Entschluß, ein »Buch« zu schreiben, also der Gelegenheit, mit irgend einem Trottel bekannt zu werden, dem ein Walzer durch den Kopf geht. Und das ist durchaus in Ordnung. Es wäre grotesk, eine Möglichkeit des sozialen Betruges unterbinden zu wollen. Wie weit das Publikum hier seine wahren Bedürfnisse gedeckt findet, wie weit es darüber hinaus mit den sympathischen Ausbeutern seiner Dummheit fraternisiert, ist seine Sache. Anstatt aber Händler und Kunden mit einander fertig werden zu lassen, mischt sich die Kritik hinein und tut so, als ob sie selbst daran glaubte, das Theater sei eine Kirche und keine Börse. Sie könnte mit demselben Recht ein Rudel jener Persönlichkeiten, die zwischen »Ich gebb« und »Ich nemm«, zwischen »So wahr ich da leb« und »Der Schlag soll Sie treffen« die Verschiedenheit ihrer Standpunkte bekunden, an die Pflichten der Gottähnlichkeit erinnern. Nie haben sich die Familienväter, die sich mit Gesangstexten fortbringen und infolge der Beliebtheit des Artikels heute vielleicht auch für die Kinder unberufen ausgesorgt haben, nie haben sie sich eingebildet, daß ihre reelle oder faule, solvente oder insolvente, immer nur dem Marktbericht verantwortliche Tätigkeit irgendetwas mit Literatur zu schaffen habe. Nie hat der ehrliche Viktor Leon vorgegeben, mein Kollege zu sein. Er weiß ganz gut, daß ich bloß schreiben kann, während er auch diktieren kann. Er weiß ganz gut, daß mich mit dem Mann, der mir die Kleider fertig

liefert, so daß ich mit Anprobieren nicht Zeit und Gedanken verliere, mit dem Mann, der mir das schadhafte Telephon repariert, mit dem Wirt, der mich bei Tisch nicht durch seinen Gruß aufhält, mit dem Chauffeur, der sich nicht erst bitten läßt, daß mich mit all diesen nüchternen Elementen eine viel engere kulturelle Gemeinschaft verbindet, als mit ihm, dem Dichter, der mir höchstens mit der Versicherung im Ohr liegt:

> So eine Depesche ist oft fatal — o Elektrizität!
> Es gibt Zeiten, wo man wünschte,
> Daß man dich nicht erfunden hät –

Er weiß das. Dagegen scheint es Herr Felix Salten noch nicht zu wissen. Und darum ist es notwendig, es ihm zu sagen. Ihm zunächst zu sagen, wie tief er, ein durch den Erfolg geblendeter Epigone, unter dem ehrlichen Viktor Leon steht, und daß die reinliche Scheidung ökonomischer und künstlerischer Absichten und nicht deren Vermengung zu den vornehmsten Pflichten jener Männer gehört, die in das Leben hinaustreten und den Ruf der Zimmerreinheit erwerben wollen. Denn es ist durchaus in Ordnung, daß die emporgekommenen Agenten in Wohlstand leben und daß die Künstler krepieren, es ist durchaus in Ordnung, daß frische Analphabeten, bei denen mit erfreulicher Unmittelbarkeit auf das Ghetto gleich das Libretto folgt, sich Häuser bauen und daß die Schriftsteller den Zins nicht zahlen können. Und ohne Bitterkeit sei gesagt, daß es wirklich trostlos wäre, wenn die Schwindler und Pfuscher zur Entschädigung für das Jammerleben, das sie nach dem Tod zu erwarten haben, für die Qualen der Vergessenheit und für das Martyrium des Andenkens, Repräsentanten der Kulturschande gewesen zu sein, nicht einmal bei Lebzeiten sich satt essen sollten. Daß sie von den andern darum beneidet werden, ist eine alberne Fabel. Je mehr Geld das Publikum für geistige Genüsse heute übrig hat — und das ist der Stolz der demokratischen Errungenschaft —, umso sicherer ist, daß alles dem Rudolf Lothar gehören soll und nicht dem Mann, der die Welt als Wille und Vorstellung schriebe. Das war so, ist so und wird immer mehr so sein, je mehr die öffentliche Befriedigung plebejischer Instinkte als eines jener Menschenrechte behauptet wird, die noch immer nicht abgeschafft

sind Dagegen ist a'so, wofern man nicht gegen den Lauf der Welt etwas im Schilde führt, nichts einzuwenden. Was aber entschieden tadelnswert ist, das ist der Versuch der Kunst, sich dem ehrlichen Handwerk aufzudrängen. Die Librettisten waren anständig und vermieden bisher jede Berührung mit der Literatur, die sie am Wege sterben ließen, dieweil sie ihre Schafe schoren. Jetzt steht aber die Literatur auf und sagt: Das können wir auch, solcher Gemeinheit sind wir auch fähig! Natürlich sagt das nicht die wahre Literatur. Denn die kann nie dort enden, wo ein gutes Libretto anfängt. Aber die falsche Literatur, die nicht bis dorthin reicht, vermißt sich jetzt eines kulturellen Vorwandes, um ein schlechtes Libretto zu schreiben. Herr Felix Salten, der heute nicht erst von der hohen Kunst in diese Niederung hinabsteigen müßte, wenn er sich den Umweg seit Jahren erspart hätte, nennt das: »intarsieren«. Er hat sich der Jobberidee, den Erinnerungswert schlechter Johann Straußischer Texte durch eine lästige Gegenwärtigkeit zu ersetzen, zur Verfügung gestellt und läßt sich von den Theaterzetteln eines westungarischen Bühnenhändlers als den Messias des gesungenen Schwachsinns feiern. Er ist bescheiden genug, sich hinter zwei Pseudonymen erraten zu lassen, weil er die Zeit noch nicht gekommen sieht, wo es angeht, die Interessen des S. Fischerschen Verlags in Berlin mit denen des Herrn Kopacsi-Karczag offen zu verbinden. Ich könnte ihn aus dem Dilemma befreien und ihm versichern, daß es geht; ja daß es höchste Zeit ist, die Identifizierung endlich vorzunehmen. Ob die Möbelhändler aus Budapest in Berlin für Erdgeruch oder in Wien für Pikanterie sind, ist gehupft wie gesprungen. Wer in allen ausgeborgten Sätteln so gerecht ist wie Herr Salten, muß nicht so zimperlich sein, und wer am Nachmittag eine Renaissance-Novelle — garantiert echt —, am Abend über die Weltflucht Tolstois und nachts einen Hofballbericht schreiben kann, der darf am Morgen als erfolgreicher Librettist erwachen. Wie hoch man die Leistungsfähigkeit des Herrn Salten einschätzt, tut dabei nichts zur Sache. Man kann sagen, es sei vom sozialen Standpunkt höchst anerkennenswert, daß es einen so tüchtigen Menschen gibt, einen Mann, der die neuen literarischen Werte zu skontrieren und zu disponieren versteht. Man kann aber auch sagen, daß solch eine Einrichtung, die den Pöbel über die

letzten Geheimnisse des künstlerischen Schaffens wie über die letzten Geheimnisse der Familie Wölfling auf dem Laufenden hält, zwar für eine Zeitung unentbehrlich, aber für eine Kultur störend sei. Man kann sagen, daß ein Impressionismus, der von der »schlamperten Grazie der Berger-Mädeln« bis zu den »halt schon ein bisserl« abgetragenen Beobachtungen über die jungen österreichischen Herren beim Stelzer reicht, auf einen Mann namens Wantoch Eindruck machen und etwa auch Herrn Sami Fischer in Berlin zu dem Glauben verleiten kann, hinter dem Pseudonym Salten verberge sich einer, der sicher noch einmal in der Kapuzinergruft liegen werde. Man kann aber auch sagen, daß diese preziösen Kommis, die im Altwien von 1895 Furore machten, samt und sonders so abgewirtschaftet haben, daß heute kein Lokalredakteur, der auf sich hält, eine Schmucknotiz von ihnen nimmt. Vielleicht ist es eben darum notwendig, daß sie in das Gebiet flüchten, wo man sich nur etwas dümmer stellen muß, als man ist, um einen Sack voll Tantiemen nachhause zu tragen. Beim Sliwinski münden schließlich alle Sehnsüchte, die in den neunziger Jahren durch ihre Richtungslosigkeit über ihre Gedankenlosigkeit getäuscht haben. Da ist zum Beispiel Herr Hugo v. Hofmannsthal. Ich will den Mann, der edlere Kulturen ersessen hat, nicht in einem Atem mit seinen Freunden nennen. Aber wie ist auch dieses edle Sitzfleisch eingeschrumpft! Armer Yorick! Wie hat eine neue Jugend diesem ganzen Ästhetenbluff ein Ende gemacht. Wie haben sie alle von Gnaden eines Niveaus gelebt, das heute von den letzten Epigonen neuer Persönlichkeiten hinuntergestampft ist. Man sehe in jenem Katalog, der noch immer nicht von einer Wiener Buchhandlung, sondern »vom Buchhändler Hugo Heller« verlegt ist, wiewohl solche Weimarische Titulaturen sich seit vorgestern wirklich überlebt haben, etwa Rilke neben Herrn v. Hofmannsthal. Dessen Gedicht »Zum Gedächtnis eines Schauspielers« — es scheint nach dem Tode Mitterwurzers geschrieben und könnte von Herrn Reinhardt zum Tode Kainz' verwendet worden sein — liest sich wie eine feuilletonistische Banalität, nicht anders, als ob Herrn Salten selbst die Lust angewandelt hätte, die bedeutenden Sachen, die er zu sagen hat, einmal ausnahmsweise zu skandieren. Aber jetzt erst geht ein ehrfurchtsvolles Rauschen durch den Blätterwald, wenn Herr v. Hofmannsthal, schon ein Alter, einer kleinen Soubrette das

Patschhändchen drückt. »Liebgnädiges Fräulein! Sie haben mir gestern abend so große Freude gemacht und mich so gerührt, daß ich Ihnen gerne danken möchte. Ihre Stimme und etwas in Ihrem Gesicht hat etwas sehr rührendes für mich; auch wenn Sie etwas Lustiges singen ...« Die Köchin der Frau v. Stein hat nicht zarter geschrieben. So viel Impressionabilität und so viel Fragilität wird sicherlich zum Libretto des »Rosenkavalier« getaugt haben. Man kann auf ein höchst exklusives und empfindsames Geschäft gefaßt sein. Der ehrliche Viktor Leon, den die Natur aus härterm Stoffe schuf, sieht sich dem sichern Ruin preisgegeben, und hofft auf den Nachruhm.

* * *

Auferstehung

Die Neue Freie Presse hatte vor allen anderen Blättern Gelegenheit, den Tod Tolstois zu melden. Man hatte schon gefürchtet, daß der Erfolg mit Björnson, dessen Vorableben sie pünktlich gebracht hatte, sie diesmal im Stiche lassen werde. Aber sie blieb auf der Höhe. Der Vorsprung, den der Feuilletonist hat, wenn der Tod den Menschen auch noch so rasch antritt, er war auch diesmal zu verzeichnen. »Leo Nikolajewitsch Tolstoi ist nicht mehr« rief es, und der Herr Zifferer erschien mit Stundenglas und Hippe. Wie die Alten den Tod gebildet, das war doch noch etwas ganz anderes. Nur begreift man nicht, warum die Neue Freie Presse die Toten, die sie einmal hat, nicht liegen läßt, sondern mit einer gewissen Pikiertheit ins Leben zurückstößt. Im Abendblatt wird abgesagt. Aber die Auferstehung vollzieht sich in einer Weise, die einige Bitterkeit im weiteren Verkehre zwischen der Neuen Freien Presse und dem Leben zurückläßt. Man gewinnt fast den Eindruck, als ob es dem Blatt nicht ungelegen wäre, die auferstandene Persönlichkeit durch peinliche Enthüllungen lebensüberdrüssig zu machen oder sonst irgendwie aus dem Wege zu räumen. Eine gewisse Verachtung bresthafter Leute, die am Leben hängen, macht sich geltend. »Vermutlich ist die Todes-

nachricht durch eine jener schweren Krisen entstanden, welche bei Lungenentzündung in diesem Alter vorkommen. Es wird auch heute gemeldet, daß die Herztätigkeit Tolstois eine schwache ist«. Sie wird von der redaktionellen Tätigkeit gewiß beschämt. Aber sonst entsteht in der Regel durch eine jener schweren Krisen, welche bei Lungenentzündung in diesem Alter vorkommen, der Tod, und nicht die Todesnachricht. Wenn die Praxis der Vornachrufe sich einbürgert, so wird es dazu kommen müssen, daß man die für alle Fälle vorbereiteten Hyänen anspuckt, noch ehe sie das Schlachtfeld bezogen haben.

* * *

Reimers über Kainz: ein Nachruf

» . . . Anfangs wollte er nie etwas trinken, überredete ich ihn dann und hatte er das erste oder zweite Krügel in sich, dann erzählte er ununterbrochen, so heiter und interessant, daß man ihm kaum folgen konnte . . .«

Ein strenges Maß, fürwahr, aber ein gerechtes.

* * *

Heine-Reliquien

Unter diesem Titel werden jetzt Briefe Heines an seinen Bruder Gustav und an andere herausgegeben. »Diese Publikation«, sagt der liberale Waschzettel, »die in vieler Hinsicht ein ganz neues Licht auf Heines Leben wirft, wird eine förmliche Umwertung in der Beurteilung Heinrich Heines bewirken«. Das könnte wahr sein. Ähnliches verspreche ich mir von meiner Schrift »Heine und die Folgen«, die in diesen Tagen erscheinen wird. Aber mit so grobem Geschütz, wie die Herausgeber der Heine-Reliquien, bin ich gegen Heine doch nicht aufgefahren. Die Neue Freie Presse hat vor allen anderen Heine-Verehrerinnen den kostbaren Fund in der

Hand gehabt. Nun, die völlige Verranntheit des liberalen Geistes wird an der Tatsache offenbar, daß er mit Heines Briefen prunkt, anstatt dieses Material vor den geschwornen Gegnern Heines sorgsam zu verbergen. Nicht der schmalzige Familienton, und nicht daß er offensichtlich spekulativ ist, müßte diese Briefe den Augen liberaler Leser unsympathisch machen. Auch nicht die Ausschließlichkeit und Sachverständigkeit, mit der hier über finanzielle Transaktionen gesprochen wird. Aber daß gewisse Dinge, die ja unstreitig im geistigen Bild Heines die journalistischen Züge auffinden lassen, nicht lieber unentdeckt geblieben sind, das sollte die wahren Verehrer mit Gram erfüllen. Welche Lyrik! Vielleicht habe ich die Stellen mißverstanden. Aber ich weiß nicht was soll es bedeuten:

. . . Dann auch fürchtet der Mann, daß ich ihm etwas thue vor dem 21sten dieses Monats, wo durch die geringste Böswilligkeit von meiner Seite alle seine Hoffnungen zertrümmert werden könnten; er möchte sich vor diesem Termin gegen jeden Angriff sicher stellen, u. er hat auch ganz Recht, wenn er sagt, daß ich nichts dadurch erlange, wenn ich ihn ruiniere, u. ich im Gegentheil zu meinem Geld komme, wenn er stehen bleibt . . . Hat er wirklich meine Actien auf das Guthaben der Iris in Rechnung gebracht, u. sich solchermaßen in Stand gesetzt, aus den dortigen Geldern mich zu remboursieren: so habe ich erreicht, was ich von Anfang an wollte, u. ich habe wirklich durch Furcht vor meinen öffentlichen Angriffen den Friedländer gezwungen, das Möglichste für mich zu thun. Du siehst aus seinem Brief, wie groß seine Furcht ist; aber Intimidation, lieber Bruder! ist eine Waffe, die sich mit der Zeit abstumpft, u. nur im Momente benutzt werden kann. In dieser Beziehung mache ich Dich darauf aufmerksam, daß Du, im Fall Du vor dem 21sten in Prag selbst sein kannst, die jetzige Stimmung des Helden benutzest, u. für jeden Fall so viel schriftlich von ihm zu bekommen suchst, als möglich ist, um mich zu sichern, u. es ihm unmöglich zu machen, meine Sache zu abandonniren.

Das Bewußtsein des »Rechtes auf die Leistung« steigert sich zu ethischer Sicherheit:

. . . Drohen darf ich diesem daher auf alle mögliche Weise, u. da weder sein Schwager noch sein Schwiegervater große Sympathie für ihn haben, u. dieser Friedland auch die feigeste M . . . . ist, die je ihre Hosen besudelt hat, so ist energische Drohung hier an ihrem Platze.

Die Neue Freie Presse hat hier das rauhe Wort Memme punktiert. Aber auch gegenüber Heine selbst besinnt sie sich einer gewissen Pflicht der Schonung. So gibt sie einen der Briefe

nur als Bruchstück wieder. Leider beginnt er gerade dort, wo die wahre Heine-Verehrung ihn unterdrücken müßte:

. . . was ich doch bestimmt wissen muß, um darnach zu handeln und den guten Moment vorbeizulassen, wo jener Mensch noch unter dem Einfluß der Beängstigung ist . . .

Sagen wir, daß diese Reliquien nichts gegen die Persönlichkeit Heines beweisen. Warum sie aber für sie sprechen, neue Verehrer werben, Ungläubige bekehren sollen, das wird das Rätsel einer liberalen Literaturforschung bleiben, die auf der Suche nach Reliquien die Überbleibsel menschlicher Fragwürdigkeit zusammenklaubt. Auch ein Heine-Feind wird Heines Briefgeheimnis geschützt wissen wollen. Nur das Geschmeiß, das auf seinem Grab Visitkarten ablegt, hat kein Gefühl für die Schäbigkeit, daß dieser »Nachlaß« ausgekramt wird, den die Herausgeber »sensationell« nennen und der wirklich eine Umwertung, nämlich einen fünfzigprozentigen Nachlaß der Pietät bewirken könnte. Sensationelle Gelegenheit!

* * *

Der Roman

»Herr Karl Kraus hat, um einen literarischen Angriff auf seine Person abzuwehren, sich bemüssigt gesehen, die Gerichte anzurufen. Aber er, der in der Figur des ‚Benjamin Eckelhaft' sich wiedererkannt hat und mit Recht getroffen fühlt, tritt nicht selbst als Kläger auf, sondern hat andere, und zwar eine Dame und einen Kranken vorgeschoben. Dadurch freilich hat er erst recht die Aufmerksamkeit auf die Sache gelenkt und dem satirischen Angriff zu der denkbar größten Verbreitung verholfen.« Ich

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

KARL KRAUS
DIE CHINESISCHE MAUER

ALBERT LANGEN, München

GEHEFTET M 6.–, IN LEINEN GEBUNDEN M 7.50, IN HALBFRANZ LIEBHABER-EINBAND M 10.–. BESTELLUNGEN NIMMT DER VERLAG ALBERT LANGEN, MÜNCHEN, KAULBACHSTRASSE 91 UND JEDE BUCHHANDLUNG ENTGEGEN

OTTO STOESSL:

EGON und DANITZA

ERZÄHLUNG

Georg Müller, München und Leipzig 1911

OTTO SOYKA:

DER FREMDLING

ROMAN

Albert Langen, München 1911

In Vorbereitung:

Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen

Gesammelte Essays von KARL HAUER

VERLAG JAHODA & SIEGEL, WIEN

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

HERAUSGEGEBEN von HERWARTH WALDEN

Erscheinungstag: Donnerstag
Einzelbezug: 10 Heller — Jahresbezug: K 5.— Halbjahrsbezug: K 2.50
Vierteljahrsbezug: K 1.25
Probenummern kostenlos durch den Verlag DER STURM, Halensee-Berlin, Katharinenstraße 5. — DER STURM liegt in den Tabak-Trafiken auf.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

DIE FACKEL

Herausgeber **KARL KRAUS**

erscheint in zwangloser Folge **BEZUGSBEDINGUNGEN:**

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	K 4.50
	36	„ „	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	Mk. 4.—
	27	„ „	„ 6.—
	36	„ „	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig
Doppelnummer in Österreich 60 Heller, in Deutschland 50 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

INHALT der vorigen Doppelnummer 309/310, 31. Oktober 1910: KARL KRAUS: Kempinski / ELSE LASKER-SCHÜLER: Gedichte / SAMUEL LUBLINSKI: Der Erzähler Otto Stoessl / Selbstanzeige / BERTHOLD VIERTEL: Rilkes Buch / ALEXANDER SOLOMONICA: Meine Freundschaft / ALBERT EHRENSTEIN: Verzeihung / KARL KRAUS: Pro domo et mundo

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Doppelnummer

Nr. 313/314 · 31. DEZEMBER 1910 XII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

KARL KRAUS: Glossen / FERDINAND KÜRNBERGER: Lilis Park in Österreich KARL BLEIBTREU: Tolstois »Was ist Kunst?« / OTTO STOESSL: Der Sturm und die Mutter / ERNST BLASS: Die Kindheit / Selbstanzeige / ALBERT EHRENSTEIN: Ritter Johann des Todes / ELSE LASKER-SCHÜLER: Ein alter Tibetteppich / LEO POPPER: Der Kitsch / BERTHOLD VIERTEL: Schönherrs Drama / Meine Vorlesungen / Lublinski †

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG ‚DIE FACKEL', WIEN — BERLIN

WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN:

KARL KRAUS
HEINE
UND DIE
FOLGEN

ALBERT LANGEN MUENCHEN

80 Pf.

DIE FACKEL

Nr. 313 314 31. DEZEMBER 1910 XII. JAHR

Glossen

Von **Karl Kraus**

Der kleine Korngold

Wäre mir zu allen Flüchen auch noch der Sinn für Musik gegeben, ich würde jetzt einen Eingriff in das Familienleben des alten Korngold begehen, mit der Beißzange den Dämon hervorholen, der diesen Vater zwingt, unaufhörlich kritische Tellschüsse auf das Haupt seines Kindes abzugeben, und nachweisen, daß die Musikpolitik von allen Strebungen, die sich in einem Kunstgebiet einnisten, von allen Verbindungen zwischen Ideal und Leben die gemeinste und gefährlichste ist. Ich würde es tun, wenn ich informiert wäre. Ich unterlasse es, weil ich nur überzeugt bin. Ich habe mehr als die Gewißheit, ich habe eine Ahnung, daß jetzt die ganze reproduzierende Tätigkeit der Musikanten, die williger als die Vertreter aller andern Kunstbranchen dem Preßwink folgen, auf den kleinen Korngold eingestellt ist. Schauspieler können nicht auf eigene Faust Journalistenstücke annehmen, sondern unterstehen der Preßfurcht des Direktors. Ich habe das unbestimmte Gefühl, daß jetzt alle selbständigen Virtuosen, alle Trios, Klavierstimmer und Werkelmänner, die sich der Gnade kritischer Beachtung würdig erhalten wollen, und aller Schall, der fern meinen Ohren eine Konzertsaison füllt, und alle Walzen, Repertoirs, Programme und Tourneen und alle Telegraphenämter und überhaupt die ganze irdische Schöpfung auf die Eingebungen des kleinen Korngold warten, die ja auch der Vater selbst mit sympathischer Teilnahme begleitet. Das »Gott wie talentvoll!«, zu dem sich sonst in einem geordneten musikalischen Familienleben die Überraschung des Vaters versteigt, ist hier zu einem europäischen Schlagwort geworden und zur Parole, die einander die Musikkritiker aller Zonen abnehmen, so daß der Vaterstolz, der sich an den eigenen Waschzetteln berauscht, durch jede Erfüllung begehrlicher gemacht, sich nicht mehr beruhigt, sondern sich

bäumt und in die Kissen weint, wenn vor der schöpferischen Tätigkeit des Sohnes die Kritik nicht ruft: ›Talentvoll wie Gott!‹ Auch das hat er schon erreicht. Herr Max Kalbeck, jener Kollege, der an den Kindern gutmacht, was er den Männern der Musik angetan hat, jener Herr aus der Ära des Wagner- und Brucknerhasses, der noch den toten Hugo Wolf nicht entdeckt hat, aber sich nicht nachsagen lassen will, er habe einen neugebornen Korngold verkannt, hat die Gewogenheit, den Satz niederzuschreiben: ›‚Alle, die ihm zuhörten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antwort', heißt es von dem zwölfjährigen Jesusknaben. Möge auch Erich Wolfgang zunehmen an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen!‹ Die öffentliche Duldung dieses Vergleichs ist ein erfreulicher Beweis, daß sich der Geschmack in den Jahrzehnten abgehärtet hat, da die Faustschläge des Journalismus auf ihn niedersausen. Aber dieser Vergleich stimmt einerseits deshalb nicht, weil das Publikum, das Jesus gekreuzigt hat, im Bösendorfer-Saal begeistert ist, und weil anderseits der bescheidene Weltruhm, zu dem die Heilslehre gebracht werden konnte, sich nicht mit dem Aufsehen vergleichen läßt, das die Wundertaten des kleinen Korngold bewirken. Mindestens haben damals die Korrespondenten nicht von den Redaktionen telegraphische Ordre bekommen, günstig zu referieren. Peinlich ist auch die Vorstellung, welche Rolle in dem Vergleich der Vater Korngold spielt, und man muß rein annehmen, daß sie ihm selber nicht paßt. Ihm ist der Part des alten Mozart lieber, und er hat auch nicht gezögert, diesen in einem Feuilleton zu übernehmen. Schließlich, so gut wie der Onkel Kornau an Vereinsabenden die Burgschauspieler kopiert, macht die übrige Familie ihre Sache auch. Allerdings muß man sehen, wie schlecht wieder der junge Mozart, der zwar auch mit Talent, aber ohne Presse auf die Welt kam, bei dem Vergleich abschneidet, und man mag sich fragen, was aus diesem andern Wolfgang hätte werden können, wenn sein Vater so die Hand im göttlichen Spiel gehabt hätte wie der alte Korngold. Aus allen Positionen hat dieser den jungen Pseudo-Korngold des achtzehnten Jahrhunderts verdrängt und in alle den wahren Mozart des zwanzigsten schon gebracht. Als im letzten Sommer infolge eines unliebsamen Mißgriffs der andere in Salzburg gefeiert wurde, erschien zum Glück rechtzeitig der Vater mit dem Sohne, im Nu war die Aufmerksamkeit der internationalen Gesellschaft auf das wahre Weltwunder

gerichtet, und es war wie eine Generalprobe jener Musikfeste, die dereinst in Brünn abgehalten werden sollen. Was aber die Eignung des kleinen Korngold für die Ovationen betrifft, die seinem Andenken schon jetzt bereitet werden, so ist wohl zu sagen, daß man nicht Sachverständiger sein muß, um sie unberechtigt zu finden. Denn entweder verrät der kleine Korngold wirklich Spuren einer genialen Begabung, dann soll man sie nicht weiter verraten, dann ist es ein raffiniertes Verbrechen, sie in der Panik des publizistischen Tumultes umkommen zu lassen, und die Kinderrettungsgesellschaft, die sich nicht immer nur geprügelter Nachbarskinder anzunehmen brauchte, hätte die Pflicht, einzuschreiten. Oder der kleine Korngold ist um seiner Fertigkeit willen ein Schauobjekt, dann ist zwar das Aufsehen berechtigt, aber es hat sich außerhalb der Sphäre abzuspielen, in der man Kunst wertet. Und selbst dann müßte die Kinderrettungsgesellschaft einschreiten, weil es sich zwar um einen Erwerbszweig handelt, der so unreell ist wie ein anderer, weil aber auch die Frühreife noch einer Entwicklung fähig wäre, in der sie künstlich gehemmt wird, um den Zwecken der Schausteller zu dienen. Wunderkinder sind immer zugleich Wunder der Zurückgebliebenheit, und ein Krüppel, der turnen kann, gibt ein unerquickliches Schauspiel. Ich weiß nicht, ob die Kritik recht hat, die den fetten Knaben als »Prachtjungen« preist, »dessen mächtiges Talent ein der Natur verwandtes Geheimnis bleibt«. Ich weiß nicht, ob es nicht vielmehr ein der Neuen Freien Presse verwandtes Geheimnis, also ein Redaktionsgeheimnis und ein Familiengeheimnis zugleich ist. In jedem Falle sollte es das bleiben. Wenn der kleine Korngold »einer bedeutenden Zukunft entgegengeht«, so möge ihm die Genie-Korrespondenz des Vaters den Weg nicht verstellen. Wenn er aber nur ein Monstrum ist, so lohnt seine Gegenwart den Rummel nicht. Mit solchen traurigen Fällen, wo einer mit drei Jahren die Ilias auswendig kann, hat sich die Wissenschaft auf Kongressen abzugeben und nicht die Kritik in den Journalen. Der Knirps, der Kopfrechnungen mit zehnstelligen Zahlen ausführt, wird im Variété gezeigt, aber es hat noch niemand zu schreiben gewagt, ein zweiter Gauß sei erstanden. Kinder, die man mit kritischem Geist berauscht macht, bleiben im Wachstum zurück, und das nützt zwar dem Geschäft, aber schadet der Gesundheit. Und vor allem ist zu sagen, daß die Wunderkinder heute überhaupt zu ihrer organischen Minderwertigkeit noch ihren Geltungswert verloren haben. Denn alle

Kinder dieser hypertrophischen Zeit sind Wunderkinder. Aufgeweckte Jungen, die sich als Männer nach dem Schlaf sehnen werden, um den die Zeit sie gebracht hat. Sie sind auf einem schwindelhaften Niveau geboren, auf dem sie alle imponieren, weil es keine Gipfel gibt. Sie sprechen druckreifer als die Väter geschrieben haben. Sie schreiben flüssiger als die Väter gedacht haben. Sie musizieren besser als die Väter gehört haben. Darum der grenzenlose Stolz der Väter. Sie konnten solche Kinder zeugen. Aber die Kinder dieser kommen tot zur Welt.

* * *

Das Haus auf dem Michaelerplatz

In Wien werden die Kinder gepäppelt und die Männer gepeinigt. Der niedliche Kammerdiener der öffentlichen Meinung aber, der uns öfter mit seinem Besuch beehrt und den Wienern jenen Honig ums Maul schmiert, der bekanntlich in ihrem Lande fließt und den wir bisher für Straßendreck hielten, ist anderer Ansicht. Er steht wie alljährlich unter dem Christbaum des Moriz Benedikt und versichert in der typischen Oberflächenbetrachtung des Problems Wien-Berlin, daß die Wiener die Persönlichkeiten lieben. Ich gehe weiter, ich sage, die Wiener sind Persönlichkeiten, und es ist erweislich wahr, daß aus einem Einspänner, wenn man sich in der Verzweiflung einmal hinreißen ließe, Blut flöße, während ein Berliner Droschkenkutscher bloß in seine Bestandteile zerfiele. Tatsächlich aber darbt die Persönlichkeit in dieser holden Fülle, deren der adrette Gastspieler die Wiener jedesmal versichert. Es lohnt sich nicht, solchen Schlachtenbummler, den an der Entwicklung ja doch nur die Jahreszahlen interessieren, vor das Leichenfeld der Persönlichkeiten zu führen, in das sich die liebe Wiener Erde sofort verwandelt, wenn man an der Kurbel dreht und es auf die Enttäuschung des Fremden abgesehen hat. Der einzige Fremde, der seit Jahr und Tag nach Wien kommt, ist ja eben Herr Maximilian Harden, und der hat zu viel Geschmack und zu wenig Phantasie, um sich täuschen und enttäuschen zu lassen. Wien ist die Stadt jener erweislichen Wahrheit, die ein für allemal erbaut ist, und den höheren Wert eines Lebens, das sich täglich von neuem erschafft, kann ein Gehirn nicht begreifen, das bloß ausspricht, was ist, aber nicht was scheint. Das eigene Manko an Persönlichkeit muß solchen Kulturästheten — dieser da ist

noch mit »ökonomischen Zusammenhängen« begabt — der Wald- und Wiesengürtel ersetzen. Sie zweifeln nicht, daß in diesem milden Klima, in dem man mit dem Kellner »dischkurieren« darf, ehe man »sein« Rindfleisch bekommt, die Persönlichkeit sichs wohl sein lassen muß. Sie sehen nicht, wie dieser walzerische und malerische Volksgeist, der selbst Ton und Farbe der Persönlichkeit hat, den geistigen Menschen durch die Gassen jagt wie den narrischen Tonl. Wien muß ihn verkennen, wie ihn eben die Familie verkennt, während er im Hotelbetrieb des Berliner Lebens, in der glücklichen Neutralität der Berliner Straße wenigstens zu sich selbst kommt. Wahrlich, die sich hierzulande gegen die Kunst verschwören, sehen alle so aus, als ob sie Persönlichkeiten wären. Der Fremde ist entzückt, wie sie im Rudel beisammenstehen und den Verkehr hindern. Was tun sie? Sie erdrücken eine Persönlichkeit. Wenn sie entkommt, läuft sie Spießruten. Das schäbige Gewitzel der Statisten, das hier allemal losbricht, wenn einer einmal gehen möchte, man glaubt, der Fremde selbst müßte es hören. Ein Geher ist hier Adolf Loos und darum ein Ärgernis den Leuten, die zwischen Graben und Michaelerplatz herumstehen. Er hat ihnen dort einen Gedanken hingebaut. Sie aber fühlen sich nur vor den architektonischen Stimmungen wohl und haben darum beschlossen, ihm die unentbehrlichen Hindernisse in den Weg zu legen, von denen er sie befreien wollte. Die Mittelmäßigkeit revoltiert gegen die Zweckmäßigkeit. Die selbstlosen Hüter der Vergangenheit, die sich lieber unter dem Schutt baufälliger Häuser begraben sehen als in neuen leben möchten, sind nicht weniger empört, als die Kunstmaurer, die eine Gelegenheit schnackiger Einfälle versäumt sehen und zum erstenmal fühlen, wie sie das Leben als tabula rasa anstarrt. Das hätten wir auch können! rufen sie, nachdem sie sich erholt haben, während er vor ihren Fassaden bekennen muß, daß er es nie vermocht hätte. Denn sein schöpferischer Mangel würde vergebens an den Zierraten stümpern, während sie ihm vielleicht auch den Respekt vor der Notwendigkeit feuilletonistisch luxen könnten und dann soviel zustande brächten, als ein Gedicht von Heine ergibt, dem man die Reime ausgebrochen hat. Jenem aber gebührt das Verdienst, daß das Stehenbleiben der Wiener einmal einer Angelegenheit des Fortschritts gilt, daß vor seiner Wirkung der Unterschied zwischen der alten und der neuen Ideenlosigkeit schwindet und die Kostgänger von Tradition und

Sezession zu einem übersehbaren Verkehrshindernis verschmelzen, bis die Polizei im Interesse des Bürgerfriedens und weil es bei Strafe verboten ist, gewisse Flächen nicht zu verschandeln, den Enthaltsamen zur Anbringung von Ornamenten zwingt. Hier ist freilich auch eine Hetzarbeit geleistet worden, wie sie selbst in einem Milieu, dessen feiner Geschmack von einer ordinären Gesinnung noch unterstützt wird, nicht oft geleistet wurde. Schon von dem Aussehen, das die Planken boten, haben die Feuilletonisten auf das Werk geschlossen. Was würde der A. F. Seligmann, der, weil er seinen Beruf als Malermeister verfehlt hat, kunstkritischer Journalist geworden ist, ohne aber diesen Beruf getroffen zu haben, was würde er dazu sagen, wenn er rückfällig würde, eine Vedute zu malen anfinge und der flanierende Pöbel riefe, das Bild sei Schund, es also beurteilte, als ob es schon fertig wäre? Was möchte Herr Wittmann, dessen geistige Fläche wahrlich des Ornaments bedarf und der Feuilletonist sein muß, weil sonst in den öden Fensterhöhlen das Grauen wohnen würde, was möchte er sagen, wenn man ihm schon sein angefangenes Feuilleton in den Papierkorb wünschte? Es ist nicht meine Sache, zu untersuchen, ob die Leserin Recht hat, die ihrem Ekel über die künstlerische Wallung des Herrn Wittmann in dem Ausruf Luft macht: »Was für bodenlos gemeine, rein persönliche Interessen müssen da dahinter stecken!« Aber man wird gut tun, die »viereckigen Fenster«, die Herr Wittmann am Loos'schen Haus gesehen hat, fest verschlossen zu halten, damit die geistige Luft der Stadt nicht eindringe. Nicht daß die, die geboren sind, später Recht zu behalten, von der zeitgenössischen Dummheit verkürzt werden, ist beklagenswert. Aber die Distanzlosigkeit, mit der sich hierzulande jeder Sonntagsplauderer sofort in den Hohn findet, während anderswo der feindlichen Persönlichkeit wenigstens Raum vom Haß gelassen wird, ist das Wienerische an dem Fall Adolf Loos. Es verstand sich von selbst, daß die Leute, die hier das Wort gegen die Kunst führen, sich auf dem Michaelerplatz schlecht benehmen würden. An den Ecksteinen der Entwicklung machen sich die Preßköter zu schaffen.

* * *

Gabor Steiners Hamburgische Dramaturgie

»Donnerstag den 24. d. findet im Hofburgtheater die Uraufführung von Artur Schnitzlers historischer Tragödie »Der junge Medardus« statt. Diese Vorstellung beginnt ausnahmsweise pünktlich um halb 7 Uhr

abends. Ein so früher Anfang einer Vorstellung ist im Burgtheater eine große Seltenheit und lange nicht vorgekommen. Nur für die erste Aufführung der neuen Inszenierung des zweiten Teiles von »Faust« war gleichfalls eine so zeitliche Stunde des Beginnes angesetzt. . . . Der Theaterzettel wird von einer ungewöhnlichen Länge sein. In der Buchausgabe nimmt das Personenverzeichnis drei Oktavseiten ein. 78 Einzelpersonen kommen vor, außerdem eine Menge Volk. . . . Natürlich wird diese Vorstellung der Hofbühne große Kosten verursachen, die Spielhonorare erreichen eine ungewöhnliche Höhe, die Löhne für die Bediensteten, die eine beträchtlich verlängerte Arbeitszeit haben, erfahren eine Steigerung und schließlich sind durch die lange Dauer der Vorstellung auch die Beleuchtungskosten vermehrt. . . . Als man in der Vorwoche das Stück in viereinhalb Stunden durchgespielt hatte, war man darüber sehr froh, denn man dachte, daß bei einem möglichst raschen Tempo fünf Stunden nötig seien. — »Der junge Medardus« besteht aus einem Vorspiel und fünf Aufzügen mit siebzehn Verwandlungen. Die Bühnenbilder wiederholen sich öfters. Man wird ein reizvolles Stück des inneren und äußeren Wien vom Jahre 1809 schauen. Stilvolle bürgerliche Interieurs wechseln mit luxuriösen Salons und einem Damenzimmer der herzoglichen Familie von Valois ab, in dessen gartenumsäumten Palais die Szene öfters spielt. Die Handlung wird weiters verlegt in ein kleines Wirtshaus bei den Donau-Auen, vor dem die Leichen der Ertrunkenen ans Land geschwemmt werden, auf eine Straßenkreuzung in der Vorstadt, auf die Burgbastei und das Glacis, in den Schloßhof von Schönbrunn, in eine Gefängniszelle und schließlich zweimal auf den Friedhof, wo Beerdigungen vorgenommen werden. Im »Jungen Medardus« geht es stellenweise sehr laut zu. Gewehrgeknatter, Kanonendonner, Salven wechseln mit dem Flammenschein in die Luft gesprengter Häuser ab. Elf Personen sterben, die meisten auf gewaltsame Art, ein Liebespaar geht ins Wasser, ein kleines Mädchen wird durch einen Granatsplitter getroffen, zwei Offiziere durch Schüsse, mehrere Personen erleiden kriegsrechtlich den Tod durch Pulver und Blei, zwei Akteure werden im Duell verwundet. Es kommen auch ein Blinder und ein Buckliger im Stücke vor. Da es unmöglich schien, diese große Zahl von Personen bei der Fülle der rasch wechselnden Szenen zu übersehen, wurden die Inspizienten ihres Dienstes für die Einzeldarsteller enthoben und haben nur dafür zu sorgen, daß bei den Massenszenen das »Volk« rechtzeitig zur Stelle ist. Die Schauspieler werden im »Jungen Medardus« ausnahmsweise nicht vom Inspizienten auf die Bühne gerufen werden, sondern wurden verpflichtet, selbst, wenn die Reihe an sie kommt, auf der Szene zu erscheinen. Mit dem gemütlichen Zeitvertreib in den Garderoben und im Konversationszimmer wird es darum diesmal nichts sein.«

Wie beschäftigt man also den Direktor?

* * *

Ein Kandidat

Da der Posten eines Burgtheaterdirektors noch immer unbesetzt ist, wird die Frage nach dem Nachfolger Schlenthers endlich akut. Man wird gut tun, unter den Freunden und Inserenten der Neuen Freien Presse Umschau zu halten; sicher wird man markante und noch nicht abgenützte Persönlichkeiten finden, die es mit dem Burgtheater gut meinen. Ich erinnere mich, daß es da Leute gibt, die öfter den Wunsch nach einem »dritten Hoftheater«, nämlich einem zweiten Burgtheater, geäußert haben. Aber da wir an dem ersten genug haben, so sollte man wenigstens den Eifer der Interessenten benützen. Jeder ist heute geeignet, die Burgtheaterdirektion zu übernehmen, aber nicht jeder ist dazu geneigt. Ein älterer Ausschnitt aus der Neuen Freien Presse, der bis jetzt vergebens darauf gewartet hat, daß er unter meinem Blick zur Glosse werde, lächelt mir zu:

Herr Philipp Pollak in Firma Koppel, Frisch & Cie., schreibt uns: »Mit großer Freude habe ich in Ihrer Sonntagsnummer den Artikel ‚Ein Platz für das dritte Hoftheater' gelesen. Ich erinnere an meine Einsendung ‚Neujahrswunsch', welche Sie vergangenes Jahr in Ihrem hochgeschätzten Blatte veröffentlichten. Es könnte also doch noch möglich sein, daß die Verwirklichung dieser naheliegenden Idee noch bei meinen Lebzeiten — ich bin schon 50 Jahre alt — erfolgt. Vielleicht interessiert es, wenn ich mitteile, daß nach dem Erscheinen meiner kurzgefaßten vorjährigen Anregung, es möge eine zweite intime kleine Burgtheaterbühne geschaffen werden, unzählige freudig zustimmende Briefe aus den verschiedensten Kreisen an mich gelangten und daß ich damals auch telephonisch geradezu bestürmt wurde, hierüber nähere Auskunft zu erteilen. Kapitalskräftige Wiener boten sogar ihre finanzielle Beteiligung an. Wien hat — Gottlob — noch Sinn für die Kunst! Es ist der Herzenswunsch vieler, die das (Burg-)Theater mit Recht auch als wirksame Bildungsstätte betrachten: Ein drittes Hoftheater!«

Da Wien gottlob noch Sinn für die Kunst hat, wird man wissen, was man zu tun hat. Sonst könnte es mit Recht einmal heißen, daß das Burgtheater nebbich zugrundegegangen ist.

* * *

Ein flotter Plauderer

Der lesbarste Wiener Theaterkritiker ist doch der Max Burckhard im ‚Fremdenblatt'. Er schreibt über eine Darstellerin im »Jungen Medardus«:

Mit kluger Zurückhaltung wäre sie ja gewiß auch der Versuchung, die man ihr aber schließlich doch teilweise aus dem Wege geräumt hatte, ganz ausgewichen, mit der Komödienszene im Park jene

Heiterkeitsausbrüche zu wecken, zu denen der Dichter hier, im Buche wenigstens, seiner Laune die Zügel schießen lassend, gleichsam die Verlockung in die Luft gestreut hatte, die aber freilich den Erfolg des Abends zu gefährden vermöchten, wenn die Darstellerin mehr an ihre Wirkung in der einen Szene, als an den Eindruck des ganzen Stückes dächte.

Das ist ein tüchtiger Schriftsteller, den lasse ich mir nicht verekeln. Und wenn auch die deutsche Sprache Pandekten kotzt und der Jurisprudenz selbst übel wird, solche Schriftsätze wie diesen Schriftsatz schreibt kein zweiter Burgtheaterkritiker. Die andern verstehen vom Theater auch nichts, gewiß. Aber so können sie's nicht ausdrücken.

* * *

Noch ein flotterer Plauderer

Auch auf den Maximilian Harden lasse ich nichts kommen. Wenn er für die Neue Freie Presse schreibt, so schnallt er den Kothornos (oder wie er sagen würde: den Kothurn) ab, gibt dem gallischen Matthäus (er würde Gallimatthias sagen) den Laufpaß, läßt im Zeitungdienst am Weihnachttag selbst das s leben, und schreibt ganz verständliche Sätze, wie diesen:

Alle inneren Schwierigkeiten Preußens stammen daher, daß dieser Staat (von Friedrich Wilhelm, Fritz und Bismarck) den Notwendigkeiten einer festländischen Wikingerpolitik angepaßt, daß vom droit de l'homme bis zum Agrarrecht alles der einen Vorsorge untergeordnet wurde, die größtmögliche Menge felddienstfähiger, schon im »Zivilverhältnis« in straffe Zucht gepferchter Menschen zu sichern, um morgen, wenn's profitlich scheint, Krieg anfangen zu können; und daß jetzt, nach vierzig Friedensjahren, die zur Antwort Berufenen scheu an der Frage vorüberschleichen, ob wir das Repertoirestück »Kulturnation«, nur solange der Vorhang aufgezogen ist, den Gründlingen im Parterre vormimen oder seiner Inhaltsethik nachleben, ob wir die Fetzen der Feudalzeit in den Raritätenschrank sperren oder das Stück Barbarentum, das einem politisch ungesättigten Volk die Möglichkeit raschen Vorsprunges, über freiere, also zum Maschinendienst minder brauchbare hinaus, läßt, auch unter schweren Opfern bewahren wollen, bis das Kinderland uns nicht mehr bestritten werden kann und der Krieg, das heiligbarbarische Handwerk, unnötig und (nur darum) undenkbar geworden ist. Hier liegt die tiefste Wurzel des Preußenproblems und alle müßten in diese Tiefe wenigstens hinabgeblickt haben, ehe . . . .

Sie müßten, aber sie können nicht, es schwindelt ihnen, sie sind hineingefallen.

* * *

Die Mitarbeiter

An Sonntagen tun's Exzellenzen, zu Weihnachten wäre es schön, wenn man ein paar Mitglieder des Kaiserhauses haben könnte, dachte Herr Benedikt, und selbst dieses Ziel war seiner Tatkraft nicht unerreichbar. Der Artikel hieß: »Die geistige Entwicklung der Menschheit«. Ein ziemlich schweres Thema. Darunter stand: »Äußerungen des Herrn Erzherzogs Rainer«. Man war ein wenig verblüfft, nicht bloß wegen des hohen Themas, sondern auch wegen des hohen Verfassers. Freilich stand noch darunter zu lesen: »Aus Gesprächen Sr. kaiserlichen und königlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Rainer, Kurators der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, mit dem Präsidenten Professor Eduard Sueß«. Da nun nicht gut anzunehmen ist, daß bei diesen Gesprächen einer unserer Redakteure Gelegenheit hatte, so bliebe nur die Vermutung, daß der Professor Sueß die Gelegenheit, die er hatte, benützt hat, um der Neuen Freien Presse gefällig zu sein. Aber auch diese Vermutung ist nicht zu halten. Unmöglich kann ein Erzherzog seine Erlaubnis zur Verwertung von Äußerungen gegeben haben, die so inhaltsleer sind, als ob sie von einem Professor herrührten. Darum hat die Hypothese am meisten für sich, daß es sich um Gedanken des Professor Sueß handelt, die er zufällig vor dem Erzherzog zu entwickeln Gelegenheit hatte. Dagegen ist die unmittelbare Mitarbeit der Gräfin Lonyay, ehemaligen Kronprinzessin von Österreich-Ungarn, an der Neuen Freien Presse eine unbestreitbare Tatsache. Die hohe Autorin steht in ihrer Weltanschauung zwischen der Jerusalem-Kotanyi und der delle Grazie, in ihrem Stil zwischen der Cloeter und der Schalek; es kann aber auch umgekehrt sein. Somit wäre alles in Ordnung. Trotzdem bin ich nicht dafür, daß Hoheiten sich journalistisch betätigen. Denn es ist ein unerträglicher Gedanke, daß man gegen einen Mitarbeiter der Neuen Freien Presse nicht die Ehrfurcht verletzen darf.

* * *

Aus aller Welt

Eine einzige Zeitung zeigt, in welcher Zeit wir leben. Der König von England ist Freimaurer geworden, der König von Italien hat Gorki empfangen und ihm gesagt, daß er Sozialist sei, der Emir von Buchara hält während der mohammedanischen Fastenzeit Gelage, und der Lippowitz behauptet, das alles seien Originalnachrichten.

* * *

Ein Notschrei

»Ebenso wie der Verbrauch an Gas und elektrischem Licht heute laut Zähler berechnet wird, sollte auch der Wasserverbrauch auf Grund eines Messers zur Verrechnung gelangen. Es würde auf diese Weise auch dem heute häufig vorkommenden Mißbrauche in betreff der Benützung der Badezimmer endlich einmal gesteuert werden. Hochachtungsvoll . . . .«

So wünscht ein langjähriger Abonnent der Neuen Freien Presse. Es könnte dann festgestellt werden, wie oft er in der ganzen Zeit u. s. w. Nehmen wir an, daß jedesmal nach Ablauf des Abonnements der Wassermesser den Verbrauch anzeigt, so würde sich die Kommune nicht zu beklagen haben. Indes ist doch zu hoffen, daß er, ehe sie auf seinen Vorschlag eingeht, ein alter Abonnent werden wird.

* * *

Der Tonfall

ist es, was mich schaudern macht:

Der Richter Dr. Wüstinger sprach die Angeklagte, die wiederholt wegen unsittlichen Lebenswandels vorbestraft ist, von der Übertretung der Sittlichkeit frei, verurteilte sie aber wegen versuchter Übertretung des Vagabundengesetzes zu acht Tagen strengen Arrests

Diese irre Gerechtigkeit geht von der Voraussetzung aus, daß es im Menschenleben Augenblicke gibt, in denen sich eine Frau sagt: Unsittlich bin ich nicht, weiß Gott, aber ich versuche soeben das Vagabundengesetz zu übertreten.

* * *

Ein Akt der Frivolität

»Schutz dem Familienleben!« rief das Neue Wiener Journal. Schon mußte man fürchten, auch dieses ehrliche Blatt sei am Ende gekauft worden und habe einen Gesinnungswechsel vorgenommen. Aber als man den Artikel las, merkte man sogleich, daß es sich um die Volkszählung handle, und daß die Intimitäten des Hauses nicht, wie man schon gefürchtet hatte, dem Neuen Wiener Journal, sondern bloß dem Hausmeister entzogen werden sollen. Hätte sich aber infolge der etwas unvorsichtigen Überschrift jenes Leitartikels in einem Leser des Neuen Wiener Journals das leiseste Mißtrauen gegen ein Blatt geregt, das mit leidenschaftlicher Ehrlichkeit seit fast zwei Jahrzehnten seine Pflicht erfüllt, die Öffentlichkeit über die Privatsachen auf dem Laufenden zu halten, so wird er gewiß durch die Erinnerung an eine Affäre beruhigt werden, in der das Neue Wiener Journal einfach glänzend dasteht, nachdem

es beinahe ein Opfer seiner Pflichterfüllung geworden wäre. Man höre nur: Die Kammersängerin X hat sich mit dem Professor Y vermählt. Vorher hat sie sich mit ihm heimlich verlobt. Nichts da, sagte das Neue Wiener Journal, und veröffentlichte die Nachricht. Die Kammersängerin X aber konzertierte eben in Budapest, da brach der Korrespondent des Neuen Wiener Tagblatts, das sich zurückgesetzt fühlte, bei ihr ein und fragte sie, ob es denn wirklich wahr sei. Denn er wußte, die echten Originalnachrichten, die das Neue Wiener Journal hat, seien aus dem Privat- und Familienleben und zumeist falsch. Die Kammersängerin X, die tatsächlich heimlich verlobt war, aber es vorläufig bleiben wollte, bat, die Nachricht zu dementieren, weil sie erfunden sei. Vielleicht tat die Kammersängerin X Unrecht an der Öffentlichkeit, aber mein Gott, man ist egoistisch und gern um seine Privatangelegenheiten besorgt. Nun konnte aber die Kammersängerin X auf die Dauer das Neue Wiener Journal nicht schädigen, sie konnte der heimlichen Verlobung zuliebe nicht auf die öffentliche Heirat verzichten, und als nun das Neue Wiener Tagblatt in der Lage war zu melden, daß diese bereits Sonntag, den 4. Dezember, 11 Uhr vormittags im Rathause stattfinden werde, wodurch es beweisen wollte, daß es noch besser informiert sei als das Neue Wiener Journal, da war dieses nicht länger zu halten und im Paroxysmus des befreiten Wahrheitssuchers, den Lügner Lügen gestraft hatten, rief es:

Ein neues, eklatantes Beispiel, mit welcher Frivolität Zeitungsnachrichten dementiert werden, zeigt der folgende Fall: . . . .

Hierauf erzählte es seine ganze Leidensgeschichte, und schloß:

Wir sind in der angenehmen Lage, die Richtigkeit dieser Nachricht und damit vor allem die am 3. November vom ‚Neuen Wiener Journal' gebrachte Meldung vollinhaltlich zu bestätigen. Das zeitunglesende Publikum sieht auch in diesem Fall wieder, was es von Dementis, speziell solchen, welche sich gegen das ‚Neue Wiener Journal' richten, zu halten hat.

Tatsächlich hat sich die Kammersängerin X einer gröblichen Diskretion gegenüber dem Neuen Wiener Journal schuldig gemacht. Es könnte ja schließlich noch so weit kommen, daß der verzweifelte Zustand eines Schwindsüchtigen verheimlicht und abgeleugnet wird, weil die Angehörigen von ihm, der noch immer Zeitungen liest, die tödliche Wahrheit fernhalten möchten, und eine Woche später stirbt er wirklich. Welche bodenlose Frivolität dazu gehört, angesichts des Todes Herrn Lippowitz eine Nachricht vorenthalten zu wollen, dafür hat dieses Privat- und Familienleben

nicht das geringste Gefühl. Es ist höchste Zeit, die Presse vor ihm zu schützen!

* * *

Ernst ist das Leben, heiter war die Operette

Es ist ein eigenes Verhängnis, daß es ausgesucht die seichtesten Leute sein müssen, die jetzt daran gehen, die Operette zu vertiefen. Ich will von Herrn Felix Salten schweigen, aber dieser Ferdinand Stollberg liefert Operettentexte, die so fein psychologisch sind, daß man ihm getrost auch die Renaissance der Renaissancenovelle und sogar das Burgtheaterreferat anvertrauen könnte. Und dieser Lehar schreibt eine Musik, daß man meinen könnte, vom Musikfeldwebel zum Psychologen sei nur ein Schritt. Nun würde man nur noch wünschen, daß man vom Tantiemenerwerb dieser Leute unbelästigt dahinlebe. Aber gerade das wollen sie nicht. Sie bringen Rechtfertigungen vor, sie haben eine Doktrin bereit, sie wehren sich gegen den Vorwurf, daß die Wiener Operette und zwar eben seit ihrer Vertiefung das Gehirn der Welt in einen Brei verwandelt habe. Die ‚Zeit', in der Herr Salten die Geschäfte des Herrn Stollberg in selbstlosester Weise unterstützt, hat eine Rundfrage über die Operette veranstaltet. Da erfuhr man, daß der alte Lecocq, von dem man schon geglaubt hatte, er drehe sich zu den Wiener Walzern im Grabe um, noch am Leben sei und sich bloß die Nase zuhalte. »Ich gestehe Ihnen offen«, schreibt er, »daß mir kein Buch, das den gefeierten Operetten unserer Tage zugrunde liegt, einen musikalischen Einfall gegeben hätte.« Sogleich aber wurde der Schaden durch Herrn Lehar gutgemacht. Die Operette sei in letzter Zeit geradezu wütenden Angriffen ausgesetzt. »Mir entlocken diese Angriffe nur ein Lächeln, denn ich weiß es, daß, solange wir Operettenkomponisten ehrlich und ausdauernd fleißig arbeiten und solange wir in der Wahl unserer Textbücher vorsichtig sind, man uns nichts anhaben kann und das voru teilslose Publikum auf unserer Seite steht.« Ja, das Publikum ist in der Tat so vorurteilslos, und die Polizei kann ihnen nichts anhaben. Man wirft der modernen Operette vor, daß sie im Gegensatz zur alten humorlos sei? »Dabei vergißt man, daß seither Jahrzehnte vergangen sind und daß sich eben die Zeiten ändern. Alles, alles, jede Kunstgattung strebt nach Vertiefung und nach Verfeinerung, und nur die Operette soll auf dem alten Niveau verbleiben? Das wäre kein Beharren, sondern ein Zurück-

gehen.« Man will dem Herrn Lehar mit Offenbach kommen! Man verlangt von ihm, daß er Humor habe! Warum er keinen hat? Weil ihm der Ernst heilig ist. Er war einmal bei der Tannhäuser-Parodie: »Seither konnte ich auch der großartigsten Aufführung des ‚Tannhäuser' nicht beiwohnen, ohne daß sich mir unwillkürlich die Erinnerung an jene Parodie aufgedrängt hätte. Nicht mehr konnte ich, wie ich es sonst getan, mich dem Bann des Werkes hingeben.« Ganz ähnlich ging's mir mit der »Lustigen Witwe«. Auch ich habe einmal die Tannhäuser-Parodie gehört: seither konnte ich mich nicht mehr dem Bann der »Lustigen Witwe« hingeben. »Das soll nun die Lebensaufgabe des modernen Operettenkomponisten sein? Verzerren und karikieren, und das Erhabene in den Staub herabziehen?« Nein, und 650mal nein, da schafft Herr Lehar lieber gleich selbst das Erhabene! Die moderne Operette habe sich »auch tatsächlich musikalisch bewährt und auch sicherlich auf das Publikum veredelnd eingewirkt«. Herr Lehar ist auf Widerspruch gefaßt. »Diese Worte«, meint er, »klingen vielleicht wie eine Anmaßung, sie sind es aber wahrlich nicht.« Gottseidank, die Zeiten haben sich geändert. »Damals waren eben die Verhältnisse ganz anders, und man hat sich mit geringeren Mitteln zufrieden gegeben.« Herr Lehar will damit nicht auf den Unterschied des Talents zwischen ihm und Offenbach anspielen, sondern nur sagen, daß der arme Schlucker bloß sechzehn Leute im Orchester hatte. Die Harfe zum Beispiel sei heute auch der kleinsten Bühne einfach unentbehrlich, »da auch hier das Publikum ein feineres Ohr besitzt«. Den Vorwurf, daß die Operettenkomponisten »dem Geschmack des breiten Publikums entgegenkommen«, weist Herr Lehar glatt zurück. Er verpflichtet sich, alle seine Partituren dem ernstesten Musiker zur Prüfung vorzulegen, der »nirgends die ernste Durchführung eines musikalischen Gedankens vermissen wird«. Daß aber der Geschmack des breiten Publikums dem Herrn Lehar entgegenkommt, darauf ist er stolz. Und noch stolzer auf die volkswirtschaftlichen Folgen seiner Tätigkeit. Man macht ihm nämlich auch den Vorwurf, daß er sich bereichere, ein Vorwurf, der ja in der Tat lächerlich ist, da man doch nicht verlangen kann, daß Herr Lehar das Geld begabteren Musikern, denen der Geschmack des breiten Publikums weniger entgegenkommt und die deshalb häufiger kein Nachtmahl haben, schenke. Aber sein Verdienst ist auch der Verdienst von hundert andern,

die durch ihn verdienen. Leben und leben lassen! »Ich habe viele Dankschreiben erhalten von Personen, deren Existenz ich verbessern, ja vielleicht sogar begründen half. Dutzende von Danilos wurden entdeckt und haben seither Karriere gemacht ....« Herr Lehar brauchte nicht weitere Beispiele aufzuzählen. Es war vorauszusehen, daß die »Lustige Witwe« jene Veränderungen auf der Landkarte Europas bewirken mußte, die Bonaparte noch übrig gelassen hatte. Aber es ist nicht nett, daß Herr Lehar, anstatt es bei den Taten bewenden zu lassen, auch zu Drohungen greift: Mir steht noch ein reicher Melodienschatz zur Verfügung, und wenn ich nur skrupellos aus diesem Schatze schöpfen würde, dann könnte ich quantitativ weit mehr schaffen.« Nun, er beruhigt den Hörer sogleich wieder; denn er »gebe nichts aus der Hand und überantworte nichts der Öffentlichkeit, ehe er es sorgfältig geprüft und durchgearbeitet habe«. Er wird also der Residenz nicht sobald wieder eine Geschichte komponieren, wie man Präsident wird. Aber man soll ihn nicht durch die ewigen Angriffe und durch das fortwährende Verlangen nach Humor reizen. Er läßt sich nun einmal »von der Anschauung nicht abbringen, daß dem Zuhörer mehr als leichte Ware gebührt. Es genügt nicht, wenn das Publikum während der Vorstellung durch billige Mittel in Heiterkeit versetzt wird. Man ist dann während der Vorstellung in animierter Stimmung, lacht, lacht recht herzlich sogar — wenn man aber dann aus dem Theater kommt, dann fühlt man eine Leere in sich und ist bei ruhigem Nachsinnen selbst darüber erstaunt, was einem eigentlich gefallen hat.« Darum ist es viel besser, das Publikum fühlt während der Vorstellung eine Leere in sich, speist dann in animierter Stimmung und lacht im Kaffeehaus bei der Lektüre der Proteste des Herrn Lehar, der wie ein Pfarrer gegen die Operette wütet, welchem Herr Viktor Leon ein Erbauungsbuch geliefert hat. »Nein!«, ruft er, »Mögen auch einzelne über die sogenannte falsche Sentimentalität zettern und wettern: ich lasse mich nicht davon abbringen, daß das Publikum auch in der Operette ein seelisches und künstlerisches Erlebnis haben soll.« Seitdem Herr Salten es einmal bei der »Lustigen Witwe« gehabt hat, kann sich Herr Lehar von der Psychologie nicht trennen. Er glaubt an die Entwicklung. Was soll man da machen? Dem Publikum, das die Praxis gesund überstanden hat, wird auch bei der Theorie nicht übel werden. Herr Lehar hofft, daß die Operette

sich weiter, noch weiter entwickeln werde, »und zwar so, daß es zwischen Oper und Operette, was künstlerische Qualität anlangt, keine Scheidewand mehr geben wird. Dann wird man nicht mehr sagen dürfen: „Das ist ‚nur' eine Operette", sondern: „Diese Operette ist schlecht!" oder „Diese Operette ist gut", wie es doch auch schlechte und gute Opern gibt.« Ich weiß nicht, was dieser Feldwebel eigentlich haben will. Herstellt! Ich für meine Person bin der Entwicklung immer vorausgeeilt. Ich habe schon bei der »Lustigen Witwe« nicht mehr gesagt: »Das ist ‚nur' eine Operette.« Sondern ich habe schon damals gesagt: Diese tiefe Seelenanalyse, diese subtile Schilderung eines dekadenten Milieus und diese exakte Art, in der das Problem der anständigen Frau gelöst ist, ich muß wirklich zugeben, diese Operette ist schlecht!

Lilis Park in Österreich*)

Von **Ferdinand Kürnberger**

Das war ja ein interessantes Schauspiel österreichischer Widersprüche, das wir in der letzten »Börse des Lebens« Ihnen zum Besten gegeben! Wie anders schrieb der Licht- und Schattenbildner von Andrassy und wie anders ich selbst! Zwei Bilder, einander nicht im mindesten ähnlich! Wir haben unsere Sache fast allzu gut gemacht und den österreichischen Zentrifugalgeist, sonst nur ein Gegenstand unserer Worte, diesmal gleich durch die Tat und unser eigenes Beispiel bekundet.

Aber der Widerspruch mildert sich, wenn wir Folgendes bedenken. Der Licht- und Schattenbildner

---

*) Dieser im Thema leider noch immer aktuelle Aufsatz ist im Jahre 1871 in der Berliner Börsen-Zeitung (Nr. 564, Sonntags-Beilage »Börse des Lebens«) erschienen, also völlig unbekannt. Seit damals hätten sich auch für den Verfasser, könnte er heute noch politische Gedanken äußern, die Zeiten geändert. Es braucht in der ‚Fackel' nicht erst zu diesem Anlaß gesagt zu werden, daß inzwischen der Deutsche in Österreich zwar nicht die Neigung, aber immerhin die Berechtigung verloren hat, auf den »Böhm« und den »Ungar« hinunterzusehen.

Anm. d. Herausgeb.

schrieb — wie ein Deutscher von einem Ungarn schreibt. Ich schrieb, wie ein Deutscher von einem Ungarn schreibt — wenn er ihn als geschimpften »Mongolen« gegen die Böhmen vertritt. Nur der Standpunkt machte den Unterschied und nur der Unterschied machte den Widerspruch. Im Übrigen empfinde und denke ich wie der Herr Kollege und jener wahrscheinlich wie ich.

Also wie denkt und empfindet der Österreicher überhaupt gegen seine interessanten Mitnationalitäten? Das wäre die Frage!

In der Tat eine wichtige Frage und schier der Schlüssel zu unserer ganzen Politik!

Interessen-Politik! Aber nachdem das natürlichste und einzigste Interesse: den Osten zu germanisieren, durch den deutschfeindlichen Jesuitengeist im spanisch gelenkten Staatsruder flöten gegangen ist, ist in Österreich, mehr als man denkt, die Gefühls-Politik berechtigt. Ist es Interesse oder Gefühl, was die Tiere zu unsern Hausgenossen macht? In Steiermark und Oberösterreich finde ich den Fuchs an der Kette liegen, wie bei uns den Hund, in Galizien spielen die Kinder mit zahmgemachten Schlangen, wie bei uns mit den Katzen und in Polen und Litthauen wird der gezähmte Bär als Bratenwender in der Küche angestellt. Wer hat diese Auswahl getroffen: das Interesse oder die Liebhaberei, die Geschmackssache, — das Gefühl?

Und so fragt sich in Lilis politischem Park der Österreicher: Wie gefallen mir die verschiedenen Tiere und Tierlein (sans comparaison!), mit denen mir mein Park so sonderbarlich bevölkert ist? Diese Frage ist in Wahrheit die Seele der österreichischen Politik. Gefallen und Nichtgefallen, Liebe und Haß, Vertrauen und Mißtrauen, Achtung und Nichtachtung und wieder die verschiedenen Grade und Teilgrade dieser Gefühle, die feineren Schattierungen, Nüancen und Abstufungen derselben, ihr gemischtes Untereinander und in welchen Verhältnissen gemischt, das ist der Spiritus rector der österreichischen Politik.

Aber Sie sehen wohl, für Zeitungen ist dieser Spiritus zu fein. In den Zeitungen Österreichs können Sie ihn nicht finden, daher bleiben sie auswärtigen Lesern noch unverständlicher und lassen denselben eine größere Lacüne unausgefüllt, als die Zeitungen anderer Länder. Das Witzwort, das Spottwort, die Anekdote, die internationale Neckerei der Völker Österreichs, wie sie nur am Quell des Volkslebens selbst zu schöpfen, dort aber in einer Freiheit und Ungeniertheit, welche die Zeitungsrücksicht auch nicht annäherungsweise erreichen dürfte, das ist die Ergänzung der österreichischen Zeitungslektüre, aber eine Ergänzung in einer stärkeren Quote als sonst wo auf Erden.

Manchmal bedarf es eines feinen Ohrs und einer langjährigen Übung, um diesen tonangebenden Volkston richtig zu vernehmen und aufzufassen; manchmal ist er so elementarisch leicht und allgemein verständlich, wie wir die Henne verstehen, wenn sie ein Ei gelegt, oder den Hund, wenn er getreten wurde. So wäre zum Beispiel nichts leichter gewesen, als in der Hohenwart-Affäre österreichische »Fühlung«. Läge es in der Sitte der Höfe, zu gehen, anstatt zu fahren, so brauchte »der Hof« als Fußgänger durch die Straßen Wiens nur irgendwo stehen zu bleiben und zuzusehen, wie sich der deutsche Lehrbube mit dem böhmischen prügelt, welche »öffentliche Meinung« er bei dieser Gelegenheit über den Böhmen äußert, wie der ungarische Lehrbube herzuläuft, zu welcher Partei er sich schlägt, mit welcher Energie und unter welchen begleitenden Redensarten: und »der Hof« könnte mit dem Meinungsausdruck Meiner getreuen Völker vollkommen zufrieden sein. Er brauchte weder den Beust noch den Andrassy, noch die Proteste sämtlicher deutscher Landtage: er brauchte nichts als die drei Lehrbuben. Sie hätten ihm für ewige Zeiten gezeigt, was in Österreich möglich ist und was unmöglich.

Damit stehen wir auch schon mitten in »Lilis Park«. Denn die meisten Animalien dieses Parks kommen uns nicht in Betracht: weder Serben, Morlachen,

Kroaten, Walachen, noch Slovenen, Ruthenen und die ganze Schublade von herabgebrannten Völker-Lichtstümpfchen, die ihr anonymes Dasein erst seit unserem eigenen Gedenken getauft und benamset, haben uns je soviel Aufmerksamkeit abgewonnen, sie nur auszusprechen; was wir von unseren Indianerstämmen kennen und nennen, das sind bloß zwei: die Ungarn und die Böhmen, ich sage, die Böhmen, denn sogar die »Czechen« sind ein literarisches Abstractum, das der Volksmund nicht kennt. Freilich fallen in die Böhmen auch die Deutsch-Böhmen hinein; aber in diesem Ausdruck ist der Deutsche so dignitär, daß er den Böhmen vollkommen aufsaugt, ungefähr wie einer, der unsterbliche Kameen schneidet, zwar ein Steinschneider ist, aber mit nichten ein Schneider. »Deutschböhm« kann nie mit »Böhm« verwechselt werden. Böhm ist »Czech«, aber, wie gesagt, »der Czeche« ist im Volksmund garnicht »ceçu«.

Der Böhm nun hat in Österreich die schwärzeste Nachrede, die nur je einem Menschenkinde — nicht zu wünschen ist. Der ganze Sagenumlauf bezieht sich — auf den Diebssinn und auf den Sinn heimtückischer Verräterei! Das ist das Charakterbild. Alle Anekdoten, alle ohne Ausnahme umschreiben dieses Bild allein. Seltsam ist aber folgendes. Wenn sich die Deutschen schimpfen: »Du bist ein Böhm« (denn Böhme ist ein Schimpfwort!), so sagen sie damit nicht: du bist ein Dieb oder Verräter — gleichsam als könne ein Deutscher überhaupt nicht so tief sinken —, sondern das Wort hat dann eine dritte Bedeutung, das Wort will dann sagen: du bist ein verstockter und vernagelter Kopf, ein so eigensinniger und hartnäckiger Schädel, daß du die Begriffe des Wahren nicht nur aus dir selbst zu erzeugen unfähig bist, sondern du wirst auch mit vorgefaßtem bösen Willen der erkannten Wahrheit, welche andere dir deutlich machen, absichtlich widerstreben. Ich definiere genau; so sagt der Vorwurf der Deutschen gegeneinander: du bist ein Böhm. Wenn eine Mutter über ihren Knaben, ein Lehrmeister

über seinen Lehrbuben im Augenblicke der höchsten Verzweiflung den Notschrei ausstoßen: »In den Kerl ist so wenig was hineinzubringen, wie in einen Böhm«, so sind sie gänzlich ratlos, ihre Geduld ist zu Ende, sie haben ihn aufgegeben. Denn sie sagen damit: er hat nicht nur von Natur aus einen ungelehrigen Kopf, er hat auch noch Trotz und Dummheit dazu. Mit einem Wort: die deutsche Volksmeinung verurteilt intellektuell und moralisch den Böhmen; zum Böhmen herabsinken ist die schrecklichste Vorstellung eines geistigen und sittlichen Unglücks.

Lassen Sie mich dazu die Anmerkung machen, — welche auch wieder ein scheinbarer Widerspruch ist — daß wir deshalb Anstelligkeit, Rührigkeit, Schlauheit und praktische Geriebenheit dem Böhmen nicht nur nicht absprechen, sondern ausdrücklich zuerkennen. Wir erkennen sein Talent, die vorhandene Welt sich nutzbar zu machen; desto inniger aber graut uns vor seiner Unfähigkeit, eine nicht vorhandene Welt schöpferisch ins Dasein zu rufen, ohne nächsten sichtbaren Nutzen, aus reiner Selbsttätigkeit des Gedankens, was »der Böhm« mit tückischem Hohn verlacht und worin der Deutsche seine metaphysische und künstlerische Produktivkraft, kurz, seine ideale Natur achtet, genießt und auslebt.

Der Ungar führte den offiziellen Kurialtitel »der dumme Ungar« noch in der vorigen Generation, ja, er ist auch heute nicht verklungen. Noch in diesem Sommer erzählte mir ein gebildeter und liebenswürdiger Szekler-Ungar auf einem Ausflug in Siebenbürgen — auch unser Mommsen kennt den gastlichen Mann — aus seiner Jugend, wo er Unterarzt und des Deutschen kaum mächtig war, folgendes: Was fehlt diesem Mann? fragte der Oberst des Regiments. — Herr Oberst, es fehlt ihm die Gesundheit. Der Oberst hält sich für gefoppt und beleidigt, er wird zornesrot, will losbrechen, besinnt sich aber doch und fragt den Unterarzt, den er von oben bis unten mißt: Was sind Sie für ein Landsmann? — Ein dummer Ungar, Herr Oberst. — Das seh' ich.

Der Jüngling hatte seine Nation nie anders als mit jenem Epitheton nennen gehört und glaubte, beides gehöre zusammen wie »der hauptumlockte Achaier«.

Der dumme Ungar war also die Charakterstereotype unseres ungarischen Sagenkreises und ein Modell der Sagenbildung etwa folgendes:

Auf dem Stephansplatz bewundert ein Ungar an einem Schaufenster eine Glaskugel, worin sich der gegenüberstehende Stephansturm spiegelt. Och, dos is schön! Dos is prächtig! Will ich gleich meiner Familie in Bereghssasy kaufen, damit sie auch sieht, wie Stephansturm ausschaut!

Zu Hause packt er die Glaskugel aus, aber die Familie sieht keinen Stephansturm darin. Bassama! hot mich der Spitzbub, der Schwob, richtig betrogen! Hot er so lang umbändelt, bis er mir hot einpackt schlechte Kugel und gute hot er beholten. Bassama, Schwob! — Stellen wir diesen Scherz als thematischen Satz hin, der das deutsche Kulturbewußtsein mit asiatischer Barbareneinfalt kontrastiert. So einfach bleibt aber der Satz nicht immer. Im Gegenteil, das Thema wird so merkwürdig variiert, weicht in so wunderliche Tonarten aus, daß die Einfalt sehr doppelsinnig und vieldeutig zu sprechen weiß. Z. B. folgende zwei Bonmots auf die ungarische Kaiserreise im Jahre 1857.

Wie kommt es, fragt der Kaiser den Vizegespan, als er nach den slovakischen Komitaten das erste echtungarische betrat; überall riefen sie Eljen! und hier auf einmal rufen sie Vivat? — Jo, Majestät, hot mir genug Müh kost, die Kerle obzurichten. Ober loss ich sie schrein: Eljen, so schrein sie gleich: Eljen Kossuth! Es liegt uns holt so im Maul.

In einem anderen Orte war der Empfang besonders herzlich-warm und patriarchalisch. Leutselig wendet sich der Kaiser im Kreise der Bauern herum und sagt mit gnädiger Genugtuung: nun hier ist man überall gut gesinnt, scheints? — Jo, Majestet, san wir Olle gut gesinnt; nur Schulmaster wor schwarzgelbe Hund; hob'n wir ober totg'schlog'n. — Ungarisch-gutgesinnt,

hieß eo ipso: Kossuthisch gesinnt, und daß der Oberherr des Schwarzgelbtums soeben Kaiserlich anwesend dastand, — nun, das zu vergessen, ist eine kleine menschliche Schwäche, die dem »dummen Ungarn« schon passieren kann! Sie sehen aber, wie äußerst verwendbar dieser »dumme Ungar«! Kaum der Pasquino ist es mehr!

Der »dumme Ungar« ist daher sehr cum grano salis zu verstehen. Ja, er ist eher ein Kosenamen als ein Schimpfnamen. Wird der Österreicher ein bißchen böse und ist es ihm Ernst mit dem Schimpf, so wendet er zwei andere Typen dafür an: »Ungarische Wirtschaft« und »Ungarischer Rauber«. Aber auch dieser Satz hat seine Variationen, die ihn regeln und fast auch aufheben. Namentlich gegen das Ende aller Variationen werden Sie fast immer eine Fermate hören, die wie — der Rakoczy-Marsch klingt! Das wilde, ewig gesetzlose Räubervolk hält uns auf seinen Heiden und Pußten doch einen Vorrat von Kriegermut aufgespeichert, — ein gar guter Notnagel für teuere Zeiten! Diese Stimmung klingt immer durch.

Und so war es doch ein tieferer Naturzug, als jugendlicher Unsinn, daß die »Wiener Legionäre«, verwöhnte Söhnchen aus guten Häusern, Bem's heldenmütigste Soldaten geworden und sich bis zum letzten Mann totschlagen ließen für ungarische Freiheit. Ja, es ist eine schlechte Freiheit, eine veraltete, aristokratische, exklusive, brutale, egoistische, gesetzlose, gewalttätige, tyrannische, — ja, tausendmal ja! Aber . . .

Und dieses »Aber« hat Andrassy nach Wien geführt! Und dieses »Aber« würde Wiener Legionäre immer wieder nach Ungarn führen!

Dagegen ist kein Fall denkbar, in der ganzen Weltgeschichte kein einziger möglicher Fall, daß in einem österreichischen Bürgerkriege Deutsche an der Seite von Böhmen kämpften! Setzen wir den brillantesten Lehrfall: einen Hussitenkrieg! Der Österreicher, der nach Napoleon immer um eine Idee zurück ist, kam erst in unserem Jahrhundert beim Voltairianer an, wie der Franzose im vorigen. Dem echten Österreicher wäre

daher nichts so aus der Seele gesprochen, als eine solide, gemütliche »Pfaffenhetz«. Und trotzdem! Von Böhmen unternommen — er bliebe kalt und höchstens würde er sagen: Das können wir auch noch, dazu brauchen wir den Böhm nicht.

Ich habe natürlich — berichtet, nicht geurteilt. Aber wie bitterlich hart der Bericht in Bezug auf die deutsche Volksmeinung über die Böhmen klingt, so darf ich mir hinzuzusetzen erlauben: Tausende von Böhmen teilen und unterschreiben diese deutsche Volksmeinung. Ich kenne selbst viele Wiener Bürger und Beamten, deren Namen nicht undeutlicher klingen als z. B. Swoboda und Prohaska, Pablazek und Kralitschek kurz, echte Native-Czechen, die das verwilderte Treiben ihrer gewesenen Landsleute mit dem ganzen Abscheu germanischer Augen ansehen; — denn was in meiner Kindheit die Regel war, werde ich auch in meinem Alter nicht gänzlich verschwinden sehen, nämlich die traditionelle Praxis, welche Altösterreich wie etwas Selbstverständliches befolgte: daß, wer immer in Österreich sich bildet, damit eo ipso ein Deutscher wird und zum Deutschtum steht.

Tolstois »Was ist Kunst?«

Von **Karl Bleibtreu**

Als Tolstoi über Shakespeare herfiel, zog er nur die letzte Konsequenz seines Buches über die Kunst, und mit diesem Anathema wiederum nur die Konsequenz seines Gefühlsanarchismus, der uns zum Urquell der Einfachheit und Wahrheit zurückleiten will. Doch die Pilatusfrage ertönt: Was ist Wahrheit? Und was ist Einfachheit? Die ihm sonst durch Dick und Dünn folgen, machen hier Halt mit ablehnender Handbewegung. Denn der Kunstkultus, ein allerheiligster Fetisch, gleicht dem Marienkultus, ein Dogma von unbefleckter Empfängnis des Genies, von abstrakter Unfehlbarkeit der Muse. Gleichwohl müssen wir Tolstoi wohl oder übel folgen, wenn er an diesem Idol rüttelt. Nachdem man unsern Schulsack mit allerlei Theorien

über das »Schöne« bepackte, sehen wir diese heut in Reih und Glied aufmarschiert wie Falstaffrekruten, schief, hinkend, schielend. Unter allen Definitionen von Schiller bis Spencer und Volkelt erscheint uns nur eine bedeutsam und einleuchtend: Schopenhauers Auslegung der Kunst als Objektivierung des Willens (was er freilich nicht so klar und bündig ausdrückt). Hiemit stimmt überein, daß Vischer wahre Kunst als Ausdruck einer Individualität auffaßt. In so weitgespanntem Rahmen findet natürlich die Phrase vom Wahren, Guten und Schönen keinerlei Unterkunft, da besonders das Schöne stets nur subjektiver Wertung unterliegt und der Objektivierung widerspricht. Als bloße Nachahmung der Wirklichkeit würde andrerseits die Kunst nicht dem Zweck genügen, den unser Genießen bei ihr sucht, nämlich eine höhere Vorstellung der Welt in sie hineinzutragen. »Vergnügen« zu erregen, liegt ihr an und für sich fern, da sie sich Selbstzweck sein muß und das Trostlose mit tragischem Ernst vorführen darf. Spöttisch bemerkt Tolstoi hierzu, daß Essen, Trinken und Erotik dann auch schöne Künste sein müßten, da sie »Vergnügen« bereiten. Er schließt sich nun offenbar der alten Philisterästhetik an, die eine »Moral« verlangte. Aber wenn man diesen Begriff nicht plump äußerlich faßt, im Sinne der berüchtigten poetischen Gerechtigkeit, so liegt auf der Hand, daß der objektivierende Wille, indem er aus dem beschränkten Ich heraustritt und unpersönlichen Ausblick ins All erstrebt, d. h. von der täglichen Bühne abtritt und das Schauspiel von außen betrachtet, unwillkürlich subjektiv einen tieferen Sinn hineinzaubert. Schließt z. B. der Pessimismus jede Versöhnung aus und verficht, daß es keine immanente Gerechtigkeit gibt, so ist das eben seine Moral. Wohl aber trifft zu, was Tolstois Moralverlangen aus dem Felde schlägt: je objektivierter der Wille, desto weniger verzerrt er das reproduzierte Lebensbild mit vorgefaßtem Moralisieren. Denn die Moral der Vorgänge liegt in ihnen selbst, in der inneren Notwendigkeit der Kausalität. So ent-

faltet der von Tolstoi geschmähte Shakespeare die Nemesis mit strenger Folgerichtigkeit ganz unwillkürlich aus den Leidenschaften. Nun befriedigt die von uns gebotene Definition noch nicht, sie erklärt nur den Kunsttrieb selber, doch aus Objektivierung kann wohl Kunst als Nachahmung der Wirklichkeit entstehen, nicht Höhendichtung. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis und es verlohnte der Mühe nicht, ein bloßes Spiegelbild des Lebens zu bieten, das uns ja oft kränkt und verwundet. Deshalb suchen wir im Objektivieren der Kunst gerade im Gegensatz zu unserer subjektiven Lebensenge eine höhere Einheit, ein reicheres Schauen, einen klareren Standpunkt der Betrachtung. Darum soll die Kunst eine Auslese halten und nur das Bedeutungsvolle herausschälen.

Tolstoi aber macht sich die Sache bequem, indem er Kunst nur als Mittel der Mitteilung von Gedanken und Anschauungen auffaßt, was ja ebensogut auf jede Volksrede und jeden Zeitungsartikel passen würde. Wichtig scheint hierbei nur die Logik, daß es auf das Was, nämlich die Gedanken, nicht auf das Wie ankommt, also nur der Inhalt und nie die Form bedeutungsvoll sein kann. Richtig finden wir dies bis zu einem gewissen Grade, doch Tolstois Beispiele für bedeutende Literatur machen stutzig. Mit Cervantes und Dostojewski wirft er nicht nur Molière und Dickens, sondern auch V. Hugo zusammen, für ihn sind »Adam Bede« der Eliot und gar die öde Tendenzfibel »Onkel Toms Hütte« so bedeutsam wie Don Quichote, Homer und die Bibel viel echtere Dichtung als Shakespeare und Goethe. Da für ihn nur die demokratische oder religiöse Nützlichkeit entscheidet, will er das niedere Volk als Richter einsetzen. Das verrät eine sozusagen barbarische Ideologie. Daß der Muschik nicht begreife, weshalb man einem Puschkin eine Statue errichte, der doch bloß Verse schrieb, hätte Tolstoi besser nicht anführen sollen. Daß nur ein Perzent der Nation — soll wohl heißen: der russischen — unsere Literatur verstände, beweist nichts

dawider. Denn weil nur wenige Champagner trinken, darum wird er doch nicht sauer! Auch fällt der Spott, zwei Drittel der Menschheit in Asien und Afrika wüßten nichts von unserer Kunst, auf ihn selbst zurück. Denn die Aschanti und Kaffern kann sie entbehren, umgekehrt aber hat Asiens Kunst bei uns stets Willkommen gefunden und der gebildete Inder oder Japaner schätzt Shakespeare oder Goethe: also müssen Kunsttrieb und Kunstbegriff etwas durchaus Gemeinsames haben. Er täuscht sich ferner über das unverfälschte Empfinden des Volkes, das zwar die ganze Luxuskunst verwerfe, aber »Homer, die Bibel, die Reden Buddhas und die Vedahymnen« begeistert verstehe. Das Nibelungenlied kennt beiläufig der ganz französisch gebildete Tolstoi nicht. Lese er doch seinen Bauern dies (der zu kunstmäßige Homer scheidet ganz aus) oder die Veden vor, ob sie nicht jede Kirmeßdudelei vorziehen! In der Bibel sucht der Ungebildete nichts weniger als künstlerische Erholung, ihn fesselt am »Gotteswort« nur sein »religiöser« Egoismus. Das Einfach-Erhabene wird künstlerisch nur dem Höchstgebildeten verständlich. Die ganze Schlußfolgerung Tolstois stellt sich daher auf den Kopf: gerade was er für die alleinwahre Kunst hält und wozu logisch auch Äschylos, Shakespeare, Goethe, Byron in ihren reifsten Erzeugnissen gehören, mag seine absichtliche Verblendung sich auch dagegen wehren, wirkt am wenigsten auf den großen Haufen. Wenn Tolstoi sich über die französische Dekadentenpoesie, über Hauptmann und Ibsen lustig macht, so will er nur das l'art pour l'art ins Herz treffen und da folgen wir ihm gerne, obschon er auch hier sehr Verschiedenartiges ungerecht in einen Topf wirft. Den Inhaltsbankerott unter formellen Mätzchen zu verstecken, vor dem sinnlos abstrakten »Schönen« einen Weihrauchduft zerflossener Stimmungssymbolistik hinzuschmachten, in ideenloser Nachahmung des Alltags eine falsche Objektivierung zu suchen — sintemal nur die Idee objektiviert und bloßes lüsternes Anschauen der Wirk-

lichkeit stets unwillkürlich subjektive Bezüge auslöst —, dies mag ja Tolstoi als Afterkunst verachten. Nur verwirrt seine ideologische Volksliebe, die an Rousseau erinnert, auch hier wieder die Argumentierung. Die drei Faktoren der modernen Literatur »Ehre, Patriotismus, Sinnlichkeit« seien dem Volke ein Nichts? Was der Salonmensch Ehre nennt, nimmt beim messerstechenden betrunkenen Muschik nur andere Formen an, Chauvinismus als Produkt der Unbildung lebt nirgends stärker als im Volke, übrigens wendet sich die Kunst nur selten an diese Instinkte, denn Tolstoi meint ja selber, die Sinnlichkeit (Sexualliebe) sei das Hauptmotiv aller Kunstwerke geworden. Er wird aber wohl schwerlich behaupten, dies stehe dem Volke fern, da doch so gut wie alle Volkslieder dem gleichen Motiv fröhnen. Mit naivem Selbstwiderspruch nennt er an anderer Stelle selber die Geschlechtsliebe »das niedrigste und deshalb allen Menschen und Tieren zugänglichste Gefühl«. Dann wäre also die Kunst laut seiner Verständlichkeitsdoktrin auf dem rechten Wege und verdient tatsächlich nicht den Vorwurf der Exklusivität. Sehr wahr betont aber Tolstoi, daß die Arbeit die reichste Stoffauswahl liefere. Wohlgemerkt, nicht nur die von ihm allein gelobte und geliebte Handarbeit, sondern auch die aller höheren Berufsstände. Auch gibt es politische, religiöse und gar Rassenkonflikte, was alles in der Kunst meist brach liegt, die sich also fälschlich brüstet, ein verklärtes Lebensabbild zu bieten. Daher die Eintönigkeit dieser endlosen Warenballen von Erotik, wobei selbst hier die Abhängigkeit und Unaufrichtigkeit der Berufsautoren, die möglichst gut von ihrem Gehirnschweiß leben wollen, alles wirklich Bedeutsame und Neue über Liebeszuchtwahl ungeschrieben läßt. Die Mache des Kunststrebertums kennt keine Zwecke mehr, nur Mittel (Form). »Die äußere Arbeit der Afterkunst ist so oft sorgfältiger als die der wahren und erstere wirbt scheinbar stärker.« Diese goldenen Worte Tolstois prägen das aus, was er eigentlich suchen wollte.

Dazu bedurfte es nicht optimistischer Volksvergötterung, die seine Logik trübte. Nur seine Beweisführung zerflattert vor näherer Prüfung, nicht die tiefere Wahrheit seines Erkennens. So seltsam es anmutet, einen solchen Könner sich im Einzelnen so kunstfremd äußern zu hören, wie die aus verwandten Gesichtspunkten die Literatur durchhechelnden Carlyle und Eugen Düring, hat er auch hier nur durch fanatischradikale Maßlosigkeit, geradeso wie auf anderen Gebieten, die Geradheit und Richtigkeit seines Wollens geschädigt. Und doch wäre heilsam, wenn jeder Gebildete — nicht das von ihm fälschlich angerufene Volk — nachdenklich Tolstois Kunstauffassung sich zu eigen machte.

Der Sturm und die Mutter

Von **Otto Stoessl**

Wiegt die Frau ihr Kind,
Weht im Laub der Wind:
»Vom Ursprung spring' ich,
Wo das Knäblein schlief,
Das dein Schoß errief,
Schicksal bring ich:
Soll er sich mit seinem Futter begnügen
Lebenlang in Windeln liegen,
Keinmal nach Gottes Wunder schrein,
Sondern zufrieden sein
Und ohne Leiden
Auf dieser Erde brav
Weiden,
In' Himmel eingehn, ein ehrbar Schaf?
Oder soll ich den Knaben
Mit Sturm begaben,
Mit Lüsten und Lasten und Wanderfüßen,
An alle Weltweiten mit Bettelgrüßen,
Soll ich dir ihn mit Dornen gürten,
Mit Qualen segnen
Zum Hirten,
Soll ich deinen Buben mit Regen taufen,
Daß er durch salzige Not mag laufen,
Dem Herrn begegnen?«

»Ich will keinen Wurm,
Gib Sturm ihm, Sturm,
Laß ihn tragen und fragen,
Sich freuen und sehnen,
Und laß meinen Knaben
Ein Leben haben
Und seine Tränen.«
Rauscht: »Ja«, der Wind,
»So wird dein Kind«
Und im Weiterwehn:
»Dir werden die Augen übergehn.«
Die Mutter nickt: »Seis drum,
Ists doch wohlgetan«.
Im Garten schlägt ein Vogel an,
Der Vogel Weißnichtwarum.

Die Kindheit

Von **Ernst Blass**

Die Knaben:

Wir sahn im Traume, wie ein fiebrig Sterben
Da war und unser Glück nervös befaßte.
Wir sahn im Traume unsre Mutter sterben.
Die Lampe kam; der Tag schlug auf die Taste.
Wir stiegen aus dem Bette, weinend, dumm.
Nun ist es Tag, wir gehen in die Schule,
Wir spielen Jagd; auf zu Indianerfabeln!

Die Mädchen:

In unsern Köpfen hüpfen blank Vokabeln,
Und vor Vokabeln hüpfen unsre Köpfe.
Es fallen auf die Mappen unsre Zöpfe.

Die Knaben:

Wir sind ja dumm vor Leben.
Wir sind klein.
In unsern Nächten brechen Mörder ein.
Und unser Morgen kennt dies dumpfe Beben
Von Unentrinnbarkeit und Lampenschein.

Selbstanzeige

Die ‚Fackel' (Sonntagsblatt der ‚Chicagoer Arbeiterzeitung', 6. Nov.) brachte den folgenden Artikel:

... Diese roten Hefte wirbelten im ersten Jahr ihres Erscheinens in Wien keinen geringen Staub auf; man riß sich förmlich darum. Leser der ‚Fackel' zu sein gehörte damals in bürgerlichen Kreisen Wiens zum guten Ton. Der ungefähr 26jährige Karl Kraus führte aber auch schon in den ersten Heften seiner ‚Fackel' eine Sprache, wie sie gleich geistvoll in Deutschland von einem Publizisten schon lange nicht mehr vernommen worden war. Nicht was er bringe, was er umbringe, darauf komme es an, erklärte Kraus in seiner Einführungsnummer. Aber da er zu viel umbringen wollte, so brachte er zunächst sich selber um. Das heißt, sein Blatt fand Abnehmer, doch ihn ignorierte die Presse; fortan war Kraus unter den Deutschen der am meisten totgeschwiegene Schriftsteller. Selbst die sozialistische Presse nahm teil an dieser wie auf Verabredung geübten Totschweigetaktik gegen Kraus. Weil Kraus keiner bestimmten Richtung sich anschloß, hatte er sie alle gegen sich. Es steckte eine gute Portion »Parteiverblödung«, über die Kraus so oft sich lustig gemacht hat und viel krämerhafte Engherzigkeit in diesem stillen Kampfe, den die Zeitungen gegen ihn führten.

Ein volles Jahrzehnt hat diese allgemeine Totschweigetaktik der deutschen Presse gegen Kraus gedauert; nun hat er sich durchgesetzt. Heute ist man gezwungen, Notiz zu nehmen von ihm; nur die Wiener Blätter bleiben noch standhaft, für sie existiert Kraus auch jetzt noch nicht. Das ist kleinlich gehandelt. Was immer man als Parteimann gegen Kraus auch einzuwenden haben mag — und der Einschränkungen sind mancherlei zu machen —, seinem Kampfe gegen »den Schwindelgeist, der es auf die Taschen so gut wie auf die Gehirne abgesehen hat«, muß man Anerkennung zollen. Kraus stürzte alte Vorurteile und zerzaust satirisch unbarmherzig alle ehrwürdigen Puderperücken, daß es nur so staubt. Das ist gewiß eine notwendige Kulturarbeit, wenn sie auch nicht gerade im Rahmen einer geaichten Parteirichtung geleistet wird. Wie ein frischer Luftzug oder ein gesundes Lachen, wirken die in dem vorliegenden Buche gesammelten Aufsätze von Kraus. Unübertrefflich ist seine Verhöhnung der Moralprozeduren des Staates und der bürgerlichen Justiz im Allgemeinen. Den amerikanischen Leser wird besonders fesseln, was Kraus über die Ermordung der Tochter des Generals Sigel durch einen Chinesen in New York und im Zusammenhange damit über Prostitution, Mädchenhändel und die »gelbe Gefahr« und in einem anderen Aufsatze über die Entdeckung des Nordpols sagt. Doch auch von den übrigen Aufsätzen wird der Leser keinen überschlagen, wenn er erst einen davon kennen gelernt hat. Das sind keine Essays mehr, das sind Geschiebe von Aphorismen, Gedankenkristalldrusen. Beim Lesen hat man das Gefühl, durch eine unwiderstehliche Kette, aber nicht von Schlüssen, sondern von Kurzschlüssen gezogen zu werden. Die Grundstimmung aller dieser Abhandlungen ist hellklirrend, knisternd und knatternd, heiß und liebenswürdig und schalkhaft. Deutschland hat an diesem Schriftsteller wieder einen Satiriker großen Stils.

Über das letzte Heft der ‚Fackel' schrieb die ‚Grazer Tagespost' (13. Dezember):

. . . eine Studie von Karl Kraus über den Hofburgtheaterdirektor Berger (Der Freiherr), die alle Vorzüge der glänzenden Stilkunst und der feinen Krausschen Satire aufweist. Wenn man auch nicht mit der Stellung einverstanden ist, die Kraus gegen einen Mann wie Harden einnimmt — jedenfalls ein Mann von Eigenart —, so müssen wir doch sagen, wir kennen kein so fein geschriebenes deutsches Blatt wie die Fackel. Ihr Erfolg beruht auch zum großen Teil darin, so weit ihr Erfolg reicht — der Wien heißt. Denn nur in der Großstadt finden sich genug Genießer und Freunde auch der nobeln Satire; und anderseits schlösse der großstädtische Kulturboden den Erfolg einer plumpen Heugabel-Satire aus. Trotzdem Kraus die Presse bekämpft, hat er ihr nicht geschadet, und trotzdem die Presse sich durch Totschweigen gerächt hat, hat sie ihn nicht umgebracht. — Sehr lesenswert sind in dem Hefte überdies die Gedichte des Wieners Hugo Wolf und die Glosse über die Librettisten.

In der ‚Gegenwart' (Berlin, 10. und 17. Dezember), die eine Enquete über die hervorragendsten Erscheinungen des deutschen Buchhandels 1910 veranstaltet hat, standen die folgenden Äußerungen über die »Chinesische Mauer«:

Als die besten Bücher eines Jahres möchten nur diejenigen mit Recht bezeichnet werden, welche die besten vieler Jahre zu bleiben versprechen. Das Urteil hierüber muß freilich willkürlich erscheinen und seine Bestätigung von der ungewissen Zukunft erwarten, die auch den Werken gegenüber nicht immer gerecht ist. Was aber manche Jahre bereits in der Vergangenheit als Ideal und bedeutend gewirkt, hat wohl bis zu einem gewissen Grade auch die Probe auf seine Dauerhaftigkeit für die Zukunft bestanden.

Darum halte ich zwei Sammlungen längst geschätzter und auserlesener Beiträge für besonders nennenswert: die Schriften Ludwig Speidels, der, Schwabe von Geburt, in Wien heimisch wurde und in der kürzesten Form sprachlich wie geistig gleich Reizvolles geschaffen hat. Einer ungemäßen und undankbaren Tagespresse anvertraut, blieben diese Aufsätze der Schätzung der weiteren deutschen Welt entrückt. Nach seinem Tode endlich gesammelt, bieten sie ein köstliches Ganzes. Die Kunst des Essays hat seit den Gebrüdern Grimm in unsrer Sprache nichts anmutigeres und reicheres hervorgebracht, als diese kleinen Gebilde.

Von ganz andrer Art, aber, wie mich dünkt, ebenso bedeutend, ist die Auslese von Satiren, welche Karl Kraus unter dem Titel »Die chinesische Mauer« veröffentlichte. In der Wiener ‚Fackel' einzeln erschienen, haben sie allzumal das Entzücken der Bosheit und Schadenfreude einer ganzen Stadt erweckt, sie verdienen aber die Schätzung aus höheren, geistigen Gründen, weil ihre künstlerische und sittliche Kraft, ihr sinnvoller Humor, den Augenblicksanlaß überlebt und unsterblich macht, weil ein großartiger Witz, mit der Schärfe des Schwertes das Einzelne schlagend, dabei das Ganze unsrer Zeit satirisch trifft darstellt und der Zukunft überliefert.

Unter den erzählenden Dichtungen verdienen Rainer Maria Rilkes »Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« den Kranz.

Otto Stoessl (Wien).

Der Verlag Langen in München, der eine Tafelrunde des Radikalismus versammelt, erwarb sich ein Verdienst mit Herausgabe dieser Geistreichigkeiten, die mehrfach an das wahrhaft Bedeutende streifen. Der Verfasser überschätzt zwar den positiven Wert seiner negativen Anlage, die sich in blendenden Aphorismen und glänzenden Essays entladet. Doch überschätzen tut sich am Ende jeder, der Größte wie der Kleinste, und es kommt nur darauf an, ob wirklich etwas dabei zu schätzen sei. Und das trifft vornehmlich für Kraus' Stilistik zu. Ein Meister der Ironie, tut er nur in seiner Befehdung Hardens, den er einst anbetete, des Guten zu viel. Nicht als ob wir die unpersönlichen und berechtigten Gründe seiner psychologisch begreiflichen Erbitterung nicht würdigten. Doch er schüttet das Kind mit dem Bade aus und läßt an Harden, den wir nach wie vor als bedeutenden Publizisten trotz all seiner unleidlichen Manieriertheit bestehen lassen, kein gutes Haar mehr. Absolute Gerechtigkeit ist eben eine schwere Tugend, nicht nur des Charakters, sondern auch des Intellekts. Im übrigen sei Kraus' Buch hier warm empfohlen.

Karl Bleibtreu (Zürich).

In der tschechischen Revue ‚Prehled' (Prag, 18. Nov. 1910) ist ein längerer Aufsatz von Otto Pick unter dem Titel »Karl Kraus, ein deutscher Satiriker« erschienen, der die folgenden Stellen enthält:

Karl Kraus ist der schärfste Polemiker der jetzigen deutschen Literatur.... Selbst wenn seine Aphorismen und Essays nicht bekannt wären, so müßte das deutsche Publikum Kraus für seinen »Fall Harden« dankbar sein, weil er hierin Harden, diesen allzugewaltigen Journalisten, geradezu wissenschaftlich entlarvt. Was viele erkannten, jedoch nicht auszusprechen wagten, sagte Kraus als erster: daß Harden ein unfähiger langweiliger politischer Leitartikler ist, dessen Aufsätze ein Labyrinth von Zitaten und überflüssigen Retrospektiven sind.... Es ist notwendig, die Redeweise Hardens mit dem Stil der »Chinesischen Mauer« zu vergleichen, um zu erkennen, welch genauer, reiner und über alle Maßen künstlerischer Stilist Kraus ist, seine Redetechnik besteht neben den besten französischen Essayisten und Aphoristen.... Jede Silbe ist das Produkt einer langen Seelenarbeit, daher könnte jeder Satz aus dem Zusammenhang genommen werden und doch einen lebensfähigen Aphorismus bilden....

Die ‚Wiener Mode':

... Es sind mit großer Sorgfalt umgearbeitete Essays — Vergleichungen von Einzelheiten ungemein lehrreich! — für deren Sprachgewalt man ohne Rücksicht auf der Parteien Haß und Gunst Zeugnis ablegen muß. Der »Stoff« ist gleichsam ein Vorwand, das Formen des Ausdrucks Zweck für diesen Künstler.

Die ‚Rhein- und Ruhrzeitung' (13. Nov.):

Ein starker Band blendend geschriebener Abhandlungen von dem Wiener Essayisten Karl Kraus, dem stärksten Temperamente des deutsch-österreichischen Schrifttums und einem der glänzendsten Stilisten zugleich. Wer die 457 Seiten dieses Buches liest, wird sich, wenn er des Kraus'schen Tones ungewohnt ist, möglicherweise 457 mal vor den Kopf gestoßen, aber nicht einmal gelangweilt fühlen. In der Kunst der epigrammatisch zugespitzten Gedankenprägung ist Karl Kraus ein Meister ersten Ranges, aber sein geschliffener Stil ist nicht nur um seiner selbst willen da, sondern er dient Kraus als eine haarscharfe Waffe, mit der er den Dingen, d. h. den konventionellen Anschauungen, »öffentlichen Meinungen«, morschen Idealen und tönernen Götzen aller Art zuleibe geht. Wer Karl Kraus' Art noch nicht näher kennt, der beginne mit einem der letzten Artikel »Die Entdeckung des Nordpols« . . ., er lese dann die humordurchblitzten Essays: »Lob der verkehrten Lebensweise«, »Die Malerischen« und »Von den Sehenswürdigkeiten«, er ersehe dann aus dem Artikel »Maximilian Harden«, mit welchem Draufgängertum Karl Kraus gegen eine ihm total konträre Persönlichkeit kämpfen kann und dann lerne es der Leser ertragen, wenn er sich in manchen der anderen Essays in seinen eigenen Empfindungen von den Schlägen einer grausamen Ironie und eines oft fast wilden Hohnes etwas schmerzlich getroffen fühlt. Indessen, in dem Outsidertum und dem subjektiven Radikalismus der Meinungen liegt schließlich nichts, was Karl Kraus nicht auch mit anderen »guten Europäern« teilte, das Besondere aber ist die Künstlerschaft seiner souveränen Stilgewalt, mit der er zu sagen weiß, was zu sagen sein heißes Temperament ihn zwingt. Und darum ist es auch gar nicht nötig, daß man mit Karl Kraus stets übereinstimmt, um an diesem geistvollen Feuerkopf seine Freude zu haben.

Der ‚Literarische Jahresbericht', herausgegeben vom Dürerbund:

Nicht sehr wesentlich höher steht ein Aufsatzband »Die chinesische Mauer« von Karl Kraus, einem Wiener Publizisten, der in dortigen Gymnasiasten-, Studenten- und Nachtcafékreisen sich großer Beliebtheit erfreut. Was er zu sagen hat, ist dürftig, trotz der emphatischen Selbstgefälligkeit, womit K. es vorbringt. Das pathetisch unreife Sichimgegensatzfühlen zur Umwelt könnte verleiten, ihn für einen Kritiker zu nehmen, wäre sein Horizont nicht auf das Weichbild Wiens beschränkt und wäre sein — im Aphoristischen zwar ganz glücklicher — Stil nicht zumeist eine Ausgeburt fadester, spielerischer Redseligkeit. Was Sachlichkeit und Konzentration ist, könnte dieser Kaffeehaus-Predigtamtskandidat noch immer von M. Harden lernen, den er mit ebenso drolliger wie läppischer Anmaßung »erledigt«.

Ritter Johann des Todes

Von **Albert Ehrenstein***)

Ritter Johann des Todes ritt aus, dem Meere zu und fernen Ländern. Sprach zu ihm sein schwangeres Weib, diese Loudmilla Gamperl (die Liebste ihm, bis sie kein neues Essen und Küssen mehr wußte) diese Worte: »Vergebens fährst du aus! Bleib! Morgen gibts Eichelsuppe und Geselchtes mit Spinat .... Du wirst schon sehen!« In den Ohren klangs dem Ritter und dann zu noch donnerdicken Nebelfernen ritt er, denn Weib-Köchin schien ihm am Ende.

Ritter Johann des Todes ritt aus. Traf unterwegs einen lieblichen Drachen, der ihm quer in den Speer lief — aus Furcht, auch dieser Ritter könnte ihn unerschlagen sich zu Tode kriechen lassen. Lachte Ritter Johann des Todes und gab ihm sein heiliges Kraut Sarudsch an die Wunde. Gellt der Drache: »Läßt mich Drachen unerschlagen! ... Du wirst schon sehen!« In den Ohren klangs dem Ritter und er nahm sichs zum Gedenkmal.

Ritter Johann des Todes, auf seinen Fahrten, traf er die Jungfrau, die alle hundert Jahre aus dem Felsen Not hervorschießt. Die Jungfrau warf sich dem Ritter ihrer Maidenschaft an den Hals ... Lachte Ritter Johann des Todes und gab ihr seinen heiligen Knappen Nolpate an's Herz. Redte sich aus: »Du bist die Jungfrau jeder hundert Jahr!« »Schmähst die Gabe«, keift sie, »aller hundert Jahre? Du wirst schon sehen!« In den Ohren klangs dem Ritter und dann zu noch donnerdicken Nebelfernen ritt er.

»Das verfluchte Kombinieren alter Speisen in ganz neue! — Ich hab es satt! In der Jugend schlug ich fünfzehn liebliche Drachen! ich hab es satt. Und die liebe Jungfrau jeder hundert Jahre: ist sie schmacker als all die andern Jungfern von Gewohnheit?

---

*) An der unartigen Kraft dieses Autors blamieren sich zur Zeit die meisten Redakteure deutscher Revuen. Nur der anmutige Oskar Bie, der das Leben bejaht und die ‚Neue Rundschau' leitet, hat ihn durch ein unbegreifliches Mißverständnis noch nicht aufgegeben, sondern zu Beiträgen ermuntert, die »so ganz plaudernd und die Wiener Luft atmend« sein sollen. Mag das Gefühl, daß die Bitterkeit des neuen Mannes die Lebensfreude eines redigierenden Dionysos auf zehn Jahrgänge hinaus vergiften könnte, zu der Bitte um ein »nettes Thema« geführt haben. Die Zumutung ehrt den Kenner; das Verlangen bezeichnet den geistigen Habitus einer Zeitschrift, die, ein Prospekt ihres Verlegers, in dem feuchten Element zwischen Wassermann und Fischer noch immer den Katalog der Kultur spielen darf. Anm. d. Herausgeb.

-- Ich hab es satt! Und alle gellen und keifen sie: Du wirst schon sehen . . . Und ich sehe doch meine Zukunft, daß ich keine Zukunft habe, klar und dicht vor mir!«

Ritter Johann des Todes, auf seinen Fahrten, traf er sechs alte Weiber, die das Ziel erreicht zu haben glaubten, indem sie, über den Weg erhoben, auf Steinen auf den Köpfen stehend, aus neuen Flaschen in neuen Gläsern neuen Branntwein soffen, den echten, reinen, patentierten sogenannten »Dolgoruki«. Und sie reichten ihm den Branntwein. Er erschlug sie, weil sie 's Ziel erreicht zu haben glaubten, indem sie, über den Weg erhoben auf Steinen auf den Köpfen stehend, aus neuen Flaschen in neuen Gläsern neuen Branntwein soffen, den echten, reinen, patentierten sogenannten »Dolgoruki«. Und die Weiber, sterbend auf den Köpfen stehend — alle Sechse keiften: »Du wirst schon sehen!« In den Ohren klangs dem Ritter und er nahm sichs zum Gedenkmal.

Ritter Johann des Todes, auf seinen Fahrten, schlug noch viele andere, die — und nicht einmal auf die rechte Weis — die Erde nach blauen Blumen abgrasten . . . Und im Tode schrien sie alle — er aber lachte bloß —: »Du wirst schon sehen!« In den Ohren klangs dem Ritter und stets zu noch donnerdicken Nebelfernen ritt er.

Ritter Johann des Todes, auf seinen Fahrten, da erbarmte sich der Teufel und kroch vom Himmel zu ihm herunter, um ihm das Neue zu sein. Da erschlug ihn der Ritter Johann des Todes und lachte herzhaft, wie er noch nie gelacht, daß der vom Himmel heruntergekrochen, um ihm das Neue zu sein und dann zu gellen: »Du wirst schon sehen!«

Ritter Johann des Todes aß Schlangen und gute Steine.

Ritter Johann des Todes, auf seinen Fahrten, mußte heim, da die Erde zu rund war. Sprach zu ihm sein schwangeres Weib, diese Loudmilla Gamperl, einen jungen Ritter Johann des Todes an der Hand haltend, diese Worte: »Heute gibts Eichelsuppe und Geselchtes mit Spinat! Was hab ich gesagt!«

Ritter Johann des Todes, ich muß es schon sagen, zu ihm kam nicht der Tod und er war ihn ehrlicher suchen gegangen als sein Urgroßvater, der ewige Jude.

Der Ritter Johann des Todes, auf seinen Fahrten, hängte sich auf. Und freute sich an seinem Tode, dem Neuen.

Ein alter Tibetteppich*)

Von **Else Lasker-Schüler**

Deine Seele, die die meine liebet,
Ist verwirkt mit ihr im Teppichtibet

Strahl in Strahl, verliebte Farben,
Sterne, die sich himmellang umwarben.

Unsere Füße ruhen auf der Kostbarkeit
Maschentausendabertausendweit.

Süßer Lamasohn auf Moschuspflanzenthron
Wie lange küßt dein Mund den meinen wohl
Und Wang die Wange buntgeknüpfte Zeiten schon.

Der Kitsch

Von **Leo Popper**

»Der Dilettant wird nie den Gegenstand, immer nur sein Gefühl über den Gegenstand schildern.« Goethe.

Wenn Kunst ein Gleichnis für die Dinge ist, so ist der Kitsch ihr hinkender Vergleich. Die Kunst nimmt, wie ein Fremder, der das Niegesehene mit seinen besten heimatlichen Namen zu benennen sucht, die besten Stoffe aus ihrem Reich, um dem

---

*) Nicht oft genug kann diese taubstumme Zeit, die die wahren Originale begrinst (und der sonst ernsthafte Leute wie die Brüder Mann mit einem Zeugnis für die »außer Zweifel stehende dichterische Begabung« eines gutmütigen anarchistischen Witzboldes imponieren können), nicht oft genug kann sie durch einen Hinweis auf Else Lasker-Schüler gereizt werden, die stärkste und unwegsamste lyrische Erscheinung des modernen Deutschland. Wenn ich sage, daß manches ihrer Gedichte »wunderschön« ist, so besinne ich mich, daß man vor zweihundert Jahren über diese Wortbildung ebenso gelacht haben mag, wie heute über Kühnheiten, welche dereinst in dem Munde aller sein werden, denen die Sprache etwas ist, was man »gebraucht«, um sich den Mund auszuspülen. Das hier aus der Berliner Wochenschrift ‚Der Sturm' zitierte Gedicht gehört für mich zu den entzückendsten und ergreifendsten, die ich je gelesen habe, und wenige von Goethe abwärts gibt es, in denen so wie in diesem Tibetteppich Sinn und Klang, Wort und Bild, Sprache und Seele verwoben sind. Daß ich für diese neunzeilige Kostbarkeit den ganzen Heine hergebe, möchte ich nicht sagen. Weil ich ihn nämlich, wie man hoffentlich jetzt schon weiß, viel billiger hergebe.
Anm. d. Herausgeb.

Verglichenen gerecht zu werden. Sie darf die allerbesten nehmen, wenn sie weiß, daß es reichen wird fürs ganze Ding. Sie hat das Recht zu jeder Höhe, die sie einhalten kann. Der Kitsch aber nimmt den Grundton seines Vergleichs entweder ganz niedrig an und blamiert so seine Dinge, oder er nimmt ihn hoch an und blamiert den Vergleich selbst, weil er gezwungen ist, ihn augenblicklich wieder fallen zu lassen. So gibt er entweder den schiefen Tanz der Aufschwünge und Niederfälle, oder er gibt, wenn er verzichtet, eine Einheit niedrigsten Grades. Beides genügt zu seinem Bestehen. Denn die Leute bemerken so wenig das Hinken, wie die Niedrigkeit bei dem Vergleich. Sie nehmen den Kitsch für die Kunst, gerade wie sie die Kunst für das Leben nehmen. Der Mensch hat einen wackligen Distinktionssinn für das, was ihn nichts angeht. Aus dem sprengenden Wirrsal der vielen verschiedenen Dinge rettet er sich in die Ähnlichkeiten, und gibt erst dann wieder Unterschiede zu, wenn er seinen Geist durch sachliche Beschränkung geschützt weiß. Nur zwischen den wenigen Sachen, die ihm nahe stehen, sieht er Verschiedenheiten. Und so muß er Dinge, die ihm so ferne stehen, wie Natur und Kunst, notwendig verwechseln, desgleichen Kunst und Afterkunst. Ihm genügen die Erkennungszeichen, die äußersten Merkmale: das, was aus dem Raume der Realitäten auf die Ebene seines Augenmerks gefallen ist. Und was ihm genügt, das ist der Maßstab: Kitsch ist die Reduktion des Kunstwerks auf ein wesensfremdes Minimum.

Aller Kitsch entsteht, wo eine Form jener Forderungen verlustig geht, die sie hervorgebracht haben; wo an die Stelle ihrer Ursachen andere Ursachen treten, die ihre Werte verneinen und kompromittieren; oder: wo aus der Form ein zufälliger, ihr nicht wesentlicher Genuß fließt und eine neue Form entsteht, die diesen Genuß allein und nichts andres hervorbringen will, das ganze, umständliche Werk auf dieses Minimum reduzierend. In allen verschiedenen Fällen des Kitsches ist die Reduktion das Gemeinsame. Sie geschieht am häufigsten, wo der Künstler selbst, mit bestem Willen nicht mehr aus der Form ziehen kann, ob er nun mehr in ihr sieht, oder nicht. Seltener, wo er auf die noch geringere Unterscheidungskraft des Genießers spekuliert und alles wegläßt, was für dessen Bedürfnis nicht unbedingt nötig ist. Und dann, im bedeutendsten Fall, wo eine Sensation, ein vager Duft aus der

Form hervorgegangen ist, der dem Künstler mehr scheint als die Pflanze, der ihm der Inbegriff der Pflanze wird, und einzig erstrebenswert. Das ist die typisch moderne Spielart des Kitsches. Die anderen hat es immer gegeben. Von den Ägyptern her durch alle Zeiten läuft ihre undurchbrochene Reihe neben der Kunstreihe einher. Aber diese da hat es noch nie gegeben in der bildenden Kunst. Sie ist mit dem Impressionismus entstanden. Nicht mit dem der großen Franzosen, den es bekanntlich auch schon seit jeher gibt und der nur seiner Vision nach und nicht seiner Moral nach impressionistisch ist, sondern mit dem unbedingt neuen, frevelhaften, wie er ungefähr von Whistler kam und jetzt überall verstanden wird: dem Impressionismus der stilisierten haut-goûts und Patinas, der Kunst des Hauches, der sich selbst beriecht.

Goethe, der die Worte des Mottos in einem Entwurf »über den sogenannten Dilettantismus« an einer Stelle über die pragmatische Dichtkunst niederschrieb, hat das Wesen eines Schadens, und zugleich den Kreuzschaden einer kommenden Kunst damit ausgesprochen. Denn wie der Dilettant das »Gefühl über den Gegenstand« für diesen setzt, so setzt der Impressionist die Stimmung der Form für die Form, den Hauch der Sache für die Sache und gibt so etwas, das sich auf der Stelle selbst verzehren muß, weil es die Basis, aus der es sich erneuen könnte, nicht mit sich führt. So bedarf es zu seiner Erneuerung, wie zu seinem Bestehen immer der Hilfe des ergänzenden Genießers und es vermag nichts ohne diesen. Der Kitscher aber, der sich nun der neuen billigen Werte bemächtigt, findet im Genießer, der nun schon an die Mitarbeit gewohnt und überaus sensibel geworden ist, einen bereitwilligen und kritiklosen Förderer. — In der bildenden Kunst ist diese feinste Idee des Kitsches besonders fruchtbar gewesen. Was es außerdem gibt, kann noch entweder gutgläubig oder einfach ordinär sein: Künstlerkitsch oder Leutekitsch. Der Mann der ersten Sorte ist oft von hohen Wünschen beseelt und oft nicht ohne Tragik. Den Blick starr auf das Beste geheftet — zu keiner Konzession zu haben — macht er das Schlechte mit sicherer Hand. Unbewußt vollzieht er die fatale Reduktion. Der Mann der zweiten Sorte vollzieht sie insgeheim: er malt immer schlechter und schlechter und macht erst halt, wo's der Genießer schon bald merken würde. Der Feine aber vollzieht sie offenkundig und im Einverständnis mit dem er-

gänzungskräftigen Genießer: der Maler malt immer schlechter, aber der Genießer genießt immer besser und da gehen Beide so weit, bis sie eben nicht mehr weiterkönnen. — Leutekitsch und Künstlerkitsch machen dem Forscher nicht viel Schwierigkeiten. Nach den Gefühlen, denen sie dienen, sind sie zu scheiden: in patriotischen, in geschichtlichen, in religiös-sittlichen, in häuslich- und in frei-erotischen, in sozial-strengen und in sozial-gemütlichen, in pantheistischen und in familienfrohen. Die Beispiele weiß jeder sich selbst aus jeder Zeit zusammenzusuchen. Der Feine aber fußt auf komplizierteren Erscheinungen. Das l'art pour l'art hatte gehofft, die Künstler würden besser malen, wenn man ihnen jeden anderen Zweck abschnitte und ihnen nur die Farben ließe; nun sieht es sich arg getäuscht, denn die Künstler, die sich jetzt mit ihren freigewordenen Farben viel und ohne Vorurteil beschäftigen können, haben bald heraus, daß die Farben besser malen, als sie selbst und ziehen alle Konsequenzen aus dieser Erkenntnis. So aber kommt es, statt zu der erhofften Gesundung, zum Gegenteil. Den immer mehr vereinfachten Mitteln, die aus einem geschwächten Formalkönnen fließen, entspricht eine immer mehr vervielfachte Empfindsamkeit, die ihrerseits zur Auflösung aller Formwerte führt. Denn wo einmal empfunden wird, dort wird alles empfunden: dort wird das Nichts empfunden und so das Nichts geleistet. Wo der Genießer einmal mit ins Spiel gezogen ist, dort ist das Spiel verloren. Es begann damit, daß statt der Dinge die Essenz gegeben wurde. Aber langsam wurde dieser ihr Accidens: das Minimum unterschoben. Und der Genießer fühlte dennoch immer stärkeren Genuß, weil seine Leistung immer mehr wurde. Und der Schaffende wurde immer mehr ein Genießer. Mit feinstem Verständnis kommt er den eigenen Absichten entgegen: ein Wink von sich genügt und Welten tun sich auf. Sein Gefühl — im tiefsten schon das Gefühl des Kitschers — stellt eine Hypertrophie der letzten Nervenwerte dar. Die körperlos gewordene Form ist bis zum äußersten beseelt: sie ist kein Ding mehr, sie ist nur Sinnbild; und nicht etwa Symbol für ein Gegebenes, sondern das Mietsymbol für alles, was in ihr sich ausgedrückt fühlen will. Sie ist nur Anregung, und, selbst ganz ungebunden, kann sie nur »Löserin von Lebensinhalten« werden. Die Farbe, die Linie und der Ton sind absolute Werte geworden, was sie früher niemals werden konnten. Die Unfähigkeit, sie zu leiten, verwandelte sich in eine

Überfähigkeit, sich von ihnen leiten zu lassen: jetzt flüstern sie dem Sensitiven ein Nervenleben ein, das ihn verhundertfacht in seinen Folgen, während es ihm den größten Teil seiner Arbeit erspart. Die Kunst lehrt ihn, die Natur abschöpfen, und die Natur, statt ihm vergebend Schutz zu gewähren, schickt ihn kupplerisch wieder zur Kunst zurück. Den ungehemmt auf ihn einströmenden Reizen ist er hilflos ausgeliefert. Denn er hat keine Kontrolle für sie: keine vom Auge her, das ihm den festen Untergrund der Reize immer nahe hielte und keine von irgend einem Stil her, der ihm zu seinen Überschwemmungen die Ufer böte. Er hat nur Eindrücke und nirgends ein Gegengewicht. Er hat nie zweierlei, wie der Künstler, der Augen hat und Nerven oder Stil und Nerven: er hat Nerven allein und die müssen wieder ausströmen lassen, was bei ihnen eingeströmt ist, weil nichts da ist, es zu binden: keine Form zum Gefühl, kein Altes zum Neuen, keine Ruhe zum Reiz.

Es war vielleicht, daß die Welt dem Künstler doch etwas zu offen stand. Wohin sein Auge blickte, war alles erlaubt und nichts befohlen. Der Horizont war voll von neuen Nuancen und Sensationen. Die Exotik brachte ihre reichen Gewächse: man nahm ihnen die Schale und kleidete alte Kerne darein. Die fremden Blumen bestäubten einander wider Willen der Natur. Es kam ein Babel von Reizen und Lustwerten, die alle zu unendlicher, wahlloser Mischung wild durcheinanderflogen; und was sich da ergab, war eine Kultur des grundlosen Blütentums; eine Kultur der unbekannten Väter.

Es ist natürlich, daß diese Kunst, die nichts Festes zu verteidigen hatte, das Gesetz vermied, das ihr in ihrem Freibeutertum unbequem werden konnte; daß sie den Individualismus aufstellte, weil sie für ihre Zufälligkeiten keine andere Rechtfertigung, als die der Persönlichkeit finden konnte; und daß sie die Inkommensurabilität hochhielt, weil sie jeden Vergleich scheuen mußte. — Das Ich, welches verlernt hatte, hinter der Form zu verschwinden, war auf eimal überall lästig im Wege, wo es galt die Wahrheit zu sehen. Man entschloß sich sie »à travers un temperament« zu betrachten. Aber das Temperament überwucherte bei so guter Behandlung und bald war vor ihm keine Wahrheit mehr zu sehen. Was war nun übrig, als den Spruch umzukehren und zu sagen, die Kunst sei gerade jenes Temperament, jenes Ich, durch die Natur hindurch gesehen. Das Hindernis wurde zur

Hauptsache, die Neuartigkeit zum Maßstab. Man wollte das Gute daran erkennen, daß es einem unbekannt war. Die Persönlichkeit hatte keine Kontrolle für die umherfliegenden Reize und die Kunst hatte keine für die Persönlichkeiten. Denn kontrollierbar ist nur das Unpersönliche und das Formale. So ist es selbstverständlich, daß Reize und Persönlichkeiten entstehen und wirken konnten und sich überall einschlichen, wo sie nicht hingehörten; daß Kitscher ohne Zahl aus allen Winkeln hervorkrochen und — mit dem Paß ihrer Namenlosigkeit versehen — die Grenzen überschritten. Die Kitscher kommen unter die Künstler, die Künstler, mit ihren Reizen, gehen unter die Handwerker und die Handwerker werden angesteckt und verkaufen ihr Seelenheil, wenn sie nur Kitscher werden dürfen.

Hier, in diesem Einbruch in ein Gebiet, wo reinere Gesetze gelten, liegt das größte Verbrechen dieses Individualismus. In den abstrakten Künsten ging es ja noch irgendwie. Aber wenn es dort schon unangenehm genug war, statt eines Dinges einen Duft zu Gesicht zu bekommen, so wurde es hier vollends unerträglich, wenn einem zugemutet wurde, sich auf ein Seelenleben niederzusetzen und in einem Nervensystem zu wohnen. Man war auf einmal zur Teilnahme gezwungen, an allem was einen sonst in Ruhe gelassen hatte. Der Gedanke der Zimmereinrichtung, jedes Ding so richtig an seinen Platz zu stellen, daß es sozusagen mitten im Zimmer unsichtbar wird, und der Sinn des Möbels waren ganz in ihr Gegenteil verkehrt. Schränke äußerten ihr Innenleben, Stühle machten ihre Menschenrechte geltend: und der Mensch war ein Gebrauchsgegenstand des Möbels geworden. Eine Lebendigkeit verzweifelter Art hatte sich der Dinge bemächtigt. Das neue Ornament, von nirgends abgeleitet, hemmungslos hergestellt, gemischt und übertragen, hatte im Nu die halbe Welt belebt. Es hat ihr einen Schaden zugefügt, von dem sie sich nach Generationen noch nicht erholt haben wird. Denn die Werke, die daran tragen, bleiben bestehen. Das Ornament ist Wind, aber es ist von Eisen; es hat kein Original, aber es hat Millionen Wiederholungen. — Denn die Maschine ist willig. Früher, bei der Handarbeit, war jedes Stück gerichtet und geprüft: von der Tradition, vom Meister und vom Material — die alle sachverständig waren — ging Kontrolle aus; Herstellbarkeit und Brauchbarkeit waren die polaren Kriterien,

zwischen denen es kein Entschlüpfen gab. Als aber die Maschine kam, ward mit einem Schlage alles anders. Vor ihrer Pracht war Brauchbarkeit auf einmal keine Frage mehr, alles war herstellbar, kein Material widersetzte sich, die Meister wurden eingeschüchtert und vor der Fülle der Gesichte wich alle Tradition. Der Künstler hatte eine Anregung und wußte nicht woher, er machte einen Entwurf und wußte nicht wozu; er gab ihn dem Handwerker, der ihn ausführte, und wußte nicht wovon; und die Maschine reproduzierte das Ganze: »genau nach Angabe« und mit Präzision; und führte so noch ihre schönste Eigenschaft ad absurdum. Der Individualismus, der aus dem allgemeinen Nichtskönnen jedem das seine rettete, und die Maschine, die für Verbreitung dieser Einzigkeiten Sorge trug, sie bereicherten ihr Zeitalter um ungeahnte Dinge. Aber dabei blieb es nicht stehen. Die Möglichkeiten der Maschine wirkten zurück auf den Künstler: sie ging nicht nur auf alle seine Wünsche ein, sie verführte ihn auch zu neuen Taten »aus ihrem Geiste«, wie sie fantastischer und ungeheuerlicher sein eigener nie erdacht hätte. Und jetzt gab es kein Aufhalten mehr. Die wechselwirkenden Mächte des Bösen schufen Greuel auf Greuel. Stündlich entstanden neue Stile. Ein Gedanke, ein Druck auf einen Hebel und die Maschine spie ihre Ungeburt der wartenden Welt in die Arme. — Das Unglück hatte gewollt, daß die beiden gräßlichen Erfindungen, Individualismus und Konfektion gerade zur gleichen Zeit über die Menschheit hereinbrachen, noch im Üblen die äußersten Gegensätze, das Unbrauchbar-feine und das Unbrauchbar-rohe: Cachet und Cliché waren hier aneinander gebunden. Und das große Zwischenglied war aus der Welt verschwunden. Die beiden Gegensätze hatten es aufgebraucht. Das alte Gewerbe hatte Arbeit und Schönheit gehabt, die einander nah bedingten. Nun ging hier die Arbeit in der Maschine auf und dort die Schönheit im Rauch der Reize. Sie verkamen sozusagen in verschiedene Welten hinein, verloren jede Erinnerung aneinander. Und so konnte es nicht mehr ohne Unglück geschehen, als sie wieder zueinanderstießen.

Man sucht und sucht nach einer Kunst, die von all diesen Nöten noch unberührt geblieben, die bisher noch nicht verkitscht ist. Und man findet: den Zirkus. Der Zirkus ist in seinen letzten Wirkungen genau so hoch, wie die Kunst; er unterscheidet sich nur darin von ihr, daß in ihm nicht geschwindelt werden kann.

Er ist, wie das große Kunstwerk, einseitig im tiefsten Sinne: er kennt nur die Leistung und von der Wirkung weiß er nur, daß sie mit jener steht und fällt. Er hat keine psychologische oder sonst eine Hintertür und für das Mißlingen hat er keinen Namen, als den Namen »schlecht«. Er kennt nur die Form; für Inhalte hat er keine Verwendung. Was sind seinem unermeßlichen Reichtum die Schätze an Inhalten, Symbolen und Reizen, die abertausend Bilder, die er dem Zuschauer »draufgibt«; wie würde er's verschmähen, von ihnen je Notiz zu nehmen. Gerade wie ein Johann Sebastian Bach, dem man erzählen wollte, was einem bei einer Fuge alles durch den Kopf gegangen ist. — Und das ist der höllenweite Unterschied. Hier ist die Kraft, die vor dem großen Kitschigwerden Schutz gewährt; die alle Verarmung, alle Schäbigkeit und alle Selbstverzehrung ewig unmöglich macht; und die das Heil verspricht, nach dem die »große Kunst« schon lange dürstet. Wer heute vor dem Kitsch genügend Angst und Ekel hat, der blicke auf den Zirkus; und wenn er dessen Sinn gefaßt hat, so hat er das Gebrechen, die Grenze und den neuen Weg gesehen, wie nie zuvor, und mag sich freuen.

Den Kitsch gibt es seit jeher und der vom alten Prinzip ist hundertfach in Überzahl. Aber ich habe lieber den neuen beschrieben, denn er ist sicher das tiefere Übel.

Schönherrs Drama

Von **Berthold Viertel**

Diese Dichtung aus der Zeit der Gegenreformation in den österreichischen Alpenländern ist kein historisches Drama. Sie ist geradezu antihistorisch. Sie ist ins Elementare gerettet, ist sachlich, menschlich, ethisch elementar und, um alles mit einem Wort zu sagen, elementar dichterisch; nicht ganz ohne die fragwürdige Nebenbedeutung des Wortes elementar. Schönherr hat auch dieses Thema in die unmittelbare, primitivmenschliche Drastik gezwungen, die ihn vor den Dramatikern der Zeit auszeichnet. Daß er die »Heimat« anders gestaltet, als die Heimatkünstler es sich träumen lassen, und mit welchem Können, das wußte man seit seiner »Erde«. Für den »Glauben« fürchtete ich. Aber das Werk hat mich widerlegt. In »Erde« hatte Schön-

herr die Erdkraft seines Bauerntums beschworen. Nun beschwor er ihren Bauerngeist. Er hat nie vorher seine Menschlichkeit mit solcher Inbrunst ausgedrückt. Er hat sie nie zu solcher Höhe gejagt. Wie seine Menschen wurzeln, wie das Leben sie nimmt und sie das Leben nehmen, das gab er schon stark, nun gibt er es stärker. Und gibt ein Neues: wie sie bekennen. Er drückt allerdings den »Glauben« durch die »Heimat« aus. Indem er zeigt, was sie mit ihrer Heimat opfern, und wie sie es doch opfern für ihren Glauben. Sie haben sich in ihrer zähen, schweren, aber schließlich doch überzeugenden Art zum Geiste gestellt. Hier lernt man fühlen, welche Aufgabe es wäre, sie zu brechen oder gar zu biegen. Ihre innerste Treue, trotz aller irdischen Gebundenheit, singt diese wilde, zwingend gesteigerte Ballade. Die Begriffe »Katholizismus, Protestantismus« sind belanglos für das lyrische Pathos ihrer Blutzeugenschaft. Es ist schwere, schwerste Zeit, und schwerer Sieg. Katholizismus, das bedeutet nicht viel mehr als ein: »Unser gnädigster Herr und Kaiser will uns Lutherische nimmer gedulden!« mit all seinen Konsequenzen. Die Konsequenzen sind das Wesentliche. Protestantismus: »Mein G'wissen ist noch ein viel g'strengerer Herr als Papst und Kaiser.« Möge man es als ein lutherisches Pamphlet auffassen, aber als ein Pamphlet gegen jede Religion, die sich als Macht wider ein anderes Bekenntnis kehrt. Und als Erlöserschrei jeder Religion, die zur Zeit wirklich nichts ist als reines Bekenntnis. Es gilt nicht die Überprüfung eines Gedankens, ein Menschentum bewährt sich: sein heißer, erdnaher Lebensernst, sein zäher, grobknochiger Wille, sein fanatisches, unausrottbares Herz. Und die ganze kleine, enge Welt dieser Menschen sättigt sich mit einer Eindringlichkeit, daß man überall den Gedanken, der in ihr so unbarmherzig treibt, zu spüren bekommt, obwohl man ihn nirgends fassen kann. »Erde« ist das besser verwurzelte Werk, aber »Glaube und Heimat« ist das Lieblingskind des Dichters, aus seiner heißen Liebe geboren.

Macht gegen Bekenntnis: ein ewiges Problem aller Religion auf Erden. Ohne darüber auch nur einen Augenblick lang zu theoretisieren, hat Schönherr seine Menschen sofort in die unmittelbare Praxis des Bekennens gestellt. Damit das Experiment gelinge, sind alle Umstände möglichst vereinfacht. Der Zweifel (das höhere Religionsproblem) ist ausgeschaltet. Die lutherischen Bauern zweifeln hier nie an der Wahrheit ihres Bekenntnisses, aber auch nie an der Berechtigung der kaiserlichen Befehle. Daß einer irgendwie den Komplex »Heimat« als problematisch empfände, daran ist natürlich gar nicht zu denken. Instinkte, nicht Begriffe. Heimat ist hier ganz konkret; Besitz vor allem. Ist der Acker, den sie mit Schweiß und Blut betreut haben, von dessen Ertrag sie gelebt haben, seit sie leben. Das Vermögen ist bei ihnen zugleich unentrinnbarer Gebrauch, Geräte, Haustiere, die dienend mit den Menschen leben, von deren Dienst die Menschen leben. Der Boden ist ihre absolute Gegenwart, aber auch die Vergangenheit und Zukunft ihres Geschlechtes, sie wurzeln in ihm, mit ihren tiefsten Gattungsinstinkten. Ihr Boden ist für sie Freiheit, Selbstbestimmungsrecht, Menschenrecht, Menschenwürde, und die Sicherheit all dieser Güter. Ist der ihrer einzig würdige Aufenthaltsort auch noch als Grabstätte. Ist ihr soziales Selbstbewußtsein, unbeirrbarer Kastengeist. Und wie sie selbst im Boden wurzeln, so verwurzelt sich in ihnen ein Gedankenkeim, der in die Fruchterde dieser Seelen fällt. Und ihre ganze mütterliche Treue umfaßt diese Pflanze ihres Innern, eine Treue bis zur Selbstaufopferung. Aus diesen primitiven, unbeirrbaren Kräften ergibt sich die rauhe Dynamik des Dramas.

Es gibt natürlich solche Menschen nicht, aber es gibt seit Schönherr ein solches Drama. Er hat seine Bauern aus einer inneren Primitivität, aus einer irgendwie zugleich sehr persönlichen und überpersönlichen Urmenschlichkeit herausgeholt, die sich nicht weiter aus einem Milieu ableiten, die sich nur künstlerisch miterleben läßt. Die menschliche Anlage ist hier identisch

mit einer dramatischen Begabung, wird restlos durch eine Technik ausgedrückt. Ein Triumph dieser Technik scheint mir die Vermenschlichung der Staatsmacht und des Besitzraubes durch zwei Kraftgestalten. Da ist der Reiter, dieser Mythenmensch, wie aus der Balladenphantasie des Volkes geholt. Ein Würger mit Herz, den man persönlich bekämpfen und seelisch überwinden kann. Der ganzen Konzeption des Werkes nach soll der Katholizismus den Bauern nur erscheinen als solch ein kaiserlicher Reiter, der mit seinen »Fanghunden«, den Soldaten, die Gegend säubern kommt. Die Gestalt entschädigt dichterisch für solche krasse Verkleinerung. — Und der andere, der mächtige, humorhafte »Häuserfraß«, der Geldbauer, der alle erledigten Güter zusammenkauft. Auch er, seine prächtig erfundene Situation und Gesinnung, wirkt Person gegen Person, pointiert das Zurückweichen, das Opfern der Anderen menschlich. Das kann Schönherr: sachliche Zusammenhänge in menschliche Situationen, und Innerlichkeiten in Gegenständliches verwandeln. — Aber das eigentlich Neue der Schönherr'schen Technik scheint es mir zu sein, wie alle die Menschen mit sehr raffinierter Sparsamkeit, die reiche Fülle vortäuscht, rein motivisch verwendet werden, wie sich eigentlich nur ein dualistischer Zustand entwickelt, die Schicksale der einzelnen aber nur als Bewegungsakzente in diesem Zustand auftauchen, während er fortschreitet. Schönherr ist ein Meister der repräsentativen Momente. Die Ausführung des kaiserlichen Befehls bringt in ihrem natürlichen Verlauf eine sorgfältigste Steigerung des Antagonismus Glaube—Heimat, Bedrängnis—Bekenntnis, Enteignung—Opfer. Eine genaue Artikulation bis in die Abschiedsgebärden hinein. Es ist erstaunlich, wie durchgreifend die wenigen Elemente verwertet werden, wieviel Bewegung die wenigen Figuren machen, wie sie die Bewegung weitergeben, individualisieren, pointieren. Wie kunstvolle Hemmung und Verzögerung sich ergibt. Die beiden Gesten des Festhaltens und des Aufgebenmüssens sind raffiniert in-

einanderkomponiert. Mit wenigen Mitteln wird sehr stark der Eindruck des sich Ankrampfens, des Entwurzeltwerdens, des von der Kraft des Glaubens Ausgestemmtwerdens und Fortgeschleiftwerdens erweckt. Und, bei aller Passivität, der Eindruck des Sich-Befreiens, des Überwindens. Die wahrhaft christliche Selbstüberwindung des Letzten steht am Ende einer organischen Reihe und wirft das Licht ihrer Bedeutung auf alle anderen zurück. Wie perspektivisch das Kleinleben verteilt ist, die menschlichen Züge. Diese sechs Menschen repräsentieren immerhin Volk. Wenn ein Anwesen verkauft wird, der Schreiber die Leute verliest, die der Reiter austreibt, dann fühlt man stark das Losreißen aus einem Organismus. Wie die Leute sich noch einmal umwenden, oder sich ein für allemal abwenden, die Verschiedenheit des Schrittes, der sie wegführt, das merkt man sich. Vergißt nicht mehr tausendfaches Zaudern und doch Müssen. Der Reiter brauchte gar nicht sein Schwert zu zerbrechen. Man weiß ihn besiegt.

Meine Vorlesungen

Sie sollen der Verbreitung meiner Bücher dienen, die in Deutschland unbekannt sind und in Österreich als bekannt vorausgesetzt werden. Darum habe ich nach dem zweiten Wiener Leseabend am 3. Juni 1910, der, wieder vom Akademischen Verband für Literatur und Musik im Architektensaal veranstaltet, noch stärkeren Erfolg als der erste brachte — ich mußte nach »Heine und die Folgen« und der »Chinesischen Mauer« die »Welt der Plakate«, den damals noch ungedruckten »Biberpelz« und das »Ehrenkreuz« lesen —, darum habe ich also die Einladung einer Münchener Konzertdirektion zu einer Tournee angenommen. Diese hat zunächst fünf Abende umfaßt und wird im Frühjahr ihre Fortsetzung finden. Die Vorlesung in München (30. November) wurde von der Konzertdirektion selbst, die Vorlesungen in Frankfurt (2. Dezember), Aachen (5.), Prag (12.) und Brünn (14.) wurden von den literarischen und akademischen Vereinen dieser Städte veranstaltet. So unbeträchtlich zum größeren Teil, in Lob und Tadel, die kritischen Urteile sind, die mir gespendet wurden, so notwendig

ist es, sie hier zu zitieren, weil die Wiener Öffentlichkeit von ihrer Presse in solchem Falle noch immer nicht einmal ein Zeichen bekommt, daß etwas verschwiegen wird. Natürlich ließe sich auch an den Urteilen der fremden Journalistik die Uninformiertheit, zu der der Beruf inkliniert, durch drollige Proben beweisen, und jene typische Unfähigkeit, auch nur die greifbaren Tatsachen des äußeren Erfolges darzustellen, die zu den bekannten Widersprüchen führt, vor welchen der gläubigste Leser zweier Morgenblätter an der Offenbarungskraft der Druckerschwärze zu zweifeln beginnt. Schon in München, wo immerhin fünfhundert Leute erschienen waren, schwankte die Presse zwischen einem dichtgefüllten Saal und leeren Bänken. Der Herr in der ‚Münchener Zeitung' neigte sich der pessimistischen Auffassung zu und setzte hierauf das Wesen des Lampenfiebers auseinander:

Sein Auftreten hat etwas Scheues, Zaghaftes, aber wenn er erst darüber hinweg ist, dann trägt er mit scharfer Pointierung, vielem Temperament und einer klaren, klingenden Stimme vor. Seine Satire richtet sich gegen alles, was an unserer Kultur schief und faul ist. Sein Witz trifft mitten ins Herz der Dinge, und von seinem Geiste geformt, gewinnt das Gewagteste eine bestechende Form. Aber — man sollte nicht so viel davon zu hören bekommen. Und manches, wie der große Essay »Die chinesische Mauer« — ein gewaltiger Panegyrikus auf die chinesische, moralinfreie Kultur — eignet sich überhaupt nicht für den Vortrag, da es selbst dem beweglichsten Geiste nicht möglich ist, diesen wie ein Wolkenbruch niederprasselnden, sich überkugelnden, verschlingenden und wiedergebärenden Gedanken, Bildern, Assoziationen und Konklusionen ohne Ermüdung bis zum Schlusse zu folgen. Ganz abgesehen davon, daß Kraus hier dem von ihm nach Verdienst zerzausten Harden zuweilen doch ganz bedenklich nahe kommt. Und wer sich selbst manchmal in ein Glashaus verirrt, sollte nicht mit Steinen werfen. Am besten gefiel die Mehrzahl der funkelnden Aphorismen und die glänzende Abfuhr Hardens . . . .

Der Kritiker, dem das Steinewerfen ja also gefällt, wollte vermutlich sagen, daß wer selbst mit Steinen wirft, sich nicht manchmal in ein Glashaus verirren sollte. Die Beleidigung jedoch, daß meine »Chinesische Mauer« Herrn Harden bedenklich nahekommt, muß sich dieser nicht gefallen lassen; das hat ihm noch niemand nachgesagt. Die ‚Münchner Neuesten Nachrichten' aber schrieben:

Karl Kraus erschien gestern abend zum erstenmale im Jahreszeitensaale und las aus seinen Schriften vor. Seine plastische Art zu sprechen, gab den Dingen Relief, und die baritonale Wienerische Färbung störte nur anfänglich. Die Gedankenketten und Erkenntnisse,

die Kraus zutage fördert, sind zu bedeutend, als daß man sie sich durch irgendwelche Landesfarben maseriert vorstellen möchte. Nach der grotesken Paraphrase »Die Welt der Plakate« rezitierte Kraus einiges aus den Aphorismen. Das geschah mit Einfachheit, aber auch ohne die Pose der Schlichtheit. Manches schöne Monument der Kunst und der Kultur sahen wir unter den Hammerschlägen dieses Denkers in Trümmer gehen, und erkannten im Schutt, daß es aus schlechtem Material bestanden. Mit den hundert nadelspitzen Bosheiten über Maximilian Hardens Stil und Art schloß der erste Teil des Programms. Der Satiriker würde vermutlich die Wirkung vertieft haben, wenn er die Belegstellen aus der Desperanto-Sprache, wie er Hardens Deutsch nennt, dezimiert hätte. Daß Kraus nicht nur zertrümmern, sondern auch zu bauen vermag, hat der aus einer schöpferischen Phantasie gezeugte Essay Die chinesische Mauer dargetan. Die Ermordung der Elsie Siegel im Chinesenviertel wird hier zum Ausgangspunkt einer grandiosen Rhapsodie, die in Donnern zum alten Europa redet. Das zahlreiche Publikum brach nach Beendigung der Vorlesung in stürmischen Beifall aus und brachte dem Autor Ovationen dar. E.

Die ‚Münchener Post' schrieb:

Karl Kraus, der uns Münchnern vor allem als Mitarbeiter des Simplicissimus bekannte Herausgeber der Wiener Fackel, saß Mittwoch abend im Festsaal der Vier Jahreszeiten am Vortragspult und las aus seinen im Verlag Albert Langen erschienenen Aphorismen und Aufsätzen ausgewählte Bruchstücke. Kraus ist ein Verneiner von seltener Rücksichtslosigkeit, ein Spötter von blitzender Stilgewalt, ein Angreifer von katzenhafter Bissigkeit. Ich möchte den Dämon, der in ihm lauert, eher eine Ausgeburt, denn einen Sohn unserer qualvoll zerrissenen Zeit nennen. Seine Ironie sprüht wie brodelnder Gischt und steigert sich zum pathetischen Haß. Mit affenartiger Behendigkeit hüpft sie in einem Satz dem Zeitgeist ins Genick und hetzt ihn hohnlachend zu Tode. Zu jenem Tode, den eben nur die Lächerlichkeit gebiert. Doch Krausens Lachen klingt selbst abgehetzt, nicht befreiend. Und will es auch gar nicht. Es ist ein kurzes, stoßweis meckerndes Gelächter voll satanischer Bosheit. Es ist, als klänge geheime Lust daraus, daß die Welt so schlecht sei! Aber dies Lachen ist von zeitgemäßer Suggestionskraft. Diese liegt in der unberechenbaren Sprunghaftigkeit der Krausschen Gedankengänge, in der Verwegenheit ihrer Logik, in der aphoristischen Knappheit des Ausdrucks. So bildeten denn auch die besten der vorgetragenen Aphorismen und kürzeren Satiren wohl den Angelpunkt des Abends. Den tollen Reigen eröffnete, frisch und frech wie ein Attackeritt, und durch den lebendigen Vortrag entsprechend pointiert, die Kultursatire Die Welt der Plakate. Dann folgte der beliebte Frontangriff gegen Maximilian Hardens Schreibunarten, für die Kraus den witzigen Namen »Desperanto« geprägt hat. Doch verlor sich hier der Vortrag in die Breite und büßte so manches von seiner Wirkung ein. Unter dem Übermaß von spitzfindigen Zumutungen an seine Fassungskraft ermattete das Publikum sichtlich und rasch. Zumal als sich der Autor schließlich bei der Vorlesung des Essays Die chinesische Mauer — einer leidenschaftlich

zugespitzten, von jüngeren amerikanischen Geschehnissen veranlaßten Philippika über die »gelbe Gefahr« und den Kulturbankrott der weißen Rasse — in ein rasendes, von keuchendem Pathos getragenes Tempo hineinhetzte. Doch geizte die Verehrerschar nicht mit ihrem Beifall, der zum Schluß dem unentwegten Skeptiker auf dem Podium sogar mehrfache Verbeugungen ablockte. P.

Die ‚Augsburger Postzeitung' schrieb unter dem Titel »Karl Kraus kontra Harden«:

Von Karl Kraus, der seit elf Jahren in Wien die Wochenschrift ‚Fackel' herausgibt, weiß man längst, mit welcher diebischen Freude er die raffiniert berechnete Mache und besonders den ungenießbaren Stil Hardens karikiert. Darum bot die von Karl Kraus am 30. November im Jahreszeitensaal in München veranstaltete Vorlesung auch demjenigen Vergnügen, der sonst für den Zynismus des Gesellschaftskritikers vom ‚Simplicissimus', von der ‚Fackel', vom ‚März' wenig übrig hat. Kraus verlas mit guter Pointierung seinen im September d. J. im ‚März' erschienenen Aufsatz »Desperanto, Versuch einer Übersetzung aus Harden«, eine mit köstlichen Bosheiten durchspickte Verulkung des Hardenschen Stils, der »Desperantosprache, die wie keine andere die Möglichkeit bietet, sämtliche Nationen auf dem gemeinsamen Boden gegenseitigen Mißverstehens zusammenzuführen«. (Folgen einige Proben) . . . . Im übrigen konnte ich mich nur mit der frischen, originellen Skizze »Die Welt der Plakate« aus der Aufsätze-Sammlung »Die chinesische Mauer« befreunden, auch noch mit einigen witzigen, feingeschliffenen Aphorismen aus den »Sprüchen und Widersprüchen«. Als der Aufsatz über den Newyorker Kuli-Mord an Elsie Siegel (Juli 1909) kam, glaubte ich, daß die in der Buchausgabe enthaltenen krassen Zynismen über chinesische Päderastie wegbleiben werden; aber auch diese verlas Kraus, ohne Rücksicht auf die eleganteren Forderungen guten Geschmacks und zur größten Verlegenheit der zahlreich anwesenden Damen.

Schon am übernächsten Tag fand die Vorlesung in Frankfurt statt. Die ‚Frankfurter Nachrichten und Intelligenzblatt' hatten einen längeren Artikel, der viel Anerkennung, die Feststellung des großen Erfolges, aber leider auch eine Inhaltsangabe des Essays »Die chinesische Mauer« brachte:

Der Umstand, daß bei diesem Manne zweitausend Liebesbriefe weißer Frauen gefunden wurden, gebe dem Ereignis seine kulturbange Größe. Dasselbe zeige sich, wenn Menschen fremder Rasse, die Genuß und Ethik auseinanderhalten, sich auf unseren Jahrmärkten zeigen. Auch diese Auseindersetzung in ihrer schlagwortreichen Verallgemeinerung fand lebhaften Beifall, der allerdings zum Teil der blendenden Fassung und der feurigen Wärme des Vortrags zuzuschreiben ist. . . . In seinem Buche »Sprüche und Widersprüche«, also im Aphorismus spricht sich seine besondere Veranlagung am besten aus und in dieser Abteilung konnte er auch seine Stilkunst in blitzenden Pointen ausstreuen. . . . Lebhafte Hervorrufe zum Schluß sagten ihm,

daß er mit seinem Debut gefallen hatte, er wird sie als Zustimmung zu seinen ethischen Folgerungen nehmen.

Da sei Gott vor. Der sozialdemokratischen ‚Volksstimme' ginge ein solcher Umschwung in Frankfurt auch sehr wider den Strich. Sie ist überhaupt gegen das Niederreißen:

Als Kulturkämpfer geißelt Kraus alle Erscheinungen an Unkultur, indessen er geißelt bloß, warum das so ist und wie man die Sache von der Wurzel aus positiv bekämpfen kann, überläßt er besser schon dem ‚Kunstwart'.

Dieser tiefen Bemerkung, die auch im ‚Kunstwart' stehen könnte, reihen sich andere an; darunter die zugleich taktlose, daß ich »einen jener berühmten literarischen Reklameprozesse heraufbeschworen habe«. Lästig genug war bisher der Vorwurf, daß ich unkluger Weise einer Reklame gegen mich geholfen hätte. Zum guten Ende — warten wirs ab — wird dieser Prozeß am wenigsten einer Presse zur Reklame gereichen, die ihre schmutzige Hand beschmutzt hat, als sie ihn berührte, und nicht ahnend, worum es sich handle, mein notgedrungenes Tun so infam mißdeutet hat wie mein notgedrungenes Schweigen. Der sozialdemokratische Kritiker nennt mich im Übrigen »einen Spaßmacher der heutigen großbürgerlichen Gesellschaft«, einen »glänzenden Schriftsteller, der nicht immer ernst genommen wird, der aber immer interessiert« und setzt hinzu: »etwa wie man über einen Dackel lacht, der immer das Gegenteil tut von dem, was man ihm sagt«. So renitent ist ein sozialdemokratischer Preßköter nicht. Er gibt sogar positiv zu, daß es »ein unterhaltsamer, amüsanter Abend war, den man der Gesellschaft für ästhetische Kultur danken kann«.

Die ‚Frankfurter Zeitung' aber brachte als Vorbericht den folgenden Artikel:

Unter dem Titel »Die chinesische Mauer« hat der Wiener Satiriker Karl Kraus (der heute Abend in der Frankfurter Gesellschaft für ästhetische Kultur aus seinen Werken vorliest. D. Red. bei Albert Langen in München einen Band gesammelter Aufsätze herausgegeben, die ursprünglich zum Teil in der ‚Fackel', zum Teil im ‚Simplicissimus' erschienen sind. Es ist, wie sich von selbst versteht, ein Band Ketzereien, auch viel Kanalräumerarbeit darunter, aber mit silberner Schaufel verrichtet. Mit dem Satiriker darüber zu rechten, wo er Recht hat, wo er blutig übertreibt, wäre Verkennung des Wesens der Satire, die ihr gut Teil Narrenfreiheit beanspruchen darf und davon lebt, sich immer von neuem darüber zu entrüsten, daß der Herrgott bei der Erschaffung des

Menschen mehr Lehm als göttlichen Odem verwendet hat. Der Satiriker muß nur in der Tendenz, nicht in der Tonstärke Recht haben, ja die groteske Übertreibung ist eines der Kunstmittel, durch die er wirkt. Und in der Grundtendenz hat Kraus Recht. Er verteidigt die feinnervige Persönlichkeit gegen die überall sich breit machende selbstzufriedene Trivialität, gegen die Klischees des Gedankens und der ungeprüften Moral. In der Form verleitet ihn die witzige Pointe; in der Sache ist er ein Fanatiker seiner Überzeugung oder, wenn man will, seiner Weltanschauung. Uns mutet er fast tragisch an. Er reibt sich die Hände wund in den Ekstasen seiner Entrüstung und seines Abscheus und muß erleben, daß seine Wutausbrüche von derselben Menge, die er verhöhnt, als Tafelsenf, als mixed pickles zum täglichen Rindfleisch genossen werden. Wir wollen es abwarten, wie lange er den aussichtslosen Kampf gegen das Niederträchtige und Gemeine in allen Formen weiterkämpft. Vielleicht erinnert er sich einst des Sprüchleins von Goethe, das von solchem Kampfe abrät. Bis dahin können wir uns immerhin bei vielem Widerspruch im einzelnen der blutigen Geißelhiebe freuen, die er austeilt. Die meisten Artikel des Bandes sind durch »Aktualitäten« veranlaßt; es spricht für die Qualität der Arbeit, daß sie heute, nachdem der Anlaß fast unserem Gedächtnis entschwunden ist, noch mit dem gleichen literarischen Behagen gelesen werden können wie zur Zeit ihres Erscheinens. Damals wirkten sie wie Schnaps nach schmalzigfetten Gerichten; jetzt als aromatischer Likör. — Dr. H. G. (Wien).

Der Bericht über den Vortrag lautete:

Im Saale des Kaufmännischen Vereinshauses las gestern Abend auf Veranlassung der Gesellschaft für ästhetische Kultur Karl Kraus, der ‚Fackel'-Kraus, aus seinem Werk vor. Zuerst die phantastische Skizze »Die Welt der Plakate«, in der die Gesamtheit der uns täglich und stündlich in die Augen fallenden Affichen die reale Welt verdrängt und den unglücklichen Beschauer zum Wahnsinn treibt; dann folgten Aphorismen. Aphoristische Geistesblitze zu verfassen ist bei einigem Training nicht schwer. Es gibt Leute, die täglich nach dem Frühstück ein Dutzend fabrizieren. Die Aphorismen von Kraus unterscheiden sich von gleichnamigen Erzeugnissen dadurch, daß sie nicht von der Freude am Geistreichen diktiert sind, sondern von dem glühenden Haß gegen das Philistertum in jeglicher Gestalt; und so gut hassen wie Kraus können nur wenige. Außer einigen Proben aus seinem Harden-Lexikon brachte der zweite Teil des Programms den Essay »Die chinesische Mauer« (der auch dem in der gestrigen Nummer besprochenen Sammelband den Titel gegeben hat). Es ist erstaunlich, wie Kraus es versteht, einen aktuellen Gegenstand, wie es der Mord der Elsie Siegel durch einen Chinesen war, aus der zeitlichen Sphäre journalistischer Aktualität zu heben und in den denkbar weitesten Rahmen großer Kulturzusammenhänge zu spannen. Die Vortragsweise Kraus', die zwar in der Verteilung der Höhepunkte unökonomisch verfährt, aber durch das energische Temperament und die eindringliche Überzeugungskraft von starker Wirkung ist, fand bei den Zuhörern vielen Beifall. — x.

Dem Herrn von der ‚Kleinen Presse' jedoch waren die

dreizehnhundert Hörer nicht genug; er stellte fest, der Saal sei nur halb gefüllt gewesen und tröstete mich damit, daß der »Antipode Harden, als er hier auf eigene Rechnung spielte, noch schlechtere Geschäfte gemacht« habe. Der Mann hatte den Ehrgeiz, in einer längeren Kritik zu beweisen, daß ich ein »glänzender Journalist«, aber »eben doch nur« ein dilettantischer Vorleser sei. Im Vortrag der Glossen, Satiren, Aphorismen sei ich zwar vortrefflich. Aber dort wo ich »in gedämpften, verhaltenen, wiegenden, singenden Tönen rede«, da gehe es nicht mehr. Und mit China habe ich auch Unrecht.

Diese Pamphletisten, die so geistreich sind, daß sie zuweilen schier nicht wissen, wohin mit ihrem Vermögen, geben eben doch nur sozusagen das Salz zur Suppe und in einem alten Lesebuch findet sich der Satz: Rindfleisch ohne Senf ist besser als Senf ohne Rindfleisch

Darum ist es gut, daß wenn einmal Senf nach Frankfurt kommt, gleich ein ganzer Ochs da ist. Tief enttäuscht ist der Kritiker von meinem Aussehen. Man hat sich nach meinen Schriften eine eckige, kantige Stirn vorgestellt und »sah erstaunt einen ganz andern Mann auf der Bühne, knochig von Gestalt u. s. w.«

Im Vergleich zu der einstudierten Schauspielerei Hardens eine angenehmere Erscheinung. Und doch auch eine Enttäuschung. Aber das kommt von dieser neuen Mode, die Literaten statt durch ihre Werke, persönlich sprechen zu lassen. Das kann immer nur eine oberflächliche Bekanntschaft zwischen Autor und Publikum geben, und manchmal sind beide Teile damit nicht recht zufrieden.

Sehr richtig. Natürlich wäre es besser gewesen, so einen Frankfurter wie diesen Frankfurter näher kennen zu lernen. Und ganz besonders bedaure ich solche Einbuße bei den dann kommenden Aachener Individualitäten, die das Malheur hatten, meine oberflächliche Bekanntschaft zu machen, ohne daß es mir vergönnt war, sie in der Nähe zu besichtigen. In Aachen, wo das Leben immer nur als eine Folge vergangener Freuden empfunden wird, fand ich eine ziemlich gedrückte Stimmung vor. Ein Bekannter warnte mich, die Bevölkerung sehe einer bangen Zukunft entgegen, ich sei in eine ungünstige Zeit hineingekommen, in der man besonders einem Mann, der direkt aus Frankfurt, der Stadt Ehrlichs, eintreffe, mit Mißtrauen begegnen müsse. Er sollte recht behalten. Aus Furcht, die Aachener könnten am Ende zum Unterschiede von den Frankfurtern meinen ethischen Folgerungen zustimmen, unterließ ich es, ihnen die »Chinesische Mauer« vorzulesen, aber ich fand sie kalt genug, um ihnen dafür

die »Entdeckung des Nordpols« zu bieten. Die Stelle: »Wie viele Pioniere des Gedankens waren verhungert und wurden ein Fraß jener wahren Bestien des Eismeers, deren bloßes Dasein die Sperre der geistigen Zone bedeutet!« brachte ich besonders stark zur Geltung. Die Worte: »Man hatte so lange den Walrossen Gedichte vorgelesen, bis sie schließlich die Entdeckung des Nordpols mit verständnisvollem Kopfnicken begleiteten«, rief ich in den Saal, und das Publikum applaudierte. Der liebenswürdige Vorsitzende der Literarischen Gesellschaft, der sich die größte Mühe gibt, die Bevölkerung zu literarischen Neigungen zu verführen, versicherte, daß die Aachener, die noch mit allen Autoren fertig geworden sind, mir einen Erfolg bereitet hätten. Ich glaubte es nicht, floh den Ort und tausend Flüche der Aachener Journalistik donnerten mir nach. Es war, als ob die schweigende Rache der Wiener Presse sich nach Aachen aufgemacht hätte, um dort wider mich zu zeugen. Das ‚Politische Tageblatt' (amtlich, unparteiisch) war noch gnädig:

Die Literarische Gesellschaft hatte den bekannten Satiriker und »Kulturkritiker« Karl Kraus aus Wien zu einem Vortrag aus eigenen Werken gewonnen. Schon lange vor Beginn füllte gestern Abend eine dichtgedrängte Menge den großen Erholungssaal, um den geistreichen Herausgeber der ‚Fackel' und Mitarbeiter des ‚Simplicissimus' von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Jedenfalls werden alle der Literarischen Gesellschaft für diese Gelegenheit dankbar sein. Ob aber der Vortragende selbst nicht vielen eine kleine Enttäuschung brachte? (Folgt eine Inhaltsangabe) .... Deutlicher kam des Dichters Absicht, die Schwäche der Mitwelt unbarmherzig bloßzustellen, in den nun folgenden Aphorismen zum Ausdruck. Es wäre verlorene Liebesmüh, über Recht und Unrecht dieser kühnen Geistesblitze mit dem Verfasser zu rechten und als Splitterrichter alle ihre offenkundigen Übertreibungen aufzuspüren (Folgen Zitate) .... Überhaupt die Zeitungen, Redakteure, Verleger, Journalisten, ja selbst das Papier, auf dem sie schreiben und drucken, scheinen Herrn Kraus sehr übel mitgespielt zu haben, denn jeder dritte Satz enthielt irgend einen mehr oder minder blutigen Seitenhieb auf die Presse, den »Kropf der Welt«. Sie ist sogar schuld daran, daß — — in Österreich die Schmetterlinge selten werden. (Folgt Inhalt von Desperanto) .... Dann mußten Cook und Peary, die Nordpolsucht der Menschheit und der Naturforschungstrieb im allgemeinen und besonderen herhalten, um der Menschheit ganzen Jammer auch von dieser Seite mit beißendem Spott zu übergießen. Ob aber Herr Kraus die Geißel auch noch so eifrig schwingt, die Masse, die er treffen will, lächelt ob seinem zornigen Übereifer und läßt ihm das eigenartige Vergnügen, sich an der bunten Welt zu reiben, »um zu sehen, ob die Farbe heruntergeht«. Sie freut sich an der blendenden Hülle, der geist- und pointenreichen Sprache seiner Satiren, den bitteren Kern der darin ver-

steckten Wahrheiten herauszuschälen, werden sich nur wenige Mühe geben. Viele seiner Satiren sind ja auch als bloße Humoresken genommen prächtige Stücke, die das Lesen lohnen.

Dagegen freute sich das klerikale ‚Echo der Gegenwart', daß die Aphorismen »mit eisigem Schweigen aufgenommen« wurden. Die andern »Sächelchen«, die »hätten sich unter wohlwollender Zuhilfenahme des Rotstifts zu ganz interessanten Zeitungsplaudereien zusammenschweißen lassen«. Ich hätte das Publikum »nicht so gelangweilt, wenn ich nur standfest bei der ‚Entdeckung des Nordpols' geblieben wäre«. »Die Polizei«, wünschte das Blatt, möge mir »mein edles Selbstbewußtsein erhalten«. Die liberale ‚Allgemeine Zeitung' war aber auch nicht faul und rief mir das Schimpfwort »Wiener Journalist« zu.

Diese Werke waren Feuilletons, die, wenn ich nicht irre, in der ‚Zeit' oder im ‚Neuen Wiener Tagblatt' schon längst die Druckerschwärze erlitten haben.... Beißender Hohn, stark mit Sentimentalität von der Donau gemischt, bisweilen vortrefflich glänzend, in der Form, aber doch nur Form, nichts von Inhalt. Am besten wohl war die Übersetzung aus dem Desperanto der Hardenschen Sprache in das gebräuchliche Deutsch. Aber die Einleitung dazu zeugte von dem bedauerlichen Ton eines fast neidisch zu nennenden Urteils über die deutsche Publizistik und ihre besten Vertreter. Auch die Aphorismen waren, wenn auch nicht neu, originell oder leicht, so doch recht bitter, namentlich die über die Presse, den »Kropf der Welt«. Über den Geschmack, das eigene Nest, auf dem man selbst lange Zeit gesessen, so herabzuziehen, läßt sich ja streiten. Aber vielleicht ist Herr Kraus auch gar nicht einmal im wahren Sinne des Wortes Journalist gewesen; man kann zu diesem Schlusse kommen; denn sonst hätte Herr Kraus — Aktualität ist das erste Erfordernis für einen Journalisten seiner Art — uns statt des Feuilletons über Cooks Entdeckung des Nordpols besser ein solches über Cooks jetzigen Rückzug und das Geständnis seiner Verrücktheit vorgelesen....

Es ist noch zu übertreffen. Während mich ein Frankfurter als dilettantischen Vorleser bezeichnet, meint der Aachener im ‚Volksfreund' (sozial) mit Recht, daß ich »im Gegensatz zu anderen Selbstschaffenden über eine anerkennenswerte Vortragskunst verfüge, die dem oft äußerst dürftigen Inhalt nicht wenig zu statten kommt«. Immerhin:

»Die Welt der Plakate«, eine übrigens recht frische Skizze, leitete die Vorlesung ein. Wenn sie auch auf Originalität weniger Anspruch erheben kann, so zählte sie doch zum besten des Abends. Das gleiche gilt von einer bunten Schar mehr oder minder geistreicher Aphorismen, welche des kristallen Schliffes nicht entbehren. Die

Feuilletonisten kommen bei Herrn Kraus nicht besonders weg. Schlechte Erfahrungen?

Auf diese Frage läßt sich der Kritiker nicht weiter ein, so wie man bekanntlich auch die schlechten Erfahrungen, die ein weiberfeindlicher Philosoph mit den Weibern gemacht haben mag, nur diskret andeutet.

Maximilian Harden zählt nicht zu den besten Freunden des Wiener Satirikers; mit besonderer Vorliebe karikiert er den bei aller Härte doch nicht ungenießbaren Stil Hardens; er ist eben etwas Persönliches und deshalb mißlingen auch die Versuche, ihn zu kopieren, wie sie ja Nanny Lambrecht — im Roman übrigens noch mehr deplaciert — unternommen hat....

Nachdem dies geschehen war, flog ich wie eine Motte ins Licht, nämlich nach Berlin. Die norddeutsche Provinz steht um so viel hinter der Hauptstadt zurück, als Wien hinter der österreichischen Provinz. In Prag und Brünn habe ich angenehme Tage erlebt, für die ich den Studenten, die mich eingeladen hatten, so dankbar sein werde, wie sie mir für die Abende. In Prag erhielt ich vor der Vorlesung von einem anonymen Warner die folgenden gutgemeinten und gutgedachten Verse:

An Karl Kraus

Vergiftet rinnt des Wissens Quelle
In Ketten liegt des Geistes Kraft,
Des Volkes Sinn in enger Zelle
Seufzt in des »Freien Druckes« Haft.

Das freie Wort aus freier Feder —
Einst Lehr' und Waffe, Nutz und Trutz —
Zum Schacher sank es, öd und öder —
Der Sprache Gold in tiefsten Schmutz!

Wo überzeugter Worte Brausen
Die Welt gewann, Tyrannen zwang, —
Da folgen kläffend die Banausen
Des Freibillets dem Zeilendrang.

Du hast's gewagt! Den Ekel zwingend
Hell aufgezeigt die Fratze stumpf,
Und mit der Fackel Leuchte dringend
Gewatet in dem Irrlichtsumpf.

Der Wiener Preßmob flennt von Hieben —
Ein Gott an Wissen und Talent,
Ein Vorbild, täglich abgeschrieben,
Dem, was bei uns sich »Presse« nennt.

O, flieh des Schmocktums Epigonen,
Wo, selbst im Abklatsch noch verzerrt,
Die Reinkultur der Pressedrohnen
Der reinen Luft den Weg versperrt!

Dein Wort, was solls im Kreis der Narren?
Entweih der Sprache Schätze nicht!
Schon reih'n sie sie an ihren Schmarren.
Hält man im Narrenhaus Gericht?

Lies in der Wildnis! Lies vor Tauben!
Den Aussatz flieh! Noch kannst Du flieh'n!
Sie werden sonst mit Deinem Glauben
Dich doch zum Mist herunterzieh'n!

Ich floh nicht, war aber entschlossen, etwas mehr Aphorismen über die Presse zu lesen und sie beim geringsten Widerspruch durch den Vortrag des Gedichtes zu ergänzen. Das blieb mir erspart. Ich gab aber bei den Aphorismen mimisch zu erkennen, daß ich einige ganz bestimmte Individualitäten im Saale suche. Eine von ihnen hatte meinem Vortrag in der ‚Bohemia' präludiert. Ein Feuilleton, »Die Atmosphäre des Hasses«, geschrieben von der Unfähigkeit zum Haß, geschrieben von der Begabung, mit vollem Namen anonym zu bleiben, hatte ebenso feige wie dreckige Anspielungen auf »den Prozeß« enthalten. Der Autor, der einst in Wien seine untätige Assistenz bei einer Aktion des Hasses gebüßt hat, wurde nicht in den Vortrag geschickt. Dafür ein Kollege, der wiederum auf dem Umweg über Berlin ein Prager Schmock geworden ist. Aber auch dieser Herr, der ehedem um seines literarischen Anstands gelobt wurde, erfüllte die Aufgabe, in den Vortragsbericht eine Anspielung auf »den Prozeß« hineinzunehmen. Diese armen Teufel, die völlig ahnungslos immer dorthin laufen, wo sie einen »Gegner« von mir wittern, tun mir schon heute so leid, daß ich am liebsten reelle Gelegenheiten für sie erfinden möchte, wo etwas gegen mich zu holen ist. Diese ist es nicht — rette sich wer kann. Ich habe gewarnt und will nicht, daß mir hinterher Vorwürfe gemacht werden. Wenn man nun aber anderseits bedenkt, daß die halbe Redaktion der ‚Bohemia' infolge eines anderen Prozesses, jenes, der einst auf Wiener Boden gespielt hat, befangen ist, daß die ganze von der Neuen Freien Presse abhängig, der Kritiker ein Liebling des Herrn Harden ist, und schließlich diesem auch in Prag einige Aphorismen und der Presse als ganzer sogar

viele gewidmet waren, dann muß man die folgende Rezension sehr anständig finden:

Karl Kraus in der Lesehalle

Er ist in seine zweite Periode eingetreten und die ‚Fackel' in ihren zwölften Jahrgang. Er ist auch nicht mehr der Fackelkraus allein. Er gehört zu den Autoren des Langen-Syndikats, und er protegiert den ‚Sturm' .... Er ist Sprachbildner, und er bereist die Städte zweier Monarchien. So kam er, ein Privatgelehrter, auch in unser melancholisches Prag.

Zum Anfang las er etliche jener Aphorismen, wie er sie eine Zeit lang in Masse produziert hat. Eine Zahl der witzigsten Perfidien ist darunter und ein ganzes Schock von Erkenntnissen, die einem tiefen Atemzug gleichen. Aber noch überwiegen die Aphorismen aus Incontinentia, aus eiliger Notdurft des Geistes, die Sprüche, die ein lästiges »Niesen des Verstandes« sind. Beim ersten denkt man an Schopenhauer, beim zweiten an Lichtenberg. Beim dritten an Saphir. Beim vierten jedoch an den unentrinnbaren Oskar Blumenthal (der ja gleichfalls von Bonhommie frei ist und Ranküne genug auf Lager hat). Auch der aphoristische Witz des Herrn Karl Kraus ist oft ein Wortwitz und lebt von Verzerrungen und Verschiebungen. Es ist ein Witz, der vergebens predigt, daß Kopfjucken keine Gehirntätigkeit sei. Wortwitz darf nur der Skeptiker treiben, der die Welt belächelt, der Zyniker, der die Welt begrinst, nicht der soi-disant Fanatiker, der verlangt, daß diese Welt ihn ernst nimmt.

Erst in dem großen Manifest, das Herr Kraus zuletzt gab, wurde die Wirkung unmittelbar. Dort, wo er aufhört, aus der Antithese ein Gewerbe zu machen, und wo er zu einem Pathos übergeht, das visionäre Glut hat. Er las nämlich seinen Artikel über die Ermordung der Elsie Siegel in Chinatown, einen Artikel, in dem er gegen die sexuelle Heuchelei und Qual aufschreit, und den er »Die chinesische Mauer« benennt. Hier stachelte er sich zur Ekstase, und hier schlug er mit dem Raffinement seines Vortrags durch.

Die Mittelstücke waren Humoresken, traumhafte Psychologien und Satiren — der »Biberpelz« (den man Herrn Kraus im Kaffeehause gestohlen hat), die »Welt der Plakate« und eine Glosse zur Justiz in Prostitutionssachen, das »Ehrenkreuz«. So oft es österreichisch wurde, brach das Publikum in schallendes Lachen aus, das Herr Kraus erst wehmütig, dann mit Hochgefühl entgegennahm. W.

Man sieht, daß der Mann nur durch Umstände verhindert war, ehrlich begeistert zu sein. Wenn man ihn schüttelt, wird er Belege für seine Erinnerung an Saphir und Blumenthal nicht beibringen können. Diese Leute sind auf die Vorbehalte dressiert. Dann kommt auf einmal die Begeisterung über sie, und so geschieht es, daß sie »erst« dem Schlußstück die »unmittelbare Wirkung« einräumen können und beim Mittelstück zugeben müssen, daß es schallende Heiterkeit erregt habe. Das ‚Prager Tagblatt' aber schrieb:

Karl Kraus, dessen gestrige Vorlesung in der »Lesehalle« eine Oase in der dürren Einförmigkeit unserer Vortragschronik bildete, hat die Anfänge seiner Popularität der kühnen Polemik zu danken, mit der er vor Jahren gegen geistige Werte anzukämpfen begann, die man in Wien sonst nur stillschweigend anzuzweifeln wagte. Er wirkte durch die Verwegenheit seines Streitrufes und die oft verblüffend witzige Form seiner Satire. Niemandem wäre es damals eingefallen, ihn für etwas anderes zu halten als einen oppositionellen Journalisten, der sich mit dem fast immer erfolgsicheren angreifenden Pathos des Minoritätsbewußtseins gegen die Mehrheit kehrt. Vielleicht trug die ungewollte Einsamkeit und Abgeschlossenheit, in die sich Kraus versetzt sah und die im Laufe der Zeit fast unentrinnbar wurde, dazu bei, daß er sein Schöpfertum lediglich der Negation zugute kommen ließ. Vielleicht auch war die Galligkeit seiner Natur schuld daran. Dann aber kam die Zeit, wo es Kraus vor der Gefolgschaft, die sich jedem Zerstörer ungebeten zugesellt, zu grauen begann und er seine Schriftstellerei vom Objekt unabhängig zu machen versuchte. Immer wieder verkündigt er jetzt, daß er kein Polemiker sei, daß es sich ihm nicht um persönlichen Angriff handle. In der Tat konnte man aus den Worten seiner letzten Jahre eine Art Weltanschauung erwachsen sehen: einen naiven Spiritualismus, der die Herrschaft des Geistes predigt und mit oft ungerechter Wut die Materie verwirft, der alle Gedankenarbeit, an der doch notwendigerweise ein Klümpchen Erdenschwere haften muß, wenn sie auch nur in irgend einer Beziehung fruchtbar sein soll, unbarmherzig ins Reporterhandwerk verweist. Seine Sprache, deren Eigenart und Vorzüge man anerkennen würde, auch wenn er sie nicht beständig im Munde führte, blitzt und schwirrt in den Zuckungen dieses unruhigen Geistes, der stets verneint. Intuitiv wachsen Gedanken aus ihr hervor, und dankbar genug anerkennt Kraus — diesmal in unbewußter Übereinstimmung mit tiefsten Denkern — die vom Individuum fast unabhängige Schöpferkraft der Sprache. Undankbar ist er nur gegen die Männer, welche ihr die Technik abgerungen haben, von der er auch ein Teil hat: wie es denn überhaupt sein Verhängnis ist, daß das Satiriker-Temperament immer wieder von der Stofflosigkeit, deren es sich so gern rühmt, abirrt und sich zum Angriff auf oft recht unbedeutende Gegenstände wendet.

Die »chinesische Mauer«, die er gestern vorlas, gehört darum zu seinen interessantesten Arbeiten, weil hier die Leidenschaft auf ein Gebiet sich ergießt, dessen Bestellung für die Menschheit immerhin eine wichtigere Aufgabe ist, als die Entrüstung über eine unschön stilisierte Lokalnotiz. Das spezifisch Journalistische an Kraus kommt hier kraftvoll zum Durchbruch. Ein Kriminalfall entzündet ihn. Unbeschwert von Voraussetzungen beginnt er Konsequenzen zu ziehen. Die Sprache flammt, die Sätze rasen und ballen sich zur Anklage gegen eine Sexualverfassung, die das geschlechtliche Sich-Ausleben unterbindet. Die Polemik, anfangs aufs Einzelne gerichtet, wächst ins Allgemeine, bäumt sich gegen einen ganzen Erdteil, eine ganze Kultur und strahlt schaurig in verzehrender Weißglut. In solchen Momenten überkommt den Analytiker das Pathos eines Schöpfers.

Auf anderem Niveau steht die satirische Skizze »Das Ehrenkreuz«.

deren witzige Logik schon, als die Glosse vor Jahren in der ‚Fackel' erschien, heiteres Aufsehen erregte. Feuilletons, in denen sich die Melancholie und der Pessimismus vor karikaturistischer Weltbetrachtung zum guten Teil verflüchtigen, sind »Die Welt der Plakate« und der »Biberpelz«. Vorausgeschickt wurde eine Reihe von Aphorismen, deren Pointen, soweit der Witz die Tiefe verdeckte, volles Verständnis fanden. Dem Vortragenden dürfte es aber — übrigens die Tragik jedes Originellen — nicht entgangen sein, daß die Hörer gerade zum Wertvollsten und Ernsthaftesten den Weg nicht fanden.

Eine Überraschung war die äußere Form der Vorlesung. Kraus ist ein vortrefflicher Sprecher, dessen kühles und scharfes Organ sich schmiegsam in die Ironie eingräbt, aber mit schöner, voller Stärke auch dem Pathos folgt. Die Hörerschaft, die den Saal der »Lesehalle« dicht füllte, begrüßte Kraus mit erwartungsvoller Sympathie und dankte für die Vorlesung mit stürmischem Beifall. st.

Solch redliches Urteil wäre gewiß auch vor der Stelle, wo es die »Stofflosigkeit« und die »unbedeutenden Gegenstände« in Widerspruch bringt, zur Einsicht zu bringen. Es würde den schöpferischen Segen im Fluch der Realität spüren, und nicht im Format des Anlasses.

‚Deutsches Abendblatt':

Karl Kraus, der vorgestern als Gast der Lesehalle hier vortrug, gilt den Leuten, die auch ohne die ‚Fackel' die Druckfehler der ‚N. Fr. Presse' entdecken, als der verschmockteste Schmock von Wien .... Im übrigen ist der Fackelkraus ein ganz ungefährlicher Herr. Er hat zwar vor Jahren eine brandrote Zeitschrift gegründet, um seine weltbewegenden Ideen zum Ausdruck zu bringen; Herr Feigl vom ‚Extrablatt' und Herr Hirsch von der ‚Presse' müssen »vor Wut platzen«. Aber er entthronte diese Größen nicht .... Durch solche Mißerfolge verstimmt, verlegte sich Kraus auf die Philosophie und prägte »geistvolle Antithesen« .... Außerdem schrieb er über weltbewegende Ereignisse, so z. B. über die Entwendung eines Pelzes im Kaffeehause, allerhand Paraphrasen — die Geschichte »Der Biberpelz«, die er vorgestern im mystischen Halbdunkel las. Die Vorlesung war ausgezeichnet besucht, und das Publikum klatschte lebhaft. Karl Kraus hat es selbst gesagt: »Je größer der Stiefel, desto größer der Absatz.«

In Brünn, wo ich gleichfalls außerhalb des Programms das »Ehrenkreuz« lesen mußte, schrieb der ‚Mährisch-schlesische Korrespondent':

... Mit den Humoresken und Satiren erzielte der Vortragende die nachhaltigste Wirkung und den größten Erfolg des Abends. Die Vorlesung wurde hier stellenweise von dem homerischen Gelächter, das sie im Publikum auslöste, unterbrochen ...

Der ‚Tagesbote aus Mähren und Schlesien':

(Dr. St.) Im kleinen Festsaal des Deutschen Hauses. Eine spanische Wand verbindet das Künstlerzimmer mit dem Vortrags-

podium. Hinter dieser spanischen Wand kommt Karl Kraus heran, ungesehen vom Publikum, um plötzlich das Podium zu besteigen. Er ist mit einemmal da, im Lichtkreis der Lampe, verbeugt sich kurz und beginnt, nachdem er noch längere Zeit an der Beleuchtung gebessert hat, seine Aphorismen zu lesen. Das ist wie ein unerwarteter Angriff. Ein Pfeilregen ins Publikum. Und man ist noch über dieses plötzliche Losstürzen so verblüfft, daß man die ersten Aphorismen kaum erfaßt. Ich weiß nicht, ob es überhaupt ein glücklicher Einfall ist, Aphorismen zu lesen. Aphorismen sind das Gewürz in der Küche des Geistes. Hier und da ein Körnchen, aber nicht gleich eine ganze Handvoll. Und dann: keine noch so vollendete Vortragskunst kann das Satzbild ersetzen. Die Antithese ist immer wirksamer, wenn man sie auch sieht, die chiastische Stellung will in der typographischen Anordnung erblickt werden. So geschieht es, daß gerade die besseren und feineren dieser »Sprüche und Widersprüche« nicht ganz verstanden werden und nur jene zu voller Wirkung kommen, die sich zum Wortwitz neigen. Man muß aber sagen, daß selbst diese nicht den Armeleutegeruch an sich haben, der sonst am Wortwitz haftet, daß sie mit ungewöhnlicher Brillanz sprachliche Meisterschaft verraten. Den Reigen dieser Aphorismen begleitet also abwechselnd nachdenkliches Schweigen oder — besonders dort, wo die Knappheit des Ausdrucks das Verständnis erleichtert — zustimmendes Lachen. (Folgen Zitate) .... Und Karl Kraus schmunzelt zum Vergnügen des Publikums. »Nun, ich gefall' mir selber gut«, wie die Bettina von Arnim sagte. Auf die Aphorismen folgt eine Satire: »Der Biberpelz«. Eine geistreiche, witzige Satire mit blendenden Wendungen und einer Menge feiner Züge zur Psychologie des Wiener Kaffeehauses. Aber aus einer großen Verbitterung herausgewachsen. Man hat Karl Kraus jahrzehntelang totgeschwiegen und übersehen, daß Männer wie er zu den Notwendigkeiten einer Kultur gehören. Er ist ein Gärungserreger, ein Spaltpilz, ein Zersetzer, ich glaube, wenn er ein Glas Wasser scharf anschaut, zerfällt es in Wasserstoff und Sauerstoff. Er hat sicher elektrische Ströme in sich. Seine schwefelsäurehältige Intelligenz frißt Brandflecke in alle öffentlichen Meinungen. Und das ist gut: man sieht sich veranlaßt, sie manchmal zu wechseln. Er hat etwas von Talleyrand an sich, ist zugleich enfant terrible und Pritschenmeister. Und er ist eitel wie Talleyrand und alle sehr geistreichen Leute. Ich glaube, wenn man ihn rechtzeitig anerkannt hätte, wäre er zahmer geworden. Jetzt geht es ihm manchmal nach einem Hebbelwort: »Der Mensch verwandelt ein kleines Recht dadurch, daß er es zu eifrig verfolgt, sehr oft in ein großes Unrecht.« Siehe den Fall Harden. Karl Kraus ist eine seltsame Mischung. Diese spanische Wand vom Künstlerzimmer zum Vortragstisch gibt zu denken. Sie ist das Symbol einer Schüchternheit: dem Autor der putzigsten Aphorismen und Satiren ist es unangenehm, auf dem kurzen Weg zum Podium vom Publikum beobachtet zu werden. Das spricht nicht für Gleichgültigkeit gegen Urteile, nicht für eine vollkommene Jägersicherheit. So ist in seinem Wesen Durchschlagskraft und Kleinlichkeit, Schüchternheit und Bissigkeit gemengt. Und ich meine, wenn Karl Kraus nicht sehr boshaft sein müßte, so wäre er vielleicht sehr gutmütig. Er hat im Grunde ein gutes Herz. Aber er

verhärtet es, wenn man nicht anerkennt, daß er ein gefährlicher Mensch ist. Alles das liest sich zwischen den Zeilen der Satire »Der Biberpelz«. Mit der »Welt der Plakate« gab er dann noch eine Groteske auf die Reklameorgien unserer Tage, auf das unerträgliche Geschrei aus allen Winkeln und von allen Wandflächen unseres Alltages. Die zweite Abteilung brachte den Essay »Die chinesische Mauer«. (Folgt eine längere Darstellung des Inhalts) . . . . Wir haben hier keine Besonderheit des Christentums. Aber wenn Karl Kraus seine wütende Anklage liest, dann wirkt die Kraft einer ehrlichen Überzeugung. Die geballte rechte Faust, die auf dem Tisch liegt, in der grellen Beleuchtung der Lampe, zittert vor innerer Erregung. Er ist von der Macht seiner Worte, vom Rhythmus seiner Sätze, vom rasenden Tempo seiner Gedanken fortgerissen. Und zur Meisterschaft der Sprache gesellt sich die Meisterschaft des Vortrages, der über alle Mittel der Technik verfügt. Ich weiß nicht, warum Karl Kraus so besonderen Wert darauf legt, festzustellen, daß er keinen dramatischen Unterricht genossen hat. Jedenfalls ist dann diese Beherrschung aller Töne und Tempi, diese Plastik und Schwungkraft umso erstaunlicher. Und diese vollendete Vortragskunst trug nicht wenig zu dem außerordentlichen Erfolg des Autors bei, für dessen interessante Bekanntschaft wir der Neuen akademischen Vereinigung, die zu einem ihrer besten Abende zu beglückwünschen ist, dankbar sein müssen.

Die Stelle über den dramatischen Unterricht bezieht sich darauf, daß ich einen der Veranstalter ersucht hatte, vor dem Publikum eine peinliche Zeitungsnachricht richtigzustellen. Die Schmach, die Wirkung der Chinesischen Mauer einem von Herrn Strakosch überkommenen dramatischen R zu verdanken, hätte ich nicht überlebt.

In Wien sollte ich — im großen Saale der »Urania« — am 6. Januar lesen. Die für den 28. Dezember im Bösendorfer-Saal geplante Vorlesung konnte nicht stattfinden. Infolge plötzlicher Indisposition des Besitzers. Er hatte erklärt, daß in seinem Saale überhaupt keine Vorträge stattfinden können, nie stattgefunden haben und nie stattfinden werden — alle künftig stattfindenden sind Ausnahmsfälle —, und er hat, nachdem ich vergebens bestürmt worden war, ein Einsehen zu haben und auf die Wiener Rücksichten Rücksicht zu nehmen, den Saal tatsächlich an keinen Autor, sondern an einen Musikanten vermietet. Vor drei Jahren – erinnerte ich mich — als ich noch nicht ans Vorlesen dachte, hatte sich der damalige Direktor des Saales um mich als Vorleser beworben. Es wäre sympathisch, sagte ich mir, wenn jetzt das Gericht zu prüfen hätte, ob hier ein unwiderstehlicher Zwang vorliegt. Jedenfalls liegt eine Wiener Tatsache vor. Aber das kommt davon, sagte ich mir,

wenn die Saalinhaber Patrizier sind und die Patrizier mit den Preßleuten Tarock spielen. Man darf es nicht auf sich beruhen lassen und einfach den andern Saal beziehen, den die Konzertagentur einem zuweist. Denn, sagte ich mir, wie leicht könnte im letzten Moment auch die »Urania« absagen, weil dem Direktorium unwohl geworden ist. Diese Stadt hat ihr eigenes Klima und in dieser Jahreszeit muß man sich vor den Influenzen hüten. Ich hoffte indes das Beste, lachte mich wegen meiner Besorgnisse aus und war mir klar darüber, daß ich die Gesundheitsverhältnisse der »Urania« nur zum Vergleich herangezogen hatte. Die »Urania« ist ein junger rüstiger Verein, während Herr Bösendorfer ein alter Leser der Neuen Freien Presse ist. Und ich hatte es ja schwarz auf weiß, daß ich am 6. Januar im großen Saale der »Urania« lesen werde, genau so wie ich den Bösendorfer-Saal schwarz auf gelb — — Ja, da hatte sich irgend etwas verfärbt. Und das Telephon klingelte. »Zu meinem größten Bedauern muß ich Ihnen mitteilen, daß die Urania — —« »Wie, ist sie krank?« »Nein«, erwidert der Agent eines Agenten, dem ein Agent den Saal unwiderruflich für den 6. Januar vermietet hatte, »aber sie hat nicht gewußt — sie veranstaltet übrigens nur Vorträge im eigenen Wirkungskreis, sie will keine Konkurrenz und überhaupt war der Vermieter nicht berechtigt, den Saal zu vermieten, weil er schon vorher anderweitig vermietet war ...« Wäre es wahr, so läge eine Unregelmäßigkeit vor, die in dieser vielgeschäftigen Welt der Konzertagenturen möglich ist. Aber ich glaube an die Gewissenhaftigkeit der Agenten und zweifle an der Aufrichtigkeit der Saalinhaber. Der Saal war nicht zweimal vermietet; aber daß man die Schlamperei als Vorwand benützt, um sich gegen das Recht zu schützen, entbehrt nicht des ethnographischen Reizes. Die notorische Mißwirtschaft dient der Feigheit als Argument. Aber lieber als mein Recht verlange ich jenen Mut zur Feigheit, der in Wien längst abhanden gekommen ist. Wenn diese liberalen Gönner und Volksbildner geständen, sie seien nicht bloß Saalvermieter (als die sie mich ausschließlich interessieren), sondern auch Pächter der journalistischen Gnade, so bin ich der letzte, der ihre Gastfreundschaft in Anspruch nimmt, und der erste, der sie auf der Straße nicht grüßt, um ihnen nicht zu schaden. Um sie aber zum Geständnis zu bringen, muß ich künftig selbst und nicht durch einen entfernten Vermittler, den ich zur

Klage nicht zwingen kann, die Verträge schließen, die sie brechen wollen. Außerdem brauche ich auch einen Saal zum Vorlesen. Der Charakter der Herren ist Nebensache. Ich lasse ja gern eine Zeitlang mit mir spielen; aber schließlich wird mir das Farbenspiel zu bunt. Immer dasselbe, und man müßte doch schon wissen, daß ich in einem Relativsatz Gesinnungen, soziale Bestrebungen, öffentliche Rücksichten und rücksichtliche Öffnungen so schmerzvoll entblößen kann, daß kein Leitartikel mehr Trost verleiht. Ich brauche einen Saal, um vorzulesen. Denn um Erfahrungen zu machen, dazu ist die Saison zu weit vorgeschritten. Auch halte ich es für eine Ehrenpflicht, die Neue Freie Presse, die infolge eines Versehens die Ankündigung meines Vortrags gebracht hat, nicht zu desavouieren. Sie soll nur lügen, wenn sie schweigt!

Samuel Lublinski

geboren zu Johannisburg in Ostpreußen 18. Februar 1868
gestorben zu Weimar 26. Dezember 1910

Der Tod hat ein geistiges Leben erwürgt, das innerer Bedeutung überreich, äußerer Erfolge arm war, weil die Macht der Erkenntnis und der Zwang zur Wahrheit eine Welt der Mittelmäßigkeit beleidigte. Aber nicht ihr hat es gelebt, und darum wird es fortleben.

Otto Stoessl.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Veranstaltungen der Konzertdirektion **Albert Gutmann**

BÖSENDORFER-SAAL

Vorlesung KARL KRAUS

28. Dezember 1910, abends 1/2 8 Uhr

wegen Verhinderung durch den Vermieter abgesagt

GROSSER URANIASAAL

Vorlesung KARL KRAUS

6. Jänner 1911, abends 1/2 8 Uhr

wegen Verhinderung durch den Vermieter abgesagt

Karten in Gutmanns k. u. k. Hofmusikalienhandlung

LUDWIG SPEIDEL

HEILIGE ZEITEN

DER SCHRIFTEN DRITTER BAND

Bei Meyer und Jessen, Berlin 1911

OTTO STOESSL

EGON und DANITZA

ERZÄHLUNG

Georg Müller, München und Leipzig 1911

OTTO SOYKA

DER FREMDLING

ROMAN

Albert Langen, München 1911

In Vorbereitung:

Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen

Gesammelte Essays von KARL HAUER

VERLAG JAHODA & SIEGEL, WIEN

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

HERAUSGEGEBEN von HERWARTH WALDEN

Erscheinungstag: Donnerstag

Einzelbezug: 10 Heller — Jahresbezug: K 5.— Halbjahrsbezug: K 2.50
Vierteljahrsbezug: K 1.25. — **Probenummern kostenlos durch den Verlag**
DER STURM. Halensee-Berlin, Katharinenstraße 5

DER STURM ist in **Wien** in der Tabaktrafik **N. Dischendörfer, Franz Josefskai 5** und in der Trafik **Alserstraße 65** erhältlich

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)

versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

DIE FACKEL

Herausgeber **KARL KRAUS**

erscheint in zwangloser Folge

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	K 4.50
	36	„ „	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	Mk. 4.—
	27	„ „	„ 6.—
	36	„ „	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig
Doppelnummer in Österreich 60 Heller, in Deutschland 50 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

INHALT der vorigen Doppelnummer 311/312, 23. November 1910: KARL KRAUS: Der Freiherr / FRANZ MEHRING: Ein Fürst der Gecken / OTTO STOESSL: Die morgenländischen Märchen / HUGO WOLF: Gedichte / SAMUEL LUBLINSKI: Der tragische Mensch in der modernen Literatur / ALBERT EHRENSTEIN: Mitgefühl / BERTHOLD VIERTEL: Neue Menschen / Selbstanzeige / KARL KRAUS: Glossen

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus

Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

AP
30
F32
Nr.293-
314

Die Fackel

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY